UEBERLIEFERUNGEN ZUR GESCHICHTE UNSERER ZEIT. - AARAU, SAUERLÄNDER 1817-23

Johann Heinrich Daniel Zschokke

Digitized by Google

44. E. 7.

MENTEM ALIT ET EXCOLIT

K.K. HOFBIBLIOTHEK
ÖSTERR. NATIONALBIBLIOTHEK

44. E. 7

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geſchichte unſerer Zeit.

Jahrgang 1820.

Januar-Heft.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

KAISERLICHE KOENIGLICHE HOFBIBLIOTHEK
WIEN

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geſchichte unſerer Zeit.

Geſammelt

von

Heinrich Zſchokke,

Mitglied des großen Rathes und Oberaufſeher der Forſten und Bergwerke
im eidsgenöſſiſchen Freiſtaat Aargau.

Jahrgang 1820.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der gelehrte Bramine Rammohon-Roe in Calcutta, der Stifter einer neuen Religionsſekte unter den Hindoos.

In einigen Nachrichten über dieſen merkwürdigen Reformator ſeines Volks, welche der Miſſionar Hr. Deokar Schmid, aus Madras unterm 10. Auguſt 1818 dem Hrn. Dr. Knapp in Halle überſchrieb, und die im neueſten (vierten Jahrgangs viertes Heft) Stück des in Baſel gedruckten Magazins für die neueſte Geſchichte der evangeliſchen Miſſions- und Bibelgeſellſchaften mitgetheilt werden, äuſſert Hr. Schmid die Hoffnung, da er im Begriff ſtehe, nach Calcutta zu reiſen, bald genauere und vollſtändigere Berichte über dieſe, die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmende Erſcheinung ſenden zu können. Solche finden ſich inzwiſchen in einer Notiz über das Leben und die Schriften des gelehrten Braminen und über ſeine Sekte, welche Hr. d'Acoſta, ein in den Sprachen, der Geſchichte und den Alterthümern Indiens bewanderter Aſiate, der auch gegenwärtig den Times von Calcutta herausgibt, unterm 8. Nov. 1815 geſchrieben und an den Hrn. Biſchof Gregoire geſandt hat, aus deſſen Chronique religieuse (Vol. 3. no. 16 et 17) vom 12. Nov. 1819 ſie hier mit einigen Abkürzungen überſetzt folgen.

Rammohon-Roe-Banoudjia iſt ein Sohn von Ram-Hant-Roe und ein Enkel von Roe-Bri-Binad. Der letztere lebte zu Mourchedabad, bekleidete wichtige Stellen unter den Mongolen, ward aber gegen das Ende ſeines Lebens von der deſpotiſchen Regierung mißhandelt; dies bewog den Sohn Ram-Hant-Roe, ſeinen Aufenthalt in der Landſchaft Bordouan zu nehmen, wo er ein anſehnliches Grundſtück von der engliſchen Regierung zu Lehen empfing. Rammohon-Roe ward in Bordouan um das Jahr 1780 geboren. Den erſten Unterricht erhielt er im väterlichen Hauſe, wo er auch die perſiſche Sprache erlernte; um die arabiſche zu lernen, ward er nach Patna, und zu Erlernung der Sanſkritſprache ſpäter nach Calcutta geſandt. Durch ſeine Lehrmeiſter in Patna erhielt er Kenntniß von einigen ins Arabiſche überſetzten Werken des Ariſtoteles und Euklides. Wahrſcheinlich waren es theils der Inhalt dieſer Bücher, theils die vertraute Bekanntſchaft, welche er früh mit einigen von ihm hochverehrten Muſelmännern zu machen im Fall war, die zuerſt ſeinen Glauben an die Religion der Braminen erſchütterten, und ihn veranlaßten, auch andere Religionsſyſteme ſeiner Prüfung zu unterwerfen. Die Abſicht ſeiner Lehrer war dies wohl keineswegs geweſen; denn obgleich geiſtreiche und wohlunterrichtete Muſelmänner in Indien angetroffen werden, ſo ſind ſie doch ohne Ausnahme alle in Religionsſachen ſehr unduldſam. Als neunzehn- oder zwanzigjähriger Jüngling glaubte er an keine der drei ihm vor Augen liegenden Religionen, weder an die muhamedaniſche,

noch an die chriſtliche, noch an die der Hindoos. Vom Engliſchen verſtand er damals noch wenig, und dieſes Wenige hatte er aus ſich ſelbſt gelernt. Die Furcht vor ſeinem Vater hielt ihn zurück, ſeine Ueberzeugungen offenbar werden zu laſſen. Einige Rügen, die ihm dieſer zu Theil werden ließ, machten ihn glauben, es habe derſelbe dennoch einigen Verdacht geſchöpft; dieſer gute Mann war aber ſo von Herzen Hindoos, daß er ſich von dem Unglauben ſeines Sohnes und den Beweggründen deſſelben gewiß keine Vorſtellung machen konnte, ſo daß er, was ihm an dieſem auffallend war, ohne Zweifel nur für jugendliche Uebereilung hielt. Es muß inzwiſchen bemerkt werden, daß er dem Sohne eine dortzuland ſehr ausgezeichnete Erziehung gab. Er ſelbſt, an einem muhamedaniſchen Hofe erzogen, beſaß eine vorherrſchende Neigung für das, was den Jüngling den alten vielmehr als den neuen Eroberern Indiens empfehlenswerth machen konnte, und der Sanſkrit-Unterricht, welchen er ihm ertheilen ließ, beabſichtigte einzig nur ſeinen Braminenrang zu bewahren. Ram-Hant-Roe ſtarb bald nachher, ums Jahr 1804 oder 1805 nämlich, nachdem er zwei Jahre vor ſeinem Tode, um jeden Anlaß des Streites zu verhüten, ſein Vermögen unter ſeine drei Söhne getheilt hatte. Bald ſtarb auch der ältere Bruder, wodurch der zweite, Rammohon-Roe, nun der erſte ward, und bald auch der einzige überlebende blieb. Von da an ging dieſer, wie es ſcheint, mit ſeinen Reformationsplanen um; er zog aus Bordouan weg, wo er ſich überhaupt nie lang aufgehalten hatte, und begab ſich nach Mourchedabad, wo er in perſiſcher Sprache, mit einer arabiſchen Vorrede, ein Buch mit der Aufſchrift: Gegen die Abgötterei aller Religionen, herausgab. Niemand trat auf, ihn zu widerlegen, wohl aber erzeugte er ſich durch ſeine Schrift zahlreiche Feinde unter den Muſelmännern und unter den Hindoos, die ihn nöthigten, ſich im Jahr 1814 nach Calcutta zu flüchten. Dieſer Schritt kann zum Maasſtab der britiſchen Macht in Indien dienen; denn alle bis dahin von Rammohon-Roe bewohnten Landſchaften ſtanden gleichmäßig unter britiſcher Herrſchaft, nicht aber eben ſo unter dem Einfluß britiſcher Sitten. In Calcutta vervollſtändigte er ſeine Kenntniß der engliſchen Sprache durch Leſen und Umgang; ein engliſcher Sprachlehrer, Namens Pritchard, gab ihm einigen Unterricht im Lateiniſchen, und ein Deutſcher von philoſophiſchem Geiſt, Namens Makay, ertheilte ihm Unterricht in der Mathematik. Er kaufte ſich einen Garten und ein auf dem Circular Read, am öſtlichen Ende der Stadt auf europäiſche Weiſe erbautes Haus. Es gelang ihm, ein Dutzend ſeiner Mitbürger, alle durch Stand und Reichthümer ausgezeichnet, für ſeine religiöſen Anſichten zu gewinnen, und mit ihrer Hilfe ſtiftete er eine Sekte, die bereits ungefähr ein Tauſend Schüler ſtark ſein mag. Er gab ihr nicht nur den gefälligen Namen der Unitarier, ſondern erklärte auch, um die Europäer ſich gewogen zu machen, er halte ſich ausſchließlich an die Sittenlehre des Evangeliums. Die Anhänger dieſer Sekte verſammeln ſich alle Sonntage bei Rammohon-Roe, wo ſie zuſammen ſpeiſen und zu Ehren des einen wahren Gottes ſanſkritiſche oder bengaliſche Hymnen ſingen. Rammohon-Roe iſt der achtungswürdigſte unter ihnen, und vielleicht der Einzige, der wahre Achtung verdient. Die Andern ſind wenig bekannte Leute, mit Ausnahme

eines gewiſſen Kamo, der ein bordreicher Mann und großer Liebhaber geiſtiger Getränke iſt. Man wird ſich leicht vorſtellen, daß die den Vedah's ergebenen Hindoos ſich der Neuerung zu widerſetzen verſucht haben. Rammohon-Roe hat verſchiedentliche Angriffe erlitten; aber ſein Geiſt, ſeine Entſchloſſenheit, ſeine Kenntniſſe und ſein Reichthum haben ihn vor der Kaſten-Ausſchlieſſung (hors-caste) bewahrt, die eine Art Achterklärung iſt, welche ſeine Mitbürger gern gegen ihn ausgeſprochen hätten, und die ihn alles Umgangs, ſelbſt mit ſeiner Gattin und mit ſeinem einzigen Sohne, berauben würde. Es darf übrigens nicht unbemerkt bleiben, daß der eifrige Reformator ſo vorſichtig und gewandt iſt, daß er täglich eine Anzahl Braminen zu Gaſt bittet, die dadurch in den Fall geſetzt werden, ihn unter allen Umſtänden vertheidigen zu müſſen, indem jeder, der auch nur einmal mit ihm geſpeiſet hat, in einer von ihm verſchuldeten Achterklärung einbegriffen ſein würde.

Gewiß iſt, daß, wie groß auch Rammohon-Roe's Verdienſte ſein mögen, doch wohl in ganz Indien kein einziger Bramine ſich findet, der weniger Bramine und Hindoos wäre, als er iſt; und daß Tauſende von Betrogenen, denen die Strafe der Kaſtenausſchlieſſung zu Theil ward, ſich gegen ihre Nationalreligion ungleich weniger verſchuldet haben, als er that. Wohl wiſſend, daß die Jugend für Neuerungen aller Art die meiſte Empfänglichkeit beſitzt, hat Rammohon-Roe auf eigene Koſten eine Schule errichtet, worin bei fünfzig Schüler in der engliſchen und Sanſkrit-Sprache und in der Erdbeſchreibung Unterricht erhalten. Wie ſchwach auch dieſe Anfänge und Grundlagen einer Reform ſind, ſo iſt jedoch ſehr wahrſcheinlich, daß ſie, unterſtützt durch den europäiſchen Einfluß, und vorzüglich durch die Druckerpreſſe, etwas früher oder ſpäter ihren Zweck erreichen werden. Die Kaſten-Unterſcheidung iſt es zunächſt, gegen die Rammohon-Roe ſeine Angriffe zu richten ſcheint, und er legt darin einen Beweis ſeines richtigen Urtheiles zu Tage. Man kann jenen Unterſchied für das Ciment der Vielgötterei und der übrigen Irrthümer Indiens anſehen; ſobald daſſelbe verſchwindet, wird auch aller übrige hindoos'ſche Aberglaube der Vernunft Platz machen. Die höchſt ungemeſſene und aufs Aeuſſerſte getriebene Kaſteneintheilung iſt die Hauptſtütze des Indianismus, weil ſie ihn mit der ganzen Lebensweiſe und allen häuslichen und perſönlichen Verhältniſſen aufs innigſte verſchmilzt. Man weiß, daß auch in den europäiſchen Inſtitutionen der Einfluß dieſer fehlerhaften Grundlage noch vielfältig angetroffen wird. Die Legitimität, als unbedingte Regel betrachtet, der Erbadel und die Majorate ſind anders nichts, oder ſie ſind ihre noch ſchwer auszurottenden Ueberbleibſel.

Der Zeit, und ſeines Standortes, und der Menſchen Rechnung tragend, die er aufklären will, beſtreitet der Braminen-Reformator die Kaſten nicht durch Vernunftſchlüſſe, die keinen Eingang fänden, ſondern durch das eigene Anſehen der Vedah's, die er in Ehren hält, und nur auslegen und erklären will. In ſeinem ganzen Thun und Laſſen vorſichtig, erlaubt er ſich nichts, was den Vorurtheilen ſeiner Mitgenoſſen allzuanſtößig ſein, oder hinlänglichen Grund für ſeine Ausſchlieſſung darbieten konnte. Immerhin jedoch ſetzt er ſich über manche Kleinig-

keiten hinweg. Er trägt kein Bedenken, ſich neben einen Europäer zu Tiſche zu ſetzen. Er ladet ſelbſt bisweilen Europäer zu ſich ein, und bedient ſie nach ihren Sitten. Allein weit entfernt, auf ſeine Braminenwürde zu verzichten, gründet er vielmehr ſein Vorhaben auf dieſelbe, indem er erklärt, als Bramine verpflichtet zu ſein, ſeinen Landsleuten den wahren Sinn und die wirklichen Gebote ihrer heiligen Bücher auszulegen. Er ſetzt einen großen Werth darauf, das Vorurtheil zu zerſtören, welches die verſchiedenen Kaſten gemeinſam zu ſpeiſen hindert. Er behauptet, dieſe Neuerung müſſe große und wichtige Ergebniſſe herbeiführen, und auch auf die Verbeſſerung der politiſchen Zuſtandes ſeiner Landsleute wohlthätig einwirken. Gewöhnlich läßt er alle ſechs Monate eine kleine Schrift ausgeben, worin er ſeine Lehre von den göttlichen Dingen (son système de théisme) entwickelt, und die Angriffe beantwortet, welche in Flugſchriften, die zu Calcutta und Madras erſcheinen, gegen ihn geſchehen ſind. Dieſe Polemik macht ihm Vergnügen, und obgleich ihm weder philoſophiſcher Geiſt noch Kenntniſſe mangeln, ſo ſind es doch vorzugsweiſe die dialektiſchen Formen, in denen er als Streiter glänzt, und er ſcheint den Vortheil recht gut zu kennen, welchen ihm dieſe Geſchicklichkeit, den Methodiſten gegenüber, deren einige ihn zu bekehren ſuchten, verleiht. Er hat ſeine polemiſche Kunſt aus der Logik der Araber geſchöpft, die er jeder andern vorzieht, ſo wie er hinwieder auch behauptet, in den Büchern der Europäer nichts gefunden zu haben, das der ſcholaſtiſchen Philoſophie der Hindoos gleich käme. Daß ein durch Einſichten ſo weit über ſeine Landsleute emporſtehender Mann ihnen auch in ſeiner Lebensweiſe nicht gleichen werde, mag man ſich leicht denken. Wirklich nimmt er nicht nur an keinerlei abergläubiſchen Gebräuchen Theil (welches noch kein großes Verdienſt wäre, da es leicht auch unrühmliche Urſachen haben könnte), ſondern was viel wichtiger iſt, ſeine Reden, ſeine Handlungen und ſein ganzes Betragen verkünden die perſönliche und innere Würde des Mannes, während Karakterſchwäche und Niederträchtigkeit nur allzugemeine Kennzeichen der Hindoos ſind. Gleich dieſen, von einem Geiſte der Ordnung, der Sparſamkeit und der Würdigung des Geldwerths beſeelt, welchen die kaufmänniſche Erziehung ihnen ertheilt, ſcheint jedoch die Vermehrung ſeines Vermögens keineswegs ſein Hauptſtreben zu ſein: es beſteht dieſes Vermögen in ererbten Grundſtücken, und er gibt ſich mit keinerlei Handelsverkehr ab, den er ſeinem Reichthum, wie ſeinem Braminenſtande gleich unanſtändig achten würde. Von ſeinen Schriften zieht er keinerlei Geldvortheil, und wenn er auch für Anſehen und Auszeichnung nicht gleichgültig iſt, ſo würde er doch eine bloß einträgliche Stelle von der Regierung nicht annehmen, und noch weniger wird er je Nachwerbungen um irgend ein Amt machen. In jene Verſuchung dürfte er jedoch ſchwerlich geſetzt werden; die gegenwärtigen Machthaber ſeines Landes können es ihrer Staatsklugheit nicht angemeſſen achten, einen Mann von ſo gebildetem Geiſte hervorzuziehen, der offen genug iſt, um in ſeinen Geſprächen, halb in Ernſt und halb in Scherz, deutlich auszuſprechen, was er für ſeine Landsleute alles gern thun möchte. Er ſteht zwar mit mehrern durch Rang und Verdienſte ausgezeichneten Europäern in freundſchaftlichen Verbindungen, ſcheint aber keine

anderweitigen Verhältniſſe zu ſuchen. Seit einem oder zwei Jahren geht er ſeltener, als vorhin, in Geſellſchaft.

Rammohon-Roe hat ſein vierzigſtes Jahr noch nicht erreicht; er beſitzt einen hohen Wuchs und kräftigen Körperbau; ſeine regelmäßigen Geſichtszüge und ſein meiſt ernſter Ausdruck werden im muntern Geſpräche ſehr angenehm. Er ſcheint etwas Anlage zur Hypochondrie zu haben. Seine Manieren und ſeine Geſpräche verrathen alsbald den ausgezeichneten Geiſt. Er ſpricht öfters von einer Reiſe nach Europa; zuvor aber ſcheint er die Vorurtheile ſeiner Landsleute ſoweit beſiegen zu wollen, daß die für unerlaubt geachtete Reiſe ihn keiner Aechtung ausſetze. Daß er es dahin bringen werde, bleibt freilich ſehr zweifelhaft, daß er es aber hofft, iſt ein nicht geringer Beweis ſeiner Geiſtesſtärke. Es iſt eine Bemerkung, die hier, wie überall, Anwendung leidet, daß wohl die meiſten Menſchen, welche hienieden mehr thun, als geboren werden, leben und ſterben, ſich irgend ein Ziel ihrer Beſtrebungen vorgeſetzt haben, das nicht zwar in ſich eingebildet oder chimäriſch, aber ſchwierig iſt und entfernt ſteht, ſo daß es immer neue Anſtrengungen erheiſcht, die ausharrende Standhaftigkeit durch das edle Bewußtſein, nicht vergeblich zu leben, unterſtützt, und für einzelnes Mißlingen und zufällige Kränkungen in der Zuverſicht Erſatz gewährt, ein nicht unrühmliches Andenken zu hinterlaſſen.

Merkwürdig iſt es, daß der indiſche Weltweiſe, der, wie aus dem bisher Geſagten erhellet, ſo ausgedehnte Plane für die Reform ſeiner Landsleute hat, gar nicht daran denkt, dieſelben auf das weibliche Geſchlecht auszudehnen, und daß er von demſelben auch nur nie ſpricht. Wahrſcheinlich hat dieſes auf die Saſtrahs gegründete und unter den Hindoos freilich allgemeine Vorurtheil ſich bei einem ſo aufgeklärten Geiſte nur durch eigenthümliche häusliche Verhältniſſe erhalten; wirklich beſtätigt ſeine Familie das Sprichwort, indem ſie ſich zuerſt und am meiſten allen ſeinen Reformplanen widerſetzt hat. Kein Glied derſelben, und ſelbſt ſeine Frau nicht, wollten ihn nach Calcutta begleiten, und er beſucht ſie hinwieder auch nur ſelten in Bordouan. Man wollte ihm ſogar die Sorge für die Erziehung ſeines Neffen ſtreitig machen; und ſo eifrig er ſelbſt den indiſchen Aberglauben bekämpft, ſo eifrig iſt hinwieder ſeine Mutter dieſem zugethan und gegen ihren Sohn erzürnt.

Mit vorſtehenden Nachrichten hatte Hr. d'Acoſta eine Samm lung on Druckſchriften die ihr als Belege dienen, nach Paris geſandt. Es befindet ſich darunter die im Chriſtmonat 1818 gedruckte engliſche Ueberſetzung einer urſprünglich in der Bungla-Sprache geſchriebenen, gegen die Sitte des Lebendigverbrennens der Wittwen auf den Scheiterhaufen ihrer Männer gerichteten Abhandlung. Man hat dieſelbe in den Gegenden, wo dieſe grauſame Sitte noch üblich iſt, in Menge ausgetheilt, und ſie hat höchſt wahrſcheinlich den Rammohon-Roe zum Verfaſſer, obgleich ſein Name ihr nicht vorgeſetzt iſt, wie dies hingegen bei den übrigen Schriften, von denen hier die Rede ſein ſoll, und die anfänglich in bengaliſcher und hindoſtaniſcher, hernach aber in engliſcher Sprache ausgegeben wurden, der Fall iſt. Sie ſind alle gegen die

Vielgötterei ſeiner Landsleute gerichtet, beweiſen das Daſein eines einzigen Gottes, bekämpfen die Abgötterei und die Kaſtenabſonderung.

Die erſte führt den Titel: Translation of the Ishopanishad etc. Ueberſetzung des Iſhopaniſhad, eines der Abſchnitte der Yajur Veda, worin die Einheit und Unbegreiflichkeit Gottes dargethan wird; von Rammohon-Roe (Calcutta 1816. 8.). In einer ausführlichen Vorrede werden die heiligen Bücher, welche die Lehrſätze und Geſchichte der Hindoos enthalten, die Veda's, die bei ihnen in klaſſiſchem Anſehen ſtehenden Werke, wie die Paranas, die Tantras, die Shaſtras, die Bücher der berühmteſten und geleſenſten Schriftſteller Indiens, verglichen und aus zahlreichen Stellen derſelben dargethan, daß ſie alle dem Begriff von einem einzigen Gott huldigten. Wenn in einigen dieſer Werke in mehrfacher Zahl von Göttern und Göttinnen die Rede iſt, ſo löſen ſie dieſen anſcheinenden Widerſpruch durch die öfters wiederholte Erklärung, daß die Verehrung körperlicher Weſen einzig nur aus Nachſicht für ſolche Perſonen geſtattet wird, deren Geiſt ſich zur Höhe der Vorſtellung eines höchſten unſichtbaren Weſens nicht erheben mag. Dieſer gröbere Kultus dient als ein Zaum gegen verkehrte Neigungen; der reifere Verſtand aber erhebt ſich über die Idole. Sehr viele verſtändige Braminen ſind von der Ungereimtheit des Polytheismus überzeugt; weil aber ſeine Zeremonien und Feſte eine Quelle von Reichthümern und ein Mittel ſind, ihnen die Leichtgläubigkeit, die Schwäche und die Geduld der Hindoos zinsbar zu machen, ſo begünſtigen ſie den Aberglauben vielmehr, als daß ſie ihn zerſtören helfen, und ſie entziehen dem Volke die Kenntniß der reinen Lehre. Anderſeits iſt vielen ihrer Anhänger der Gedanke behaglich, daß die göttliche Natur lebenden Menſchen, die ſie zu Göttern machen, und die jedoch durch Geburt, Geſtaltung und Leidenſchaften andern Menſchen ähnlich ſind, einwohnen ſoll; dieſes den Sinnen ſchmeichelnde Vorurtheil hat den verderblichſten Einfluß auf die Sittlichkeit. Ein Hindoos, der ſich ein Götzenbild verfertigt oder auf dem Markte kauft, ſäumt nicht, jene Zeremonien der Weihe damit vorzunehmen, durch welche er glaubt, er erhalte damit den Geiſt der Gottheit, die es vorſtellt, und es ſei die Macht derſelben in das leere Bild übergegangen. Iſt das Götzenbild männlichen Geſchlechts, ſo vermählt er ihm, mit allem Verlöbnißgepränge, ein anderes Bild weiblichen Geſchlechts. Von nun an wird das Idol für den Leiter der Schickſale gehalten; der Hindoos verehrt ſein Bild; er reicht ihm Morgens und Abends Speiſe dar; er gibt ihm bei heißer Witterung mit einem Fächer Kühlung, und er bringt es bei kalter Witterung Abends in ein gutes Bett. Dieſe Ausartung des Religionsdienſtes der Hindoos reicht übrigens, zumal in Bengalen, nicht über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus, indem ſie ſeither in weſentlichen Stücken von den Eingebornen von Behar, Tirhoot und Benares abweichen, und ihren frühern Kultus gegen einen Götzendienſt vertauſcht haben, welcher die Religion des Tantra oder der Tantrah's, im Gegenſatz jener der Veda's, heißt. Die Mythologie der Hindoos iſt jeder ſittlichen Verkehrtheit und ſinnlichen Lüſten vorzüglich günſtig und ein Werk der Braminen, die ſich durch Beförderung eben dieſer Verderbniſſe und Ausſchweifungen bereichern.

Die Vertheidigung der Abgötterei ward durch obige Schrift veranlaßt, in zwei Gegenſchriften verſucht, deren die eine im Journal von Madras erſchienen iſt, und durch Rammohan-Roe beantwortet ward; die andere iſt eine Vertheidigung des gegenwärtigen Zuſtandes des Gottesdienſtes der Hindoos von einem Braminen aus Calcutta, der die Vielgötterei in Schutz nimmt, und eine zweite Vertheidigung des Monotheismus der Veda's (Calcutta 1817. 8.) von Rammohon-Roe veranlaßte. In dieſer werden die Heuchelei, die Verkehrtheit und Schlechtigkeit der Braminen vollends aufgedeckt, insbeſondere dann aber die Lehre vom Kaſtenunterſchied und von den Handlungen, die eine Kaſtenausſchlieſſung zur Folge haben, angegriffen. In Uebereinſtimmung mit den alten Boudbiſten, behauptet der Verfaſſer, daß dieſe unwandelbar ſtrenge Trennung im ältern Religionsſyſteme nicht vorhanden war, und eine Erfindung neuerer Zeit iſt, deren Rigorism in die ungereimteſten Extreme überging. Gleiche Ausartungen weiſet er in andern Dingen mehr nach. Die Religion der Hindoos erlaubt unter gewiſſen Umſtänden beim Leben einer Gattin die zweite Ehe, inſofern ſchlechte Aufführung, Trunkenheit, unheilbare Krankheit, Unfruchtbarkeit u. ſ. w. jener zur Schuld kömmt. Dieſer bedingten Bewilligung ward nun aber eine ſolche Ausdehnung ertheilt, daß auch bloße Partikularen dreißig bis vierzig Weiber, zu Befriedigung ausſchweifender Sinnlichkeit, heirathen.

Die Verkehrtheit ſittlicher Begriffe geht ſo weit, daß man, der Lehre der Braminen zufolge, ſeine Kaſte und alle damit verbundenen Rechte durch Verletzung gewiſſer Zeremonien unnachläßlich, keineswegs aber durch Mord, Diebſtahl oder Meineid verliert, und daß Reinigungen und Büßungen für dieſe letztern, mittelſt Geſchenken an die Braminen, auf die leichteſte Weiſe zu Stande gebracht werden.

Weil die Veda's oder heiligen Bücher, in denen das Religionsſyſtem enthalten iſt, überaus weitläufig, und nebenbei auch öfters dunkel und in bildlicher Schreibart verfaßt ſind, ſo hat vorlängſt, und wie behauptet wird ſchon vor zweitauſend Jahren, der große Vyaſa eine Art Konkordanz oder Auszug davon verfertigt, deſſen Anſehen nicht geringer iſt, als dasjenige der Veda's ſelbſt, und worin die Lehre von der Einheit Gottes vollſtändig dargeſtellt iſt. Weil aber die Braminen daraus nur was ihnen gutdünkt dem Volke mittheilen, ſo hat Rammohon-Roe hindoſtaniſche und bengaliſche Ueberſetzungen deſſelben veranſtaltet, die er ſeinen Landsleuten unentgeldlich austheilen ließ; und um dann weiterhin auch ſeinen europäiſchen Freunden darzuthun, daß die abergläubiſchen Gebräuche, welche den Religionskultus der Hindoos entſtellen, eine Ausartung ſeines urſprünglichen Zuſtandes ſind, ließ er im verfloſſenen Jahr, in engliſcher Sprache, einen Auszug des Vedant drucken (Translation of an Abridgement of the Vedant etc. Calcutta 1818. 8.), worin Gott als das unbekannte, aber wahrhafte Weſen, das die Welt erſchaffen hat, ſie erhält und wieder zerſtören mag, dargeſtellt iſt.

In der Ueberſetzung des Iſhopaniſhad findet ſich unter den aus den heiligen Büchern der Hindoos enthobenen Stellen das i am what he is, welches wörtlich mit der Stelle der

heiligen Schrift: ego sum qui sum, *ich bin der da iſt*, zuſammentrifft. Bekanntlich haben ſich in Indien bis auf jetzt eine Menge Ueberlieferungen, Thatſachen, Grundſätze und Gebräuche erhalten, die mit den in der Bibel erwähnten übereinkommen. *William Jones* hat davon Beiſpiele geſammelt, *Samuel Burder* hat ein eigenes Werk darüber geſchrieben (Oriental customs, London 1802, 2 Bände. 8.), und *W. Ward* hat neuerdings ausführliche und merkwürdige, dahin einſchlagende Unterſuchungen (Account of the writings religion and manners of the Hindoos. Serampore, 1811, 4 Bände, 4.) bekannt gemacht. Von Rammohon-Roe werden neue Schriften angekündigt. Die Standhaftigkeit und Mäßigung, die in ſeinen Werken, wie in ſeinem Karakter, vorherrſchen, vereint mit ſeinen Kenntniſſen und ſeinem philoſophiſchen Geiſte, können ſchöne Erwartungen für das Gelingen ſeiner Abſichten rege machen, und die Zerſtörung, einerſeits der Vielgötterei und anderſeits des Kaſtenunterſchiedes, die er bei ſeinem Volke beabſichtigt, müßten unſtreitig, da ſie die Grundlagen ſeiner bürgerlichen und politiſchen Verhältniſſe ſind, auch in dieſen eine vollſtändige Umwälzung herbeiführen.

II.

Von und über *Görres* Schrift: *Deutſchland und die Revolution.*

Ein Autor und ſein Buch ſind bekanntlich zwei ſehr verſchiedene Weſen, und es wird nicht der Theilnahme, die jeder unglücklichen Lage das Herz gern zollt, Eintrag thun, wenn man, davon unabhängig, über ein Geiſtesprodukt ein Urtheil ſagt, was kein Lob iſt. Hrn. *Görres* Schrift: *Deutſchland und die Revolution*, hat ein Aufſehen erregt, was jene, welche ſie laſen, ſchlechterdings nicht begreifen werden. Nur zwei Dinge erklären dies; einmal, daß *ihr das Glück widerfuhr, verboten zu werden*; denn es gibt keine beſſere Würze für eine ſonſt unſchmackhafte Speiſe; zweitens, daß ſich die Anziehkraft eines *grellen Titels* bewies. Wie unendlich mehr Gehalt und Gedankenreife hat dagegen ein anderes Buch, das mit gleichen Gegenſtänden ſich beſchäftigt! wir meinen Hrn. *Weitzels* „Hat Deutſchland eine Revolution zu befürchten?“ Dort iſt keine jener ſchillernden, hohlen, dunſtigen Phraſen, keine Geſchichte, gemacht, wie man ſie gerade braucht, keine dreiſte Behauptung, welcher Leben und Sinn der Nation widerſprechen, wovon Hrn. *Görres* Buch überläuft. Mit Unmuth ſieht der Denker ſolche Behandlung der Politik, eines der edelſten und ſchwierigſten Studien, und man muß wünſchen, das Ausland möge nicht nach ſolchen Früchten den Baum deutſcher Art und Kunſt beurtheilen.

Man trug ſich damit, es werde dies Görres'ſche Buch in das Franzöſiſche überſetzt werden. Etwas, woran wir eben ſo ſehr zweifeln, als der Ueberſetzer an manchen Stellen verzweifeln möchte. So wenig die weiland Karfunkelpoeſie überſetzbar war, ſo wenig möchte es dieſe *Karfunkelpolitik* ohne große Lizenzen werden. Und was bliebe nach überwundener Schwie-

rigkeit der Gewinn? Zwei Klaſſen nur konnten dieſe Flugſchrift wichtig finden: diejenigen, welche es nicht geleſen und verdammt haben, und deren waren ſicher nicht wenige, zumal unter den diplomatiſchen Allarmiſten; dann jene, welche nicht zu leſen verſtehen, oder etwa ſo, wie der Verfaſſer des Buches Politik zu ſchreiben verſteht. Ihm dürfte nichts Beſſeres erdacht werden, als daß er in einem Staate Deutſchlands leben müßte, der nach ſeinem Modell konſtruirt wäre. Mit ſolchen Phantasmagorien, wie dieſe den Kaſten-, Zunft- und Kirchengeiſt erſcheinen läßt, lockt man gewiß weder Deutſchlands Jünglinge, noch Deutſchlands Männer zu Umwälzungsverſuchen. Niemand dürfte dem Verfaſſer Dank wiſſen, als die Jünger der römiſchen Kurie, deren glorreiche Zeit unter einem Gregor VII den unbedingten Lobredner an ihm finden; weil die päpſtliche Kirche mit all ihrem irdiſchen Beſitz nicht nur neben oder auſſerhalb, ſondern über dem Staate von Rechtswegen ſtehen müſſe. Darum wird z. B. Weſſenberg (S. 76) hart angetaſtet, daß „er ſich hinter die weltliche Macht flüchte, um ſeine unlautere Sache gegen die römiſche Kurie durchzuſetzen, und daß er die Kirchenfreiheit an die Souverainetät verrathe"!! Eine ganze Reihe ähnlicher Paradoxen und Härten werden in dem Buche im Hui nebeneinandergeſchichtet, worin ein verworrener Geiſt hin und her fährt ohne Leuchte und Regel.

Nachdem vornherein zum Gruße verſichert wird, „daß Deutſchland, bis zu den letzten Jahren der Erhebung, Jahrhunderte von Erbärmlichkeit und Entartung durchlebt habe," und gleichwohl daneben (S. 9) ſteht: „Die Meinung habe anerkannt, daß dies Reich nur damals ein wahrer Schutz und Hort der Chriſtenheit und eine Bruſtwehr gegen innere und äuſſere Feinde in feſter Sicherheit auf ſich geruht, als ſeine rege, lebendige Vielheit unter der Einheit eines Kaiſers vereinigt war," ſo folgen Klagen und Nachtgedanken (Träume) über dieſe ſchöne Zeit. Die Vielheit unter der Einheit beſtand doch bis 1806 oder 1803, alſo in den Zeiten der Erbärmlichkeit in Deutſchland, und in dieſe letzte fällt, von der Reformation an, von wo Görres die Entartung rechnet, ſo ziemlich das Beſte und Größte, was in Geſetzgebung, Wiſſenſchaft, Künſten, Induſtrie, Kultur und Entwickelung der Nation geſchah. Aber freilich wurden keine Münſter und Klöſter gebaut, keine Dompfründen vergabt, Zünfte geriethen in Mißkredit, und der Behauptung zum Trotz, daß es von Gott her zur Leibeigenſchaft beſtimmte und dann wieder edlere Racen in der menſchlichen Geſellſchaft gäbe (S. 170), die eine in ihrem Unmuth und Wehmuth, die andere in ihrem Hochmuth wichtig und verderblich gefunden, und das freie Bürgerthum als das einzig würdige Staatsleben in das Daſein gerufen.

S. 10. „Ein Kaiſer und ein König ſollte ſein, dann Herzoge und Fürſten, Grafen und Prälaten und übrige Standesherren, in einer Pairskammer, die Gemeinen in eine zweite Kammer. So ſei die Erwartung der Deutſchen vom Wiener Kongreß geweſen." Man braucht Deutſchland nur wenig auſſerhalb einem Lehrſaal oder einer Studierſtube zu kennen, um zu wiſſen, daß kein Menſch mit geſundem, unbefangenem Verſtande ſo etwas von dem Wiener Kongreß erwartete, und daß der Gewinn einer ſolchen Feudalmonarchie oder Dyarchie, nur

durch blutige Kriege den deutſchen Völkern aufzudringen, ein ſehr zweideutiger geweſen wäre. Görres alſo ſtößt im Nu den Königen von Baiern, Würtemberg, Sachſen und Hannover, den Großherzogen von Baden und Heſſen die Kronen vom Haupte, und macht ſie den Standesherrn gleich. Das iſt die geheime, eſoteriſche Lehre des ehemaligen Reichsadels, der nur darum einen Kaiſer predigt über Alle, um die Souveraine über Millionen ſich wieder gleichgeſtellt zu ſehen. Konnte er nicht der Standesherrlichkeit entgehen, ſo ſollen die Andern zu ihm hinabſteigen. Alle Standesherrlichkeit iſt eine Landplage, und wären Titus und Trajan unter ihnen.

S. 16. „Der heilige Bund iſt an die Stelle des heiligen römiſchen Reichs getreten.“ Wahrlich auf keine Weiſe! Der heilige Bund hat wohl etwa dem Bedürfniß eines ſchönen Herzens, aber keinem Bedürfniß Europa's abgeholfen. Ein heiliges römiſches Reich würde nur auf römiſche, aber nicht heilige Weiſe erſchaffen werden können.

S. 76. „Am baieriſchen Konkordate ſind nur die Einräumungen am meiſten zu tadeln, die dem Staate gemacht wurden.“ Hört! hört!

S. 77. „Nie wird die (römiſche) Kurie ſich ſoweit vergeſſen, den proteſtantiſchen Fürſten das Ernennungsrecht katholiſcher Biſchöfe zu geſtatten, und keinen Bruch in die Hierarchie durch Abſchaffung der Erzbiſchöfe geſtatten.“ Ei! war es doch in jener geprieſenen Zeit, wo deutſches Reich Schutz und Hort der Chriſtenheit geweſen ſein ſoll, ganz anders, daß ſelbſt die Päpſte nur von den Kaiſern als erſte Diener ihrer Reichskirche ein- und abgeſetzt wurden. Die großen Ottonen ließen ſich in Rom ſchwören, daß kein Papſt ohne des Kaiſers Genehmigung gewählt werde, und erſt 1059 erkühnte ſich Papſt Niklaus II, es anders zu beſchließen, was nur die von Görres oftbelobte „Vielheit unter der Einheit in Deutſchland“ den Kaiſer zu züchtigen verhinderte. Karl der Große rief Nationalkirchenverſammlungen zuſammen, und ſo werden es auch wieder die deutſchen Fürſten machen, wenn ſie Roms Willkühr Grenzen ſetzen wollen. Wenn es endlich eine Zeit mehrerer Jahrhunderte gab, wo die katholiſche Kirche nichts von Erzbiſchöfen wußte, ſo gab es auch eine andere, wo noch drei andere Erzbiſchöfe oder große Prälaten jeder eben ſoviel galten, als der Biſchof von Rom.

S. 79. „Die Frage über die Zuläſſigkeit gemiſchter Ehen (Ehen zwiſchen Proteſtanten und Katholiken) ſei allein mit dem Papſte auszumachen.“ In allen Staaten Deutſchlands iſt das Gegentheil ſeit Menſchenaltern wohlthätig geſetzlich anerkannt.

S. 87. „Die zwei letzten Jahrhunderte haben in Verzweiflung, ohne alle Unterlage (?) ins Leere, und in ſträflichem Abfall von der Geſchichte (?) in Deutſchland gebaut.“ — Welch ſeltſamer Begriff von Geſchichte ſpukt in vielen Köpfen! Von der Geſchichte kann die Menſchheit ſo wenig abfallen, als vom Leben ſelbſt, und das große Geſetz der Kauſalität iſt unumſtößlich in beiden Welten der Erſcheinung. Wenn ein Strom über einen hemmenden Katarakt erſchütternd ſtürzt, iſt das ein neuer Strom, der unterhalb anfängt? Und wer iſt am Sturze ſchuld, der Strom oder das ſtarke Hinderniß?

S. 90. „Italien hat unter den ſchwäbiſchen Kaiſern nach der Kammer der Gemeinen geſtrebt, ſo wie das ganze Mittelalter. Darum iſt die Schweiz abgefallen, und der Bauernkrieg geworden.“ Das heißt die Geſchichte wie einen rückwärtsgekehrten Propheten ſprechen laſſen, und Begriffe in eine Zeit übertragen, welche ſie nicht kannte. Unter den ſchwäbiſchen Kaiſern wollten die italieniſchen Städte, unter den Habsburgern die Schweizer doch nichts weniger als repräſentative Verfaſſungen, wozu noch nichts reif war. Nationalhaß, Prieſterränke, Adelsſtolz, Uebermuth des Reichthums wirkten in Italien; die alten Bünde und altes Recht wider Vogtsmuthwillen, in der Schweiz; unerträglicher Adelsdruck und Religionsſchwärmerei in Deutſchland. Keinem der drei Stürme würde durch eine Görresſche Bauern- und Städtebank Schwichtigung geboten worden ſein.

S. 91. „Hrn. Hallers Buch (Staatsrechtslehre) habe in Deutſchland Schule gemacht unter jenen, welche hiſtoriſch Deutſchland regeneriren wollen, und jenen, die es nach allgemeinen Theorien gewollt.“ Dieſe Schule, wenn eine, erfreut ſich eben keines großen Zuſpruchs, und aus Ironie hat man es einigen Hochſchulen, als Lehrbuch, angedichtet. Sonſt zählt das Buch nur unter den Curioſis, etwas wie dieſes des Hrn. Görres.

S. 94. „An den Beſtand der Ultra's in Frankreich iſt die Ruhe und Sicherheit Deutſchlands geknüpft.“ Aller Beſtand, der an irgend ein Ultraweſen geknüpft wäre, verſpräche keine Dauer und kein Heil.

S. 132. „Eine deutſche Revolution würde mit Einführung einer republikaniſchen Verfaſſung unausbleiblich enden.“ Ueber eine Prophezeihung läßt ſich nicht viel mehr ſagen, als daß Niemand daran glaubt, und wenn auch dieſe Staatsverfaſſung ſchon ganz fertig im Pulte einiger Studenten gefunden worden wäre. So wenig als die Konſtitution Görres dem deutſchen Volke behagen würde.

S. 137. „Deutſchland iſt im Mittelalter mit einer Mauerkrone wie mit einem feſten Harniſch umgürtet geweſen. Jetzt iſt es ein offen Dorf.“ — Die Ritterburgen gehörten doch nicht zu dieſer Umgürtung? Oder machten etwa die Reichsſtädte dieſe feſte Burg. „Den Kriegsſtand habe das Mittelalter unabhängig ausgeſtattet. Aber all' dieſen Beſitz habe die neuere Zeit in wenigen Jahren in alle Winde getrieben.“ — Sind damit die Lehengüter gemeint? Von wo datirt die Erblichkeit der Lehen, als aus dem Mittelalter? und darf man in unſrer Zeit noch von einem Kriegsſtande reden? Freilich wohl, wenn man den Lehr-, Nähr- und Wehrſtand als die Grundformen der Menſchheit, als die Summe aller Staatsweisheit wieder anpreiſt.

S. 142. „Der dritte Stand bildet die untern Organe des Staats, der auch in Wiſſenſchaften nur nach dem Derben und Tüchtigen ſtrebt.“ Allerdings bewährt dies Buch die Richtung nach dem Derben, und der Verfaſſer gehört wohl dem dritten Stand, dem ſiebenten Heerſchild an. Aber welchem Stande entſprießt denn der Lehrſtand, und welchem entſproſſen die Köpfe, welche in Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft die Welt ſchmückten oder aus ihren

Angeln hoben? Wer ſpaltete Begriffe und Sonnenſtrahlen, maß die Erde und den Himmel, wie die Grenze des Wiſſens aus, als die Söhne dieſes Standes, der die untern Organe des Staats bildet?

S. 143. „Die bildende Weltkraft hat, als ſie die Elemente gemiſcht, und nun die Kräfte durcheinanderfuhren, erſt in vielen mißlungenen Schöpfungen ſich verſucht, die jetzt die Berge beſchließen, ehe ſie das rechte Maas getroffen.“ — Der Verfaſſer legt hier die Zunft-Idee ſelbſt der Weltſchöpfung zum Grunde, meinend, der Herr habe erſt ſeine Lehrjahre beſtehen und viele Stümperei machen müſſen, ehe er Meiſter geworden, daß Alles gut war. Hier wird eine Kraft geſetzt, die die Elemente miſcht und die Kräfte durcheinanderfahren macht. S. 170 aber wird von einem „Ebenmaas zwiſchen dem bildenden Elemente und den bildenden Kräften“ geredet. — Kann ſolcher Sprache wiſſenſchaftliche Klarheit und Schärfe zugeſtanden werden?

S. 145. „Kaiſer Heinrich IV hat ſich gegen die Weltordnung empört, bis der große Mann, Hildebrand, den Frevel niederblitzte und die Freiheit der Kirche rettete.“ — Freilich! denn nach

S. 146 iſt auch die äuſſere als Geſellſchaft handelnde Kirche „nicht im Staate begriffen, und ſteht über dem Staat, wie Freiheit über Nothwendigkeit.“ Indeſſen kann nach

S. 147 „für die katholiſche Kirche nur von Beiordnung der weltlichen Macht zur geiſtlichen Rede ſein.“ Und dies ganz natürlich; denn laut

S. 195 „hat das Chriſtenthum einen neuen Prieſterſtaat gegründet“! Wozu das Chriſtenthum doch nicht alle gut iſt! Man muß es geſtehen, daß, wäre dies alles die Lehre der Katholiken, wie ſie es, Gott Lob, nicht iſt, ein Kreuzzug wider Rom das dringendſte Bedürfniß der Sicherheit der Staaten wäre. — So wie die Freiheit der Preſſe von den politiſchen Zeloten zerſtört ward, ſo die Freiheiten der Kirche von ſolchen paradoxen Vertheidigern des kraſſeſten Ultramontanismus.

S. 153. „Das monarchiſche Prinzip hat durch das Chriſtenthum ſeine Begründung in höherer Welt erhalten, und von da ſeine Delegation und Weihe.“ — Wir dächten, das republikaniſche nicht minder, und auch für dieſes wohnt die Begründung in höherer Welt, im Bedürfniß der Veredlung der Menſchheit. Beides ſind Formen der Geſellſchaft. Des Menſchen Geiſt bildet und wechſelt ſie nothgedrungen nach der Relation der Kultur jedes gegebenen Volkes und Zeitalters.

S. 153. „Karl der Große, der erſte Fürſt von Gottes Gnaden und durch die Wahl des Volks (kann man das kleinlichgrobe Poſſenſpiel Leo III in der Kirche zu Rom, als er die Anweſenden der Stegreifkrönung des römiſchen Patriziers Beifall rufen ließ, als eine Wahl des Volkes zum Kaiſer des Abendlandes jetzt noch aufputzen?), hat mit der Freiheit ſeiner Franken kapitulirt (?) und mit den unterjochten Völkern (?); dabei dem Prinzip der altgermaniſchen Freiheit jede Entwickelung von unten geſtattet, und ſo den erſten organiſchen Weltſtaat

gebildet, in dem Alles ſich durch die auf- und abſteigende Beamtenwelt gliedert.“ — Die Freiheit hat ſich von unten ſeitdem eben nicht ſonderlich entwickelt, weil man ſie von oben weder verſtand noch liebte. Mit Blut taufte Karl die Sachſen; unerſättlich fraß die fränkiſche Geiſtlichkeit; der Zehnte des rohen Ertrags ſog des Landmanns Erde aus; Schaaren fahrender Beamten und Reiſigen durchzogen das Reich; das Lehenweſen, die Leibeigenſchaft wucherte raſch empor. Der ganze Segen des lieben Mittelalters brach ein. Zwar nach

S. 154 „wurde nur alles, was nicht mehr zum ſiebenten Heerſchild gehörte, in eine milde Dienſtbarkeit verurtheilt.“ Eine Milde, vor der dem, welcher die Geſchichte der Leibeigenſchaft kennt, die Haut ſchaudert und die Schamröthe ins Geſicht ſteigt. Und nach

S. 165 „neigt ſich das Lehenſyſtem mehr zu den demokratiſchen Formen als den monarchiſchen.“ Aber die Geſchichte ſpricht ihr Amen nicht dazu, man vermiſche denn ariſtokratiſche und oligarchiſche mit demokratiſchen zu Einem. Nur in dieſer Vermengung konnte die Behauptung hingeſtellt werden auf

S. 190 „die Römer hätten den größten Theil ihrer Dauer mit der Demokratie erfüllt.“ Ariſtokratie alſo wäre nur eine potenzirte Demokratie, wenn man dies ſo will.

S. 167. „Die Dotation des ſtehenden Heeres ſollte an ſich mit der Zivilliſte verbunden werden; da man allgemein einverſtanden iſt (?), daß, ſo lange die gegenwärtigen Kriegsverhältniſſe beſtehen, im Heere das alte Heergefolge der Waffengeſellen des Fürſten völlig hergeſtellt ſei. Dies Heer ſoll aber nur aus Freiwilligen und Geworbenen beſtehen, die allein der Dienſteid bindet.“

Einen verderblichern Vorſchlag, als jenen, das Heer als eine Art Zubehör des Hofſtaates anzuſehen, und die relativ ungeheuern Summen, die es jetzt in allen Staaten bedarf, jeder Kontrole zu entziehen, könnte der unbedingteſte Höfling nicht machen. Eine der bedeutendſten Kräfte der repräſentativen Körper wäre zernichtet, eine Schutzwehr der Freiheit umgeriſſen, und ein verderbliches Geſchenk den Fürſten ſelbſt in dieſem Zuviel gemacht. Der erniedrigenden Stellung nicht zu gedenken, worin das Heer als bloße feile Söldnerſchaar nach dieſer Idee geriethe; nachdem es kaum gelang, ihm aus der edelſten und ſchwerſten Pflicht für Vaterland und aus Allem, was den Menſchen über das thieriſche Sein erheben und begeiſtern ſoll, eine Weihe zu bereiten, die in den großen Tagen Griechenlands und Roms die Bürger in den Kampf geführt. Auf ſolche Irrgänge kann Vorliebe für alte Namen und Deutſchthümelei führen, und phantaſirendes Geſchichtſtudium. Obenein ſoll man über jene Gleichheit des alten Heergefolges und unſrer Nationalheere allgemein verſtanden ſein. Allgemein nicht einverſtanden!

Beigefügt iſt noch: dies Heer ſoll dann nur aus Freiwilligen und Geworbenen beſtehen. Sind letztere keine Freiwillige, oder nur etwa Ueberliſtete und Düpirte? wie S. 97 in nicht ſehr reinem Deutſch beiſammenſteht.

Doch alles dies iſt eine Kleinigkeit gegen das Theorem, was auf

S. 170 prangt. „Die Abtheilung in Lehr-, Nähr- und Wehrſtand iſt urſprünglich in der Verſchiedenheit der Racen gegründet, und die graueſte Vorzeit hat ſie unterſchieden. Jene edlere Racen haben ſiegreich die Urſtaaten gegründet, indem ſie in denſelben das bloß pflanzenhafte Leben ſich unterjocht haben.“ — Ein neuer Quinctius Haymeran von Flamming, der in das irdiſche Leben überträgt, was des heil. Auguſtins tolle Behauptung in das ewige legte: Es habe Gott von Ewigkeit her gewiſſe Menſchen zur ewigen Seligkeit, gewiſſe aber zur ewigen Verdammniß beſtimmt. Nur finden wir den Kirchenvater für ſeine Zeit viel genialer, als den Profeſſor Görres; denn bei ihm ſteht in einem Satze das ganze Gebäude für Himmel und Erde mit einem Schlage da, und die Kinder des Lichts wiſſen, warum ſie den Kindern der Finſterniß den Fuß auf den Nacken ſetzen dürfen oder gar müſſen. Wenigſtens wünſchen wir, daß Hr. G. dieſe Sünde in den heiligen Geiſt nicht, wie der fromme franzöſiſche Mönch Gottſchalk, mit zwanzigjährigem Gefängniß abbüßen müſſe; weil ſelbſt ein Gregor VII ſolche Behauptungen nicht in Schutz nehmen mochte. Damit man nicht ungewiß bleibe, wo die edleren Racen zu ſuchen ſeien, ſteht, eben ſo hiſtoriſch wahr,

S. 183: „Der Adel im älteſten Germanien habe in den fränkiſchen Gefolgen ganz Deutſchland, und zuletzt beinahe ganz Europa bezwungen.“

Wer ſind die Gründer der Urſtaaten, und gibt es etwa bloß edlere Racen für die germaniſchen Völker? Wo nicht, ſo wußten die Gründer der Urſtaaten von Aegypten, Kleinaſien und Rom nichts von ſolchen edlern Racen, noch weniger die Osmanli's, welche dem „pflanzenhaften Leben“ der Chriſtenheit im orientaliſchen Kaiſerthum ein Ende machten und die edlern Racen todtſchlugen oder wegjagten. Wer kann ſagen, es habe die graueſte Urzeit den Nähr-, Lehr- und Wehrſtand unterſchieden, ſie, welche gerade alle drei in dem freien Manne patriarchaliſchen Zuſtandes vereint zeigt?

Zum Schluſſe möge die Nachricht ſtehen,

S. 181. daß wir jetzt ungefähr in der Mitte zwiſchen Anfang und Ende der Welt ſtehen, was uns allerdings erfreulicher, als die weiland Ziehenſche Prophezeihung vom nächſtbevorſtehenden Weltuntergang ſein muß. Ja ſelbſt ſind wir, nach Verſicherung des Hrn. Görres, „nach aller Wahrſcheinlichkeit, dem Beginn noch näher, als dem Ausgang.“ Einſtweilen könnte man alſo um Geringes die beſte Welt herrichten, wenn man von ſeiner Verſtocktheit nachließe, und einen Kaiſer und ein Reich mit Herzogen, Prälaten und übrigen Standesherren, und die Zünfte nebſt allenfalls einer „milden Leibeigenſchaft“ für die heimathloſen und ſonſtige Leute aus den „unedlen Racen“, die ſich die „ſieben Heerſchilde nicht angeeignet haben“, ins Werk richten, und über dieſe, „wie die Freiheit über die Nothwendigkeit — den chriſtlichen Prieſterſtaat, die von Gott geordnete römiſche Hierarchie“ in leiblicher und geiſtlicher Glorie ſetzen und dotiren wollte, um „von dem ſträflichen Abfall der Geſchichte, deſſen ſich die zwei letzten Jahrhunderte ſchuldig gemacht“, zurückzukommen. Alsdann, meint Hr. Görres,

S. 181, werde das „Ende der Zeiten noch fern ſein, wo durch die Macht der Induſtrie

und des Geldes alle Ungleichheit des Beſitzſtandes ſich ausgeglichen haben wird.“ Eine ſolche Macht der Induſtrie und des Geldes wäre allerdings noch wunderbarer, als das ganze wunderbare Buch des Verfaſſers, und könnte eine Revolution in das ganze Einmaleins, wornach von Allem das Gegentheil geſchah, und in die Lehre von edeln und unedeln Racen bringen, folglich die Welt nicht mehr lange dauern.

If that is madness; yet there 's is method in it.

14. Nov. 1819. F.

Beiträge zur Naturgeſchichte des großen Bernhardsberges, der allgemeinen ſchweizeriſchen Geſellſchaft der Naturforſcher mitgetheilt vom Prior des Hoſpitiums auf dem genannten Berge, dem Pater Biſela.

Der Bergſtock, auf deſſen Spitze ſich das St. Bernhards-Hoſpitium befindet, wird enge eingeſchloſſen, ſüdlich vom Berge Montmort, und nördlich durch den von Chenalettaz. Der zwar entferntere Berg Velan *) begrenzt ſeinen öſtlichen, und der Zuckerſtock **) ſowohl als der Boſſazberg ſeinen weſtlichen Horizont. Zunächſt beim Hoſpitium weſtwärts wird man durch einen See angenehm überraſcht, welcher freilich zu klein iſt, um unter den Schweizerſeen Rang zu erhalten. ***) Der Abhang vom Chenalettaz iſt über ſeinem Felſengrund mit einer dünnen Raſendecke bekleidet, und gewährt dadurch dieſer Bergwohnung die einzige etwas freundliche Anſicht. Der Montmort (todter Berg) verkündigt ſchon durch ſeinen Namen die Abweſenheit alles Pflanzenwuchſes, ungerechnet, daß von ihm herab die größten Lawinen rollen, welche im Thale oſtwärts des Hoſpitiums den ewigen Schnee unterhalten, der ſo vielen Reiſenden verderblich wird.

Man erzeigt dem Inſtitute des Hoſpitiums allgemeine Achtung, um ſeines menſchenfreundlichen Zwecken willen, den Reiſenden eine Zufluchtſtätte gegen ſchlimme Witterung, herbes

*) Der Berg Velan (der Sonnenberg) iſt einer der höchſten in der Nähe vom Bernhardsberg. Auf ſeiner Oſt- und Nordſeite iſt er bis an den Gipfel mit Eis bedeckt. Der verſtorbene Hr. Murith, Chorherr im Hoſpitium, war der Erſte, der ſeine nicht ungefährliche Erſteigung wagte. Aus den Beobachtungen deſſelben ergibt ſich, daß er 663 Klafter (Toiſen) über das Hoſpitium erhaben iſt.

**) Ein nackter Felſenſtock erhielt dieſen Namen um ſeiner pyramidaliſchen Geſtalt willen.

***) Man konnte nie Fiſche dahin verpflanzen; vermuthlich weil die Eier die erforderliche Wärme für ihre Entwickelung nicht finden; es iſt nämlich dieſer See, während acht bis neun Monaten des Jahres, mit einer zwei bis dritthalb Fuß dichten Eisdecke verſchloſſen, und auch die übrigen Monate hindurch wird er von dem dahin abfließenden Eiswaſſer beſtändig erkältet. Er iſt dreiunddreißig Fuß tief und ſein Umgehen erheiſcht eine Viertelſtunde.

Klima und ermüdende Anſtrengungen darzubieten. Neben dieſer wohlthätigen Beſtimmung mag inzwiſchen auch der Naturforſcher daſelbſt manches Anziehende und Merkwürdige finden. Dieſes will man hier zu würdigen verſuchen, und um dabei mit einiger Ordnung zu Werke zu gehen, ſoll zunächſt etwas über Luft und Klima bemerkt, nachher von Schnee, Lawinen und Eis gehandelt, alsdann die Gebirgsart des Berges und ſeiner Umgebungen ins Auge gefaßt, und endlich auch von der Pflanzenwelt dieſer Gegenden Einiges geſagt werden.

Von Luft und Klima.

Die Luft auf dem Bernhardsberge hat nichts Eigenthümliches; ſie unterſcheidet ſich nicht merklich von derjenigen, die man auf andern gleich hohen Schweizerbergen einathmet. Das Waſſer kocht im Hoſpitium bei $74^{\circ}\,{}^{8}/_{10}$, und bei mittlerm Barometerſtande, der ungefähr acht Zoll und eilf Linien beträgt. *)

Eine Vergleichung der hygrometriſchen Beobachtungen mit den unter einem mildern Klima angeſtellten, zeigt unerwartet eine größere Trockenheit auf dem Bernhardsberge. Zu den Urſachen dieſes inſofern unerwarteten Ergebniſſes, als man in der Region des Nebels und des ewigen Schnees mehrere Feuchtigkeit vermuthen könnte, gehört ohne Zweifel die dünnere Luft; bei einer gegebenen Luftmenge auf dem Bernhard oder einem andern Hochgebirge kommen, um des mildern Luftdrucks willen, weniger Luft und Waſſertheilchen mit dem hygrometriſchen Haare in Berührung. Im Innern des Hoſpitiums wird jedoch, obgleich das Gebäude auf des Bergſtocks höchſter Spitze ſteht und den heftigſten Winden ausgeſetzt iſt, eine viel ſtärkere Feuchtigkeit wahrgenommen, als man, den Beobachtungen zufolge und in theoretiſcher Hinſicht um des mindern Druckes willen, erwarten ſollte, der den Waſſertheilchen eine leichtere Verflüchtigung und Auflöſung in Dünſte zu geſtatten ſcheint. Bedenkt man aber, daß das Hoſpitium acht Monate durch gleichſam im Schnee verſenkt iſt, daß die kalte Jahrszeit durch die innern Wände bis zu vier und fünf Linien dicht mit Raubreif belegt ſind, und daß durch den beſtändigen Kontraſt zwiſchen der großen Kälte von Auſſen und der leichten innern Wärme, die Dämpfe ſtets in die ſich ihnen darbietenden Wände hineinziehen, ſo wird man ſich die Urſache der beſtändigen in dem Gebäude vorhandenen Feuchtigkeit leicht erklären können.

Der Einfluß der dünnen Luft zeigt ſich nicht allein nur in dem zum Sieden erforderlichen Wärmegrad und in den hygrometriſchen Ergebniſſen; ihre Wirkung auf das Athemholen iſt eben ſo bemerkenswerth. Ohne den zwiſchen Wirkung und Urſache vorhandenen Zuſammenhang erklären zu wollen, will ich mich auf die einfache Angabe der Thatſachen beſchränken.

Von den Bewohnern hoher Gebirgsgegenden fühlen die, welche einen ſtarken Körperbau

*) Weil die Wärme es iſt, die das Kochen bewirkt, ſo folgt daraus, daß man auf großen Höhen, wie der Bernhardsberg iſt, dazu mühſamer gelangt. Es bedarf im Hoſpitium fünf und auch wohl ſechsthalb Stunden, um das Fleiſch hinlänglich weich zu kochen; ein Umſtand, der des größern Holzverbrauchs willen, wo dieſes ohnedies ſo ſelten iſt, ſehr beſchwerlich wird.

und geſunde Lungen haben, am Einathmen einer eben ſo kühlen, als reinen und leichten Luft ein unverkennbares Wohlbehagen; wogegen Perſonen, die jene Vortheile nicht genießen, und hauptſächlich Engbrüſtige, eine auffallende Unbehaglichkeit und eine Schwierigkeit des Athemholens verſpüren, die mit dem Höherſteigen zunimmt. Man hat auf dem Bernhardsberge von Zeit zu Zeit Anlaß, Reiſende zu beobachten, die wegen des Abgangs einer für ihre Lungen hinlänglich dichten Luft gleichſam erſticken, und bisweilen darum auch wohl in Ohnmacht fallen. Das letztere widerfährt ſchwachen und zarten Leuten öfters, bisweilen aber auch ſtärkern. Im Anfang ſolcher Ohnmachten ſchlägt der Puls viel ſchneller, eine Erſcheinung, die übrigens eine allgemeine Wirkung des Anſteigens iſt, aber bei ſtärkern Organen des Athemholens in minderm Grade ſtatt findet.

Bemerkenswerth erſcheint hinwieder der Einfluß der dünnen Luft bei Verwundeten. Es iſt erwieſen, daß überhaupt auf ſolchen Bergen die Vernarbung der Wunden zweimal und dreimal langſamer geſchieht, als in den Ebenen, wenn auch die angewandten Mittel, die Temperatur, die Nahrung und der Verband in beiden Fällen einander völlig gleich ſind. Unter einer beträchtlichen Zahl Unglücklicher, die ſich Hände und Füße erfroren hatten und denen Glieder abgenommen werden mußten, ward kein einziger ſchnell geheilt; die Wunde reinigte ſich zwar allerdings ziemlich bald; dabei blieb es dann aber auch, und mancher Kranke, der ohne Beſſerung ſeiner Wunden zwei und drei Monate auf dem St. Bernhard verweilt hatte, ſah dieſelben in Friſt von ſechs Tagen unter einem mildern Himmel vernarben.

Ich erlaube mir noch einer andern Wirkung zu erwähnen, die vielleicht auch von der Luft abhängt, ohne daß ich ſie ihr ausſchließlich zurechnen möchte. Arzneikundigen Perſonen ſteht es zu, die Thatſache, die ich mittheilen will und die auf dem Bernhardsberge häufig beobachtet wird, genauer zu würdigen. Es ſcheint nämlich, die Arzneimittel ſeien auf hohen Bergen viel minder kräftig, als in den Ebenen. So zum Beiſpiel ſind drei Gran Brechweinſtein im gemäßigten Klima eine hinreichende Gabe; um die nämliche Wirkung auf dem Bernhardsberge zu erzielen, bedarf aber die gleiche Perſon ſechs und auch wohl acht Gran dieſes Brechmittels.

Die reine und friſche Luft, die man auf hohen Bergen athmet, und die gute Eßluſt, welche ſie erregt, laſſen vermuthen, ein Klima, wie dasjenige des St. Bernhard iſt, müſſe, auch unabhängig von andern, mit den ſchon genannten zuſammentreffenden Umſtänden, ſehr geſund ſein. Die Erfahrung beweiſt jedoch das Gegentheil, und die zahlreichen Opfer der Strenge dieſes Klima's widerlegen leider jene Meinung. Viele unter den Reiſenden, die zum erſtenmal über den Bernhardsberg kommen, ſtellen ſich vor, Chorherren mit weißen Haaren, dem Schnee gleich, worin ſie wohnen, daſelbſt anzutreffen. Zu ihrem nicht geringen Erſtaunen finden ſie ſtatt deſſen junge Geiſtliche, ſelten über fünfunddreißig Jahre alt, und meiſt nur zwiſchen zwanzig und dreißig Jahren. Dieſe auffallende Erſcheinung muß zum Theil auf Rechnung des ungeſunden Klima gebracht werden. Nur junge Leute, die völlig geſund ſind, und ein kräftiges Temperament beſitzen, mögen dieſes ſtrenge Bergklima ertragen; und

ihres ſtarken Körperbaues unerachtet, verſpüren ſie dennoch bald den verderblichen Einfluß, woran man ſich nicht leicht gewöhnen mag.

Wer Bergreiſen gemacht hat, wird meiſt auch beobachtet haben, daß ſie eine ſtarke Eßluſt erregen und daß auch die Verdauung ſchneller geſchieht. Daraus folgt, daß man gewiſſermaßen genöthigt iſt, mehr Nahrung, als in jedem andern Klima, zu ſich zu nehmen. Man begreiſt leicht, daß eine ſolche Ueberladung nach und nach die Organe der Verdauung angreifen und ihre Kraft ſchwächen kann; das Bedürfniß, die abnehmenden Kräfte zu erſetzen, ladet zum Mehreſſen ein, dadurch wird die Urſache jener Abnahme verſtärkt, und allmälig werden gallichte und Entzündungskrankheiten, Schlagflüſſe u. ſ. w. herbeigeführt. Die gewöhnlichſte Krankheit inzwiſchen, die das Klima das St. Bernhards veranlaßt, iſt der Gliederfluß (rhumatisme), von dem die Bewohner hoher Berge ſelten frei bleiben, und der dort ſogar auch häufiger, als vormals, geworden zu ſein ſcheint. Zu den Urſachen dieſes beinahe unheilbaren Uebels kann, außer den bereits angedeuteten, auch der öfters den Tag durch eintretende ſchnelle Uebergang von einer gemäßigten oder auch wohl warmen Temperatur zu einem beträchtlichen Kältegrad, die Unmöglichkeit, die Zellen der Geiſtlichen im Hoſpitium zu erwärmen, und endlich auch eine Lebensart gezählt werden, welche bald die ſitzende iſt und bald in eine ſehr angeſtrengte Bewegung übergeht, wenn bei der ſchlimmſten Witterung, auf rohen Bergpfaden, vom Froſt überfallenen oder in Lawinen begrabenen Wanderern die benöthigte Hilfe gebracht werden muß. Die große Feuchtigkeit, wovon oben die Rede war, und die nicht kann vermieden werden, geſellt ſich den übrigen Urſachen hinzu, welche den Gliederfluß herbeiführen und unterhalten. Sobald die Krankheit einigermaßen eingewurzelt iſt, muß man nothwendig den Aufenthalt in den höhern Regionen gegen ein gemäßigteres Klima vertauſchen und darin Erleichterung ſuchen.

Die einzigen Monate, in denen der Aufenthalt auf dem Bernhardsberge angenehm und geſund iſt, ſind der Julius, Auguſt und September; der Geſundheit am nachtheiligſten ſind die Monate März, April und Mai.

Mehrere Schriftſteller und Reiſebeſchreiber (Beſſon, Laborde, Ebel u. a. m.) melden in ihren Werken oder Tagebüchern, der Himmel erſcheine auf dem großen Bernhardsberge höchſtens nur zehn- bis zwölfmal im Jahr den ganzen Tag durch hell und rein. Obgleich ſeit kurzer Zeit erſt meteorologiſche Beobachtungen auf dieſem Berge angeſtellt werden *), ſo läßt ſich dennoch mit Zuverſicht behaupten, daß die ſchönen Tage dort ungleich weniger ſelten vorkommen, als jene Angaben mitbringen. **)

*) Der Profeſſor Pictet in Genf brachte am 14. Herbſtmonat 1817 meteorologiſche Inſtrumente auf den Bernhardsberg, und erſuchte die Geiſtlichen des Hoſpitiums, mit denſelben nach einer beſtimmten Vorſchrift Beobachtungen anzuſtellen; es geſchieht dieſes ſeither, und ſie werden monatlich in der Bibliothèque universelle mitgetheilt.

**) Vom Heumonat des verfloſſenen Jahres bis zu Ende Brachmonats des gegenwärtigen (1819) hat man über ſechzig gezählt. Der Sommer von 1816 war ſehr ſchlimm auf dem Bernhardsberge, und es ging

Beim Nachdenken über den geringeren Druck der Atmoſphäre auf den Berghöhen, ſollte man geneigt ſein, den Winden ebenfalls eine geringere Kraft beizumeſſen, weil ihre Stärke im Verhältniß der Dichtigkeit des Luftzuges wächſt und abnimmt. Es wäre erwünſcht, hierüber beſtimmte Auskunft geben zu können; allein noch iſt auf dem Bernhardsberge kein Windmeſſer vorhanden, der die Stärke des Windes angeben und genaue vergleichende Beobachtungen liefern könnte. Inzwiſchen ſtimmen Perſonen, die einen mehrjährigen Aufenthalt daſelbſt gemacht haben, überein, die Winde auf den Bergen für heftiger als im platten Lande zu halten. Gewiß iſt, daß die Engpäſſe in Gebirgsgegenden durch Verengung des Raumes die Winde konzentriren, und dadurch ihre Geſchwindigkeit vermehren. Die Lage der Thäler in der Nähe des Bernhardsberges geſtattet den Winden keine mannigfachen Richtungen; die gewöhnlichſten ſind die ſüdweſtliche und die nordöſtliche; der wahre Nordwind tritt bisweilen, doch nie heftig ein; eben ſo verhält ſichs mit dem noch ſeltnern Südwind.

Die Kälte iſt vielleicht ſo heftig nicht, als man vermuthen könnte. Der niedrigſte bekannte Thermometerſtand iſt 27 Grad Reaumur; derſelbe findet jedoch nur ſelten ſtatt. Häufig hingegen ſinkt er auf 20 und ſelbſt 23 Grade herunter. Nie ſteigt er höher als 17 Grade über Null, und wenn er für einen Augenblick höher reicht, ſo iſt der Fall eben ſo ausgezeichnet, als wenn er unter 27 herabſinkt.

Vom Schnee, von den Lawinen und Gletſchern.

Nach allem dem, was De Sauſſure mit eben ſo viel Scharfſinn als Genauigkeit über den Schnee, die Lawinen und Gletſcher des Alpengebirges gemeldet hat, hält es ſchwer, Neues hierüber zu ſagen. Dieſer gelehrte Naturforſcher gab ſich alle Mühe, durch eigene Beobachtungen die Wahrheit überall zu ergründen, und ſeine Darſtellung des Erforſchten läßt nichts zu wünſchen übrig. Er hätte alles geſehen, wenn er den größten Theil des Jahres durch auf den mit Schnee bedeckten Bergen verweilen könnte. Mir bleibt über die drei Dinge nur eine geringe Nachleſe übrig.

So wie auf hohen Bergen der Regen ſelten in großen Tropfen niederfällt, ſo ſind daſelbſt hinwieder auch große Schneeflocken eine ſeltene Erſcheinung; nur im Sommer, bei milder Temperatur, erreichen ſie eine gewiſſe Größe. Wenn ein ſtarker Wind weht, ſind die Schneekriſtalle überaus klein.

Die das Jahr durch gefallene Schneemaſſe läßt ſich nicht genau angeben; die Winde vertragen den Schnee während ſeines Niederſchlags, und legen denſelben an einzelnen Orten nieder, von denen ſie ihn öfters nochmals auffaſſen und anderswo, als Zurüſtung für Lawinen, anhäufen. Man will bemerkt haben, daß der Schnee in gewiſſen Jahren auf einer beſtimmten

keine Woche ohne Schnee vorbei; am letzten Tage im Monat Auguſt wurden auf dem Eis, das den kleinen See beim Hoſpitium deckte, Kegel geſchoben, und das ganze Jahr durch fror der See nie ganz auf; ein ſolcher Jahrgang macht jedoch Ausnahme, und nicht die Regel.

Seite des Berges in größerer Menge niederfällt, zum Beiſpiel in den auf der Nord- oder Nordoſtſeite gelegenen Thälern; dieſe Beobachtung bedarf jedoch noch weiterer Beſtätigung.

Der friſche Schnee iſt gewöhnlich ſehr locker; er behält jedoch dieſe Lockerheit nicht lange, und nach etlichen Tagen iſt er ſchon dicht geworden. Je feuchter er iſt, oder vielmehr je höher der Wärmemeſſer zur Zeit ſeines Niederfallens ſteht, deſto geneigter iſt er, ſich zu ballen (se tasser). Bei kaltem Wetter hingegen mögen die Schneetheilchen ſich viel weniger feſt aneinander hängen, als die bei milder Witterung gefallenen thun. Aus dieſer Beobachtung kann man die Folgerung ziehn, daß es mühſamer ſein muß, durch eine bei milder Witterung gefallene Schneemaſſe zu wandeln, als durch eine gleich beträchtliche bei kälterer Temperatur niedergeſchlagene. Die erſtere kann einem Schlammgrund verglichen werden, aus dem man nur mit großer Anſtrengung ſich emporhebt; und die zweite einer mit trocknem Sand bedeckten Fläche, in der die Füße zwar auch einſinken, aber ohne beim Herausziehen gleichen Widerſtand zu leiden. Im Frühling bemerkt man, daß der im Spätjahr zuerſt gefallene Schnee eine Eiskruſte über dem Erdreich bildet, wogegen der ſeit dem Jenner gefallene Schnee fault (se pourrit), wie die Bergleute ſich ausdrücken, das will ſagen, eine geringere Feſtigkeit beſitzt.

Auf der Lockerheit des Schnees und auf dem Grad ſeiner Dichtigkeit beruht die Urſache der Lawinen. Der im Spätjahr oder zu Anfang des Winters gefallene Schnee, vom Wind gejagt, füllt die Höhlen aus, verebnet alle Ungleichheiten des Bodens, bedeckt die großen Vorſprünge; und nachdem er ſich verhärtet hat, bildet er eine Art Gleitbahn oder ebene Fläche, die von der Rauheit des Berges nur die Bogen der großen Krümmungen beibehalten hat. Wenn alsdann ein neuer Schnee ſich auf dieſen glatten Flächen zu einer gewiſſen Maſſe ſammelt, ſo muß, weil er auf dem Abhang keinen Stützpunkt findet, ſein eigenes Gewicht ihn nothwendig bis in die Thalgründe herabgleiten machen.

Man unterſcheidet gewöhnlich zwei Arten der Lawinen, die Winter- und die Frühlings-Lawinen; die Urſache ihres Sturzes iſt in beiden Jahrszeiten nicht die nämliche. Die Winter-Lawinen beſtehen gewöhnlich aus dem lockern und leichten Schnee, der beinahe gar nicht zuſammenhängt, und der beſtimmende Grund ihres Fallens iſt ſehr oft die Aufklärung des Himmels in dem ſenkrecht über ihnen ſtehenden Raume. Die Frühlingslawinen hingegen beſtehen aus geballtem Schnee, der zuſammenhängt und große Maſſen bildet; eine allgemeine Erhöhung der Temperatur (eintretendes Thauwetter) begründet ihren Fall.

Die Verſchiedenheit der Lawinen beruht hinwieder auch auf der Ungleichheit ihrer Bewegung während des Falles. Im Winter, ſobald ein flacher Abhang, wie man ſich ausdrückt, mit Schnee beladen iſt, was durch die Winde geſchieht, welche ihn zuſammentragen und Vertiefungen, die für kleine Thäler gelten können, damit anfüllen, ſo wird durch eine theilweiſe oder allgemeine Verdichtung, die ein Windſtoß oder ein plötzliches Hellwerden verurſacht, der Zuſammenhang der Schneemaſſe unterbrochen, und ein Theil der Stützpunkte ihr entzogen; ein kleiner Ballen Schnee fängt zu rollen an, und iſt hinreichend, um den Sturz der ganzen

Lawine zu bewirken; iſt dieſe einmal gebildet, ſo ſtürzt ſie ſich mit Blitzesſchnelle in den Thalgrund, ohne daß, wer ihr auf dem Wege zu begegnen das Unglück hat, der Gefahr ſich entziehen mag. Je weiter die Lawine vorrückt, deſto mehr nimmt ſie an Schnelligkeit und an Kraft zu, indem ſie jetzt nicht nur den vorfindlichen Schnee, ſondern auch große Steine mit ſich fortreißt, Bäume, die ſich in ihrer Richtung finden, entwurzelt, und andere durch den Seitendruck der anſtoßenden Luftſäule umſtürzt; gleichmäßig drückt ſie in der Nähe befindliche Hütten ein, die auf gegenüberſtehenden Hügeln von der Lawine ſelbſt nicht erreicht werden mochten. Man hört alsdann gewöhnlich ein dumpfes Getöſe, das der Sturz der Lawine verurſacht. Der Schnee fliegt gleich einer vom Wind gejagten Staubwolke durch die Luft; wenn aber ihr Vordertheil bereits den Thalgrund erreicht hat, ſo bewegt ſich der Hintertheil noch mit ſeiner ganzen Schnelligkeit, indem er die Maſſe zuſammendrückt und verdichtet.

Es gibt Lawinen der zweiten Art oder Frühlingslawinen, welche von den höchſten Bergen, dem Montblanc, dem Mont-Roſa, dem Velan u. ſ. w., auch mitten im Sommer herabſtürzen; die Verhältniſſe und die Urſachen ihres Falls treffen aber völlig mit denen, die im Frühling fallen, zuſammen. Die Wärme kann, wie ſchon bemerkt, als die erſte wirkende Urſache der Lawinen betrachtet werden. Der friſche Frühlingsſchnee, ſo wie derjenige, welcher im Winter auf einmal nur in kleiner Menge fällt, und ehe er vom Winde zuſammengedrückt ward, nicht einſtürzte, beſitzt zwar genug Feſtigkeit, um nicht zu fallen; aber wenn die Sonnenſtrahlen oder ein warmer Südwind dieſen Schnee gemildert haben, ſo kann alsdann einige Schmelzung und eine Schwächung ſeiner Stützpunkte eintreten. Ein Schneeballen löſet ſich ab und fängt zu rollen an; der Schnee, über den er ſeinen Weg nimmt, hängt ſich ihm an, und der Ballen, welcher nach Maasgabe ſeines Fortſchreitens anwächſt, ertheilt zugleich während ſeines Durchgangs dem zunächſtliegenden Schnee eine kleine Erſchütterung, wodurch auch dieſer, da ihm ein feſter Stützpunkt mangelt, ſich gleich dem erſtern zu ballen geneigt wird. So vermehrt ſich die niederfallende Schneemaſſe zuſehends, ihre Bewegung wird gleichzeitig ſchneller und die Lawine iſt gebildet. Der Unterſchied iſt beträchtlich zwiſchen den langſamen Frühlingslawinen und den viel plötzlichern im Winter; ſobald man die erſtern über die Bergabhänge rollen ſieht, mag man ſich durch eine ſchnelle Flucht noch retten; iſt man aber unglücklich genug, auch nur mit einem Fuß von der Lawine ergriffen zu werden, ſo hält es ſchwer, denſelben zurückzuziehen, indem der Schnee dieſer Frühlingslawinen überaus dicht iſt, und nicht nur in ſich ſelbſt einen ſtarken Zuſammenhang hat, ſondern ſich auch den Körpern, die er umhüllt, feſt anhängt. Wenn demnach die Winterlawinen jene des Frühlings an Schnelligkeit übertreffen, ſo kommt den letztern hingegen die größere Attraktions- oder Impulſions-Kraft, wie man es nennen will, zu gut.

Obgleich der St. Bernhard keine eigentlichen Gletſcher beſitzt, ſo finden ſich ſolche doch in ſeiner Nähe. Es haben dieſe Eismaſſen in den neueſten Zeiten mehr als je die Aufmerkſamkeit

der Naturforſcher beſchäftigt, und dieſer Umſtand wird, wie ich hoffe, den Bemerkungen, welche ich hier mittheilen will, einige Nachſicht verſchaffen.

Das Daſein der Gletſcher, nicht allein auf hohen Bergen, ſondern auch in niedern Thälern, neben Wieſen, Wäldern und Getreidefeldern, iſt eine Erſcheinung, die den Reiſenden ſehr auffallend ſein muß. Das Erſtaunen mindert ſich, wenn man bedenkt, daß die Gletſcher durch das Eis und den Schnee höherliegender Behälter unterhalten werden, wo die Sonnenwärme jene ungeheuern Maſſen zu ſchmelzen auſſer Stand iſt, die nicht nur allmälig hinunterſteigen, ſondern bisweilen auch wohl plötzlich Felder und Wieſen überziehen.

Dem Freunde und Bewunderer der Natur ſtellen die Gletſcher ein trauriges, aber majeſtätiſches Bild vor Augen; der Naturforſcher unterſcheidet daran zahlreiche Erſcheinungen, deren Urſachen und Zuſammenhang er zu erforſchen ſucht. Die Bewegung des Gletſchers, ſeine bald zuſammenhängende, bald durch Spalten von furchtbarer Tiefe zerriſſene Bildung; die verſchiedenen ſenkrechten, wagerechten oder auch geſenkten Schichten des Eiſes; ihre mehrere oder mindere Dichte, die Höhlen, die Eispyramiden, welche öfters auf der Höhe des Gletſchers angetroffen werden, die bisweilen ſehr großen Steinmaſſen, die wie über Fußgeſtellen auf ihm ruhen, die am Ausgang derſelben vorkommenden, aus dammförmig gereihten Sand und Steinen beſtehenden Schutthaufen (Gandecken, Moraines): dieſes alles ſind eben ſo viele Vorwürfe der Neugierde und der Forſchungen des Beobachters.

Nach Beſchaffenheit der Jahrgänge rückt der Gletſcher entweder vor, oder er weicht zurück; bisweilen bleibt er auch lange unverändert; alles hängt von der wärmern oder kältern Temperatur des Sommers und von der Menge des Schnees und der Lawinen ab, die im Winter fallen. Im Ganzen nehmen die Gletſcher ſtets zu und ihr Wachsthum hört nicht auf; aber es leidet Unterbrechungen, und in den Jahren, wo milde Winter oder heiße Sommer eintreffen, ſchmilzt mehr Eis weg, als neues hinzukommt.

Ueber die Gletſcher und ihr zunehmendes Wachsthum haben verſchiedene Naturforſcher geſchrieben; vielleicht aber ward von denſelben eine der Haupturſachen dieſes Wachsthums nicht gehörig entwickelt, oder nicht ſattſam gewürdigt. Beim Beſuche der Gletſcher bemerkt man, daß, wenn der Abhang eines von einem Gletſcher beſetzten Thales abſchüſſiger wird, ſich alsdann Spalten bilden, wovon die einen bis auf den Boden des Gletſchers ausgedehnt ſind, andere hingegen ſo tief nicht ſinken, und dem Waſſer keinen Ausgang geſtatten, welches ſich vom Schnee- und Eisſchmelz darin ſammelt. Dieſe Spalten haben meiſt eine Querlage; ſie trennen gewöhnlich die obere Gletſchermaſſe von der untern, mit Ausnahme jedoch der Endſtücke zu beiden Seiten der Spalten, und des Untertheils bei denen, welche Waſſerbehälter bilden. Beim Eintritt des Winters gefriert das Waſſer in dieſen letztern, und ſie machen nunmehr Beſtandtheile des Gletſchers aus. Jedermann weiß, daß das Waſſer beim Uebergang aus dem flüſſigen in den feſten Zuſtand, oder beim Gefrieren, eine Ausdehnung erleidet; hingegen macht ſich vielleicht nicht Jedermann eine hinreichende Vorſtellung von der ausdehnenden

Kraft, die daſſelbe unter dieſen Umſtänden auf die ganze Maſſe des Gletſchers anwendet. Dieſe Kraft wirkt wie ein Keil zwiſchen der Ober- und Unterdecke, ſo daß dieſe leztere, weil ſie geringern Widerſtand leiſtet, zuſammenfällt, herabgeſchoben wird und das Vorrücken des Gletſchers befördern hilft. Rechnet man dazu das Gewicht des Gletſchereiſes, deſſen Sinken durch die abſchüſſige Grundlage erleichtert wird, ſo mag man ſich alsdann unſchwer das allmälige Vorſchreiten des Gletſchers erklären.

Das heftige Knallen und das Getöſe, welche auf den Gletſchern öfters, zumal nach heißen Sommertagen, gehört worden, iſt anders nichts, als die Wirkung des Eisbruchs in der Nähe der Spalten, die ſich im vorigen Jahr mit Waſſer angefüllt hatten. Einige glauben, dieſer den Kanonenſchüſſen ziemlich ähnliche Knall ſei eine Wirkung der Entwickelung des im Eis oder in der Erde latenten Wärmeſtoffes, welcher vermittelſt der innern Wärme (?) in freien Zuſtand übergeht, und durch plözliches Zerreiſſen der Eismaſſen die Bande bricht, die ihn bisher eingeſchloſſen hielten. (Hr. Caſtellani, Mitglied der Turiner Akademie, iſt dieſer Meinung.)

Die Schichten des Eiſes ſind von ungleicher Dichtheit. Bei den ſelten vorkommenden wagerechten Schichten, wie bei den häufigern ſenkrechten und ſchiefgeneigten, rührt die Verſchiedenheit von dem, ehe er gefriert, mehr oder weniger mit Waſſer durchdrungenen Schnee her. Ich habe früher bemerkt, daß der Schnee locker iſt, und demnach viele Luft enthält; wenn nun das eindringende Waſſer sehr kalt und deſſen nur wenig iſt, ſo bleibt ein Theil der Luft zurück, und das Eis iſt locker und von geringer Dichtheit. Die wagerechten Schichten ſind nichts anders, als der Schnee, welcher nicht zum Schmelzen gekommen, ſondern, nachdem er mit ſattſamem Waſſer durchdrungen worden, zu Eis gefroren iſt. Die ſenkrechten und geneigten Schichten oder Eisſtücke ſind das gefrorne Waſſer in den Höhlungen und Spalten des Gletſchers, oder auch der in dieſe Höhlen gerathene, mit Waſſer geſättigte and hernach gefrorne Schnee.

Weil das Eis ſehr verſchieden dicht iſt, ſo begreift man leicht, daß, wo dieſe Dichtheit geringer iſt, ſonderheitlich wenn die Stelle in der Nähe abfließender kleiner Gewäſſer, oder der Sonne ausgeſezt und etwa mit ſchwärzlichter Erde überdeckt iſt, die Schmelzung des Eiſes leichter vor ſich gehen, und durch dieſelbe ſich allerlei Höhlen bilden müſſen. Es bedarf jedoch einer ſehr lebhaft von der Schönheit der Gletſcher ergriffenen Einbildungskraft, um Säulengänge, Vorderſeiten von Paläſten u. dgl. daran wahrzunehmen. Einige regelmäßige Formen laſſen ſich allerdings bisweilen unterſcheiden, weil die Spalten ſich meiſt regelmäßig bilden und das eindringende Waſſer beim Gefrieren dadurch auch geradlinigte Formen erhält. Wenn die Gletſcherhöhlen ein anziehendes Schauſtück ſind, ſo gewähren die Pyramiden, welche meiſt auf der Höhe des Gletſchers vorkommen, vollends einen impoſanten Anblick. Von ferne und in günſtiger Stellung glaubt man zum Himmel anſtrebende Bergſpitzen, aus Eis gebildete Pyramiden und Obelisken zu erblicken, die aber, wenn man ihnen näher kommt, ſich in gewöhnliche, im Profil geſehene Eisſpalten verwandeln.

Mit Befremden trifft man beim Wandern über die Gletſcher beträchtliche Felsblöcke an, die auf drei und bisweilen vier Fuß hohen Fußgeſtellen aus Eis ruhen. Das mit den Lawinen auf den Gletſcher gerückte Felsſtück bildet über dem Eis eine Art von Dachung, wodurch daſſelbe gegen den Regen und die Sonnenſtrahlen geſchützt wird, ſo daß dieſe Unterlage mit der übrigen Oberfläche des Gletſchers nicht in gleichem Verhältniſſe ſchmilzt, demnach dann auch das Felsſtück ſich allmälig zu erheben ſcheint, bis das Fußgeſtell, nachdem es eine Zeit lang der Schmelzung widerſtanden hat, nach und nach ſchwächer wird und ſeine Laſt nicht länger tragen mag. Auch dieſe kleine Erſcheinung zeigt deutlich, daß die Unterhaltung des Gletſchers vielmehr durch die ſich mit Waſſer füllenden Spalten geſchieht, als durch den im Winter darauf niederfallenden Schnee. Der letzte dient ihm eigentlich nur zur deckenden Hülle, und wenn vieler Schnee gefallen iſt, ſo mag er das Gletſchereis um ſo länger gegen die Einwirkung des Regens und der Sonnenſtrahlen ſchützen.

Die Landleute auf den Alpen halten die häufig auf der Oberfläche der Gletſcher vorkommenden Steine und Felsſtücke für eine Wirkung des dem Eis inwohnenden Vermögens, alle fremdartigen Körper von ſich auszuſcheiden. Man hat dies für lächerlich und ungereimt erklärt; allein es iſt in der That der Fall, daß das Eis fremde, in ihm befindliche Körper, Steine zum Beiſpiel, Holz, Leichname u. ſ. w. auswirft; es ward dies geläugnet, weil man die Urſache nicht kannte, und auch wohl aus Mangel genauer Beobachtungen. Ich bin weit entfernt, dem Gletſchereis ein Reinigungsvermögen zuzuſchreiben; aber die Thatſache erklärt ſich daß der Gletſcher durch die Wirkung der Sonnenwärme und der Winde auf ſeinem Obertheile zuſehends ſchmilzt, während er inwendig ſeinen Verluſt wieder erſetzt; dadurch bildet ſich eine Art allmäliger Umwälzung von unten nach oben, mittelſt welcher das tiefere, die fremden Körper einſchlieſſende Eis mit dieſen ſelbſt höher gehoben wird. Sobald dieſelben alsdann nur noch mit einer dünnen Eisdecke verſehen ſind, ſo ſchlucken ſie, vermöge ihrer dunklern Farbe, mehr Sonnenſtrahlen ein, die das Eis durchdringen, den eingeſchloſſenen Körper erwärmen, und ihn ſomit dann vollends aus ſeinem Gefängniſſe befreien.

Das Gletſchereis iſt inwendig ſehr rein, was nicht ſein könnte, wenn es aus Schnee gebildet würde, der, von den Lawinen in großer Menge herbeigeführt, mit Erde und Steinen vermengt iſt, die ungleich häufiger im Gletſchereiſe vorkommen müßten, als wirklich der Fall iſt.

G a n d e c k e n (Moraines) werden die Stein- und Sandhaufen genannt, die der Gletſcher an ſeinem Ausgang und zu den Seiten deſſelben ablegt. Dieſe Steindämme liefern zuverläſſige Zeichen der Stelle, welche der Gletſcher auf ſeinen verſchiedenen Stationen einnahm, und ſie ſind Merkmale ſeiner wechſelnden Zu- und Abnahme. Gewöhnlich finden ſich mehrere ſolcher Gandecken am Fuße und am Rande der Gletſcher. Es ſind Ueberbleibſel der Steinmaſſen, die mit den Lawinen oder auf andere Weiſe auf und in den Gletſcher gebracht wurden, die dieſer vor ſich hinſchiebt, zuletzt auswirft, und nach Geſtalt der Krümmungen ſeines Ausgangs anhäuft.

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Die Irrenanſtalten. — Die Lehrbücher der Jeſuiten. — Die Prozeſſion am Himmelfahrtstage in Paris. — Der Abbe de la Menais. — Die griechiſche Kolonie in Korſika. — Ueberſicht des franzöſiſchen Weinbaues. — Minderbekannte Züge aus dem Leben des Abbe de l'Epee. — Konſumtion der Kartoffeln in Paris.

Es hält ſchwer, zu ſagen, was vormals das Schickſal der Irren geweſen ſei; viele gingen wahrſcheinlich elend zu Grunde; die gefährlichſten wurden in Kerker verſchloſſen; die übrigen, wofern ſie nicht etwa als Zauberer und Beſeſſene des Scheiterhaufens werth erklärt waren, liefen in Städten und auf dem Lande, als Vorwürfe des Spottes oder des Mitleids der Menge, frei umher.

In Frankreich hat man ſich nicht eher als zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts mit dieſer Klaſſe kranker Menſchen genauer beſchäftigt. Der überredenden Stimme Vincents von Paul gelang es, Anſtalten für ihre Verſorgung zu gründen. Die bisher verlaſſenen und umherirrenden Gemüthskranken wurden in die Lazarethe aufgenommen, wo man ihnen eigene Plätze anwies, wie heutzutage in den Armenhäuſern (dépôts de mendicité) geſchieht. In England war jedoch ſchon früher und ſeit 1553 ein Priorei-Gebäude, Bethleem genannt, welches Heinrich VIII wenige Jahre zuvor der Stadt London geſchenkt hatte, zum Hoſpital für Mondſüchtige beſtimmt worden; es führt heutzutage den abgekürzten Namen Bedlam. Bei dem immer größer werdenden Zudrang der Kranken ward es im J. 1675 nach einem umfaſſendern Plane, und mit dem für jene Zeit anſehnlichen Koſtenaufwande von ſechszehntauſend Pfund Sterling, neu erbaut. Als hierauf im Jahr 1751 dies Lazareth nicht mehr ausreichte, kam durch freiwillige Unterzeichnung ein neues, jetzt unter dem Namen des St. Lukas-Hoſpitals bekanntes, zu Stand. Wenige Jahre zuvor hatte Jonathan Swift in Dublin das für Irren und Blödſinnige beſtimmte St. Patris-Hoſpitium erbauen laſſen.

Zu Paris befanden ſich im Jahr 1657 in den ſogenannten petites maisons vierundvierzig als unheilbar erklärte Irren, in eben ſo viel Zellen eingeſchloſſen. Drei Jahre zuvor hatte das Parlament verordnet, es ſolle für männliche und weibliche Irren, die ſich im allgemeinen Hoſpital (Hôtel Dieu) befinden oder künftig dahin kommen, ein eigener Verwahrungsort errichtet werden. In mehrern Provinzen wurden die Verrückten in Gefängniſſe oder Klöſter, mit Wüſtlingen und ſchlechten Leuten zuſammen, eingeſperrt; daher der Name Zucht- oder Beſſerungshaus, welcher den Irrenhäuſern an verſchiedenen Orten ertheilt ward.

Jene menſchenfreundlichen Plane, welche im Jahr 1774 die große Reform der Spitäler bezweckten, dehnten ſich nicht auf die Gemüthskranken aus; das Schickſal von dieſen blieb wie

zuvor; ſie wurden gleich Verbrechern in ihren Kerkern vergeſſen, und erſt im Jahr 1787 machte Tenon, nachdem er die Anſtalten in London und England beſucht hatte, den Vorſchlag, die Irren aus dem Hôtel-Dieu zu entfernen, und ihnen ein eigenes Hoſpital von zweihundert Betten, die eine Hälfte für männliche, die andere für weibliche Kranke beſtimmt, einzuräumen.

Im darauf folgenden Jahr ward die für wahnſinnige Weibsperſonen beſtimmte Abtheilung der Salpetriere eingerichtet, und der Doktor Pinel übernahm ihre ärztliche Beſorgung. Er milderte das Schickſal dieſer Unglücklichen durch Vervollkommnung aller Theile der Anſtalt, und eröffnete damit die Reihe jener Arbeiten, die ihn ſeither berühmt machten. Er erhielt ein eigenes Krankenzimmer für die Irren, welche zugleich an einer andern Krankheit litten, und die man zuvor ins Krankengemach des Gefängniſſes gebracht hatte. Achtzig Wahnſinnigen, die ſeit Jahren in Ketten lagen, ließ er dieſelben abnehmen, und es gelang ihm, durch eine menſchliche, ſorgfältig überdachte Behandlung, die bisher völlig auſſer Acht gelaſſen war, mehrere derſelben zu heilen.

Im gleichen Jahr gab Hr. Daquin von Chambery ſeinen Traité de la philosophie de la folie heraus, ein Werk, worin die Grundlagen des ganzen zweckmäßigern Heilverfahrens der Irren, das ſeither in den beſſern Anſtalten Frankreichs und des Auslandes angewandt worden iſt, bereits angedeutet wurden.

Der Doktor Eſquirol, welcher ſeit mehrern Jahren dem Profeſſor Pinel als Arzt in der Salpetriere beigeordnet war, und der auch ſelbſt eine der vorzüglichſten Privatanſtalten für Gemüthskranke in Paris errichtet hatte, überzeugte ſich, daß noch ſehr Vieles, hinſichtlich auf die Behandlung der Irren in Frankreich überhaupt, zu verbeſſern ſei, und er wünſchte nebenbei zu erforſchen, wie es in dieſer Hinſicht in den Departementen beſchaffen ſei, und in wie weit daſelbſt die in den Pariſer Anſtalten getroffenen Verbeſſerungen gleichfalls Eingang gefunden hätten; er unternahm dafür eine Reiſe durch die Städte, welche Irrenanſtalten beſitzen, und er hat über alle Häuſer, Spitäler und Gefängniſſe, worin Verrückte aufbewahrt werden, ſeine geſammelten Beobachtungen genau verzeichnet; von mehrern Anſtalten hat er Grundriſſe aufnehmen und ſtechen laſſen, um hernach deſto befriedigendere Vergleichungen der franzöſiſchen mit den auswärtigen, vorzüglich britiſchen Einrichtungen anſtellen zu können.

Die Ergebniſſe dieſer Reiſe hat Hr. Dr. Eſquirol zunächſt in einer dem Miniſter des Innern übergebenen und alsdann auch gedruckten Denkſchrift niedergelegt; ſie führt den Titel: Des établissemens des aliénés en France et des moyens d'améliorer le sort de ces infortunés (Paris, bei Mad. Huzard, 1819. 8.), und ſie ſoll eigentlich nur der Vorläufer eines größern Werkes ſein, mit deſſen Ausarbeitung der Verfaſſer wirklich beſchäftigt iſt.

„Jedermann kann (ſo drückt ſich dieſer würdige Nacheiferer Howards aus) ſich ſo betragen, daß er nicht Gefahr läuft, gerichtlich und als ein Verbrecher verfolgt zu werden; aber Niemand mag hingegen mit gleicher Zuverſicht ſich gegen eine Krankheit geſichert achten, die ihre

Opfer in jedem Alter, aus jedem Stande und in jedem Berufe wählt. Die Menſchen, als deren Sachwalter ich erſcheine, verdienen eine vorzugsweiſe Theilnahme, weil ſie nur allzuhäufig als die Schlachtopfer der Vorurtheile, der Ungerechtigkeit und der Undankbarkeit ihrer Mitmenſchen angeſehen werden können. Es ſind Hausväter, treue Gattinnen, rechtſchaffene Kaufleute, geſchickte Künſtler, um das Vaterland verdiente Krieger, durch Gelehrſamkeit ausgezeichnete Männer; es ſind kräftige, muthige und gefühlvolle Seelen; deſſenungeachtet aber werden eben dieſe, des ausgezeichneten Mitleids würdigen, und von dem furchtbarſten Elend, das den Menſchen befallen kann, heimgeſuchten Unglücklichen vielfältig noch ſchlimmer behandelt, als Verbrechern geſchieht, und mit weniger Sorgfalt, als man Thiere verpflegt. Ich habe ſie nackt, in Lumpen gehüllt, auf einem Strohlager, dem einzigen Schutz gegen die feuchte Kälte ihres Kerkers, liegend angetroffen; ich habe ſie mit groben Speiſen genährt, der friſchen Luft zum Athmen, wie des Waſſers zur Stillung ihres Durſtes entbehrend, und der erſten Lebensbedürfniſſe beraubt geſehen; ich habe ſie eigentlichen Kerkermeiſtern anvertraut und ihrer brutalen Behandlung überlaſſen gefunden; ich ſah ſie in engen, unreinlichen, dumpfen, der Luft wie des Lichts beraubten Räumen eingeſchloſſen und in Löchern angekettet, die man für wilde Thiere der Menagerien zu ſchlecht würde befunden haben. Das Alles habe ich in Frankreich geſehen, und auſſer Frankreich wird das Nämliche vielfältig angetroffen.“

Fünftauſend einhundert und dreiundfünfzig Irren werden, den Verzeichniſſen des Herrn Eſquirol zufolge, in Frankreich in neunundfünfzig Häuſern verwahrt; davon kommen über zweitauſend auf die drei großen Irrenhäuſer in Paris. Das Verhältniß der weiblichen Kranken iſt in dieſer Stadt, wie in den nördlichen Staaten überhaupt, größer, während in den mittäglichen Ländern und in Spanien das Gegentheil beobachtet wird.

In ganz Frankreich finden ſich nicht mehr als acht eigentliche Irrenanſtalten, von denen mehrere königliche Geſundheitshäuſer (maisons royales de santé) heißen; einige derſelben ſind ausſchließlich für das eine oder andere Geſchlecht beſtimmt, während in andern Männer und Weiber ohne Unterſchied aufgenommen werden. Dazu kommt, daß dieſe Unglücklichen auch öfters mit Fallſüchtigen, mit liederlichen Leuten und Wüſtlingen, die zur Züchtigung eingeſchloſſen werden, und mit unheilbar Blödſinnigen, die lebenslänglich verſorgt bleiben müſſen, vermengt ſind: ſo daß man mit Grund ſagen kann, es mangle Frankreich noch gutentheils an ausſchließlich für die Behandlung von Gemüthskranken beſtimmten Häuſern. Um dieſes wichtige Bedürfniß zu befriedigen, ſchlägt Hr. Dr. Eſquirol die Errichtung einer kleinen Anzahl derſelben vor, in deren jedem anderthalb- bis zweihundert einem angemeſſenen Heilverfahren zu unterwerfende Irren aufgenommen würden, und die theils Muſtereinrichtungen für die übrigen Häuſer, theils Lehranſtalten ſein ſollten. Die darin aufzunehmenden Irren ſollten noch nirgend anderswo behandelt und ihre Krankheit auch nicht älter denn ein Jahr ſein; ſie müßten nebenbei mit keiner anſteckenden oder ſyphylitiſchen Krankheit behaftet ſein. Da die Erfahrung lehrt, daß im zweiten Jahr, vom Anfang der Krankheit gerechnet, beinahe

eben ſo viele Irren geheilt werden, als im erſten, ſo können hingegen nach Verfluß zweier Jahre dieſe Kranken überhaupt für unheilbar betrachtet werden.

Wie mangelhaft und fehlerhaft ſogar auch die acht obgedachten Irrenanſtalten ſind, ſo bleiben ſie immerhin ungleich vorzüglicher als die übrigen Häuſer, worin Wahnſinnige verſorgt werden, und wo es in alten, zerfallenen und feuchten Gebäuden, an aller zweckmäßigen Abtheilung und Einrichtung für ihre neue Beſtimmung fehlt, einige feſte Gemächer oder Kerker ausgenommen, in welche die heftigen und raſenden Irren eingeſchloſſen werden. An mehrern Orten trifft man auch noch allgemeine Spitäler an, wo die Irren, Raſende ausgenommen, mit allen übrigen Kranken, mit den Blödſinnigen und Unheilbaren, vermengt leben; und endlich werden ſie an einigen Orten vollends mit den Sträflingen vereinbart, oder gleich den Bettlern behandelt. In dreiunddreißig von Hrn. Eſquirol genannten franzöſiſchen Städten werden die Irren in den allgemeinen Spitälern, mit Greiſen, Kindern, Kranken, Krätzigen, auch wohl mit Dirnen und Verbrechern, gemeinſam verwahrt. In der Salpetriere und im Bicetre iſt das Quartier der Wahnſinnigen, vom übrigen Hauſe gleichſam unabhängig, mit eigenthümlicher Einrichtung, Bedienung und Arzt verſehen; es ſind dies gewiſſermaßen Spitäler in den Spitälern.

In den Städten, wo Armenhäuſer (dépôts de mendicité) errichtet wurden, wollte man eigene feſte Gemächer (quartiers de force) einzig für tobende Irren einrichten; an mehrern Orten geſchah dies wirklich, und die Kranken werden darin beſtändig angeſchloſſen gehalten; für die übrigen Gemüthskranken mangelt es dann aber vollends an aller zweckmäßigen Pflege.

Aus allem Vorſtehenden ergibt ſich demnach, daß für die Irren ungefähr in allen Beziehungen ſchlecht geſorgt iſt, und daß insbeſondere: *erſtens*, es ihren Wohnungen an zweckmäßiger Einrichtung fehlt; beinahe überall, mit Ausnahme der Salpetriere und des Bicetre, ſind es abgelegene, alte, feuchte, und demnach höchſt ungeſunde Gebäude, die ihnen eingeräumt werden. Die neuerlich in den Armenhäuſern getroffenen Einrichtungen ſind nicht minder nachtheilig beſchaffen; in einigen derſelben iſt, zum Beiſpiel, der zwiſchen der äuſſern Einfangsmauer und derjenigen der Zellen für die Irren inneliegende Hofraum keine Klafter breit. *Zweitens* dann ſind ihre eigentlichen Zimmer, Zellen oder Logen, die Kerker, Löcher und ſogenannten Narrenkaſten, faſt überall furchtbare Behälter, denen es an Luft und Licht fehlt, enge, feucht, mit Straßenpflaſter verſehen, oft niedriger, als das Erdgeſchoß, oder auch wohl unterirdiſche Räume; meiſt bilden die Thür und ein kleines, ihr gegenüberſtehendes Loch die einzige Oeffnung dieſer Behälter, in denen die Luft nicht erneuert wird, ſo daß man beim Eintritt vor dem Geſtanke zurückbebt. Es gibt Behälter dieſer Art, die Käfichen gleichen; andere ſind hölzerne Verſchläge, welche auch nicht einmal gegen die Witterung ſchützen. „In meinem größern Werke", ſagt der Verfaſſer, „will ich die Beſchreibung von allen dieſen Wohnſtätten des Elends liefern, die eigentlich darauf berechnet ſcheinen, um den Menſchen herabzuwürdigen und ihm die erſten Lebensbedürfniſſe zu entziehen." *Drittens* fehlt es häufig an

Betten, ſo daß die ohnedies öfters durch Schlafloſigkeit gequälten Unglücklichen bisweilen nur den Zimmerboden, um ſich darauf hinzulegen, und ſtatt Kiſſen, Matratze und Decke nichts als Stroh haben. *Viertens* befinden ſich theils die dürftigen Irren, theils auch die, welche Tiſchgelder bezahlen, meiſt nackt oder in Lumpen gekleidet, und man verſorgt ſie mit dem Abgange von Kleidern der Armen, Kranken und Gefangenen, die mit ihnen in der gleichen Anſtalt wohnen. Für Narren, ſagt man, iſt Alles gut genug. Bisweilen wird ihnen auch ſogar kein Stroh gereicht, oder daſſelbe nicht oft genug erneuert. Ich traf, ſagt Hr. Eſquirol, einen unglücklichen Blödſinnigen an, der völlig nackt auf dem Boden lag. Der Hausmeiſter (concierge), dem ich mein Befremden über eine ſolche Vernachläſſigung äuſſerte, antwortete: Die Verwaltungsbehörde vergüte ihm für jede Perſon zu vierzehn Tagen mehr nicht als eine Welle Stroh. Ich bemerkte dem gefühlloſen Menſchen, daß der an der Thür des Irrenhauſes wachende Hund beſſer verſorgt ſei, und daß er ja friſches Stroh in Menge habe; ſeine Erwiederung war ein ſpöttelndes Lächeln. Und dies geſchah in einer der großen Städte Frankreichs! *Fünftens* ſind Diät und Nahrung dem Zuſtande der Kranken keineswegs entſprechend, und denſelben vielmehr nachtheilig. Gewöhnlich erhalten ſie gedörrte Hülſenfrüchte, die ſchlecht zubereitet ſind, ſchwarzes Brod und Käſe; für die Irren in Tours iſt es ein köſtliches Mahl, wenn die barmherzige Schweſter, welche ihre Küche beſorgt, wöchentlich einmal ſich die Eingeweide der Thiere verſchaffen kann, die für Suppe und Bouillon der Kranken des Hoſpitals gebraucht wurden; in den Zuchthäuſern und Gefängniſſen empfangen die Irren nur Brod und Waſſer, wenn es dem Kerkermeiſter anders beliebt, ihnen ſolche zu reichen. Und wie geſchieht dieſe Austheilung? gewöhnlich nur einmal im Tage. In einer Stadt fand es ſich, daß den Irren, wie den Gefangenen, je zu zwei Tagen nur, ein dreipfündiges Brod und ein Krug Waſſer gereicht wurden. Welche Pflege für Kranke, die an innerlicher Hitze und Durſt leiden, und von Verſtopfungen gequält werden! *Sechſtens* iſt nirgends der zu den erforderlichen Leibesübungen nöthige Raum bei den Irrenhäuſern vorhanden. Oft findet ſich ein einziger Hofraum, der für alle Verrückten beider Geſchlechter dienen muß, und wo alsdann die heftigen und unruhigen Irren beſtändig eingeſchloſſen bleiben; oder es werden dieſe Opfer einer unmenſchlichen Behandlung in Ketten an der innern Hofmauer angeſchloſſen, um hier, wie man ſich ausdrückt, ruhig friſche Luft ſchöpfen zu können. Es fehlt *ſiebentens* den Irren an der erforderlichen Bedienung. Sie haben entweder gar keine Abwartung oder nicht hinlängliche; häufig ſind ſie rohen, groben, harten und unwiſſenden Kerkermeiſtern überlaſſen und preisgegeben. Dieſer Mangel wird um ſo trauriger, als es den Unglücklichen am nöthigen Verſtande mangelt, um die Hilfe anzuſprechen, welche die Menſchlichkeit den Kranken nirgends zu verſagen gewohnt iſt. Die Pflege aber, welche ſie jetzt erhalten, kann nicht anders als erbärmlich ſein. Was läßt ſich von einem Kerkermeiſter, von einem Gefängnißwärter, der dreißig, fünfzig und ſechszig Individuen zu beſorgen hat, erwarten? Wer möchte wohlwollende Geſinnungen bei dieſen rohen Menſchen vermuthen, welche die Irren nur als bösartige,

gefährliche und ſchädliche Geſchöpfe zu betrachten gewohnt ſind, und die, um ſie in Ruhe und Ordnung zu erhalten, keine andern Mittel kennen, als Schimpfen, Drohen, Schrecken, die Anwendung von Schlägen und Ketten. Achtens zeigt es ſich, daß allenthalben Ketten angewandt werden, theils wegen der fehlerhaften Einrichtung der Gebäude, theils weil man daran gewöhnt iſt, und weil die Zwangswesten mehr koſten. Hr. Eſquirol ſandte Muſter von dieſen letztern in mehrere Städte, ohne daß man davon Gebrauch machte, weil ſie einigen Aufwand erheiſchten, und allerdings der Unterhalt der Ketten weniger koſtet, daher auch Dr. Monro dieſen für mittelloſe Irren den Vorzug gab. Der Mißbrauch, welchen man von den Ketten macht, iſt empörend. Es werden Eiſenbande um den Hals, um den Leib, um Hände und Füße angelegt. In einer der größern Städte Frankreichs (die er aus Schonung zu nennen unterläßt) fand Hr. Eſquirol die tobenden Irren mit einem eiſernen Halsband an eine anderthalb Fuß lange Kette angeſchloſſen, die mitten im Fußboden des Zimmers befeſtigt war, und man rühmte ihm dies Verfahren, als ſehr wirkſam für die Stillung der Wuthanfälle. Zu Toulouſe hatte man in einem Saal, der unter dem Dach angebracht iſt und ungefähr zwanzig Betten befaßt, über jedem von dieſen an der Mauer eine Kette befeſtigt, woran ein eiſerner Gürtel hängt. In einigen Häuſern iſt die Dienerſchaft mit Ochſenziemern verſehen, und anderswo werden die Schlüſſelbunde als Züchtigungswerkzeug gebraucht. Billig ſollten überall die Ketten verbannt werden, wie dies in den Anſtalten von Paris ſeit langer Zeit geſchehen iſt, indem daſelbſt über zweitauſend Irren, von jeglichem Alter, Geſchlecht, Stand und Karakter, ohne Schläge und ohne Ketten verpflegt und behandelt werden. Neuntens iſt auch die ärztliche Pflege überall mangelhaft. Am guten Willen und an Vorſtellungen der Aerzte hat es zwar gar nicht gefehlt; aber da ihnen alle Mittel für eine zweckmäßige Behandlung fehlen, ſo verlieren ſie den Muth und beſuchen die Irren kaum anders, als wenn ſie etwa von einer ernſten Krankheit befallen werden, höchſt ſelten aber in der Abſicht, ihren Wahnſinn zu heilen. Es gibt Häuſer, wo nicht die Aerzte, ſondern die Dienerſchaft, Sturzbäder, enge Verwahrung u. ſ. w. anordnet. In Toulouſe war es von jeher Sitte, daß die Aerzte des Hôtel-Dieu monatlich einmal den Armenſpital beſuchen; in die Kammern aber, wo die Verrückten angeſchloſſen ſind, gehen ſie niemals. Auch die Verwalter der Anſtalten beſuchen, zehntens endlich, durch leidige Vorurtheile abgehalten, dieſe Unglücklichen nur höchſt ſelten. Sie glauben genug gethan zu haben, wenn ſie den für unheilbar geachteten Irren Unterhalt verſchafft, und dieſelben durch Einſchließung für ihre Nebenmenſchen unſchädlich gemacht haben.

Das Vorſtehende begreift die fehlerhaften Verhältniſſe, welche in der Verſorgung der Gemüthskranken in Spitälern, Armenhäuſern und Gefängniſſen angetroffen werden. Man iſt von dem dringenden Bedürfniß, ihr Schickſal zu verbeſſern, allgemein überzeugt; über die Art hingegen, wie dies geſchehen ſoll, ſind die Meinungen noch getheilt. Mit der einen Meinung will man die Aufnahme und Verſorgung der Irren in Spitälern und Armenhäuſern beibehalten, und nur die auf ſie Bezug habenden Einrichtungen dieſer Anſtalten ver-

beſſern, während mit der andern hingegen die Errichtung eigenthümlicher Irrenhäuſer verlangt wird.

Der Doktor Eſquirol erklärt ſich gegen den erſten Vorſchlag, indem er beſorgt, die Einrichtung der Gemächer für die Irren würde in jenen Anſtalten immerhin mangelhaft bleiben, und die Pflege ſelbſt würde es ebenfalls ſein, weil man die Einheit der ganzen Anſtalt zu erhalten bemüht wäre. Die Wärter der Irren würden ebenfalls ſchlecht ſein, weil ihre Arbeit mühſamer als die der übrigen Dienerſchaft des Hauſes wäre. Die ärztliche Beſorgung dürfte ſelbſt einigermaßen vernachläſſigt werden, weil die Aerzte in dieſem Theil des Hauſes geringere und ſpätere Hoffnung für das Gelingen ihres Heilverfahrens fänden. Aus allem dieſem würde ſich nothwendig ergeben, daß die Abtheilung des Hauſes, worin die Irren verwahrt ſind, und die eigentlich die ſorgfältigſte Pflege bedürfte, im Gegentheil der vernachläſſigte Theil ſein würde. Wozu dann auch noch die Betrachtung kommt, daß Familien, die eine Penſion oder Tiſchgeld zahlen können, Bedenken tragen dürften, ihre Verwandten in einer ſolchen Anſtalt zu verſorgen, und demnach dann auch dieſe Klaſſe der Geſellſchaft eines wichtigen Vortheils beraubt würde.

Wenn aber die Errichtung abſonderlicher Irrenhäuſer in Frankreich erforderlich iſt, ſo entſteht die Frage: wo ſollen ſie errichtet werden? Soll in jedem Departement ein eigenes, oder für mehrere ein gemeinſames angelegt werden?

Gegen den erſten Vorſchlag erheben ſich ſtarke Einwürfe. Zunächſt würden die Koſten überaus groß ſein, wenn in jedem Departement ein neues Irrenhaus erbaut werden müßte; denn die Benutzung alter Gebäude erheiſcht einerſeits auch große Koſten, und entſpricht anderſeits dem beabſichtigten Zwecke meiſt nur wenig, wie dies die in Charenton, zu Saint-Main, zu Marville u. ſ. w. gemachten Erfahrungen darthun können.

Ein einzelnes Departemental-Irrenhaus würde nur eine kleine Zahl Kranker erhalten, fünfzig bis ſechszig höchſtens; wie ließen ſich dann aber die Abtheilungen beider Geſchlechter, und hernach die zweckmäßigen Unterabtheilungen, der tobenden Irren, der Blödſinnigen, der Unheilbaren, der Melancholiſchen, der Geneſenden u. ſ. w. gehörig veranſtalten? Es könnten leicht der Abtheilungen ſo viele werden, als der Kranken, und weil jede ihren eigenen Wärter bedarf, ſo viele Wärter, als Kranke. Die nöthigen Perſonen zur Aufſicht dieſer Anſtalten, welche Eigenſchaften erheiſcht, die nicht überall angetroffen werden, und insbeſondere dann auch die dieſem ſchwierigen Zweige ihrer Kunſt völlig gewachſenen Aerzte möchten vermuthlich auch nicht allenthalben zu finden ſein.

Große, an ſchicklichen Orten angelegte und gehörig vertheilte Anſtalten würden viel eher nützliche Ergebniſſe für die darin Aufzunehmenden darbieten, und nebenbei auch minder koſtbar ſein. Begüterte Familien würden ihre Verwandten hinſenden, und die Penſionsgelder derſelben konnten einen bedeutenden Theil der Unterhaltungskoſten decken, wie dies in Avignon, zu

Saint-Main, vorzüglich aber in Charenton und Bordeaux der Fall iſt, deren Anſtalten durch ſich ſelbſt beſtehen.

Weil Worte und Namen überall auf die Meinung und das Urtheil der Menſchen einen großen Einfluß haben, ſo wünſcht Hr. Eſquirol, daß dieſe Anſtalten Aſyle, und die Zimmer derſelben Zellen (asyles et cellules) genannt werden mögen.

Der Vorſchlag, den Irrenhäuſern ausgedehntere Kreiſe anzuweiſen, iſt eigentlich nicht neu; die drei großen Anſtalten in Paris, und diejenigen in Bordeaux, Lyon und Avignon, nehmen auch gegenwärtig Kranke aus den umliegenden Departements auf, und Niemand mag zweifeln, daß ſie da beſſer verſorgt ſind, als in Zuchthäuſern, und beſonders viel beſſer, als in den Gefängniſſen von Caen, Toulouſe, Nantes, Limoges, Dijon, Orleans, Rouen u. ſ. w.

Der Vortheil des Departements, worin das gemeinſame Irrenhaus errichtet iſt, und der eigene Vortheil der Anſtalt ſelbſt, müſſen der Verwaltung zum Antrieb dienen, ſich durch ſorgfältige Verpflegung der ihr anvertrauten Kranken Zutrauen zu erwerben, und Alles ſcheint ſich demnach zu vereinigen, um die Errichtung einer beſchränkten und kleinen Zahl ſolcher Anſtalten vorzugsweiſe anzurathen.

Der Bauplan des Irrenhauſes darf nicht dem Baumeiſter überlaſſen werden, weil dabei die Heilzwecke zunächſt ſollen im Auge behalten werden. Der Dr. Eſquirol verweilt hierbei umſtändlich, und er entwickelt die dafür zu benutzenden Ergebniſſe ſeiner langjährigen Erfahrungen, Beobachtungen und Reiſen.

Er berechnet, daß, zufolge der in den verſchiedenen Anſtalten von Frankreich verſorgten Irren, zwanzig Aſyle für das ganze Königreich hinreichen würden. Er ſchlägt vor, dieſelben in den Städten, wo die königlichen Gerichtshöfe (cours royales) ihren Sitz haben, zu errichten, weil dieſelben meiſt den Mittelpunkt eines angemeſſenen Umkreiſes bilden, und eine anſehnliche Bevölkerung haben, die jenen Anſtalten hinwieder manche leicht begreifliche Vortheile ſichert.

Jedes Aſyl würde die Irren der dem Bezirk des königlichen Gerichtshofes zuſtehenden Departements erhalten, und könnte vier- bis fünfhundert Individuen aufnehmen. Achtzehn ſolcher Aſyle würden ſiebentauſend zweihundert Irren befaſſen, welches, nebſt den zweitauſend in den Pariſer Anſtalten aufgenommenen, die höchſte Zahl der Irren in Frankreich beträgt. Wenn aber die ſchon vorhandenen brauchbaren Anſtalten beibehalten und verbeſſert werden, ſo dürfen nur zehn neue Aſyle erbaut und auf angemeſſene Weiſe unter die Departements, welche bis dahin keine beſaßen, vertheilt werden. Die Geſammtkoſten derſelben werden auf fünf Millionen berechnet, wogegen die Ausführung des Planes, der in jedem Departement ein eigenes, und alſo zweiundſiebenzig verlangt, jedes nur zu hundert und fünfzigtauſend Fr. berechnet, zehn Millionen und fünfmalhunderttauſend Fr. koſten würde.

„Ich weiß nicht (ſagt Hr. Eſquirol am Schluſſe ſeiner Denkſchrift), ob die hier vorgetragenen Ergebniſſe meiner Erfahrungen und meines Nachdenkens den Zweck, welchen ich beabſichtigte, erreichen werden; vielleicht habe ich nur für mich ſelbſt geſchrieben. Sollte das, womit

ich nützlich zu werden hoffte, nur ein ſchöner Traum bleiben, ſo hatte der Traum mich immerhin mit einer angenehmen Hoffnung belebt. Wäre es dann aber in der That nicht hinreichend, den beklagenswerthen Zuſtand kund zu machen, worin ein groſser Theil der Irren ſich gegenwärtig noch befindet, um dieſen Unglücklichen die Aufmerkſamkeit und Theilnahme zuzuwenden, welche das öffentliche Mitleid in Frankreich ſo vielen andern Klaſſen der Kranken und Armen ſorgſam und freigebig zutheilt?

Bereits ſind, wie man aus öffentlichen Nachrichten ſattſam weiſs, die Jeſuiten, unter dem Namen der Väter des Glaubens (pères de la foi), in vielen Gegenden von Frankreich wieder angeſiedelt, ihre Häuſer mehren ſich von Tag zu Tag, und auch der Jugendunterricht geht allmälig wieder an ſie über. Man hat neuerlich öfters, um vor dieſen Wölfen im Schafpelze zu warnen, auf die frühern, von der Geſellſchaft ausgegangenen Schriften hingedeutet, und die Verkehrtheit ihrer Lehren darin nachgewieſen. Der Schluſs von ehemals auf jetzt muſste hierin um ſo natürlicher und richtiger erſcheinen, als die Väter auch ſelbſt und ihre Gönner ſich darauf nicht wenig zu gut thun, daſs es der Geiſt ihrer Vorfahren ſei, der in ihnen wieder auflebe, ſo daſs die neuen Väter auf das Verdienſt derjenigen, in deren Fuſsſtapfen ſie treten, Anſprüche zu machen wohl berechtigt ſeien. Nun aber wird es auch möglich, das neuerſtandene Geſchlecht aus ſeinen eigenen Werken zu beurtheilen. Die Jeſuiten in Frankreich haben, zum Gebrauch ihrer Schulen, einen Abriſs der Geſchichte (cours d'histoire) in ſieben Duodezbänden herausgegeben, der ſchnell nacheinander in mehrern, und bereits der fünften Ausgabe (Lyon b. Ruſand), erſchienen iſt. Zwei Bändchen ſind der Geſchichte von Frankreich gewidmet. — Die gräſsliche That der Bartholomäus-Mordnacht findet darin ihre Apologie, indem dieſelbe eine durch die feindſeligen Abſichten der Hugenotten gebotene Vorſichtsmaasnahme genannt wird. Die Erzählung der Zwiſte Franz I mit dem Parlament wird benutzt, um gegen ſolche Einrichtungen im Staate (alſo wohl auch gegen das Stellvertretungsſyſtem?) zu ſprechen, die beſtimmt ſind, der Alleingewalt die Wage zu halten. Von Johann Chatel's Mordanſchlag auf Heinrich IV wird, aus leicht begreiflichem Grund, nicht geſprochen. Die Verweigerungen der Ertheilung der Sakramente, welche unter Ludwig XV ihren Anfang nahmen, werden gutgeheiſsen, aber die Parlamente miſsbilligt, die ſich anmaſsten, aus eigener Macht einen geiſtlichen Orden zu verurtheilen. In der Darſtellung der Begebenheiten ſeit 1789 ſind die Freunde der öffentlichen Freiheit, welche mit den nichtswürdigſten Menſchen überall in eine Reihe geſtellt werden, die Zielſcheibe der giftigſten Ausfälle, während hingegen die Vertheidiger aller Miſsbräuche der alten Ordnung ausſchlieſslich und unbedingt geprieſen werden. Mit Vorliebe verweilt der Verfaſſer beim Krieg in der Vendee, deren Einwohner (behauptet er), wenn ſie zum Streit auszogen, ein weiſses Wamms trugen, woran auf der Bruſt ein ſchwarzes Kreuz befeſtigt war, an dem gewöhnlich

Reliquien oder auch Knochen gemordeter Royaliſten hingen, deren Tod ſie zu rächen hatten; ihr Feldgeſchrei war: Tod den Republikanern!

Während eine ganze Seite mit Lobeserhebungen des Generals Wellington angefüllt iſt, deſſen Humanität, Tapferkeit und Einſichten gerühmt werden, heißen die Franzoſen hingegen ein Raubgeſindel (brigands), und die Darſtellung ihrer in Rußland erlittenen Unfälle endigt (B. 2 S. 325) alſo: „Wer aufmerkſam den Abſichten der Vorſehung nachſpürt, der wird in den Niederlagen der Franzoſen die Strafe der Verheerungen, Mordthaten, Entheiligungen und Gräuel aller Art erkennen, die ſeit zwanzig Jahren eine Armee verſchuldet hat, welche für und für aus den Kindern der Revolution ergänzt worden iſt, und die viel weniger aus Pflicht und Beruf, als aus Gewohnheit und Neigung, Verbrechen und Schandthaten aller Art verübt hat. Es lag in den Abſichten der Vorſehung, Frankreich und die Nachkommen des heil. Ludwigs von einem ruchloſen und blutgierigen Geſchlechte, durch Vertilgung deſſelben, zu erlöſen.

Die diesjährige Prozeſſion von Notre-Dame in Paris am Feſte von Maria's Himmelfahrt war, im Gegenſatz der Einfachheit vorhergehender Jahre, durch einige Neuerungen ausgezeichnet. Voran gingen zwei Reihen Kinder, großentheils Schulkinder, erſt die Töchter, weißgekleidet, mit einem Schleier, und im Begleit ihrer Lehrerinnen, der ſchwarzen Schweſtern; hernach die Knaben, gleichfalls von ihren Lehrern, den frères ignorantains, angeführt. Dieſes hat die Kirche Notre-Dame andern Kirchſpielen nachgeahmt, denen ſie vormals das Beiſpiel der Einfachheit und einer Vermeidung deſſen, was nur zum Schauſpiel dient, gegeben hatte. Jedem Zug ward ein Fähnlein (un guidon) vorgetragen, als Symbol vermuthlich der ſich bildenden oder beabſichtigten neuen Brüderſchaften. Das Fähnlein der Töchter war, wie billig, das der h. Jungfrau; dasjenige der Knaben ſchien auf ſeiner äuſſern und Vorderſeite das h. Sakrament darzuſtellen (es war das gewohnte Bild des Kelchs und der Hoſtie); ſeine andere und gegen die Prozeſſion gerichtete Seite hingegen zeigte etwas ganz anders. Hier ſah man ein Herz, über welchem ein Kreuz ſtand, alſo das geheiligte Jeſusherz (le sacré-coeur de Jésus), und es bleibt kein Zweifel mehr übrig, daß die Kirche Notre-Dame dieſer neuen Devotion völlig beigetreten iſt. Sie hat ihr nicht nur in ihrem Innern einen Altar geweiht, ſondern ſie verkündigt dieſelbe auch auſſer dem Tempel und räumt ihr eine Stelle in ihren allgemeinen Gebräuchen ein. Auch die Namenszeichen von Jeſus ſtehen über der Fahne, obgleich ſie völlig überflüſſig waren, indem das Kreuz über dem Herzen allein ſchon als vollendetes Symbol erſchien. Aber jene Buchſtaben bezeichnen zugleich die Geſellſchaft der Jeſuiten, und dieſe war es dann wohl auch, die man andeuten und der man bei dieſem Anlaß huldigen wollte, gleichzeitig mit dem neuen Kultus, der von ihr ausgeht, und einen Vereinigungspunkt für ihre Anhänger bildet.

Der Abbé de la Mennais iſt bekanntlich ſeit geraumer Zeit ein Koriphäe der königlichen Ultra's, einer ihrer Wortführer im Conſervateur, ein Herold der reinen Lehre, wie ſie der Ultramontanismus heiſcht, und ein Feind der Freiheiten der gallikaniſchen Kirche beinahe nicht minder, als des Proteſtantismus und — der Bibelgeſellſchaften. Für die richtige Beurtheilung dieſer Wetterfahne (ſchwerlich hat ein andrer Menſch dieſen Zunamen in höherm Maaſe verdient) reicht ohne Zweifel die Vergleichung ſeiner eigenen frühern und ſpätern Schriften hin, von der man hier eine kleine Probe geben will.

Im Jahr 1808 ließ Hr. de la Mennais Betrachtungen über die Schickſale der franzöſiſchen Kirche im achtzehnten Jahrhundert und über ihre jetzige Lage erſcheinen *), worin von Napoleon Buonaparte Folgendes zu leſen iſt:

„Erhebe und freue dich, o Frankreich! deine Drangſale haben ihr Ziel erreicht. Sieh, wie von Afrika's äuſſerſtem Ende die Vorſehung, an ihrer Hand gleichſam und über die Meere her, dir einen jener thatengroßen Männer zuführt, welche beſtimmt ſind, ihre Stellvertreter auf Erden zu ſein, und deren Erſcheinung das alles wieder herſtellt, was ſchon auf immer verloren ſchien. Seinem Rufe gehorchend, ſetzen ſich die Trümmerhaufen der Geſellſchaft in Bewegung, jede Ruine findet ihre Stelle wieder, und von ſelbſt erhebt ſich das Staatsgebäude zu neuem Glanz. Er heilt die Wunden, welche er nicht geſchlagen, und er trocknet die Thränen, die er nicht verurſacht hat. Die Religion und die Monarchie ſind gemeinſam wieder erſtanden, und die Revolution iſt beendigt. Daß ein Jüngling von vierundzwanzig Jahren der erſte Feldherr ſeines Jahrhunderts, und vielleicht aller Jahrhunderte geweſen iſt; daß er allein mehr Schlachten gewann, als Condé, Turenne, Vendome, Luxemburg Gefechte beſtanden haben; daß ſein Geiſt ſich das Glück unterthan machte und ſein Name mit dem des Sieges gleichbedeutend geworden iſt; daß er, nach ſeinem Belieben, Thronen umſtürzt und aufrichtet, und daß große Reiche in ſeiner Hand jenen zerbrechlichen Häuschen gleichen, welche von Kindern ſpielend erbaut, umgeworfen und wieder neu aufgerichtet werden: dies alles, o Napoleon, iſt immerhin noch nicht, was die Nachwelt am meiſten an dir bewundern wird. Dir, ihrem erſtgebornen Sohne, hat die Vorſehung einen ſchönern Ruhm aufbewahrt, und Frankreichs Reſtaurator ſteht höher als der Beſieger Europa's. Ueberzeugt, daß Religion die einzig ſichere Grundlage jedes Staates ſein muß, iſt des Kaiſers erſter Gedanke ein religiöſer Gedanke, und ſeine erſte Verrichtung eine Huldigung der Gottheit geweſen. Einer der weiſeſten Päbſte, welche die Kirche regiert haben, verband ſich mit einem der größten Monarchen, die über Frankreich herrſchten, zur Wiederherſtellung des vormaligen Glanzes der gallikaniſchen Kirche.“

---

*) Réflexions sur l'état de l'église en France, pendant le dix-huitième siècle, et sur sa situation actuelle. Paris 1808. 8. Eine neue Ausgabe dieſer Schrift vom Jahr 1819 iſt durch Weglaſſungen, Veränderungen und Zuſätze von der erſten ſehr verſchieden, und daß die hier ausgehobene Stelle der frühern vergeblich in der neuern geſucht wurde, darf wohl nicht erſt bemerkt werden.

Dieſes Zeugniß hat Hr. de la Mennais im Jahr 1808 dem Kaiſer Napoleon ausgeſtellt; ſechs Jahre ſpäter, und im Augenblick, wo die Bourbonen unter dem Schutz der europäiſchen Heerſchaaren nach Frankreich zurückkehrten, ließ ſich eben derſelbe in ſeinem Buch über die kanoniſche Lehre von Ernennung der Biſchöfe (Tradition de l'église sur l'institution des Evêques, Paris 1814, B. 2. S. 219) alſo vernehmen:

„Großherzige und edle Nation! Glücklich ruhteſt du im Schatten des Thrones der Alphonſe und der Söhne des heiligen Ludwigs, als der Würgengel plötzlich ruchloſe und verderbliche Kriege in deinem Schooß anzettelte. Deine Städte, deine Dörfer und deine Hütten wurden zerſtört; deine Tempel verbrannt, deine Prieſter erwürgt; deine Weiber, deine Greiſe und deine Kinder, noch ehe ſie des Lebens ſich freuen mochten, gemordet. Des neuen Attila's Adler iſt tauſendmal furchtbarer, als der Sarazenen Halbmond; ſei aber unbeſorgt und zweifle nicht: wie deine Väter dieſen beſiegt haben, ſo wirſt du über jenen ſiegen. Es iſt die Sache der Menſchheit, die du gegen die Geiſſel Gottes und der Menſchen zu vertheidigen haſt. Wirf es ab und weit von dir weg, das gräßliche Joch, welches über dem trauernden Frankreich laſtet, über dem einſt ſo glücklichen, jetzt zum Jammerthale gewordenen Frankreich; dem beklagenswerthen Lande, worin das Eigenthum eine Beute der Räuber geworden iſt, wo die Mutter nur gebären, um das Schwert des Kriegers zu ſättigen, wo in endloſem Verſtummen nur die Stimme des Tirannen gehört wird, der eine Heerde von vierzig Millionen Sklaven zu dezimiren befiehlt. Mag er jedoch, als ein zweiter Nero, uns den Kampf zu beſtehen zwingen, ſo ſind wir darum doch keine Mitſchuldige ſeiner Wuth! Er gebietet über unſre Arme, die nicht mehr unſer Eigenthum ſind; dreifach-geſchloſſen und in Eiſen gekettet, zu jeder andern Bewegung unfähig, als die uns ertheilt wird, wirft der Tirann, zum Behuf ſeiner grauſamen Spiele, uns gleich einem Balle von einem Ende Europa's ans andere hin; unſre Lippen ſogar ſind noch mit dem Sklavenſiegel verſchloſſen. Das Herz allein ſchlägt frei in uns, und dieſes nährt ſich von der geheimen Hoffnung des nahen Sieges, den der Himmel gewiß deshalb allein nur verzögert hat, damit der Triumph um ſo größer und die Befreiung des Menſchengeſchlechtes deſto allgemeiner werde.“

Die Schickſale einer auf der Inſel Korſika befindlichen griechiſchen Kolonie erzählt eine franzöſiſche Zeitſchrift (Chronique religieuse, 1819, T. 2. p. 471) alſo: Ein Haufe Mainoten, die ihren Namen von der kleinen Landſchaft Maina führen und von den Spartanern abſtammen, ſuchten im Jahr 1675 ſich dem ihnen unerträglich gewordenen Joch der türkiſchen Tirannei zu entziehen, zogen aus Morea weg, und erbaten ſich von den Genueſern einen Zufluchtsort. Der Senat räumte ihnen im Gerichtsbezirk Vico auf Korſika, das damals Genua angehörte, Ländereien ein. Hier beſchäftigten ſie ſich eifrig und glücklich mit dem Ackerbau; über ein halbes Jahrhundert genoſſen ſie ruhig die Früchte ihres Fleißes. Alsdann aber machte ihr Wohlſtand den Neid der Eingebornen rege, dem ſich bald auch der Haß beigeſellte, weil die

Griechen aus Dankbarkeit den Genueſern zugethan waren, deren Herrſchaft die Korſikaner ungern ertrugen. *) Unter dieſen Umſtänden ſahen ſich die Griechen genöthigt, im Jahr 1729 den Ort ihrer Niederlaſſung zu verlaſſen und nach Ajaccio zu flüchten. Späterhin minderte ſich ihre Verfolgung, und als 1770 Korſika franzöſiſch geworden war, hörte ſie vollends auf. Neue Stürme brachen zwar im Jahr 1793 gegen ſie aus; dennoch waren ſie großentheils wieder in den Beſitz ihres frühern Eigenthums gekommen, und über ihren gegenwärtigen Zuſtand wird Nachſtehendes berichtet:

Ihre Bevölkerung beträgt ungefähr fünfhundert Perſonen; ſie erhält ſich durch Heirathen mit den Korſikanern, deren Sitten, Gewohnheiten und Sprache die Griechen angenommen haben; die neu-griechiſche Sprache verſtehen ſie doch immerhin noch recht gut, und ſie unterrichten auch ihre Kinder darin; aber mit den Griechen in Morea unterhalten ſie keine Verbindung. Sie haben eine Kirche, einen von der Regierung bezahlten Prieſter, der den Kirchendienſt verſieht und unter dem Diözeſanbiſchof ſteht; ſie haben auch immer einen Geiſtlichen, der nach Rom geht, um ſich ordiniren zu laſſen. Das Dorf Carges iſt ihr Hauptaufenthalt; ſie ſind vielleicht die verſtändigſten Landwirthe auf der Inſel, und ihre Güter legen dafür Zeugniß ab. Andere Bildung haben ſie nicht viele, und ihre Sitten ſind die der Korſikaner, ſo jedoch, daß ſie ſich überhaupt weniger rachſüchtig und friedfertiger zeigen.

Aus den durch die Verwaltung der indirekten Abgaben angeſtellten Unterſuchungen ergibt ſich, daß das in Frankreich mit Weinreben bepflanzte Land im Jahr 1809 einen Raum von 1,613,939 Hektaren einnahm, und im Durchſchnitt von fünf Jahren den jährlichen Ertrag von 35,358,890 Hektolitern Wein (der Hektoliter beträgt über hundert Bouteillen) lieferte.

Die Geſammtoberfläche von Frankreich wird auf 52,000,000 Hektaren berechnet, wovon 45,145,000 mehr und minder fruchtbares Land ſind; der Weinbau befaßte demnach im J. 1809 beinahe den achtundzwanzigſten Theil des fruchtbaren Bodens. Seither iſt derſelbe noch weiter ausgedehnt worden, ſo daß die Kabaſter-Verwaltung neuerlich den Betrag der Rebenpflanzungen auf 1,977,000 Hektaren berechnet hat.

Von den 35,358,890 Hektolitern Wein (über 3,535,889,000 Bouteillen) des Durchſchnittsertrags der fünf Jahre vor 1809 läßt ſich (ſagt Hr. Chaptal) annehmen, daß ungefähr 30,000,000 als Wein getrunken, und 5,358,890 in Branntwein verwandelt wurden.

Hält man ſich an den Mittelpreis in den Jahren von reichem Weinertrag, ſo bekommt man folgende Ergebniſſe:

---

*) Umſtändlichere Nachrichten über die Gründung und die frühern Schickſale dieſer Kolonie findet man in dem Précis historique de la maison impériale des Commenes, par le chef des descendans de cette famille. Amsterdam 1784. 8.

10,500,000	Hektoliter zu	7 Fr. 50 Cent.	thun	78,750,000	Franken.
4,600,000	—	— 10 —	—	46,000,000	—
3,400,000	—	— 15 —	—	51,000,000	—
2,300,000	—	— 20 —	—	46,000,000	—
2,000,000	—	— 25 —	—	50,000,000	—
1,700,000	—	— 30 —	—	51,000,000	—
1,600,000	—	— 35 —	—	56,000,000	—
1,500,000	—	— 40 —	—	60,000,000	—
1,600,000	—	— 50 —	—	80,000,000	—
800,000	—	— 200 —	—	160,000,000	—
30,000,000	Hektoliter ertragen			678,750,000	Franken.

Die zum Branntweinbrennen gebrauchten 5,358,890 Hektoliter ſind von mittelmäßigem Gehalte, und zu 7 Fr. 50 Cent. den Hektoliter gewerthet, werfen ſie einen Betrag von 40,191,675 Fr. ab, der, dem erſtern beigezählt, die Geſammtſumme von 718,941,675 Fr. liefern. Bedenkt man nun, daß bei dieſer Rechnung die Preiſe ſehr niedrig, ſelbſt für reichliche Weinjahre, angenommen wurden, ſo wird man ſich überzeugen, daß der jährliche Ertrag des Weinbaues in Frankreich nur wenig unter einer Milliarde zurückbleibt.

Die königl. akademiſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Paris, ein Privatverein, deſſen Ehrenvorſtand der Herzog von Angouleme iſt, hat kürzlich den von ihr auf die beſte Denkſchrift über Karl Michael de l'Epée, den Stifter der Taubſtummenanſtalt, geſetzten Preis dem Hrn. A. Bebian zuerkannt. Die gekrönte Schrift iſt ſo eben im Druck erſchienen (Eloge de Charles-Michel de l'Epée, Paris chez Dentu, 1819), und man will derſelben einige minderbekannte Züge entheben.

Karl Michael's (geb. zu Verſailles am 25. Nov. 1712) Vater war königlicher Baumeiſter und ein eben ſo wohldenkender als verſtändiger Mann, der durch Beiſpiel und Lehre ſeinen Kindern Mäßigung der Begierden, Frömmigkeit und Nächſtenliebe einflößte. Dem geiſtlichen Stande gewidmet, ſollte der junge de l'Epée, um die erſten Weihen zu erhalten, eine damals im Sprengel von Paris eingeführte, mit ſeinen Grundſätzen unverträgliche Glaubensformel (es war das Formular Alexanders VII, und vielleicht auch die Annahme der Bulle Unigenitus Klemens XI) unterzeichnen, was er zu thun weigerte. Die Dalmatica ward ihm nun zwar ertheilt, aber die höhern Weihen abgeſchlagen. Schon hatte hierauf der lebhafte Jüngling den Entſchluß gefaßt, den geiſtlichen Stand zu verlaſſen und die Rechte zu ſtudieren, als ein Neffe des großen Boſſuet, der Biſchof von Troyes, ſich ſeiner annahm, und ihm ein beſcheidenes Kanonikat in ſeinem Sprengel anbieten ließ. Von ihm erhielt de l'Epée nun auch die Weihen und die Befugniß zum Predigtamte, dem er ſich mit eben ſo viel Neigung als Erfolg

widmete. Allein ſein Gönner ſtarb, und die damals gegen die Geiſtlichen von Port-Royal und ihre Freunde gerichteten Verfolgungen der Jeſuitenpartei dehnten ſich auch über den Abbé de l'Epée aus, als der Zufall, oder die Vorſehung, dieſen ſeiner ſchönen Beſtimmung entgegenführten.

Er kam in ein Haus, wo er zwei, ihm unbekannte, junge Töchter mit Nadelarbeiten emſig beſchäftigt fand; er redet dieſelben an, aber ſie antworten nicht, und ihre Augen bleiben auf die Arbeit geheftet; er wiederholt ſeine Anrede, und bekommt nochmals keine Antwort. Während er betroffen die Kinder anſchaut, kommt ihre Mutter; weinend erklärt ſie ihm das Räthſel; beide Schweſtern waren taubſtumm. **Ihr trauriges Schickſal** (erzählte Hr. de l'Epée) **rührte mich, und ich ſagte, man ſolle ſie zu mir bringen, ich wolle mein Möglichſtes thun.** Er erinnerte ſich, daß in ſeinem ſechszehnten Jahr einer ſeiner Lehrer, der ein guter Metaphyſiker war, in einem Geſpräche ihm bewieſen hatte, daß zwiſchen den metaphyſiſchen Ideen und den artikulirten Tönen, die unſer Ohr vernimmt, keine nähere Verbindung oder Zuſammenhang beſtehe, als zwiſchen eben dieſen Ideen und den Schriftzügen, die unſer Auge unterſcheidet. Daraus ging die unmittelbare Folgerung hervor, daß Taubſtumme durch Schriftzeichen, die mit erklärenden Geberden begleitet würden, unterrichtet werden könnten, wie man andere hörende Menſchen durch Worte und durch Geberden, die ihre Bedeutung erklären, unterrichtet. So entſtand die Methode des Taubſtummenunterrichts, die Hr. de l'Epée mit ſo glücklichem Erfolg anwandte, und die ihn bald durch ganz Europa berühmt machte, während die Verfolgungen und Neckereien ſeiner geiſtlichen Obern und Brüder auf eine beinahe unbegreifliche Weiſe fortdauerten. Um die Beichte ſeiner Zöglinge zu empfangen, die Niemand anders ihnen abnehmen konnte, bedurfte es einer Erlaubniß ſeiner Obern, die man ihm nicht ertheilen wollte. Als er auf wiederholte Begehren ohne Antwort geblieben war, ſchrieb er an den Erzbiſchof von Paris, beklagte ſich über die kränkende Behandlung, und erklärt ihm, er wolle das Stillſchweigen zu ſeinen Gunſten auslegen, und als eine indirekte aber genügende Berechtigung anſehen.

Die öffentlichen Prüfungen (ſagt Hr. **Bebian**), welche der Abbé de l'Epée von Zeit zu Zeit mit ſeinen Schülern anſtellte, waren allerdings mit einem gewiſſen Gepränge begleitet, dem man öfters Eitelkeit Schuld gegeben hat. Ihr Zweck aber ging dahin, die Menge der Fremden, welche den Prüfungsſaal beſuchten, durch Veranſtaltungen, die ihre Aufmerkſamkeit feſſeln konnten, von dem großen Nutzen dieſes Unterrichts zu überzeugen und ſie zur Nachahmung anzureizen. Wenn Vornehme und gelehrte Männer ihm ihre Huldigungen darbrachten, ſo war es nicht der Zuwachs perſönlichen Ruhmes, der ihm Freude machte, ſondern vielmehr der erhebende Gedanke, daß der Glanz, der ſeine Kunſt beſtrahlt, ihre Dauer und ihre Verbreitung um ſo beſſer ſichern und um ſo mehr befordern werde. Wenn aber der Schwarm der Bewunderer ſich entfernt hatte, und wenn dem ſchmeichelnden Lob und dem geräuſchvollen Beifall die Stille der Anſtalt gefolgt war, dann ſäumte der Lehrer nicht, die Herzen ſeiner

Schüler zu dem Urheber alles Guten und zu demjenigen zu erheben, welchem allein Ruhm und Ehre gebührt; denn ſeine Zöglinge zu guten Chriſten und dadurch zu guten Bürgern zu bilden, war ſein erſtes und größtes Beſtreben. Um darzuthun, daß er von Habſucht ſo wenig als von Eitelkeit beherrſcht ward, erzählt ſein Biograph die Antwort, welche de l'Epée im Jahr 1780 dem ruſſiſchen Botſchafter gegeben hat, welcher ihm, aus Auftrag ſeiner Kaiſerin, Glückwünſche und reiche Geſchenke darbot. „Herr Botſchafter (antwortete der Beehrte), ich bin nicht gewohnt, Geld anzunehmen, aber ſagen Sie der Kaiſerin Maj., die einzige Gunſt, welche ich, wofern meine Arbeiten ihr einiger Theilnahme werth ſcheinen, mir von ihr erbitte, beſtehe darin, daß ſie einen Taubſtummen aus ihren Angehörigen mir zum Unterricht ſenden möge.“

De l'Epée hatte auf der Höhe von Montmartre ein Häuschen gemiethet, wohin er an den Freitagen ſeine Zöglinge führte. Für dieſe Spaziergänge geſellte er ſich zuweilen auch einen oder etliche ältere Freunde mit, die in einfachen und unſchuldigen Freuden Genuß fanden. Ihn ſelbſt erquickte unendlich der Anblick, welchen die muntere Fröhlichkeit und das Glück der Kinder gewährte. Bisweilen nahm er dann ſelbſt auch an ihren Spielen Theil, und gern bot er ſich jederzeit denen dar, die ſich an ihn drängten, um ſeine geliebten Geſichtszüge zu betrachten und auf jede ſeiner Bewegungen zu lauſchen. Nach beendigten Spielen ſammelte ſich die Familie um ihren Vater an einem langen Tiſch zum beſcheidenen Mahle, dem Eintracht und Liebe zur Würze dienten. Der Eindruck, welchen die Ordnung und Fröhlichkeit, die aus allen Geſichtern ſprechende Zufriedenheit und die in lebhafter Geberdenſprache ſich darſtellende ſchnelle Gedankenmittheilung hervorbrachten, iſt allen Zeugen der rührenden Scene unvergeßlich geblieben. An dieſer Stätte unſchuldiger Freuden [illegible] auch Hr. de l'Epée, [illegible], ſeinen [illegible] nicht mehr fernen Tod. Ein [illegible] als die Zöglinge es vernahmen: ein Donnerſchlag, der zwiſchen ihnen niederſchlug, konnte nicht größere Beſtürzung verurſachen. Schon glaubten ſie ihren geliebten Lehrer verloren zu haben. Sie drängten ſich im Kreiſe um ihn her, und ſchluchzend [illegible], als wollten ſie ihn feſthalten. Den guten Kindern war das Geſetz, dem kein ſterblicher Menſch ſich entziehen mag, nicht unbekannt; aber ſie meinten, Gottes allmächtige Güte werde [illegible]

[illegible]

Einem der königlichen Agrikulturgeſellſchaft von Frankreich im verfloſſenen Jahr erſtatteten Bericht, über den *Verbrauch der Kartoffeln in Paris* und über die Mehlbereitung aus denſelben *), entheben wir folgende Ergebniſſe. Die Pflanzer oder Landwirthe, welche für den Bedarf der Hauptſtadt Kartoffeln im Großen ziehen, bedienen ſich zur Aufbewahrung derſelben faſt alle der gewohnten Niederlage in kühlen, der auſſern Luft verſchloſſenen Kellern, wobei ſie, zu Verhütung der Gährung in allzulange aufgeſchichtet bleibenden Haufen, dieſelben von Zeit zu Zeit umrühren, oder auch, wenn dazu hinlänglicher Raum vorhanden iſt, ihre Lagerſtätte verändern, ungefähr wie man auf den Kornboden die Frucht von einer Seite nach der andern ſchaufelt. Seit fünfzehn Jahren ungefähr iſt der Markt das ganze Jahr hindurch ohne Unterbruch mit jenem Knollgewächſe beſetzt, und der Uebergang vom alten zum neuen Jahresertrag geſchieht unmerklich, ſo daß man in der letzten Woche des Brachmonats und in den drei erſten des Heumonats geſunde, feſte und ungekeimte Kartoffeln vom vorigen Jahr neben den diesjährigen findet. Der Marktaufſeher erkennt jene, ſobald ſie ſich feſt anfühlen laſſen, für gut; ſind ſie aber weich, ſo müſſen ſie alsdann genauer unterſucht werden.

Die Größe der Zufuhr vermehrt und vermindert ſich durch mancherlei mitwirkende Urſachen; aber zuverläſſig iſt, daß vom 1. Oktober 1816 bis zum 1. April 1817 im Durchſchnitt täglich eintauſend Setiers eingebracht wurden; alſo während dieſen ſechs Monaten 187,000 Setiers. Im April 15,000, im Mai 9000, im Juni 3500, im Juli 2000, im Auguſt 3500, im September 10,000. Das ganze Jahr durch alſo 230,000 Setiers. Es kommen ſechs verſchiedene Arten der Kartoffeln auf den Markt, von denen die *gelbe* (la jaune) vier Zehntheile, die *Vitelotte* drei Zehntheile, die *holländiſche* (la hollande) einen Zehntheil, und die *graue* und *violette* (grise et violette) zuſammen den letzten Zehntheil liefern. **)

Die Fabriken von Satzmehl (fecule) oder Kartoffelmehl haben ſich ſeit einem Jahr ungemein vermehrt. Die kleinen und nichtswerthen Winkelanſtalten, in denen die Waare oft mehr verdorben als zweckmäßig benutzt wird, ungerechnet, befanden ſich zu Anfang des Jahrs 1818 bei zwanzig Fabriken für Bereitung von Kartoffelmehl, die ihren Namen wirklich verdienen, in der franzöſiſchen Hauptſtadt. Die meiſten beſchränken ſich auf die Verfertigung des Mehls, aber einige liefern auch Teig- oder Nudelwaare, Reis, Sago u. ſ. w. aus dem Kartoffelmehl. Dem aus Cerealien gewonnenen Stärkemehl wird jenes von den Haarpuderfabrikanten beigemiſcht.

*) Mémoires publiés par la Société royale et centrale d'Agriculture. Année 1817. Paris chez Mad. Hozard. 8.

**) Die früheſten Kartoffeln auf dem Markte von Paris zu Ende Juli's ſind die kleinen, runden, oder grauen ſogenannten Auguſtkartoffeln; um den 20. Juli erſcheint die violette Sommerkartoffel, welche feſt iſt, wie die erſtere, und ſich durch ihren haſelnußartigen Geſchmack empfiehlt; anfangs Auguſt kommt die lange Holländerin, die aber noch etwas fad iſt; am 15. Auguſt bringt man allzufrüh die gelben und violetten. Mitte Septembers ſind alle da, außer die erſt im Oktober eintreffende Patraque.

Die Bereitung des Kartoffelmehls im Großen fängt Ende Septembers an und iſt Ende Aprils vollendet. Ohne dabei auf mathematiſche Gewißheit Anſpruch zu machen, glaubt man aus den vorhandenen Angaben berechnen zu können, daß in den drei letzten Monaten von 1816 und in den vier erſten von 1817 alltäglich, in und um Paris, 1200 Setiers Kartoffeln zur Mehlbereitung verwandt wurden, welche, 42 Pfund trocknen Mehls auf den Setier gerechnet, 461 Zentner Mehl, oder ungefähr 140 Säcke zu 325 Pfund, täglich abwarfen; von dieſen 140 Säcken kann man hinwieder annehmen, daß 100 durch die Bäcker zu Brod verbacken wurden.

Es iſt Thatſache, daß Bäcker, welche das weiche und ſchwer zu knetende Mehl aus der Picardie, um die Aernte des Jahres 1816, gekauft hatten, daſſelbe weſentlich verbeſſert und zur Brodbereitung tüchtiger gemacht haben, durch Beimiſchung guten Kartoffelmehls, im Verhältniß von einem Sechstheil bis zu einem Zwölftheil, je nachdem das Getreidemehl mehr oder weniger weich war. Dieſe Miſchung lieferte ein ſehr gutes und ſchönes Brod.

Manche Bäcker verſuchten hingegen mit minder gutem Erfolg, die Kartoffelſubſtanz oder ihr Mark (pulpe) zur Brodbereitung anzuwenden; dieſe iſt dazu, theils wegen der bald eintretenden ſauren Gährung, und theils wegen ſeines ſtarken Waſſergehalts, weniger geeignet, obgleich unſtreitig, bei recht ſorgfältiger Behandlung, auch die Beimiſchung der Kartoffelſubſtanz zum Sechstheil, oder auch wohl zum Fünftheil, vortheilhaft angewandt werden kann.

U.

Aus Amerika.

Schauderhaftes Schickſal mehrerer nach Amerika ausgewanderter Deutſcher.

Auch in dieſem und dem verfloſſenen Jahre hat die Einwanderung der Deutſchen in unſern Häfen ſtatt gefunden. Dieſe zeichnete ſich indeſſen in mehrern Rückſichten von der des Jahres 1817 aus. Die Zahl der Einwanderer von 1818 war an ſich bedeutend geringer, ihre Ueberfahrt durchgehends angenehmer, und die Sterbefälle waren daher weit ſeltner. Dies ungleiche Verhältniß iſt ganz natürlich. Der unbegreiflich groß und tief gefühlte Druck des deutſchen Vaterlandes, den es theils durch lange und verheerende Kriege, theils durch Mißwachs und daher entſtandene Theurung und Hungersnoth im äußerſten Grad zu leiden hatte, trieb im vorletzten Jahre bei Tauſende von ſeinen Bewohnern nach Hollands Grenzen, um von deſſen Häfen aus nach den geſegneten und freien Staaten von Amerika abzuſchiffen. Manchem gelang es, nach unbegrenztem Ungemach, das andere Ufer zu erreichen; Manchen hingegen mordeten Hunger und Verzweiflung ſchon auf deutſchem Gebiete; Manchen raffte der Tod auf niederländiſchen Gewäſſern und Boden weg, und eine große Anzahl fiel als Opfer des Mangels und großer Mißhandlung auf dem Meere. Andere erblickten zwar noch, unter Kummer und qualvollen Leiden, die Geſtade des heißgewünſchten Kanaans, jedoch ward ihnen, nach höhern Rathſchlüſſen, das Glück nicht zu Theil, in ſeinen Grenzen Tage der Erquickung und Aufheiterung zu genießen. Sie erblickten es — und wohlthätig öffnete ſich auch ſchon ihr Grab. Ihre entſeelten

Leichname ſah man häufig aus den Schiffen und unſern Lazarethen und Spitälern dem ſtillen Grabe entgegentragen, wo ſie jetzt ruhen von ihrer Arbeit, und entbunden ſind von jeder Erdenlaſt.

Eine getreue Darſtellung von allen Schreckensſzenen, die ſich während jener unvergeßlichen Auswanderung des Jahres 1817 zugetragen, würde dem Verſtand faſt unglaublich und dem menſchlichen Herzen zu empörend gefunden werden. — Möchte die Geſchichte nie eine ähnliche Schilderung menſchlichen Elends aufſtellen können!

Im Jahr 1818 langten nahe an 1000 **deutſcher** Einwanderer in **Philadelphia** an, wovon viele die Hälfte, theils das Ganze ihrer Fracht bezahlt hatten. Unter denen, die unſer Geſtade völlig frei betraten, befanden ſich viele wohlhabende und bemittelte Landleute, welche unmittelbar nach ihrer Ankunft ſich in das Innere des Landes verfügten, um angemeſſene Strecken aufzukaufen und ſich dort haushablich niederzulaſſen. Auch von Künſtlern, Handwerkern und andern langten mehrere an, welche bald Gelegenheit fanden, in vortheilhafte Verhältniſſe zu treten. Der jüngere und ledige Theil derjenigen, welche ihre Fracht nicht entrichten konnten, wurde, wie gewöhnlich, auf gewiſſe Zeit verdungen. Dieſe bekamen faſt alle gute Stellen in der Stadt Philadelphia. Die Uebrigen wurden nach verſchiedenen Theilen der vereinigten Staaten in Dienſt genommen. Eine ziemlich ſtarke Kolonie derſelben, nahe an hundert, wurden von einigen Herren von Philadelphia, welche große Strecken Landes in **Albama** haben, auf eine gute und bequeme Art nach jenem Staate abgeſchickt. Wir zweifeln nicht, daß das Unternehmen, ſowohl für Einwanderer, als für Landeseigner, gut ausfallen werde.

Noch drei Schiffe, von Amſterdam kommend, werden nächſtens in Philadelphia erwartet. Die Zahl der auf denſelben eingeſchifften Auswanderer iſt nicht zuverläſſig anzugeben, weil die nöthigen Berichte noch fehlen. Das engliſche Schiff **Whine** brachte einen Theil der deutſchen Auswanderer mit, welche im vorigen Jahr von einem holländiſchen, nach Philadelphia beſtimmten Schiffe auf der portugieſiſchen Inſel **Teneriffa** gelandet, und auf eine höchſt betrügeriſche und ſchändliche Weiſe von deſſen Kapitän dort ohne alle Pflege und Hilfsquelle zurückgelaſſen wurden.

Das ſchwediſche Schiff **Suſanna Catharina** brachte wieder einen Theil derjenigen unglücklichen Deutſchen, welche ſich bereits am 21. Mai 1817 am Bord des holländiſchen Schiffes **Seepflug**, unter Kapitän **Mangelmann**, in Amſterdam eingeſchifft hatten, um nach Philadelphia abzufahren. Als dieſes Schiff anfänglich aus dem Texel abſegelte, hatte es 655 Seelen am Bord. Nachdem es einen Monat in See geweſen und bereits vierzig vor Hunger und Durſt verſchmachtete Menſchen über Bord geworfen hatte, lief es wieder in den Texel ein. Da die Paſſagiere nicht landen durften, ſondern die ganze Zeit ihres erneuerten Aufenthalts im Texel in den engen Schiffsraum eingeſperrt waren, ſo graſſirte bald unter ihnen ein bösartiges Fieber, welches die vor Kummer und Elend ſchon halb verſchmachteten

Menſchen ſchnell wegraffte. Nicht der Mutter-Erde, ſondern den Wellen wurden ihre todten Körper übergeben. Endlich am 24. Auguſt 1817 ſegelte Mangelmann zum zweitenmal mit den noch übrigen Reiſenden ab. Ob es Zufall oder teufliſche Abſicht geweſen, daß nun das Schiff nicht nach Amerika überſegelte, läßt ſich aus der Erzählung dieſer höchſt traurigen Reiſe leicht ſchließen. Nach einer Fahrt von fünf Wochen wurde das Schiff am 25. September auf der Küſte Norwegens an den Hafen von Bergen geworfen, nachdem es ſchon durch ſeine gänzliche Entmaſtung und Verluſt ſeines Ruders ſeit drei Wochen als ein Spiel der Wellen umhergetrieben worden war. Hier in Bergen landeten von den urſprünglich eingeſchifften 655 Seelen noch 411, ſo daß 244 Perſonen auf dem Schiffe ihren Tod gefunden haben. Die Uebrigen, welche beinahe 83 Wochen auf dem Schiff eingekerkert geweſen, und nun mehr die Merkmale von Todtengerippen, als von lebenden Menſchen, an ſich trugen, wurden zwar von den Einwohnern Bergens mit großer Schonung und Menſchenliebe aufgenommen und behandelt, allein bei manchen waren die Pfeile des Todes zu tief eingedrungen, um ſie durch menſchliche Mittel ſeiner Gewalt entreiſſen zu können. Dort im Norden ruhen ihre Gebeine. — Aus der in Bergen im Druck erſchienenen Erzählung über dieſe äußerſt traurige Seereiſe ſcheint die Vermuthung nicht ungegründet zu ſein, daß Mangelmann dahin gearbeitet habe, ſeine unglücklichen Begleiter entweder durch den Tod auf die Seite zu ſchaffen, oder ſie an einer unbekannten Küſte auszuſetzen, „um (wie es in der Erzählung lautet) zur Erbſchaft zu gelangen, welche er auf keine andere Weiſe ſich zueignen konnte." Dieſer ſchändliche Menſch hatte an ſämmtliche Reiſende für einen doppelten Preis dasjenige verkauft, was er, zufolge des Kontrakts, ihnen zu geben ſchuldig war, und weil einige nun kein Geld mehr hatten, ſo ließ er eine Anzeige an den Maſt ſchlagen, worin er die Habe ſolcher Unglücklichen zum Verkauf anbot, welche dann für einen geringen Preis verkauft wurde. Ferner heißt es in der Erzählung: „Es würde zu weitläufig ſein, alle die von Mangelmann gegen die ſehr bedauernswürdigen Menſchen, ohne einige Rückſicht auf Alter, Geſchlecht oder Umſtände, ausgeübten Gewaltthätigkeiten zu erzählen. Ganze Familien ſind ausgeſtorben. Von einer Familie, die aus Aeltern und ſieben Kindern beſtand, blieben nur noch zwei Kinder am Leben. Wenn Einer oder der Andere einem Kranken eine Erquickung reichen wollte, nahm der Böſewicht das Gefäß, und warf es mit dem, was ſich darin befand, über Bord. Mehrere der verſchmachteten Todten, deren Zungen der Länge nach über ihr Kinn ausgeſtreckt herunterhingen, ließ er Tage lang auf dem Verdeck im Regen liegen, und das von den Leichnamen herabfließende Regenwaſſer auffaſſen, welches ſie dann trinken und ihre Speiſe damit bereiten mußten!"

Wir folgen dieſer ſchauderhaften Mordgeſchichte nicht weiter nach, und bemerken bloß noch, daß der Böſewicht Mangelmann, nachdem er die Ankunft ſeines Verhaftbefehls von Stockholm zu früh erfahren, die Flucht nahm, und mit dem geraubten Gelde Norwegens Küſte verließ. Bei der Abfahrt dieſes Schiffes blieben noch in Bergen von den Unglücklichen

zurück 350, ſo daß ſich alſo die ganze Anzahl der Geſtorbenen auf 305 Perſonen berechnen läßt. Wir wiederholen den Wunſch, möchte die Geſchichte nie wieder ein ähnliches Bild menſchlichen Jammers aufſtellen können! — B.

Bibliographiſche Anekdoten.

1.

Als eines der ſeltenern Werke, die in Brunks Bibliothek aufbewahrt werden, erwähnt Hr. Renouard einer Aldiner Ausgabe des Sophokles vom Jahr 1502, mit einer Menge Noten von Racinens Hand. Ich wüßte mir, ſagt er, kaum etwas Intereſſanteres zu denken, und nicht leicht etwas, das zu beſitzen mich mehr intereſſiren würde, als einen Sophokles oder Euripides, der Racinens Eigenthum geweſen und deſſen er ſich lange Zeit bedient hat, und ein Exemplar der Werke ſolcher Meiſter, in welchen ein ſolcher Schüler Jahre lang geleſen und meditirt hat, muß eine gewiſſe Achtung einflößen. Würden nicht Racinens Werke ſelbſt es beweiſen, wie getreulich er das Vos exemplaria graeca befolgt habe, ſo müßte der erwähnte Sophokles ſolches ſattſam beurkunden. Zwar enthält ein andres Exemplar eben dieſer Ausgabe, ſo wie auch ein Euripides von Aldus, welche beiderſeits in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt werden, ebenfalls handſchriftliche Noten von der Hand des franzöſiſchen Dichters; es ſind ihrer aber weit weniger und die meiſten franzöſiſch; unſer Sophokles hingegen enthält griechiſche, lateiniſche und franzöſiſche Noten. Einige derſelben ſind bloße Varianten, viele hingegen enthalten ſinnreiche Verbeſſerungen und geſchickte Auslegungen. Dieſes Buch, deſſen antiker Band ſich ohne Zweifel auch aus Racinens Zeiten herſchreibt, hat lange Dienſte geleiſtet, und iſt häufig geleſen worden, aber von einem friedlichen und ſorgfältigen Manne. Man ſieht, daß es ſein Leibexemplar war, ſein veni mecum, das ihn zu ſeinen eigenen Meiſterwerken begeiſtert hat.

Racinens Handſchrift hat ſich während des Laufes ſeines Lebens bedeutend verändert, Boileau's weniger ſchöne iſt ſich gleicher geblieben. In ſeinen jüngern Jahren hatte Racine eine glatte, etwas lange und ungemein ordentliche Schrift. Mit dieſer ſind ſeine Noten in den Ariſtophanes, und in verſchiedene, in den Händen von Liebhabern befindliche Bücher ſein Name eingeſchrieben. In der Folge wurden ſeine Buchſtaben kürzer und die Zwiſchenräume zwiſchen den Wörtern ungleicher, was unter andern der erwähnte Sophokles bezeugt.

2.

Auch eine Aldiner Ausgabe von Virgil, in Oktav, vom Jahr 1527, mit vergoldeten und farbigen Anfangsbuchſtaben und überaus prächtig gebunden, aus Groliers ſchöner Bibliothek, macht unter unzähligen andern eine Zierde der Renouardſchen Sammlung aus. Von dieſer nämlichen Ausgabe beſaß Grolier drei Exemplare, alle drei gleich ſchön gebunden;

was vermuthen läßt, es ſei an jener Deviſe, die er auf alle ſeine Bücher zu ſehen pflegte, „Et amicorum“, etwas Wahres geweſen. Eins jener drei Exemplare befindet ſich in der königlichen Bibliothek zu Paris, ein zweites im britiſchen Muſeum, und das dritte, am beſten erhaltene, iſt das erwähnte.

„Mein Herr Renouard, — ſo ſchrieb an dieſen, vor etwa zwanzig Jahren, James Edwards, ein ſehr pfiffiger Buchhändler in London — wenn Ihnen etwa ein guter Aldiner, in Oktav, mit Groliers Einbande, zu Handen kommen ſollte, ſo erſuche ich Sie, ihn mir aufzubehalten; ich zahle für jeden Band einen Louisd'or.

„Mein Herr Edwards — antwortete mit rückgehendem Kurier der Pariſer Buchhändler — wenn Ihnen etwa ein guter Aldiner, in Oktav, mit Groliers Einbande, zu Handen kommen ſollte, ſo erſuche ich Sie, ihn mir aufzubehalten; ich zahle für jeden Band ſechs Guineen.

9.

Es iſt häufig von dem Buchhändler Lackington und davon die Rede geweſen, was für eine unermeßliche Menge von Büchern aller Art derſelbe beiſammen gehabt; gleichwohl ſind im Laufe der drei letztverfloſſenen Dezennien mehrere Bücherverzeichniſſe von Londner Buchhändlern erſchienen, die dem weitläufigen Lackingtonſchen Katalog wohl nicht mit Unrecht dürften an die Seite geſtellt werden. Unter ihnen allen ragt der Katalog hervor, den die Buchhändler Longman, Hurſt, Rees, Orme, Brown u. Komp. in den Jahren 1814 bis 1817 in vier Oktavbänden herausgegeben haben. Er enthält 9198 größtentheils ſehr koſtbare Artikel deren Totalbetrag ſich auf eine ganz ungeheure Summe belaufen müßte. Unter dieſer unermeßlichen Nomenklatur ſind die Verlagsartikel jener Handlung nicht begriffen und bilden eine Waarenmaſſe von noch größerm Werthe, als jenes ganze Sortiment. Freilich iſt dies alles Eigenthum eines Handelshauſes, das aus fünf genannten und zwei oder drei anonymen Aſſocie's beſteht. Die Fonds und die Arbeit von ſieben bis acht Männern, in Verbindung mit der Hilfe, die ihnen von mehr als ſechszig Kommis geleiſtet wird, bilden eine Anſtalt von auſſerordentlicher Bedeutung und Umfange, die in ihrer Gattung wohl die beträchtlichſte und namentlich die thätigſte in ganz Europa ſein dürfte.

H.

Digitized by Google

Inhalt.

Der gelehrte Bramine Rammohon-Roe in Calcutta, der Stifter einer neuen Religionsſekte unter den Hindoos. S. 3

Von und über Görres Schrift: Deutſchland und die Revolution. — 10

Beiträge zur Naturgeſchichte des großen Bernhardsberges, der allgemeinen ſchweizeriſchen Geſellſchaft der Naturforſcher mitgetheilt vom Prior des Hoſpitiums auf dem genannten Berge, dem Pater Biſela. — 17

Mannigfaltiges. Aus Frankreich: Die Irrenanſtalten. — Die Lehrbücher der Jeſuiten. — Die Prozeſſion am Himmelfahrtstage in Paris. — Der Abbé de la Mennais. — Die griechiſche Kolonie in Korſika. — Ueberſicht des franzöſiſchen Weinbaues. — Minderbekannte Züge aus dem Leben des Abbé de l'Epée. — Konſumtion der Kartoffeln in Paris. — 27

Schauderhaftes Schickſal mehrerer nach Amerika ausgewanderter Deutſchen. — 44

Bibliographiſche Anekdoten. — 47

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint monatlich ein Heft, jedesmal ſechs bis ſieben Bogen ſtark, nebſt einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang beſteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht beſonders erlaſſen werden, ſondern das Abonnement iſt für einen ganzen Jahrgang feſtgeſetzt; dafür iſt der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheiniſch, und in Norddeutſchland franko Leipzig 7 Rthlr. ſächſiſch. — Jede gute Buchhandlung in Deutſchland und in der Schweiz, ſo wie alle Poſtämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Beſtellungen darauf an; die Verſendungen der Hefte geſchehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterariſche Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinſte Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreiſes dieſer Zeitſchrift. Beiträge für dieſelbe können unter der Adreſſe des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Poſt eingeſandt werden; in weiterer Entfernung können ſolche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Chriſtian Wilhelm Vogel mit einem beſondern Couvert verſehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Verſendungen an mich abgehen, wo ſolche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Ueberlieferungen

zur

Geſchichte unſerer Zeit.

Jahrgang 1820.

Februar-Heft.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Eines deutſchen Wanderers Blätter von den Südoſtküſten Spaniens, geſchrieben im Spätjahr 1819.

Der ſüdamerikaniſche Kaper.

(Auf der Höhe von Kap St. Vincent.)

Ich wollte die milde, prachtvolle, ſternenhelle Nacht auf dem Verdeck unter freiem Himmel genieſſen, um auch ſagen zu können, eine Nacht auf dem Meere geſehen zu haben, oder vielmehr, um in die Einförmigkeit meiner Seereiſe eine kleine Abwechſelung zu bringen. Allerdings dieſer Genuß war einzig in ſeiner Art; beſonders als der glühende Mond gegen Mitternacht aus den Wellen hervorſtieg. Ich klimperte auf der Guitarre, und ſang ein Lied von Schiller dazu, indem ich die Weiſe aus dem Stegreif ſang und die entſprechenden Vollklänge auf den Saiten dazurauſchte. Ein warmer Punſch beförderte meine Wachſamkeit und erhöhte meine Stimmung. Und doch reut mich nun der Einfall.

Denn, bei Tagesanbruch müde, legte ich mich in die Hangematte und ſchlief ſanftgewiegt bis zum vollen Mittag. Und als ich zum Hauptmann kam, erzählte er, wir hätten inzwiſchen Beſuch von einem ſüdamerikaniſchen Kaper gehabt, der uns für Spanier gehalten. Denke dir ſüdamerikaniſche Kaper in der Nähe Europa's; die freien, kühnen Söhne Columbia's trotzig mit ihren reichgeſtirnten Flaggen in den altſpaniſchen Gewäſſern! — Und ich hatte ſie nicht mit eigenen Augen geſehen, die Freiheitshelden. Ha, zehn Ardinghellosnächte möchte ich um den Anblick hingegeben haben. Ich werde ihn nie wieder gewinnen.

Dahin alſo iſt es gekommen, daß der Stolz Kaſtiliens in ſeinen eigenen heimathlichen Meeren vor den weiland verachteten, niedergebeugten Knechten und Stiefkindern, vor den nun Freiherrn gewordenen Söhnen Südamerika's zittern muß? Wo ſind die ſchrecklichen Pizarro's und ihrer Triumphe Spuren geblieben? — O allmächtige, unausſöhnbare Nemeſis!

Was ſoll aus Spanien, was aus dem armen, übervölkerten, rauhen Europa werden, wenn es ſeine transatlantiſchen Domänen einbüßen muß? Und es wird ſie einbüßen. Will Spanien ſein Amerika zum andernmal erobern? Wer glaubt an die Möglichkeit? Jenſeits des Weltmeers ſteht ein Jüngling, dieſſeits ein abgelebter Greis zum Kampf auf. Die Tage der guten Inka's ſind nicht mehr. Heute ſinkt das Volk am Silberſtrom nicht mehr voll abergläubigen Schreckens zu Boden, wenn das ſpaniſche Geſchütz knallt und die ſpaniſchen Doggen bellen. Es iſt des mörderiſchen Donners nun ſelber Herr geworden. Alles hat es von der Freiheit zu hoffen, nichts unter ſpaniſchem Zepter zu gewinnen. — Spanien, tief im eigenen Innern

zerriſſen, entnervt, tief erſchöpft, halb aufgelöſet, will Amerika ſchlagen! Es kann ſich nur entvölkern.

Das ſind die Folgen der verroſteten, ſelbſtſüchtigen Politik, da man von der Höhe auf die übrigen Sterblichen wie auf gedanken-, willen-, freiheitsloſe Gliederpuppen niederblickte, welche man, wie andres Hausgeräth, erbt und wiedervererbt, kauft und wiederverkauft. Daß man doch in der Politik die allereinfachſten Wahrheiten der Jeſusreligion, die allereinfältigſten Grundſätze des geſunden Mutterwitzes, die allerſchlichteſten Sprüche der Erfahrung, wie mit Blindheit geſchlagen, verkennt! Es iſt uns Andern, die wir vom vornehmen Hofdünkel, vom ſogenannten höhern Geſchaftsgeiſt nicht angefochten und nicht aus dem Schwerpunkt der Gerechtigkeit verrückt ſind, ganz unbegreiflich, wie man ſo quer gehen könne. Aber doch geſchiehts. So brachte ſich England ſelbſt um ſein Nordamerika; ſo brachte ſich Spanien um ſein Südamerika.

Durch Billigkeit würde die ſpaniſche Krone ſich ohne Mühe Amerika bewahrt haben. Das ſagte mir auch mein Schiffshauptmann, der, wie er mir ehrlich ſagte, mehr als einmal in Jamaika war, um Schleichhandel zu treiben. Der Schleichhandel ward ziemlich offen getrieben. Das Volk betrog den König; die hohen Beamten ſelbſt betrogen den König, und gaben für Geld und gute Worte Lizenzen. Von hundert Schiffen, die aus amerikaniſchen Seeorten der Spanier nach einem ſpaniſchen Hafen klarirten, liefen gewiß neunzig immer in engliſche, franzöſiſche und holländiſche Hafen ein. — Vor dem J. 1774 hatten die amerikaniſchen Kolonien ſogar nicht einmal Erlaubniß, untereinander ſelbſt Handelsverkehr zu treiben. Auch nachher behielt ſich Spanien den ausſchließlichen Handel mit ſeinen Kolonien vor, obwohl es dieſen von manchen alten Feſſeln befreite. Man wollte zuviel; darum verlor man zuletzt Alles. Das iſt das Unglück der Staatsmänner, daß ſie nur ihren Dünkel, nur ihre Macht kennen, die ſich ihnen aus den Bücklingen ihrer unterthänigen Umgebungen zurückſpiegelt; aber nicht kennen die höhere Einſicht im Volke und die mögliche Größe der Volksgewalt im entſcheidenden Moment. Daher trotzen ſie; wollen ihre Würde nicht vergeben; wiſſen nicht im rechten Augenblick nachzugeben und mit einem ſchmeichelnden Opfer doppelten Gewinn zu ziehen. Kein Volk in der Welt will Revolution, ſondern nur Evolution; weil man dieſe mit Gewalt zurückhält, muß nothwendig jene hervorbrechen.

Das gelbe Fieber.

(Carthagena.)

Unſer Hauptmann legte im Hafen von Carthagena an, doch nur auf kurze Zeit. Ich benutzte den Aufenthalt, die Stadt zu beſehen und für mein Haus einige Geſchäfte zu machen. Es ſteht aber gegenwärtig mit dem Seidenhandel hier erbärmlich. Alles klagt über ſchlechte Zeiten. „Herr,“ ſagte mir Einer, „nimmt ſich Gott nicht unſer an, ſo endets bei uns in Spanien einmal fürchterlich!“

Man war hier wegen des gelben Fiebers in Angſt und Sorgen; doch hatte man beruhigende Nachrichten aus Cadiz. Jetzt, zu Ende Oktobers, zählte man in jener unglückſeligen Stadt und Gegend nur noch 2367 Kranke, und ſtarben täglich nicht mehr als ſechsunddreißig Perſonen. In dem Kreiſe, in welchem die fürchterliche Seuche herrſcht, mögen bis jetzt nicht mehr als dreißigtauſend Perſonen geſtorben ſein. Vom Schickſal unſrer Handelsfreunde dort konnte ich nichts erfahren.

Merkwürdig zur Geſchichte jener neuen Peſtilenz ſind folgende mir hier gegebene Anzeigen. Es befinden ſich nämlich unter hundert Todten im Durchſchnitt zehn Weiber und zwölf Kinder; und unter zwölf todten Kindern im Durchſchnitt immer acht Knaben und vier Mädchen. Wen ſoll man mehr bedauern, ſoviel Männer und Jünglinge, welche die Beute des Todes wurden, oder ſo viele Weiber und Jungfrauen, die nun, in Ueberzahl daſtehend, auf die Freuden des ehelichen Lebens Verzicht thun müſſen? Sie werden die Nonnenklöſter bevölkern, vielleicht die Zahl derſelben vermehren.

Die Krankheit des gelben Fiebers, ſagte man mir, mache in der Gegend, die ſie beherrſcht, eine Periode von neunzig Tagen. Dreißig Tage lang ſei es im Wachſen, die dreißig folgenden wüthe es mit ſchrecklicher Gewalt, und dann nehme es in den letzten dreißig Tagen wieder ab. —

Auch dies iſt für Europa ein Geſchenk Amerika's. In Weſtindien kannte man es ſchon vor hundert und dreißig Jahren; doch auch nicht viel früher. Woher kam es? — Von Weſtindien ging es ſchon im Jahr 1699 nach Nordamerika, und zwar nach Philadelphia über. Im Jahr 1800 erſt kam die Seuche über den Ozean nach Cadiz. Im Jahr 1810 meinte man es ſchon in Italien zu haben. Alles ſcheint dafür zu reden, daß es eine anſteckende Krankheit ſei, die vom Menſchen zum Menſchen, von Land zu Land übergetragen werden könne. In Spanien habe ich aber wiederholt behaupten hören, das gelbe Fieber könne nirgends aufkommen, als in Gegenden, die über zwanzig Grad Reaumur ſommerliche Temperatur haben. Deſto beſſer für uns Nordländer. Laſſen wir dem Süden ſeine Zitronen und Pomeranzen!

Es ſcheint aber doch, daß die ganze Luft während des Wüthens der Krankheit vergiftet ſein müſſe. Man gab mir dafür in Carthagena viele Beweiſe an. Einer der auffallendſten iſt von den Vögeln hergenommen. Sobald nämlich das Fieber herrſchend wird, fliehen alle Vögel aus der Gegend. Man hört und ſieht keinen, ausgenommen die armen Thierchen, die in den Käfichen gefangen gehalten ſind. Unter den Kanarienvögeln ſtarben im Durchſchnitt zur Fieberzeit von ſechſen gewöhnlich vier. Jetzt war Botſchaft da, die Vögel zeigen ſich ſchon wieder in Cadiz; die Luft alſo ſei rein.

Die Armee bei Cadiz, welche zur großen Unternehmung nach Amerika beſtimmt iſt, hat am gelben Fieber keinen Mann verloren. Aber ſie war auch die ganze Zeit über im freien Feld gelagert. Nur freie Luft kann vor dieſem gräßlichen Uebel retten, ſagte man mir; alle übrigen Vorſichtsmaasregeln ſind unnütz. Ich erinnerte beſcheiden dagegen, die Vögel genöſſen

doch auch der freien Luft, und flöhen demungeachtet aus der Gegend. Am beſten, man liefe den Vögeln nach.

Ueberhaupt ſcheint mirs, die Aerzte ſind hier, trotz hundertjähriger Erfahrungen, doch noch nicht über die Natur dieſer Krankheit im Reinen. Man ſollte mehr ſich mit der *medizini-ſchen Meteorologie* beſchäftigen, als es leider bisher geſchehen iſt. Man muß es aber nicht bloß bei Barometern und Thermometern und Mondsphaſen und Konſtellationen bewenden laſſen, ſondern Elektrometer, Eudiometer u. ſ. w. zu Hilfe nehmen. Denn aus dem Luftmeer trinken wir Geſundheit und Seuchen ein. Vielleicht aber ſind unſre feinſten Werkzeuge noch zu grob, die furchtbarſten Geiſter der Luft zu halten und zu entlarven? — Ei, nur erſt Verſuche mit dem gethan, was wir haben; dann das Beſſere erfunden!

Die Zeitungen.

(Carthagena.)

Natürlich iſt meine erſte Frage in jetziger Lage, ſo oft ich feſtes Land betrete: was gibts Neues? — „Nichts beſonders!“ iſt die Antwort gewöhnlich: „Es iſt überall ruhig!“ Dann falle ich über die Zeitungen her, und leſe von Deutſchland, von Frankreich, von Spanien, von England, von Portugal, von Amerika. Barmherziger Himmel, und das nennt man ruhig! — Sonſt wars ja zu Kriegszeiten ruhiger.

Freilich am Madrider Hofe und in der Madrider Hofzeitung iſt Alles ruhig.

Auſſer der Madrider Zeitung konnte ich nichts erhaſchen; dieſe aber wußte von Deutſchland nichts, als daß dort eine ſächſiſche Prinzeſſin Königin von Spanien und beiden Indien geworden ſei. Hingegen unſer Schiffshauptmann war ſo gütig, mir ein ganzes Bündel — ich glaube Kontrebande — zu bringen. Er kennt meine Sehnſucht. Nämlich er brachte mir den *Moniteur*, den *Conſtitutionel*, den *Cenſeur Europeen*, das *Journal des Debats*, die *Times*, die *Morning Chronicle*, und ſogar das *Diario di Roma*. Die bekommt man hier doch. Von deutſchen Blättern nichts. — Weil nun die wenigſten Spanier Franzöſiſch, Italieniſch und Engliſch verſtehen, ſo wiſſen die wenigſten von dem, was in der Welt vorgeht. Daran wäre zuletzt für die guten Leute nicht viel gelegen. Aber ſie wiſſen eben ſo wenig von dem, was in ihrem Vaterlande vorgeht. Und das iſt viel ſchlimmer. Denn die Liebe zum Könige ſtirbt recht ſichtbar aus, weil man den allerſchändlichſten Gerüchten mehr glaubt, als den unter ſtrenger Zenſur gehaltenen Zeitungen, oder offiziellen Blättern, oder gar hochobrigkeitlichen Proklamationen. Jetzt dienen *Gerüchte* ſtatt Zeitungen, und leider ſchleichen die ſo von Ohr zu Ohr, daß keine Obrigkeit, kein Madrider Hof davon erfährt, noch weniger die Inquiſition. — Ich möchte das nicht alles glauben, was man ſich ſagt, noch weniger es niederſchreiben. Wäre auch nur die Hälfte wahr, ſollte es mich gar nicht wundern, wenn es in Spanien über kurz oder lang zu Aufrühren käme, zu blutigen. Auch Reiſende verſicherten mich, der Ton herrſche durchweg im Lande, und über den Hof, über die Miniſter, über die

meiſten Oberbeamten gehen die bosbafteſten Sagen herum, die das Herz des Volks dem Fürſten entfremden, und nebſt dem tiefen Elend, unter welchem Alles faſt erliegt, zu einem ſchauderhaften Tage vorbereiten.

Ach, das ſchöne, unglückliche Land! — Wehe denen, die Glück und Wohl eines ganzen Volks auf dem Altar ihrer verfluchten Selbſtſucht opfern, und einen Fürſten über den Zuſtand ſeines Reichs täuſchen, um ſich einer fürſtlichen Gunſtbezeugung erfreuen, oder von einem unwiſſenden, kleinherzigen Miniſter hervorgehoben zu werden! — Es kann und wird ein ſchwerer Fluch über ſie und noch über ihre Kinder gehen.

Mir bleibt es durchaus unbegreiflich, wie heutiges Tags ſo viele Herrn, — denn in Frankreich treibt man ja wieder daſſelbe Spiel, und in Italien iſts nicht beſſer, und in unſerm Deutſchland droht man — wie ſo Viele, die es doch gewiß gut meinen, das Spiel ihrer Miniſter nicht durchſehen, die vielleicht am Ende wieder auch nur Betrogene ſind. Haben ſie denn vergeſſen, wodurch alle Fürſten unſterblichen Namens unſterblich wurden und ſich Macht und Ruhm gaben? Warum ſind die Beiſpiele Katharinens II, Friedrichs II, Kaiſer Joſephs, des Großherzogs Leopold von Toskana ſo bald vergeſſen? Warum meint man auch es beſſer zu machen, als dieſe Unvergeßlichen, indem man den entgegengeſetzten Weg einſchlägt? Zu denken, zu reden, und ſich leſend zu unterrichten, und ſeine Meinung, wahr oder falſch, öffentlich mit Wort und Schrift anzukünden, iſt in der weſtlichen Hälfte Europa's ſchon Nationalbedürfniß geworden. Dies mit Machtſtreichen vernichten wollen, heißt den Nationen ans Leben greifen, und wird wahrlich nichts verfangen. Man bereitet nur neues Unglück vor. Die Nationen ſehen darum nicht weniger klar, und wiſſen, was ihnen noth thut; aber ſie beurtheilen, weil ſich die Höfe vor ihnen in Geheimniß hüllen, ihre Könige und Miniſter argwöhniſch. Laßt eine ſchickſalsvolle Stunde ſchlagen, und ihr werdet die traurigen Wirkungen erleben. Davon ahnen die Königsräthe und die Großen der Krone nichts, weil ſie nichts davon vernehmen; und ſie vernehmen nichts, weil ſie das Schweigen zu ihrem eigenen Verderben geſetzlich machen.

Urtheil eines Spaniers.

(Carthagena.)

Bei Hrn. ** hatte ich das Vergnügen, die Bekanntſchaft eines ſchon betagten, aber ſehr verſtändigen Mannes zu machen, der mir in ſeinen Geſprächen viel Offenheit bewies. Er war erſt ſeit Kurzem hier, und iſt aus Madrid vor ungefähr einem Jahr verwieſen. Ich vermuthe aus dem Zuſammenhang ſeiner Reden, er habe im Bureau des ehemaligen Staatsminiſters D. Joſef Leon de Pizarro gearbeitet. Wenigſtens ſcheint er dieſen ziemlich nahe zu kennen und ihn ſehr hochzuachten.

Er beſchwor mich immer recht wohlmeinend, doch ja in meinen Aeuſſerungen vorſichtig zu ſein, ſo lange ich auf ſpaniſchem Boden wandle. Er ſelbſt ſchien aber die empfohlene Vorſich-

tigkeit gegen mich gar nicht zu haben. Ueberhaupt kommt mirs vor, als hätten die Spanier mehr Vertrauen zum reiſenden Fremdling, als unter ſich ſelbſt. Dahin iſts durch die polizeiliche Horcherei und das verruchte Spionenſyſtem gekommen, daß Einer im Lande ſich vor dem Andern vermummt, das letzte Mittel des Despotismus, ſich weniger fürchten zu müſſen, indem man ſich alle untereinander verdächtigt. Aber wo wird dies einſt endigen? Wir haben ja in der Welt ſolche Zeiten ſchon öfters gehabt. Wenn endlich das Herz Aller übervoll von gleichem Schmerz iſt, und der große Tag anbricht, verſehen ſich plötzlich Alle.

Was nun folgt, iſt beinahe wörtlich das, was mir der gute Mann über die Lage Spaniens ſagte: „Unſer Zuſtand verſchlimmert ſich ſeit ſechs Jahren faſt täglich. Vielverſprechende Dekrete und Verordnungen folgen einander beinahe von Woche zu Woche. Was heute gewählt wird, verwirft man morgen. Mit ſchönen, blendenden, in orientaliſchem Styl abgefaßten Verſprechungen wird die Hoffnung eines ſo theuer verdienten, beſſern Schickſals der Nation hingehalten. Der öffentliche Kredit, auf dem bis dahin noch das alte, morſche Gebäude ruhte, iſt ziemlich verſchwunden. Ohne Handel, ohne Ackerbau, ohne Induſtrie, ohne Marine und Armee ſeufzt das Volk unter unerſchwinglichen Auflagen, die auf die empörendſte Weiſe in vielen Gegenden eingetrieben werden. Die Menſchen aller Stände und der entgegengeſetzteſten Anſichten fangen an eine beſſere Zukunft zu bezweifeln, inſofern dieſe nicht durch heroiſche und dann noch verderbenſchwerere Mittel herbeigeführt wird. Alles leidet, Alles, vom König an bis zum ärmſten Bauer.“

„Unaufhörlich werden Miniſter gewechſelt; öfters Leute, ohne Kenntniß, ja ohne wiſſenſchaftliche Bildung, ins Miniſterium gewählt. Die Anſichten der Folgenden ſind immer denen der Vorangegangenen entgegengeſetzt; und da Jeder nun gemach weiß, daß ſein Reich von kurzer Dauer ſei, ſo benutzt er die Gunſt des buhleriſchen Augenblicks, und ſammelt für die nahe Zeit der Ungnade. So muß der ehrlichſte Mann aus Noth in Satans Strick ſpringen. Ein weitläufiger neuer Plan folgt dem andern, welcher, ſo gut er noch immer ſein mag, durch Egoismus der Höflinge und hämiſche Kabalen und Umtriebe wieder in ſeinem Entſtehen erſtickt ſein muß.“

„Als im September vorigen Jahres (1818) der redliche und talentvolle Don Martin Garay, Miniſter des Finanzweſens, Don Joſef de Pizarro, der Staatsminiſter, und Figueroa, Miniſter der Marine, ihrer Stellen, mit zweitauſend Thaler Gnadengehalt, entſetzt wurden, ging das ſo wetterſchnell, daß ſie des Morgens noch nicht wußten, was des Nachmittags bevorſtand. Binnen vierundzwanzig Stunden mußten ſie die Hauptſtadt verlaſſen; der erſte ward nach Aragon, der andere nach Valencia, der dritte nach Aſturien verwieſen. — Verwieſen. Mit welchem Fug, laut welches Vergehens, nach welchem Recht? — Wer fragt darnach? Zu gleicher Zeit erſchien ein königliches Dekret, welches den öffentlichen Kredit ſichern ſollte. Aber die Staatspapiere (Vales Reales) fielen von 73 auf 86 Prozent.“

„Hat man endlich einmal durch eine Reihe von Mißgriffen das Volk zum vollen Unglauben

an ſeinen Hof und an die Möglichkeit baldiger Abhilfe der ſchreienden Gebrechen gebracht, — ja, wird den Leuten ſelbſt der Ausbruch ihrer Wehklage zum Verbrechen, — dann gibt die Muthloſigkeit Alles verloren. Dann zieht ſich Jeder, um ſeine Haut beſorgt, auf ſich ſelbſt zurück. Dann tritt der ungemeſſenſte Egoismus ein, in welchem das Gemeinweſen ſich zerlöſet. Dann nur ein Stoß von Auſſen, und der Kadaver fällt zuſammen. So wirds bei uns."

„Die Geiſtlichkeit ſtand ſich bisher am beſten dabei. Bei allen Auflagen wußte ſie ſich und ihr heiliges Gut frei zu erhalten. Aber auch ſie empfindet allgemach den Einfluß der allgemeinen Noth. Weil der Tag kaum das Nöthige zum Leben gewährt, fällt es ſchwer, den armen Seelen im Fegfeuer zu ſpenden, oder prunkvolle Kirchenfeſte zu bezahlen, an deren reichlichem Ertrag vorzeiten die Diener des Altars Freude hatten. Daher hört man im Beichtſtuhl und von der Kanzel herab die ſchwerſten Donner oder rührendſten Seufzer über den Verfall der heiligen Religion. Fruchtlos. Seltſam iſt die Verblendung der Geiſtlichen. Sie ſchreiben dies alles den herrſchend gewordenen franzöſiſchen Grundſätzen zu, und ſehen doch den Verfall des öffentlichen Glücks. Alles Spähen der Inquiſition iſt eitel. Zuweilen wird auch wohl noch dem fanatiſchen Pöbel das ermunternde Schauſpiel eines kleinen Autodafé gegeben. Verbotene Bücher nämlich werden weggenommen und verbrannt. Das will aber den zertrümmerten Finanzen nicht aufhelfen; eben ſo wenig, als die raſtloſeſte Verfolgung aller beſſern Bürger, die das Unglück haben, unvorſichtiger Weiſe hellere Erkenntniſſe zu verrathen. Fern vom Vaterlande irren viele dieſer Unglücklichen; andere ſind zu öffentlichen Arbeiten verdammt; andere ſchmachten in finſtern Kerkern. So leben ſie nun ihr ehedem ſo nützliches und thatenvolles Leben in Schmach und Elend dahin. Nie werden ſie dem Vaterlande wieder wohlthätig ſein. Der Dämon der Finſterniß hat mit beiſpielloſer Grauſamkeit die Kräfte ihres Körpers und ihrer Seele zugleich vernichtet."

Der unſelige, koſtbare Krieg gegen die Inſurgenten von Amerika, der nun einmal entſchieden vergebens iſt, vermehrt die allgemeine Zerrüttung."

Der Handel.

(Carthagena.)

Der alte Seeheld von Genua, Andreas Doria, hielt den Hafen von Carthagena für den vorzüglichſten des ganzen Mittelmeeres. Er iſt jetzt ziemlich leer von fremden Fahrzeugen. Carthagena hatte ſonſt vom Schiffsbau das meiſte Leben. Es wird faſt nichts mehr gebaut. Sonſt wimmelte, ſagte man mir, die Werfte von vielen tauſend Arbeitern, Negern, Soldaten, Galeerenſklaven; es iſt ſtill. Der Handel ſtockt. Keiner hat Geld, und wer hat, zeigts nicht, weil ers nicht verlieren will.

Es warten jetzt viele Häuſer mit Sehnſucht auf den Frieden mit Südamerika. Selbſt ſolche, die vormals noch freiwillig die größten Opfer zur Unterjochung der Inſurgenten gegeben haben würden, freuen ſich jetzt, aber ganz heimlich, wenn ſie einen Sieg des Bolivar und

guten Fortgang von Buenos-Ayres vernehmen. Denn nun ſie gar nicht mehr daran zweifeln, daß die Amerikaner ihre Unabhängigkeit behaupten werden, verſchähen ſie Spanien. Es iſt bei ihnen Ueberzeugung, dies könne in den erſten hundert Jahren nicht emporkommen, auch wenn die weiſeſten Regenten den Thron beſtiegen, weil das Land überhaupt zu erſchöpft, das Volk zu unwiſſend, daher zur Induſtrie zu träg, und der Adel zu ſtolz wäre. Viele der beſten Häuſer denken an Auswanderung und Niederlaſſung in den ſüdamerikaniſchen Republiken.

Wenn mich nicht Alles trügt, ſtehen unſerm Welttheil große Kriſen bevor; größere, als wir ſchon erlebt haben. Die Urſachen liegen hell zu Tage, und die Kabinete, wie es alle Verfügungen verrathen, ſehen ſie nicht, oder ſuchen den Grund des allgemeinen Mißmuths ganz wo anders, als wo er liegt; oder wollen ihn durch Mittel beſeitigen, durch ſtehende Heere, Polizeien, Inquiſitionen, Klöſter, Adelsbegünſtigungen, Zenſuredikte, Verbannungen u. ſ. w., womit ſie das Uebel und die große Niedergeſchlagenheit vergrößern. Verſchwendung, falſche Haushaltung, unglückliche Kriege haben alle Staaten in Schulden geſtürzt. Handel und Gewerbe gehen allenthalben herunter, weil England das Meer allein beherrſcht; und das ſonſt zinsbare Amerika blüht daneben auf, dem die Europäer jetzt bald ſoviel Geld ſchicken müſſen, als ſie ſonſt daher zu holen pflegten. Die Nationen haben bei allem Unglück nichts gewonnen, als ſchärferes Nachdenken und größere Einſicht. Der hohe Klerus und Adel, welche noch am meiſten zahlen könnten, wollen ſtandesmäßig wenig oder nichts zahlen. Das Volk kann die Maſſe der Staatsbedürfniſſe aus eigenen Kräften nicht mehr lange erſchwingen. Darum murrt es gegen die Privilegirten; will, dieſe ſollen ihm vor dem Geſetz gleichgehalten werden; will ſein Wort zu den öffentlichen Verhandlungen geben; will Radikalreformen, Cortes, Landſtände; will freieres Regen und Treiben, um ſich ſelbſt zu retten. Statt deſſen klemmt man es feſter ein; droht mit Exekutionen, Inquiſitionen; kerkert ein, verbannt, ſetzt ab, ſetzt ein, und ſchiebt alle Schuld auf die Aufklärung. Wo will das hinaus? Es ſollen auſſerordentliche Dinge geſchehen, ſo ſcheints mir im Rath des Schickſals beſchloſſen; denn warum ſonſt ſo unbegreifliche Verſtockung gegen die ſonnenklare Wahrheit, die ſich überall laut macht von Liſſabon bis Warſchau? Ich denke vielmals an den ägyptiſchen Pharao.

Man erzählt viel von der Pracht des Hofes. Sie macht aber einen traurigen Gegenſatz zum Leiden des Landes, und ſtellt das gemeine Elend nur greller dar. Während für wahres Menſchenwohl nicht nur nichts Weſentliches gethan, ſondern daſſelbe vielmehr immer tiefer niedergedrückt wird, ſind Luſtpartien, große Opern, glänzende Geſellſchaften und dergleichen Kleinigkeiten die übelgewählteſte Tünche für das allgemeine Verarmen.

Der König hat zu den ſieben Orden, die er ſchon zu vergeben hatte, noch vier neue geſtiftet. Am auffallendſten ſind darunter die beiden vom Jahr 1816: der Militärorden St. Ferdinands zu einer Zeit, da das ſpaniſche Militär in den traurigſten Zuſtänden war und der Soldat und Offizier kaum bezahlt ward; Schildwachten barfuß ſtanden; — und der amerikaniſche Orden

Iſabellens zum Denkmal der Entdeckung von Amerika, in einer Zeit, da Amerika eben für Spanien wieder verloren ging.

Abgerechnet die nationale Grandezza, finde ich übrigens in hieſigen Geſellſchaften den Adel eben ſo höflich, ſo populär, wie ich ihn in Deutſchland kenne; man muß ihn nur nicht auf ſeine fixe Idee vom Vorzug der Geburt, vom alten Stamm, von den ſeinem hohen Geblüt gebührenden unveräuſſerlichen Rechten bringen, da iſt der ſpaniſche Adel um kein Haar anders, als andrer Orten. Selbſt wenn er recht aufgeklärt thun und darüber ſcherzen will, bläht ſich in den Späßen noch der Edelmannsſtolz. Man ſieht auch die Edelleute am liebſten mit Edelleuten umgehn; denn ſie halten ſich unter einander für ihres Gleichen. Gegen Bürgerliche, wären ſie noch ſo reich, noch ſo gebildet, iſt die Freundſchaft von den meiſten Gliedern dieſer Kaſte am Ende doch nur eine Art Herablaſſung, die jeden verſtändigen Mann beleidigen muß. Das rottet ſich auch nicht aus, weil es durch Erziehung fixe Idee, eine verhörnte und verknöcherte Verſchrobenheit und Beſchränktheit des geſunden Menſchenverſtandes geworden iſt. Aechte Edelleute, wahrhafte Hombres de Pareja, und alte Mönche mögen Kleider anziehen, welche ſie wollen; ſie ſind unverkennbar, ſobald ſie den Mund aufthun und über Sachen des öffentlichen Lebens urtheilen.

Stand der Inquiſition.

(Carthagena.)

Ein junger, gefälliger Geiſtlicher, aus der Familie des Herrn **, hatte die Mühe übernommen, mir die Sehenswürdigkeiten der Pfarrkirche und zwei kleinerer Kirchen von Carthagena zu zeigen. Ich erbaute mich da wenig. Aber ich blieb vor ungeheuer langen und breiten gedruckten Proklamationen ſtehen; und die mit großen Buchſtaben leuchtenden Worte Nos los Inquisidores apostolicos contra la Heretica pravedad ſtößten mir aus guten Gründen einen heiligen Schauer ein.

Die ſeit dem Juli 1814 in Spanien wiederhergeſtellte Inquiſition iſt beiweitem ſo ſchrecklich nicht, als wir ſie uns in Deutſchland vorſtellen. Ich glaube beinahe, ſie würde bei uns ärger, als in Spanien, wirthſchaften, wenn wir minder weiſe Fürſten hätten, und man den Wunſch einiger wüthenden Römlinge und Apoſtaten erfüllen wollte, die katholiſcher ſein wollen, als wir Altkatholiken und der heil. Vater ſelbſt ſind. Hier in Spanien kennt man die Glieder der Inquiſition am grünen Strich, und nimmt ſich in ihrer Gegenwart nur ein wenig in Acht. Menſchen werden auch nicht mehr verbrannt, allenfalls nur Bücher, wovon keinem ein Finger wehe thut. Die ſündigen Menſchen ſperrt man in Kerker, um ſie in jahrelanger Einſamkeit zum Nachdenken zu bringen.

Das heilige Glaubensgericht hat aber ſogar in Spanien ſchon mühſelige Arbeit, um ſich Zutrauen zu gewinnen. Man ſieht dies aus ſeinen eigenen Edikten. Gewöhnlich ſteht auch unter den Anſchlagzetteln: „Niemand reiſſe ſie ab, bei Strafe des großen Kirchenbanns!“

(Nadie lo quite pena de Excomunion mayor.) Die Zettel müſſen alſo wohl doch oft frevelnde Hände in Verſuchung geführt haben.

In ihren Proklamationen erſcheint die Inquiſition auch gar nicht mehr, wie ſonſt, mit Donner und Bliz vom Sinai bewaffnet, ſondern mit ſüßen Li·besſtimmen ſpricht ſie und im väterlichen Ernſt. Aber der Ernſt hat, bei aller ſeiner Väterlichkeit, etwas Schreckliches, weil man gar wohl weiß, mit wem man's zu thun hat. Der jetzige Großinquiſitor Don Francisco Xavier, „Mier y Campillo, von Gottes und des h·iligen a·oſto'iſchen Stuhles Gnaden, Biſchof von Almeria, Ritter des Großkreuzes vom königlichen und erlauchten ſpaniſchen Orden Karls III, Mitglied des geheimen Rathes Sr. Maj. und General-Inquiſitor aller ſeiner Königreiche und Herrſchaften“ (dies iſt ſein Titel) ſoll übrigens ein billiger und kluger Mann ſein.

In einer ſeiner Proklamationen vom 13. Jänner 1816 beklagt er ſich, daß ſeine frühern Edikte vom 2. Jänner, 10. Februar und 5. April 1815 noch gar nicht die gewünſchte Wirkung gehabt haben, worin er alle und jede ermahnt hatte, ſich zu melden, die ſich vom erſchrecklichen Verbrechen der Ketzerei beſchwert, oder ſonſt eines Verbrechens ſchuldig fühlten, das zur Kunde des heiligen Amtes der Inquiſition gehöre. Und doch habe er ſie mit Verſicherungen des Friedens, der Gnade und Barmherzigkeit gerufen; habe ihnen Verſöhnung und Abſolution mit aller Schonung ihrer Ehre, ihres Rufes und guten Namens verheißen, und daß ſie gar keine Gefahr von körperlichen Strafen oder Konfiskation ihrer Güter zu fürchten haben ſollten, indem der König es dem Großinquiſitor völlig überlaſſen hätte, die Fehlbaren von ſolchen geſetzlichen Strafen freizuſprechen (dispensando generosamente, á solicitud nuestra, las pragmáticas y leyes del Reino que imponen esta pena). Auch jetzt noch verlängert er den Schuldbewußten die milde Gnadenzeit. „Es kann ſein“, ſagt er, „daß Wir bei unſrer Denkart, die von Natur ſanft und mitleidig iſt, die gerechten Grenzen der Milde überſchritten haben, und Wir wiſſen es wohl, daß nicht Alle ſie billigen mögen; — aber wenn Wir den Geiſt der Religion, die Beſtimmungen unſrer heiligen Stiftung und die Nothwendigkeit betrachten, den leiſeſten Verdacht des Grolls, des Haſſes oder der Rache nach einer Epoche von Uns zu entfernen, die ſo reich an Verleumdungen und Schmähungen gegen die heilige Behörde der Inquiſition geweſen, ſo glauben Wir unſre Mäßigung genugſam zu entſchuldigen.“

Eine ſolche Sprache in der That hätte ich von einem ſpaniſchen Großinquiſitor nicht erwartet. Habe ich doch ſelbſt in Deutſchland ganz andere Töne von finſtern Zionswächtern angehört. Uebrigens mir iſt bemerkenswerth, daß ſogar das Santo Officio jenes Geſpenſt kennt und nennt, nämlich den Zeitgeiſt (el espíritu della edad), vor dem man ſich an der Elbe und Donau fürchtet. Daß zu den größten Gräuelquellen alles Elends in der Welt auch el veneno della pestilencial literatura (das Gift der peſtilenzialiſchen Literatur) gehöre, muß im Edikt eines frommen Generalinquiſitors nicht befremden, da wir dergleichen Redensarten auch ſchon von andern gar weltklugen Leuten auſſer Spanien zu vernehmen gewohnt ſind.

Das Furchtbarſte in der Proklamation des Generalinquiſitors iſt die Ermunterung zu geheimen **Angebereien**; ja der Befehl dazu. Dies Einzige iſt genug, alles gegenſeitige Vertrauen der menſchlichen Geſellſchaft unter ſich zu vernichten; Argwohn zwiſchen Aeltern und Kinder, Geſchwiſter und Geſchwiſter zu werfen; die Niederträchtigen bedeutſamer und die ehrlichen Leute ängſtlicher zu machen. Dieſe heimlichen Anklagen von Mitſchuldigen oder Verdächtigen, das abſcheulichſte Mittel des Deſpotismus, werden nicht nur mit Entſcheidungen der Kirche, mit päpſtlichen Bullen gerechtfertigt, ſondern ſelbſt **Tullius Cicero**, der Heide, wird vom Großinquiſitor dafür angerufen. — Und das geſchieht noch im neunzehnten Jahrhundert; das geſchieht in dem auf höhere Bildung ſtolzen Europa! — Iſts denn ein Wunder, wenn auf ſolche Art das Land, in welchem der harmloſe Gedanke, der freie Gedanke bei der leiſeſten Aeuſſerung durch Wort oder Blick, im vertrauten Kreiſe der Freunde, zum Verbrechen werden kann, den Einwohnern wie ein Kerker, ja ſchrecklicher als ein Kerker, erſcheint? wenn die Freigebornen ſich hinwegſehnen aus dem Lande, in welchem Jeder dem Andern als Wächter und Belaurer vorkommt? — Nur Frankreich, in den gräßlichſten Augenblicken ſeines politiſchen Fiebers, konnte ſich zu ſolchen Schändlichkeiten verirren, und büßte auch blutig genug dafür. Und in Spanien empfiehlt mit aller Ruhe, ja mit der Miene der größten Frömmigkeit, ein Geiſtlicher das ruchloſe Hilfsmittel, während nach langen Kriegen und heldenmüthiger Abwerfung ausländiſchen Jochs die Nation des Friedens bedarf und die ruhige Freude wohl verdient hat.

Ehrenvoll für die ſpaniſche Nation iſt jedoch die Beſorgniß des Großinquiſitors, daß man geſunde Vernunft, gutes Gewiſſen und die Stimme des Ehrgefühls mehr achten werde, als Entſcheidungen der Kirche, päpſtliche Bullen und Ciceronianiſche Sprüche. Er gibt ſich daher in der langen Proklamation alle Mühe, das vorherrſchende Rechtlichkeitsgefühl mit ſcheinbaren Gründen zu zerſtören, und von der geheimen Anklägerei das Schandenvolle wegzunehmen. Wer Sünder gegen die heilige Kirche kennt und nicht offenbar macht, meint er, werde Mitverbrecher und Mitverräther an der Braut Jeſu Chriſti. Wenn euerm Nachbar, euerm Freunde irgend eine Gefahr drohte, würdet ihr nicht zu ihm eilen und ſie ihm entdecken, ihn warnen? Und wie, ihr ſolltet anſtehen, eurer Mutter, der Kirche, oder den Schildwachten und Hütern ihres köſtlichen Erbes, das zu melden, was ſie von ihren eigenen häuslichen Feinden zu befürchten hat?

Nach ſolchen und ähnlichen Ueberredereien ſchließt der heilige Mann folgendermaßen: „Derohalben und dieweil es Zeit iſt, daß die Gerechtigkeit von neuem erglänze, von welcher man allein die Heilung der krebsartigen und aufrühreriſchen Uebel hoffen muß, die dem ſanften Oel der Liebe und Barmherzigkeit widerſtanden, und auf daß mit Kraft, Eifer und Nachdruck ſie verwaltet werde, wie es Wichtigkeit und Nothwendigkeit erheiſchen, die Reinheit unſers heiligen Glaubens zu bewahren; nachdem wir mit den königlichen Herrn Räthen der heiligen General-Inquiſition das ernſte Geſchäft wohl beredet und behandelt haben, alſo haben wir,

mit derſelben Zuſtimmung und Rath, erneuert, und erneuern wir durch Gegenwärtiges alle Edikte, Mandate und frühere Kundthuungen, ſowohl allgemeine, als beſondere, daß alle Gläubige, weß Standes, Geſchlechts und Ranges ſie ſeien, was für Fälle, Vergehungen oder Vorſätze, die zur Kunde der heiligen Behörde ſich eignen, und welche ſie gehört oder erfahren haben, ſolche offenbaren und anzeigen binnen ſechs Tagen dem Tribunal, wo ſich dergleichen befindet, oder dem am nächſten wohnenden Beamten deſſelben." Zu den Verbrechern, die man denunziren ſoll, werden ſogar auch diejenigen gezählt, welche auf irgend eine Weiſe vom Denunziren abzurathen und an Erfüllung dieſer Pflicht zu verhindern ſuchen. Die ganze Stelle bleibt ein merkwürdiges Aktenſtück zur Lebens-, Regierungs- und Geiſtes-Geſchichte Europa's in unſerm Zeitalter. *)

Auch dieſes Werk der Inquiſition hat aber noch nicht ſeine volle Wirkung gethan, höchſtens die Helldenkendern im Stillen empört, die Rechtſchaffenen in ſich ſelbſt zurückgeſchüchtert, die Muthvollern zu einer ſtummen Verzweiflung getrieben, welche nur den Tag zum Kettenbruch erwartet. Es iſt ein erſchütternder, herzzerreiſſender Anblick, wenn man Kinder tugendhafter und weiſer als ihre Aeltern, Nationen edelſinniger als ihre Beherrſcher, und Regierungen ſehen muß, welche, ſtatt die Nationen emporzuheben, alle Mittel und Wege verſuchen, ſie zu entſittlichen und geiſtig zu verkrüppeln.

Das Indulgenzenbild.

(Carthagena.)

Urſprünglich iſt die ſpaniſche Inquiſition, wie ſie der Kardinal Pedro Gonſalez de Mendoza im J. 1478 einführte, mehr eine politiſche, als kirchliche Stiftung geweſen, und

*) Por tanto, y porque ya es tiempo de que resplandezca la justicia, de la que únicamente se debe esperar el remedio de los males cancerosos y rebeldes, que no han cedido al suave óleo de la caridad y misericordia, y à fin de que se pueda administrar con el vigor, zelo y eficacia que exige el importante y necesario objeto de conservar la pureza de nuestra santa Fe, despues de haber conferenciado y tratado tan grave negocio con los Señores del Consejo de S. M. de la Santa general Inquisicion, con su acuerdo y parecer hemos venido en renovar, como por el presente renovamos, todos los edictos, mandatos y declaraciones anteriores, asi generales como particulares, para que todos los Fieles, de cualquiera clase, sexo ó condicion, que sepan, hubieren oido ó entendido casos, delitos ó proposiciones pertenecientes al conocimiento del Santo Oficio, los manifiesten y declaren dentro de seis dias al Tribunal, donde le hubiere, ó Ministro suyo mas cercano; entendiendose esto mismo respecto de los que supieren que directa ó indirectamente se oponen al libre uso y recto egercicio del Santo Oficio, en cuyo número deberán comprender á los que por cualesquiera medios trataren de disuadir ó contradecir la obligacion de delatar como á verdaderos impedientes de su jurisdiccion, y conspiradores contra la autoridad Apostólica y Real que egercemos, y en cuyo uso asi lo ordenamos y mandamos en virtud de santa obediencia, y bajo las penas establecidas por derecho, á cuya imposicion se procederá con todo rigor. Dado en Madrid á trece de Enero de mil ochocientos diez y seis. — Francisco Xavier, Obispo Inquisidor general. — D. Cristóbal de Cos y Vivero, Secretario del Rey nuestro Señor y del Consejo.

iſt es auch noch gegenwärtig. Die ganze Gewalt des Königs wird durch ſie geſtützt; auch iſts der König, welcher, wie ſonſt, den Generalinquiſitor, als Vorſteher des Consejo de la suprema y general Inquisicion, ernennt, den der Papſt nur zu beſtätigen hat. Die Abſchaffung des Glaubensgerichts in Spanien wäre eine volle Umgeſtaltung der Regierungsform. Daher, weil Ferdinand VII nach Wiederbeſteigung des Thrones ſeine alten Rechte wieder haben wollte, mußte er nothwendig auch die alten Formen, in denen ſie vorzeiten geübt wurden, wieder aufſtellen. Alſo erneuerte Ferdinand VII, gleich in den erſten Wochen nach dem Eintritt in ſein Reich, den 21. Juli 1814, das Inſtitut der Inquiſition.

Von Ketzern, Abtrünnigen, Mauren und Juden, gegen welche ehemals die Pfeile des heiligen Gerichts zielten, iſt jetzt keine Gefahr mehr zu beſorgen. Aber es ſind während der franzöſiſchen Invaſion, während der kurzen Regierung Joſeph Bonaparte's, Ansichten, Begriffe, Vorſtellungen, Erfahrungen, Grundſätze, Wahrheiten in Umlauf gekommen, die dem Herkömmlichen gefährlicher ſind, als eine ganze mauriſche Kriegsmacht. Und dagegen wird der Hauptkampf der Inquiſition geführt. Sie bedient ſich vor allen Dingen deſſelben Mittels, das Julian, genannt Apoſtata, vergebens anwendete, das Chriſtenthum wieder auszulöſchen. Sie verbietet alle Bücher und Schriften, welche auf irgend eine Weiſe den Verſtand in ſeine Rechte und Uebungen einſetzen wollen. Sie thut im Grunde ungefähr daſſelbe, was auch manche andere europäiſche Regierung, nur oft mit noch halbern Maasregeln und mit gleich ſchlechtem Erfolge, thut. Die Wahrheit geht leiſe von Lippe zu Lippe, von Ohr zu Ohr, und niemand hört die Schritte des Geiſterganges. Es iſt unvermeidlich, daß ſich das Naturgemäße in ſeine Rechte einſetzt, und all die verſchrobene Politik der geiſtesarmen Staatskünſtler ohnmächtig bleibt. Dieſe allein führen gewaltſame Revolutionen herbei, ſo wie ſie es von jeher durch ihre Unverſtändigkeit gethan haben. Schiller ruft ihnen vergebens zu: Bebt

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht!

Aber

Vor dem freien Manne erzittert nicht.

Man hat in den ſpaniſchen Städten eine heimliche Literatur, die ſehr geſchätzt iſt, vermuthlich auch ſchon darum geliebt wird, weil ſie die Süßigkeit verbotener Frucht hat. Die erlaubte oder öffentliche Literatur iſt in der That ohne Reiz und Werth. Sie beſteht größtentheils aus mangelhaften Lehr- und Schul- und Gebetbüchern, abgeſchmackten frommen Wunderhiſtorien und Spielereien zur Beförderung des Aberglaubens.

Die heimliche Literatur ſcheint ziemlich verbreitet zu ſein. Sie beſteht aus den vorzüglichſten ſpaniſchen und franzöſiſchen Werken; engliſche ſind wenige darunter. Sie beſteht ferner aus allerlei Druckſchriften groß und klein, welche während der Kriege mit Frankreich und der Regierungsjahre Joſeph Bonaparte's herausgekommen ſind und ſich in aller Welt Händen befinden. Es muß ſich damals eine wahre Schriftfluth über Spanien ergoſſen haben. Meiſtens beziehen ſich zwar dergleichen Tagsſchriften auf nun theils vergangene, theils vergeſſene Dinge

des Tages, aber doch ſind ſie voll von denjenigen Ideen, die nie alt werden können, weil ſie ewig und unter allen Verhältniſſen wahr bleiben. Sie enthüllen die Nachtheile alter Einrichtungen; entlarven die Gebrechen und ungeſunden Wirkungen vormaliger Verwaltungen und beſchäftigen ſich mit Vorſchlägen des Beſſern. Es iſt ein Sonnenſtrahl über die Pyrenden in die alte mönchiſche Nacht gedrungen, der ſich durch keinen Exorzismus mehr wegbannen läßt. Wir werden von den Wirkungen noch erfahren.

Von der öffentlichen Literatur läßt ſich nicht viel ſagen. Sie beſteht aus heiligen Kunſtſtücken, mit welchen man dies verirrte Volk wieder in den Schafſtall der Kirche zurucklocken will.

Mein junger geiſtlicher Freund theilte mir ſehr gefällig Einiges davon mit, was nicht der Mühe werth war, geleſen zu werden. Aber ein zierlicher, in groß Folio kupfergeſtochener Indulgenzenzettel zeichnet ſich durch ſeinen Inhalt ganz beſonders aus. Er iſt mit königlichem Privilegium verſehen, vom erſten Hofmaler, Don Vincente Lopez, gezeichnet, von Don Mariano Brandi ſehr brav geſtochen, und eine Gnadenfrucht aus dem erſten Jahr der geiſtlichen Wiedergeburt Spaniens (nämlich 1815).

Die Hauptfiguren des Bildes ſind der heilige Joſeph, in idealiſch-patriarchaliſcher Himmelstracht, das Jeſuskind auf den Knien haltend; und König Ferdinand VII, wohlgetroffen, in Uniform, mit Orden behängt, mit ſeidnen Strümpfen, den dreieckten, befiederten Treſſenhut in der Hand haltend, auf den Knien vor dem Heiligen. Sein aus der Scheide gezogener Degen, Krone und Zepter, nebſt zwei Weltkugeln, die auf den Herrn beider Indien deuten, liegen zu Füßen des Joſephiniſchen Wolkenthrons. Er überreicht dem Pflegevater Chriſti mit anſtandsvoller Demuth und niedergeſenktem Blick eine Schrift, bezeichnet Suplico, und das Chriſtkindlein hält ihm ſchon eine andere mit dem Concedo bereit. Man wird aus der Unterſchrift des Bildes verſtändigt, „daß der König Don Fernando VII durch die kräftige Dazwiſchenkunft des heil. Joſeph Gott um Glück und Heil für ſeine geliebten Unterthanen in Spanien und den Indien bittet.“ — Am Rande ſind die Verzeichniſſe von der Anzahl Indulgenzen, welche von verſchiedenen Prälaten der Kirche (dem Kardinal Erzbiſchof von Toledo, dem Patriarchen von Spanien und Indien, dem Nunzius Erzbiſchof von Nicea, dem Generalinquiſitor, den Erzbiſchöfen von Tarragona, Granada, San Jago und Bajadoz, ferner von zweiundzwanzig ſpaniſchen Biſchöfen, nämlich denen von Siguenza, Cuenca, Lerida, Guadix, Ceuta, Tortoſa, Urgel, Santander, Leon, Palencia, Lorima, Segovia, Plaſencia, Osma, Coria, Aſtorga, Lugo, Barbaſtro, Carthagena, Tui, Jaca und Oviedo) ertheilt worden ſind, wenn ſie mit Ave Maria und Gloria Patri zum heil. Joſeph und zu Gott flehen für Frieden und Eintracht unter den chriſtlichen Fürſten, Austilgung der Ketzerei, Erhöhung unſers heiligen katholiſchen Glaubens und Bekehrung der Sünder. Der Kardinal und Patriarch geben jeder für hundert, die Erzbiſchöfe für achtzig, der Generalinquiſitor (weil er bloß Biſchof von Almeria iſt) und die übrigen Biſchöfe nur jeder für vierzig Tage. Dies macht doch eine

Gnadenſumme von 1520 Tagen. Aus jenem Verzeichniſſe erkennt man zugleich die Rangfolge der ſpaniſchen hohen Geiſtlichkeit.

Weil der 19. März im Jahr der St. Joſephstag iſt, wird die Zahl 19 in allen Umſtänden gefeiert, ihr oder dem glorioso patriarca eine abergläubige Ehrfurcht zu erwecken. Nicht nur ſind alle Indulgenzen von der hohen Klerisei am 19. Tag irgend eines Monats gegeben oder erbeten worden; nicht nur ſind am 19. irgend eines Monats immer Hauptumſtände bei Verfertigung des Kupferſtichs eingetreten, z. B. Anfang der Zeichnung, des Stichs, des Drucks, der Dedikation u. ſ. w., ſondern um auch zu beweiſen, welchen Einfluß der heilige Joſeph auf das Schickſal der ſpaniſchen Monarchie hat, ſind die wichtigen Ereigniſſe hergezählt, die ſich immer auf den 19. Tag eines Monats begaben. S. B.

Am 19. März 1808, alſo am Namenstage des heil. Joſephs, veranſtaltete die göttliche Vorſehung die gloriosa revolucion Spaniens in der königlichen Reſidenz von Aranjuez.

Am 19. Juli deſſelben Jahres die Gefangennehmung der franzöſiſchen Armee unter General Dupont durch Caſtaños bei Bailen.

Am 19. März 1814 die Annäherung des erſehnten und geliebten Königs Ferdinand gegen die ſpaniſchen Grenzen, um ſeine Freiheit und ſeinen Thron wieder zu empfangen.

Am 19. April benachrichtigt der Herzog von San Carlos den General Copons, daß Se. Maj. in Perpignan eintreffe.

Am 19. April, oder demſelben Tage, wird der Waffenſtillſtand zu Toloſa von den Franzoſen in Vollziehung geſetzt, dem gemäß alle beſetzte Plätze und Feſtungen Spaniens zurückgegeben werden.

Andere Neunzehnen des folgenden Jahres beziehen ſich nur mittelbar auf Spanien durch Murats und Napoleons Niederlagen u. dgl. Estos y otros acaecidos en los dias 19 son señales evidentes de lo mucho que nos protege San Joseph, y esperemos que nos protejerá en lo sucesivo.

Verfall der ſpaniſchen Größe.

(Carthagena.)

Unſre europäiſchen Reiche haben in ihren Schickſalen viel Aehnlichkeit mit dem Schickſal einzelner Familien, die etwa in einer Stadt beiſammen wohnen. Durch kluge Thätigkeit eines einzigen verſtändigen Mannes kommt da oft ein Haus zu Anſehen und Vermögen, glänzt und verdirbt nachher wieder durch die Unklugheit der Söhne und Töchter. Es ſcheint im erſten Augenblick unbegreiflich zu ſein, warum die nachfolgenden Söhne und Töchter, wenn ſie nicht Kraft genug in ſich fühlen, mit ihren Vorfahren im Großen und Löblichen zu wetteifern, ihnen nicht wenigſtens nachzuahmen ſuchen, um das zu behalten, was ſie haben. Nichts ſcheint leichter, als gewiſſe probatgefundene Maximen anhaltend zu beobachten. Allein das Räthſel löſet ſich aus der gewöhnlichen Geiſtesarmuth der gemeinen Menſchen. Dergleichen Leute ſind gewöhnlich, eben wegen ihrer Armſinnigkeit, eiferſüchtig auf den wohlverdienten

Ruhm der Vorgänger, und wollen die Sache beſſer noch als ſie verſtehen; thun daher entweder ſchnurſtracks das Gegentheil von dem, was jene thaten, um originalklug zu heißen, oder übertreiben alles und jedes, was jene mit Mäßigung vollbrachten. Sie ſcheuen nichts inniger, als für Nachahmer zu gelten, und nicht für Selbſtkluge gehalten zu werden.

Die ſpaniſche Monarchie verdankte den Urſprung ihres Glanzes vorzüglich dem chriſtlichen Glaubenseifer ſeiner Könige und des Volks gegen die Sarazenen. Dieſe wurden dadurch nach und nach aus der ganzen Halbinſel jenſeits der Pyrenäen verdrängt, bis Ferdinand der Katholiſche Meiſter von Allem ward. Das Glück begünſtigte ihn und gab ihm auch den erſten Gewinn aus der Entdeckung Amerika's. Nach ihm regierte noch Karl V mit Größe. Aber deſſen Sohn, Philipp II, welcher beide übertreffen wollte, richtete, durch ſeinen deſpotiſchen Unſinn, Alles zu Grunde.

Spanien und Portugal gehörten ihm. Es war nichts mehr da von den Morisken zu erobern. Trotz dem wollte er den Ruhm des großen Glaubenseiferers haben und ſelbſt den katholiſchen Ferdinand übertreffen. Er wüthete nun toll genug aus eitel Glaubenseifer gegen ſeine eigenen Unterthanen. Mit den friedlichen Morisken rottete er deren Gewerbsfleiß, Kunſt und Wiſſenſchaft aus. Das Mönchthum ging über Alles. Die heilige Inquiſition löſchte jedes Licht aus. Damit gingen in dem fruchtbaren Lande ſelbſt Ackerbau und Viehzucht unter. Die Goldgruben von Potoſi blieben für Spanien ohne Segen. Es half ihm nichts, daß er den oſtindiſchen Alleinhandel durch die Erwerbung von Portugal empfing. Portugal vielmehr ward, ſeit es zu Spanien gekommen war, mit hinab in den Abgrund der Unwiſſenheit und Verarmung gezogen. Die Niederländer fielen von Spanien ab. Darüber büßte Philipp den ſchönſten Theil der eigenen Seemacht und des Handels ein. Der Herr von Potoſi mußte zuletzt gewiſſermaßen bankerot machen. Was er draußen an Größe verlor, wollte er an Größe im Innern erſetzen. Jeder Freie und Unabhängige ward ihm ein Gräuel.

Seine Nachfolger hätten gar leicht die groben Staatsfehler ihres Vorfahren einſehen können; denn die traurigen Wirkungen derſelben lagen offen genug zu Tage. Statt deſſen verharrten ſie im begonnenen Wege. Sie ſahen weit umher durch chriſtliche Glaubensduldung ſchwache Staaten ſtark werden; ſie hieltens mit dem Gegentheil und ließen Ketzer verfolgen und verbrennen. Sie ſahen, wie Kunſt und Wiſſenſchaft in alten und neuen Zeiten Reiche groß und herrlich über andere gemacht hatten; ſie aber führten Zenſuren und Bücherverbote ein; machten ſelbſtſüchtige, beſchränkte Mönche zu Schiedsrichtern in Geiſtesſachen, und ließen aus Furcht vor Unkraut den ganzen, altblühenden Garten veröden. Sie wußten ſehr gut, daß ein an Händen und Füßen gebundener Menſch weniger arbeiten kann, als einer der ſich frei bewegen mag; daß noch von jeher Völker unterm Sklavenjoch und Herrenzwang arm und elend wurden, während andere, denen man Freiheiten gab, ſich und ihrem Fürſten in allen Verlegenheiten am beſten zu helfen verſtanden; ſie wußten ſehr gut, daß der Fürſt an ſich nur ein ſchwacher Menſch ſei, und nur durch die Weisheit, Stärke und Güter der Nation herrlich, mächtig und

reich werde; ſie wußten ſehr gut, wodurch England, Holland emporgewachſen, oder Venedig und Genua groß geworden waren; aber ſie thaten alles Erſinnliche, den Aufſchwung der Nation niederzudrücken; bewaffneten erſt die Städte gegen den unabhängigen Adel; nahmen dann wieder den Städten die Vorrechte; ſchwächten die Freiheiten der Stände; machten die Cortes zum leeren Schattenſpiel; ſchrieben vor, was man und wie man lehren müſſe, und vollendeten die allgemeine Knechtſchaft durch wohlorganiſirtes Spionenſyſtem, durch die heilige Hermandad und durch Vernichtung aller Freiheit des Gedankens.

So war es ganz natürlich, daß Spanien mit jedem Jahrzehend tiefer ſank; daß ſelbſt im achtzehnten Jahrhundert ein Don Pablo Olavides, der in andern Reichen die Bürgerkrone verdient haben würde, die mit Teufeln bemalte Papierkrone der heiligen Inquiſition empfing; daß Auftritte, wie die zu Aranjuez, möglich werden konnten; daß die Amerika's abfielen; daß ein König von Spanien, ein Herr beider Indien, alte ruſſiſche Schiffe kaufen mußte, um doch eine Art Flotte zu haben.

Wie hochgefeiert in Spanien auch der glorioso patriarca S. Joseph iſt, hat doch der Name deſſelben nicht das Mindeſte für den König vom Stamm Bonaparte genützt. König Joſeph iſt verhaßt oder verachtet, ſchon darum, weil er ein aufgedrungener Fremdling, ein Aufkömmling der Revolution, ein Auflöſer der uralten Gewohnheiten war. Heute aber gibt es Spanier genug (doch keine Prieſter und Mönche darunter), welche ihn zwar nicht zurückwünſchen, aber doch gern ſehen würden, wenn die Regierung in ſeinen beſſern Grundſätzen geführt würde. Es läßt ſich gar nicht läugnen, daß Spanien unter einer aufgeklärtern und folgerechtern Verwaltung wieder kraftvoll und mächtig hätte werden können; daß Spanien nur durch eine vollſtändige Umſchaffung ſeiner innern Verhältniſſe wieder aufzublühen vermögend iſt; daß es nur dann den Verluſt Südamerika's ohne allzugroße Schmerzen ertragen könne. So geht es aber einer immer größern Noth entgegen. Endlich wird die Noth das Beſſere erzwingen, ſie, die Alles lehrt.

Was dies prächtige Land durch ſich ſelbſt vermöge, hat es vielleicht noch nie erfahren, als zur Zeit, da es durch die Waffen der Araber erobert, und durch deren Fleiß gebaut war. Der mächtigſte von den regierenden Ommiaden bezog damals von den chriſtlichen Staaten Spaniens einen Tribut, der am Werth heutiges Tages die Summe von hundert Millionen Livres überſteigen würde. Zwölftauſend Dörfer und Weiler blühten längs den fruchtbaren Ufern des Guadalquivir, und ihm gehorchten über dreihundert Städte. Seine Hauptſtadt Cordova, mit zweimalhunderttauſend Häuſern, zählte neunhundert Bäder und ſechshundert Moſcheen. Heutiges Tages hat eben dieſe Stadt nur kaum noch viertauſend Gebäude, und nichts zeugt mehr von ihrer untergegangenen Pracht, als noch die große, von den Mauren über den Guadalquivir gebaute Brücke, dreihundert vier und ſechszig Ellen lang, mit ſechszehn Bogen. Das heutige Madrid ſelbſt kann dem damaligen Cordova nicht an Größe verglichen werden, da es nur etwa neun- bis zehntauſend Gebäude hat. Die ſchönſte aller der zahlreichen ſpaniſchen

Kirchen kann nicht mit dem Glanze und Umfange der damaligen Hauptmoſchee von Cordova verglichen werden, zu welcher vierundzwanzig eherne Pforten den Eingang bildeten; deren Dach von tauſend drei und neunzig marmornen Säulen getragen wurde, und deren Inneres des Nachts viertauſend ſiebenhundert Lampen erleuchteten, worin jährlich bei zweitauſend Zentner Oels verbrannt wurden.

Welch ein anderes Spanien das heutige!

Beſuch in Barcelona.

(Barcelona.)

Es war mir lieb, daß unſer Kapitän, ehe er ſich den franzöſiſchen Küſten näherte, noch einmal auf der ſpaniſchen einkehrte. Barcelona hat einige ſchöne Plätze, einige artige Straßen; aber dieſe ſind meiſt eng und verbaut. Auch hier iſts nicht mehr, wie ſonſt.

Barcelona iſt nun nicht mehr die vormalige, gewerbfleißige, regſame Handelsſtadt. Auf dem Molo wächſt Gras. Dennoch wird an Vergrößerung und Ausbeſſerung des Hafens und ſeiner Sicherheit thätig gearbeitet, wie ich ſah. Auf der Werfte fand ich ein einziges kleines Kauffahrteiſchiff neugebaut; es war noch nicht vom Stapel gelaufen und das einzige, das binnen Jahresfriſt gebaut worden iſt. Ehemals ließ man, wie mir die Schiffbauer erzählten, beinahe alle Woche ein neues Schiff von zwei- bis dreihundert Tonnen vom Stapel. Eben ſo hat die Ankunft und Abfahrt der Schiffe im Hafen auſſerordentlich abgenommen.

Die Revolution von Südamerika's Völkern wird vielleicht in keiner ſpaniſchen Stadt tiefer gefühlt, als eben hier. Barcelona war die einzige Stadt, welche große Gewerbe und Fabriken hatte, deren Erzeugniſſe im ſpaniſchen Amerika keine Konkurrenz fürchten mußten. Hier lebten einſt bei achtzehntauſend Perſonen allein vom Baumwolleſpinnen und Baumwollenweben. Man zählte wirklich gegen anderthalbhundert große und kleine Baumwollenfabriken. So lange alſo in Ameri'a Konkurrenz fehlte, mußten freilich große Summen gewonnen werden, da man weit über vierzig Millionen Realen an Werth fabrizirte.

Nun aber iſt das Verhältniß ganz anders geworden. Andere Nationen führen gegenwärtig ihre Waaren frei und ungehindert den amerikaniſchen Hafen zu. Die hieſigen Waaren können weder in Rückſicht des innern Werthes, noch der Preiſe, neben denen der Engländer beſtehen. So hört der auſſerordentliche Abſatz auf. Die Briten machen den Gewinn. Daher iſt auch vorauszuſehen, daß das engliſche Kabinet Spaniens Sache gegen die Inſurgenten durchaus nicht thätig unterſtützen werde, es müßte denn wider ſein eigenes Intereſſe Krieg führen wollen, was von den Engländern einſtweilen gar nicht zu erwarten iſt Ja, ich bin überzeugt, daß Großbritannien, geriethe wirklich die amerikaniſche Freiheit durch altſpaniſche Expeditionen in Gefahr, wozu jedoch kein Anſchein iſt, lieber mit Spanien brechen würde, um die Amerikaner zu begünſtigen. Für den Augenblick aber ſieht England am liebſten, wenn der Krieg Ferdinands VII mit ſeinen abtrünnigen Kolonien noch lange fortdauert. Dadurch wird Spanien

immer erſchöpfter, Amerika gehinderter, ſich den Gewerben und Künſten des Friedens hinzugeben, und Großbritanniens Freundſchaft und Kunſtfleiß beiden täglich unentbehrlicher. So rechnet die Politik; Menſchen- und Völkerglück, Recht und Rechtlichkeit kommen dabei am wenigſten in Betracht.

Das Uebel zu vergrößern, kommen noch die Kaper der Inſurgenten, welche den ſpaniſchen Handel über das atlantiſche Meer zu Grunde richten helfen, und eben durch ihr rühriges Kapereitreiben zugleich ihren Freiſtaaten eine werdende Seemacht organiſiren, der die ſpaniſche bald durchaus nicht mehr Spitze bieten kann. Niemand ſchickt mehr Waaren ab, ohne befürchten zu müſſen, daß ſie verloren gehen.

Während alles Unglück zuſammentrifft, den Gewerbsfleiß und Verkehr von Barcelona zu vernichten, geſchieht in Spanien ſelbſt nichts, ihn zu unterſtützen. Umgekehrt, die unerſchwinglichen Douanen, Abgaben, gezwungenen Anleihen u. ſ. w. ziehen, beim ohnehin ſchon allgemeinen Geldmangel, die nothwendigen Kapitalien aus dem merkantiliſchen Betrieb. Alle Volksklaſſen ſind genöthigt ſich einzuſchränken in ihren Bedürfniſſen. Mancher, um in ſolcher Zeit zu retten, was er noch hat, ſtellt ſich ärmer, als er wirklich ſein mag. Reſte alten Wohlſtandes neben gewohnter Prunkluſt, Gemüthlichkeit, ſpaniſcher Biederſinn, Rückerinnerung an goldne Zeiten und treue Hoffnung auf deren Wiederkehr erhalten noch, möchte ich ſagen, mechaniſch einen trügenden, äuſſerlichen Glanz, der mit ſeinen matten Strahlen das wachſende Elend und eine düſtere Zukunft verhüllt.

Der wackere Generalkapitän Caſtaños, der Sieger bei Baïlen, den ich, deutſchen Blättern zufolge, längſt für todt gehalten hatte, lebt hier in Barcelona allgemein beliebt und geehrt. Er iſt, wie geſagt, Generalkapitän von Katalonien; ein ſtattlicher, kräftiger Mann, der den Sechszigern nahe zu ſein ſcheint. Ich hörte Keinen von ihm ſprechen, der nicht auf irgend eine Weiſe herzliche Liebe und Verehrung des vaterländiſchen Helden ausdrückte. Jeder pries ſeine Thätigkeit zum Beſten der Provinz, ſeine Großherzigkeit, ſein anſpruchsloſes, leutſeliges Betragen, und ſein ſichtbares Streben, Gutes zu thun. Man kann ſagen, er wird von allen Kataloniern angebetet. Für ſeine Erhaltung fleht Alles. Karakteriſtiſch war mir die Bemerkung eines Mannes, als man in Geſellſchaft eben vom Generalkapitän ſprach: „Lobet ihn nicht zu ſehr, wenns der Hof erfährt, verlieren wir ihn.“ Er ſoll wirklich bedeutende Feinde haben, und an Verleumdungen und Hofintriguen gegen den alten, wohlthätigen Helden ſolls nicht fehlen. Ganz anders ſprach man von ſeinen Kollegen, die Valencia und Mayorca verwalten. Man erzählte widerliche Züge von ihrer Härte. Inzwiſchen weiß ich nicht, ob nicht der ſpaniſche Nationalſtolz das ſtrenge Urtheil ſtrenger machte. Denn man ſagte mir: „Beide ſind keine Spanier. Der von Valencia iſt ein Irländer, und der in Mayorca ein Franzoſe aus Arras.“

Ich hatte in meinen Notizen von den Sehenswürdigkeiten Barcelona's auch verſchiedene öffentliche, beſonders wiſſenſchaftliche Anſtalten angezeichnet. Ich fand ſie entweder nicht, oder

gar nicht ſo glänzend, als ſie mir in ihren Titulaturen vorgekommen waren. Die meiſten der hieſigen Inſtitute ſolcher Art danken eigentlich der Regierung unmittelbar nichts, ſondern ſie ſind ſowohl ihr Entſtehen als ihr Fortdauern der hieſigen Junta de commercio (Handelskollegium) ſchuldig. In der gegenwärtigen Lage der Dinge aber können ſie ſich auch keiner fröhlichen Zukunft, vielleicht kaum eines langen Beſtandes tröſten.

Akademien der ſchönen Künſte, der Seewiſſenſchaft, Lehrſäle der Naturlehre, Botanik, Land- und Staatswirthſchaft ſtehen hier noch auf unrechtem Boden. Es äuſſert ſich jedoch manche ſchöne Anregung, manches Streben, das, wenn es gehörig benutzt würde, ſegensreiche Folgen für das kommende Geſchlecht hervorbringen müßte.

Die Heilkunde hat, wie es ſcheint, die meiſten Fortſchritte gemacht; doch einen eigentlichen berühmten Mann in dieſem Fach hat Barcelona nicht aufzuweiſen. Am meiſten iſt der Lehrer der Phyſik, Don Pietro Vieta, als geſchickter Wundarzt, geprieſen; eben ſo Don Carbonell, als ein trefflicher Chemiker. Der Arzt Ardevol hat ſich als Erfinder einer hydrauliſchen Maſchine (Hidropota) ausgezeichnet.

Gedeihlicher iſt, als den Wiſſenſchaften ernſtern Sinns — von philoſophiſchen Syſtemen der Spanier hört man keine Sylbe, und für Forſt- und Hüttenkunde hat die ſpaniſche Sprache noch kein eigenes Wort — gedeihlicher, ſage ich, iſt der Himmel von Barcelona den ſchönen Künſten. Der Bildhauer Campayn arbeitet mit Genialität und Kraft. Ich ſah einige herrliche Werke dieſes Meiſters. Man ſagte mir, Campayn ſei der Nebenbuhler Canova's. Das aber möchte ich nicht entſcheiden. Unter den Malern nimmt Don Rodez den erſten Platz ein, ſo wie unter den Muſikern Carnicer als glücklicher, kenntnißreicher und anmuthiger Tonſetzer.

Weil ich im Leben noch keine ſpaniſche Bibliothek geſehen hatte, beſuchte ich die hieſigen, was ich ſonſt eben nicht gern thue. Es ſind in Barcelona deren zwei öffentliche. Die eine ſteht im Dominikanerkloſter Sta. Catalina, und iſt die beträchtlichere. Handſchriften hat ſie, auſſer einem Koran, den man mir wies, gar keine. Auch fand ich hier kein engliſches, geſchweige ein deutſches Buch. Schon ſeit vielen Jahren wurde hier überhaupt nichts Neues angeſchafft. Die andere Bibliothek befindet ſich im ehemaligen Jeſuiterkloſter Belen, und iſt etwas reicher an neuern Werken. Freilich beſitzt auſſerdem jedes Kloſter ſeine eigene Bibliothek, worin man aber auſſer Homilien, Legenden, Predigten und theologiſchen Streitſchriften wenig Erbauliches antrifft.

Der hieſige botaniſche Garten iſt traurig beſtellt. Noch übler ſolls mit dem Lehrſtuhl der Botanik ſein. Nach öffentlichen Naturalienſammlungen fragte ich vergebens. Nur ein Apotheker zu Barcelona hat eine ſolche, welche mir als ganz vorzüglich gerühmt ward. Mir blieb keine Zeit, ſie zu beſuchen. Ihr größter Schatz ſoll in Muſcheln, Meerſchnecken und andern Seeprodukten beſtehen.

Schreiben des Hrn. Joſeph Wolf zur Rechtfertigung ſeines Uebertritts von der katholiſchen zur evangeliſchen Kirche. — Schreiben des Hrn. Kardinals Litta an denſelben.

Nachfolgendes Schreiben ward vom Verfaſſer deſſelben dem Herausgeber dieſer Zeitſchrift ſo dringend zum Einrücken in dieſe Blätter empfohlen, daß letzterer keinen Anſtand nahm, den Wunſch zu erfüllen, um ſo mehr, da ſich der Verfaſſer bei ſeinen Freunden in Deutſchland wegen ſeines Uebertritts zur evangeliſchen Kirche rechtfertigen zu müſſen glaubt, und unbillig wäre, dies zu hindern oder zu verſpäten.

Von der Perſon des Verfaſſers, einem jungen, gelehrten und geiſtvollen Manne, jezt in England lebend, weiß der Herausgeber nichts zu ſagen, als daß derſelbe — der Sage nach — in frühern Jahren von der moſaiſchen Religion, aus eigenem Triebe nach Licht in göttlichen Dingen, zur chriſtlichen überging; mit Stollberg und andern Gelehrten in freundſchaftlichen Verhaltniſſen ſtand; in Baſel die Bekanntſchaft der Frau v. Krudener machte; von ihr ermuntert, ſich mit achtbaren Empfehlungen nach Rom begab; dort ins Collegio Urbano, mit der Beſtimmung, in Aſien einſt der Propaganda zu dienen, aufgenommen, und von verſchiedenen hohen Geiſtlichen, Kardinälen, ja von Sr. Heiligkeit dem Papſte ſelbſt, mit ausgezeichneter Huld behandelt wurde; in Rom aber, durch die dort herrſchende, todte Werkheiligkeit, durch das Wahrnehmen der geiſtlichen Politik und bittern Unduldſamkeit erſchreckt, Mißtrauen in den Werth des katholiſchen Kirchenthums ſezte; ſich durch ſeine unbefangenen Aeuſſerungen und durch ſein ſowohl in Reden als Briefen unverhohlen gemachtes Unterſcheiden des katholiſchen Chriſtenthums vom Privatintereſſe der Curia romana oder des Papſtthums Unzufriedenheit, zuletzt ſogar Verbannung zuzog; dann durch die Vorſtellungen ſeiner Freunde in Wien gerührt, wie ein Reuiger, ins Kloſter Valſainte, im Kanton Freiburg, ging; hier aber nicht nur ſeine Geſundheit, ſondern auch ſeine begeiſterungsvolle Reue ſchwinden ſah, und damit endete, nach England zu reiſen.

Der Brief Sr. Eminenz des Hrn. Kardinals Litta iſt in der Note ausführlich und genau abgedruckt. Ueber die von demſelben gegen die Bibelgeſellſchaften und ihr Streben angebrachten Meinungen wird ſich keine Partei verwundern; aber jede Partei wird doch, mit Liebe und Rührung, die fromme Herzensgüte des ehrwürdigen Greiſes in ſeinen Worten beachten.

H. Zſchokke.

Cambridge, den 19. Dez. 1819.

Selbſt nach meiner Verbannung aus Rom war ich noch anhänglicher an den Hohenprieſter in Rom und an deſſen Bullen, als es Rom ſelbſt hoffen und vermuthen konnte. — Da ich aber während meines Aufenthalts in dem Kloſter Valſainte in der Schweiz das Gräuelhafte des Jeſuitismus beſſer ſtudierte, und das gefährliche Syſtem, das dieſer Orden und alle Zweige deſſelben aufſtellen, durchdacht hatte, und hingegen die göttliche Begeiſterung der Bibelgeſellſchaft in London mit eigenen Augen geſehen und mit eigenen Ohren gehört hatte, ſo hielt ich es für meine heilige Pflicht, dem Papſtthume zu entſagen — (das mich, ſo oft ich mich ſeinem Syſteme akkommodiren wollte, zum Verfolger der Menſchheit und zum Heuchler gemacht hatte) und mich in London nicht als einen Lutheraner, nicht als einen Kalviner,

nicht als ein Mitglied der Kirche von England, ſondern einzig und allein als einen Bibelchriſten zu erklären. Es iſt nun zwar meine Abſicht nicht, als Verfolger der römiſchen Kirche aufzutreten, in der ich erleuchtete und gottesfürchtige Chriſten antraf, unter allen Ständen, ſondern einzig und allein das Papſtthum und den Jeſuitismus zu entlarven. Ich mache den Anfang damit, die Abſchrift des Briefes des ſonſt vortrefflichen Kardinals Litta mitzutheilen, den er mir nach meiner Verbannung aus Rom nach Wien ſchrieb. Mit eigener Hand ſchrieb er denſelben; Sie können daraus abnehmen, welchen Eindruck mein Brief an einen deutſchen Freund machte, in welchem ich ſchrieb, daß ich nicht wolle „Soldat des Papſtes, ſondern Jeſu Chriſti Streiter allein ſein!“

Rom hatte dieſe Briefe aufgefangen, auch andere Briefe meiner Freunde, die an mich kamen.

So lautet nun der Brief Sr. Eminenz des Kardinals Litta: *)

„Der Brief, den Sie mir, lieber Wolf, von Bologna aus ſchrieben, wenn er mir auch die Mißempfindung erhöhte, die ich ſeit dem Augenblick nicht wieder verlor, da ich zum

---

*) *Caro Wolf,*

La lettera che mi avete scritta da Bologna, sebbene m'abbia esacerbata quella pena che sempre dura in me dal momento che sono stato obbligato a prender la risoluzione di farvi partir da Roma, mi da nulla dimeno qualche motivo di consolazione, giacchè vi protestate che amerete sempre la Santa Chiesa Cattolica. Temo per altro che nella vostra mente, e forse nel vostro cuore facciate una distinzione tra la *Chiesa Cattolica* ed il *Suo Capo* ch' è il Papa, cha mi lusingo che nell' avvenire i vostri sentimenti sieno più sinceri che non sono stati per lo passato. Io vi avea avvertito io stesso o per mezzo di *Ostini* più volte di troncar le vostre pericolose corrispondenze. Voi non avete ubbidito ed avendo avuta più confidenza con alcuni pretesi amici che colle persone che vi facevano e vi volevano bene sinceramente, avete anche senza ritegno manifestato i vostri sensi o le vostre intenzioni. Da queste si vedea chiaro che in vece d' esser grato ed attaccato a quella Sede Romana che vi nutriva e ch' è il vero centro e la vera maestra del Cattolicismo, fomentavate invece dei sentimenti d' avversione e perfino d' orrore per questa buona madre, che secretamente vi andavate disponendo a tradir le cure della Propaganda, proponendovi tutti altri oggetti ed altri fini s' eravate spedito nell' Oriente che quelli che ha in mira la S. Congregazione. Con tali massime avreste anche guastato i vostri compagni nutriti nella vera ubbidienza ed attaccamento alla S. Sede.

In seguito di tali cose che io vi ho detto prima d' intimarvi la partenza, che voi non avete negato ne potete negare è stata una necessità di toglievi dal Collegio Urbano, ed in questo caso nemmeno era proposito di trattenervi più lungo tempo in Roma attese le protezioni e gli appoggj che voi forse conscio del pericolo al quale v' esponeano i vostri maneggj vi andavate procurando. Voi che mi giudicate capace di punir alcuno senza giusto motivo e senza prevenirlo non mi crederete se vi dico, che questa risoluzione inevitabile mi ha dato moltissima pena, ma Dio sa quanto ho sofferto e quanto ne soffro finora.

Non vi ho tenuto per Socio della Società Biblica nella quale non è alcuna maraviglia che sieno entrate inavvedutamente molte persone dabbene, perche il venerabile nome delle Sacre Scritture che sono la lettera e la parola di Dio dee naturalmente impegnare le anime zelanti della Divina Gloria e della salute de' prossimi. Ma è appunto delle cose più eccellenti che suol

Entſchluß gezwungen war, Sie von Rom fortzuſchicken, gewährt mir doch auch wenigſtens einigen Grund zur Selbſtberuhigung, denn Sie geben das Wort, immerdar die heilige katholiſche Kirche lieben zu wollen. Ich beſorge nur, Sie machen mit Ihrem Verſtande, vielleicht auch mit Ihrem Herzen, einen Unterſchied zwiſchen der katholiſchen Kirche und dem Haupt

---

farsi maggior abuso. Io spero nella misericordia del Signore e nella sua onnipotenza e sapienza infinita ch' egli trarrà il bene dal male come ha tratto la luce dalle tenebre e le creature dal nulla. Ma senza un ajuto speciale dobbiamo sperar da Dio alla sua Chiesa. Certo è che l'impegno di tradur in tutte le lingue anche le più basse e barbare la Scrittura Divina, moltiplicarne e profonderne le copie per darle in mano a tutte le persone anche più idiote e più temerarie senza ajuto di chi ne spieghi i profondissimi sensi, sciolga le difficoltà grandissime che arrestavano le menti acutissime e sublimi degli Agostini e de Girolami non può negarsi essere cosa pericolosissima che apra la Strada a mille errori, come si è veduto per lo passato coll' esempio degli Eretici e come si vede più chiaro in oggi colle assurdità più mostruose de' Metodisti e di altre sette innumerabili alle quali pare di veder nella parola di Dio i proprj deliramenti.

Che dovrà dirsi poi se negli Statuti di questa Società si pone per fondamento che la versione più autentica dev' essere l'Anglicana, convinta da' nostri Vescovi d' Irlanda e da Vicarj d' Inghilterra di moltissimi errori de' pretesi riformatori? Se anche tra le versioni Tedesche se ne sono adottate delle poco sane e corrotte come quella di Lutero tanto più seducente dell' altre per la purità e l' eleganza della Lingua. La Santa Chiesa Cattolica Apostolica Romana non chiude già il celeste tesoro della scritture divine, come molti la calunniano sotto il titolo di Curia Romana, del qual titolo io non mi vergogno ma anzi me ne glorio e me ne sono sempre gloriato, anche in mezzo a' dileggi del nostro esilio professandomi per un membro della Curia Romana e per questo stesso più unito al Centro dell' Unità ed alla Cattedra principale depositaria della dottrina e della potestà di Gesù Cristo.

Ma questa Cattedra Romana alla quale l' errore non può aver accesso come l' esperienza di tanti secoli dimostra, ma molto più ce n' assicura la fede per l' immancabili promesse di Gesù Cristo; questa Cattedra che insegna a tutti la verità della fede, ha prescritte le regole e le cautele colle quali stando attaccati alle dottrine de' Padri ed al senso della Chiesa si debba con gran rispetto e tremore trattare questo gran dono di Dio, e non già profanarlo con temerità ed abbandonarlo quasi cosa vile e triviale nelle mani degl' idioti ed impuri Il nostro Santo Padre Pio VII anch' esso ha parlato con suoi Brevi contro tale abuso. Ma basta di questo argomento.

In una cosa avete ragione sebben contro l' intenzione mia sia accaduta; voglio dire l' espressione della lettera di ritornar alla vostra patria. Fu questo un abbaglio de' Segretarj del qual mi accorsi subito, ma essendomi poco tempo sottoscrissi la lettera, e feci poi correggere l' errore nell' altra lettera scritta a Monsignore Nunzio. Vi mando una lettera per *Hoffbauer*. Profittate di questa disgrazia che dovete a voi stesso per non aver ubbidito a ciò ch' io vi avea ordinato anche permezzo di *Ostini*. Io non sono in collera con voi, sebbene il mio dover m' abbia obbligato ad una risoluzione che mi ha fatto gran pena. Desidero giovarvi in altro modo, e potete scrivermi con libertà. Prego Iddio che vi preservi da' cattivi compagni e che perfezioni in voi quel gran dono che vi ha fatto col chiamarvi alla fede.

Vostro Aff.mo

L. Card. *Litta*.

P. S. Con qualche occasione vi si manderanno i vostri libri ed alcuni altri di Propaganda.

derſelben, dem Papſt. Inzwiſchen will ich gern glauben, daß für die Zukunft Ihre Geſinnung aufrichtiger werde, als ſie es ſeither geweſen. Ich ſelbſt habe Sie, und mehrmals auch durch Oſtini, gemahnt, Ihren gefährlichen Briefwechſel abzubrechen. Sie gehorchten nicht. Sie hatten mehr Vertrauen auf gewiſſe vermeinte Freunde, als auf Perſonen, die Ihnen wohlthaten und redlich wohlwollten. Auch haben Sie Ihre Geſinnungen und Abſichten ohne Rückhalt offenbart. Und ſo erkannte man klar, daß Sie, ſtatt dem römiſchen Stuhl, der Sie verſorgte, und welcher doch der wahre Mittelpunkt, der wahre Meiſter des Katholizismus iſt, — dankbar und anhänglich zu ſein, ganz entgegengeſetzten Sinn nährten, und daß Sie, was das Aergſte ſein mußte, ſich heimlich anſchickten, Verräther an der Sache der Propaganda zu werden, weil Sie ſich ganz andre Gegenſtände und Zwecke, wenn Sie einmal in den Orient geſchickt worden wären, vorſetzten, als die im Plan der heiligen Kongregation lagen. Mit ſolchen Maximen haben Sie ſogar noch Ihre Mitgefährten angeſteckt, die im wahren Gehorſam und in rechter Anhänglichkeit am heiligen Stuhl erzogen waren."

„Das waren die Gründe, die ich Ihnen, ehe ich Ihnen das Abreiſen ankündigte, mitgetheilt habe, die Sie nicht läugneten, nicht läugnen konnten, und in Folge derſelben es nothwendig ward, Sie aus dem Collegio Urbano zu nehmen. In dieſem Fall war kein Gedanke mehr waltend, Sie längere Zeit in Rom zu behalten, und zwar rückſichtlich der Protektionen und Gönnerſchaften, die Sie ſich, wahrſcheinlich der Gefahr bewußt, der Sie ſich durch Ihr Treiben ausſetzten, erwerben wollten. Sie, der Sie mich fähig halten, Jemanden ohne gerechte Urſache und ohne vorhergehende Warnung zu ſtrafen, Sie werden mirs wohl nicht glauben, wenn ich Ihnen ſagen, daß jener unvermeidliche Entſchluß mir die größte Mühe gemacht hat. Gott aber weiß, wie viel ich gelitten habe, und was ich darum noch leide."

„Ich habe Sie für kein Mitglied der Bibelgeſellſchaft gehalten, in die viele rechtſchaffene Leute, was eben kein Wunder iſt, unvorſichtig eintreten, weil der ehrwürdige Name der heiligen Schrift, des Buchſtabens und Wortes Gottes, natürlich Gemüthern imponiren muß, die für göttliche Ehre und Heil des Nächſten glühen. Aber es iſt eben bei den herrlichſten Dingen, wo der größte Mißbrauch getrieben zu werden pflegt. Ich hoffe zur Barmherzigkeit des Herrn und zu ſeiner unendlichen Weisheit und Allmacht, er werde Gutes aus dem Böſen hervorgehen laſſen, gleichwie er das Licht aus der Finſterniß und das Geſchöpf aus dem Nichts hervorgehen ließ. Aber auch ohne beſondere Beihilfe ſollen wir von Gott auf ſeine Kirche hinblicken. Es läßt ſich nicht läugnen, das Bemühen, die heilige Bibel in alle, auch in die gemeinſten und wildeſten Sprachen zu überſetzen, ſie in Uebermaas zu vervielfältigen, um ſie in die Hand aller, auch der unwiſſendſten und unbeſonnenſten Perſonen zu geben, ohne alle Auslegung der Tiefen des Sinnes, ohne Löſung der auſſerordentlichen Schwierigkeiten, vor denen ſelbſt die ſcharfſinnigen und erhabenen Geiſter der Auguſtine, der Hieronimuſſe betroffen ſtanden: wahrlich, es iſt das gefährlichſte Unternehmen, welches tauſend Irrthümern das Thor öffnen muß, wie man vormals das Beiſpiel an den Ketzern ſah, und wie ſichs heutiges Tages noch auffallender in den

ungeheuern Albernheiten der Methodiſten und andrer zahlloſer Sekten offenbart, die in Gottes Wort allen ihren eigenen Wahnſinn zu finden glauben."

„Was ſoll ich noch dazu ſagen, wenn in den Statuten der erwähnten Geſellſchaft als Grundſatz aufgeſtellt wird, daß die ächteſte Ueberſetzung die anglikaniſche ſein ſolle, ſie, in der doch ſchon unſre Biſchöfe von Irland und die Vikarien von England die zahlreichſten Irrthümer der vermeinten Reformatoren nachgewieſen haben? Und nimmt man auch von deutſchen Ueberſetzungen nicht die mangelhaftern und verdorbenern, wie z. B. die lutheriſche, auf, um ſo verführeriſcher ſind dann nur die andern durch Reinheit und Zierlichkeit der Sprache. Die heilige römiſch-apoſtoliſch-katholiſche Kirche verſchließt den himmliſchen Schatz des göttlichen Wortes keineswegs, wie ihr von Vielen, aber unter der Benennung des römiſchen Hofes, angeläſtert wird; einer Benennung, der ich mich übrigens gar nicht ſchäme, ſondern freue, und auf die ich immer ſtolz war. Selbſt immitten der Schmach unſers Exils bekannte ich mich als Glied des römiſchen Hofes, und dadurch alſo auch als Engverbundenen mit dem Mittelpunkt der Einheit, mit dem Hauptlehrſtuhl und Bewahrer ſowohl der Lehre, als der Gewalt Jeſu Chriſti."

„Aber dieſer römiſche Stuhl, welchem ſich kein Irrthum nähern kann, wie es die Erfahrung ſo vieler Jahrhunderte bezeugt, ſondern der uns vielmehr den Glauben durch die unfehlbaren Verheißungen Jeſu Chriſti ſichert; dieſer Stuhl, der Allen die Wahrheit des Glaubens zeigt, hat Weiſungen und Vorſichtsmaasregeln ertheilt, wie man, treu der Lehre der Väter und dem Sinn der Kirche, mit hoher Achtung und Ehrfurcht eine große Gabe Gottes behandeln, und ſie nicht mit Frechheit entweihen oder wie eine gemeine, ſchlechte Sache in die Hände der Unwiſſenden und Unreinen hingeben ſolle. Auch unſer heiliger Vater Pius VII ſelbſt hat in ſeinen Breven gegen ſolchen Mißbrauch geredet. Doch genug davon!" — —

„In Einem haben Sie recht gehabt, wiewohl es gegen meine Abſicht ſo gekommen war. Ich meine den Ausdruck im Brief: „in Ihr Vaterland zurückzugehen." Es war ein Verſehn des Schreibers. Der Irrthum ward in einem andern Schreiben an den Herrn Nuntius berichtigt. Ich ſchicke Ihnen durch Hoffbauer einen Brief. — Benutzen Sie jetzt das Mißgeſchick, das Sie ſich ſelbſt zuzogen, weil Sie dem nicht Folge leiſteten, was ich Ihnen durch Oſtini befehlen ließ. Ich bin gegen Sie ohne Zorn, obſchon mich Pflicht zu dem Entſchluß zwang, der mir ſo viel Mühe machte. Ich wünſche Ihnen auf andere Weiſe zu helfen, und Sie können mir frei ſchreiben. Ich flehe zu Gott, daß er Sie vor böſem Umgang bewahre, und daß er in Ihnen die große Gnade vollende, die er Ihnen gewährte, da er Sie zum Glauben rief."

„Ihr geneigteſter

[illegible]

Hier endet der Brief des Kardinals Litta mit einigen [illegible] ausführlich die Urſache auseinandergeſetzt, warum ich [illegible]

Stunden unter Aufſicht eines Advokaten des geheimen geiſtlichen Vehmgerichts zu bleiben, der mir nicht geſtattete, aus dem Zimmer ohne Begleitung eines Mannes zu treten — und aus dem Hauſe gar nicht, bis ich endlich in der Nacht um 1 Uhr den Poſtwagen in der Begleitung eines verkleideten Soldaten beſteigen mußte. Drei Gendarmen begleiteten mich eine halbe Stunde zu Pferde, und von Bologna aus erhielt ich einen Arzt zum Gefährten bis nach Wien. Aus ſeinem Ausfragen über Männer Deutſchlands und über meine Geſinnungen konnte ich leicht bemerken, daß er Mitglied der Inquiſition ſein muß. In Wien ließ ich mich von Männern, die dem Papſte anhängen, bewegen, mich mit Rom auszuſöhnen; ja ich ward ſogar ganz betäubt. Allein nachdem ich drei Monate im Kloſter Valſainte allezeit kränklich zugebracht, und dann im freien England dieſen Jeſuitismus frei überlegt, die Früchte der Bibelgeſellſchaft wahrgenommen und geſehen hatte, und wirklich ſah, daß der Jeſuitismus reservatio mentalis lehrt und ausübt, — einſah, daß mich die Vereinigung mit der Bibelgeſellſchaft duldſam macht und mich mit Chriſto vereinigt, ſo entſchloß ich mich endlich, dem Papſtthum zu entſagen. Kardinal Gerdili und der römiſche Hof behaupten, daß nur Sittenloſe die römiſche Kirche verlaſſen. Dieſen Vorwurf machte mir weder Rom noch das Kloſter Valſainte. Das Zeugniß des letztern lautet alſo:

Ego infrascriptus testor ingenuum juvenem Joseph Wolf, natione borussum, Halla oriundum, per septem menses, qua novitium conversatum fuisse in monasterio Vallis Sanctae, Congregationis Sanctissimi Redemtoris, mores exhibuisse integerrimos, nec exiisse, nisi ob valetudinis infirmitatem, proinde mereri, qui omnibus ad quos pervenerit impense commendetur. Has ei manu propria ſubscriptas, ac sigillo consueto munitas dabam. In Valle sancta die 29. Julii 1819.

P. Jos. Passerat,
C. SS. R. Rector.

Ich bitte Sie, Alles dem Druck zu übergeben, mit Nennung meines Namens, denn ich fürchte nichts.

Die Kirche von England, deren Kultus ich beiwohne, zeichnet ſich vor allen andern Sekten allhier an Liberalität, Toleranz und durch das Herzerhebende ihres Kultus am vortheilhafteſten aus. Sie hat das Herzerhebende und Wahre des römiſchen Kultus beibehalten, denſelben ins Engliſche überſetzt, damit jeder vernünftige Menſch ſich erbauen könne, und die Mißbräuche des römiſchen Kultus weggeworfen. — Um nicht als Separatiſt von allen äußern Kirchen dazuſtehen, halte ich mich an dieſe Kirche, und nehme indeſſen die Bibel als die einzige Regel meines Glaubens an. Mit Hochachtung für den Rektor und einige Glieder des Kloſters Valſainte muß ich dennoch ihr Reservatio-mentalis-Syſtem und ihre Aufhäufung von Traditionen verdammen! Die Geſchichte der nach Bukareſt entflohenen Roſalia aus Wien iſt mir Bürge, daß die Söhne des heiligen Ignatius v. Loyala und Liguori gefährlicher ſind, als alle Illuminaten und Freimaurer. Auch iſt mir gänzlich die Weiſe der Sanctifikationen bekannt.

Joſeph Wolf.

Das Tagebuch der Reiſe des britiſchen Oberſtlieutenants Fitz Clarence durch Indien und Aegypten in den Jahren 1817 und 1818.

(Journal of a rout across India, trough Egypt etc. London 1819, ein mit Karten und Kupfern begleiteter Quartband.)

Hr. Fitz Clarence hatte den General-Gouverneur von Indien, Marquis von Haſtings, als Adjutant auf dem Kriegszuge gegen die Pindares begleitet, und er ward von ihm beauftragt, den im Wintermonat 1817 mit Scindiah geſchloſſenen wichtigen Vertrag nach England zu überbringen. Der indiſche Fürſt verhieß darin ſeine kräftige Mitwirkung zur Vernichtung der Pindares, und es konnten die verſchiedenen Beſtimmungen dieſes Vertrags unſtreitig als ein Beweis der entſchiedenen Uebermacht der Briten in Indien angeſehen werden. Hr. Fitz Clarence war befehligt, ſeine Reiſe nach Bombay über Land, durch die Städte Keitah, Punnah, Jubbulpoor, Nagpoor, Ellichpoor, Aurungabad und Poonah zu machen; von Bombay nach Suez ſollte ihn ein Compagnieſchiff überſetzen, von wo er alsdann Alexandria zu erreichen, und in dieſem Seehafen ſich nach Europa einzuſchiffen dachte. Die erſte Hälfte dieſer Reiſe war keineswegs gefahrlos, indem mehrere von den Pindares beunruhigte Landſchaften und die Beſitzungen verſchiedener indiſcher Fürſten durchwandert werden mußten. Dieſe letztern hatten nun freilich wohl britiſche Beſatzung in ihrer Hauptſtadt, und wurden dem zufolge als Verbündete der Regierung von Calcutta betrachtet; demungeachtet lagen die feindſeligen Geſinnungen der Einen offen zu Tage, und die Andern ſchienen nur eine gute Gelegenheit abzuwarten, um ebenfalls loszubrechen. Hr. Fitz Clarence war demnach genöthigt, einige Hundert Mann Reiter und Fußvolk als Bedeckung mitzunehmen, ungerechnet die beträchtliche Anzahl Laſtvieh und deſſen Führer, die auch dem kleinſten Reiſezug in Indien unentbehrlich ſind. Während dieſer ganzen Reiſe, die vom Dezember 1817 bis zum Juli 1818 dauerte, zeichnete Hr. Fitz Clarence jeden Tag auf, was er theils ſelbſt zu ſehen und zu beobachten Anlaß hatte, theils von Indianern oder von ſeinen Landsleuten, über Sitten, Gebräuche und Alterthümer des Landes und über die Vorfälle des angehobenen Kriegszuges inne ward. Aus dieſem Tagebuch verfertigte er nach ſeiner Ankunft die Reiſebeſchreibung, welche jetzt gedruckt vorliegt. Die Form des Tagebuchs iſt dabei zwar verwiſcht, aber ungeachtet die Tagesangaben meiſt weggelaſſen ſind, ſieht man doch leicht, daß die Notizen des erſtern bloß an einander gereiht ſind, und daß man ſich die Mühe nicht gab, was verſchiedentlich über die nämliche Sache vorkam, zu vereinbaren, um Wiederholungen zu vermeiden; auch iſt es nicht leicht möglich, ſich von den kriegeriſchen Vorfällen, deren Einzelnheiten zwar umſtändlich erzählt werden, einen genügenden Ueberblick oder eine klare Anſicht zu verſchaffen. Man will darum nur dasjenige hier ausheben, was der Reiſende über die Sitten, die Gebräuche, die Religion, die alten

Denkmäler Indiens und Aegyptens, ſo wie auch über die Verhältniſſe der britiſchen Herrſchaft in Indien Bemerkenswerthes meldet.

Das Tagebuch eröffnet ſich mit Nachrichten über den Völkerſtamm der Pindares, gegen welchen die britiſche Heermacht eben damals Krieg führte, und deſſen die politiſchen Tagblätter ſeither häufig erwähnt haben; das Nachſtehende wird darum nicht ohne Theilnahme geleſen werden. Ueber den Urſprung des Namens der Pindares iſt man nicht einig; unſerm Reiſenden kommt die Meinung am wahrſcheinlichſten vor, die ihn vom alten Hindusworte Pind, welches Beute oder Raub bedeutet, herleiten will. Eben ſo unbekannt iſt die wahre Abſtammung der Volkerſchaft; vermuthlich geht ſie von einigen Abentheurern aus, die während der beſtändigen Unruhen des Landes ſich, nach dem Vorbilde der Condottieri des Mittelalters, in bewaffnete Banden vereinten, die ihre Hilfe Jedem, welcher am beſten zahlte, anboten. Um die Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts ward einem ihrer Häuptlinge, zur Belohnung geleiſteter Dienſte, von einem der indiſchen Fürſten ein Jaghire oder Bezirk Landes, am nördlichen Ufer des Fluſſes Nerbuddah, der ſich in den Golf von Cambay ausmündet, zu Theil. Daraus bildete ſich eine feſte Niederlaſſung, die ein ziemlich ſchnelles Wachsthum erhielt, theils durch freiwillige Abtretungen indiſcher Fürſten, theils durch Waffeneroberungen, ſo daß zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts das Land der Pindares an den Ufern von Nerbuddah ungefähr hundert Millen lang und vierzig breit war. Während des Friedens, welcher ſeit 1805 in Indien herrſchte, hatte ſich ihre Anzahl beträchtlich vermehrt, weil viele damals von den Briten ſowohl als von indiſchen Fürſten entlaſſene Kriegsmänner es vorzogen, ſich dieſen Räuberhorden anzuſchließen, als zum Feldherren zurückzukehren. Im Jahr 1812 waren die Pindares in drei Durrah's oder Diviſionen abgetheilt, von denen jede unter einem eigenen Häuptling ſtand; ihre vereinte Macht mochte auf dreißigtauſend waffenfähige Männer, worunter ſehr viele Reiter ſind, anſteigen; einer der Häuptlinge hatte eine Kanonengießerei errichtet und beſaß einige Elephanten.

Die Waffenzüge der Pindares gehen meiſt nach Süden, und werden darum auch erſt im Dezember eröffnet, wenn der Fluß Nerbuddah ſeicht geworden iſt, um durchwatet werden zu können. Die Reiterei zieht allein aus, und das Fußvolk bleibt zum Schutz der Wohnungen, der Weiber und Kinder zurück. Ihre Streifereien dehnen ſich zuweilen bis auf ſechshundert Millen weit aus; ſie rauben und zerſtören was ſie antreffen, und kehren eher nicht heim, bis das Land, das ſie durchzogen haben, zur Wüſte geworden iſt. Die Schnelligkeit der Bewegungen erleichtert gleichmäßig ihre überraſchenden und plötzlichen Ueberfälle, wie ihre geſicherten Rückzüge da, wo ſie nicht die Stärkern ſind. Wenn ſie ein Dorf beſetzt haben, erpreſſen ſie durch Grauſamkeiten die Angabe des verſteckten Eigenthums von den Einwohnern, und Kindern haben ſie auch wohl ſchon die Hände abgehackt, um ihre Armbänder deſto ſchneller zu bekommen. In den letzten Jahren wurden vorzüglich die Landſchaften Mirzapoor, Guntoor und Gargam durch ihre Verwüſtungen heimgeſucht, und der Schrecken, welche ihre Annäherung einflößte, war ſo

groß, daß, als ſie die Provinz Gontoor überzogen, die Bewohner des Dorfes Sinavole, von der Ohnmacht jedes Widerſtandes überzeugt, lieber ihre Wohnungen anzünden und mit Weibern und Kindern in die Flammen ſtürzen, als der barbariſchen Wuth und den grauſamen Qualen, die ſie von jenen Räubern zu erwarten hatten, ſich preisgeben wollten.

Auf dieſen Streifzügen iſt jeder Pindares verpflichtet, für ſeinen und ſeines Pferdes Unterhalt ſelbſt zu ſorgen; dagegen bekommt er dann auch Theil an der Beute. Wie dieſe Theilung geſchieht, weiß man nicht, auſſer daß die Elephanten und die Palantins ausſchließlich nur den Häuptlingen zukommen. Dieſe haben eine eigenthümliche, aus gewählter und von ihnen beſoldeter Reiterei beſtehende Wache. Die Pindares haben nur wenige Schießgewehre, und ſind meiſt mit zwölf Fuß langen Lanzen bewaffnet, die ſie mit vieler Gewandtheit zu behandeln wiſſen. Sie beſitzen vortreffliche Pferde, denen ſie, wenn Eilmärſche gemacht werden müſſen, Opium und Gewürze geben. Die Regenmonate ſind für die Pindares die Jahrszeit der Ruhe, und ſie unterlaſſen nie, vor dem Monat Mai über den Nerbuddah in ihre Heimath zu kehren, aus Beſorgniß, das in den Sommermonaten angeſtiegene Waſſer möchte ihnen die ſpätere Rückkehr unmöglich machen. Ein Umſtand, welcher die Nachtheile der Streifzüge der Pindares noch vermehrt, iſt dieſer, daß durch ihre eigenen Verwüſtungn ſich ihre Anzahl verſtärkt, weil den Unglücklichen, denen ſie ihr Eigenthum raubten, gewöhnlich anders nichts übrig bleibt, als ſich ihnen anzuſchließen, um durch die Plünderung der Nachbarn den eigenen Verluſt zu erſetzen.

Nach Allem, was Hr. Fitz Clarence von den Pindares erzählt, von der Gerechtigkeit und Konvenienz des Vertilgungskrieges, welchen die Regierung von Calcutta, mit denen von Madras und Bombay einverſtanden, gegen jene zu führen endlich den Entſchluß faßte, und über die Vortheile, welche die Zerſtörung dieſes Räubervolkes für die Ruhe und den Wohlſtand der britiſchen Beſitzungen inſonderheit und Indiens überhaupt haben muß, wünſchte man wohl in ſeinem Tagebuch über die Art, wie dieſer Krieg geführt wird, und über ſeine Ergebniſſe Aufſchlüſſe zu erhalten; aber in allem dem, was der Reiſende von den Kriegsereigniſſen meldet, iſt ungleich weniger von den Pindares die Rede, als von den indiſchen Fürſten, welche, ſtatt die Unternehmungen der Briten zu unterſtützen, den Augenblick vielmehr begierig abwarteten, wo ſie feindſelig gegen dieſelben auftreten konnten.

Hr. Fitz Clarence hatte, wie gleich anfangs bemerkt worden iſt, durch den Marquis von Haſtings den Auftrag erhalten, den mit Scindiah geſchloſſenen Vertrag nach England zu überbringen. Er reiſete am 8. Dezember aus dem engliſchen Lager ab, und nahm ſeinen Weg in ſüdlicher Richtung durch die Landſchaft Bundelcund, die nur zum Theil unter engliſcher Botmäßigkeit ſteht. Es iſt dieſes Land überaus fruchtbar und maleriſch; ſein Pflanzenwuchs iſt ungemein ſchön, und bei jedem Schritte faſt begegnet man Tempelgebäuden, Grabmälern und Trümmern, welche den Reiz der Landſchaft erhöhen; die zierliche Kleidung der Eingebornen trägt hinwieder auch zu ihrer Verſchönerung bei. Den natürlichen Vorzügen der Gegend halten

aber die fehlerhaften Staatseinrichtungen ein volles Gegengewicht. Für öffentliche Ordnung und Sicherheit iſt ſo wenig geſorgt, daß jedes Dorf eine kleine, mehr oder minder bedeutende Feſtung hat, um welche her die Einwohner ihre Hütten bauen, um ſich im Fall eines Angriffs mit ihren Haushaltungen und mit ihrem Eigenthum dorthin flüchten zu können. Sobald man das britiſche Landesgebiet verläßt, hört alle perſönliche Sicherheit auf; auch haben die Landleute bei ihren Feldarbeiten allezeit ein Schwert am Gürtel hängend, und eine Lanze oder Muskete an einen nahen Baum gelehnt, um nicht unverſehens überfallen zu werden.

Adji Gur iſt eine der berühmteſten Feſtungen der Landſchaft Bundelcund; ſie liegt auf einem abgeſonderten Hügel, der etwa achthundert Fuß Höhe und ungefähr drei Millen Umfang hat. Die Mauern der Feſtung ſtehen am Rand des Plateau auf der Höhe des Hügels; wird ſie tapfer vertheidigt, ſo muß ihre Einnahme unmöglich ſein, indem die Beſatzung von den Mauern herab Steine auf die Belagerer wälzen kann. Als die Briten vor ein paar Jahren dieſelbe belagerten, fand ihr Befehlshaber, welcher ein aufrühriſcher Zemundar war, ſie zu räumen gerathen, obgleich er die erſte Berennung mit Erfolg abgeſchlagen hatte. Sein Rückzug gab Anlaß zu einer jener ausserordentlichen Handlungen, denen die Verachtung des Todes zum Grunde liegt, und die zuweilen unter den Hindus vorkommen. Nachdem der britiſche Anführer das Fort beſetzt hatte, trug er einem nahen Anverwandten des Zemundar auf, ſeinen Frauen zu erklären, daß ſie ihre Wohnung verlaſſen müßten. Als dieſer nicht wieder zurückkam, ließ er die Thür des Zunnana (Frauengemachs) einſchlagen, und zum nicht geringen Erſtaunen der Krieger fanden ſie die acht Frauen des Zemundar, nebſt dem an ſie abgeordneten Boten, in ihrem Blute ſchwimmend und ſterbend. Der Gedanke, durch die Gegenwart britiſcher Truppen im Innern des Forts beſchimpft zu ſein, hatte den Entſchluß, ſich umzubringen, bei dieſen Frauen erzeugt, und die verzweifelte Handlung geſchah freiwillig, indem kein Lärm oder Ruf des Widerſtandes von den das Gemach umzingelnden Soldaten war gehört worden.

Bei Gelegenheit einiger von ihm erzählter Kriegsthaten ſpricht Hr. Fitz Clarence von den verſchiedenen Truppenarten, deren ſich theils die Briten, theils die indiſchen Fürſten bedienen. Von den Rhohillas und von den Arabern erzählt er Folgendes. Die Rhohillas ſind ungeregelte Schaaren, welche zu Pferde dienen und Jedem zu Gebote ſtehen, der ſie bezahlen will. Die Armee von Bengalen zählt gegenwärtig ihrer ſiebentauſend, die in mehrere Haufen zertheilt ſind. Von einem derſelben, dreitauſend Mann ſtark, iſt der Oberſt Skinner Anführer, ein farbigter Mann, der um ſeiner Tapferkeit willen von ſeinen Mitburgern den Beinamen Alexander, oder Secunder, wie die Indianer ihn ausſprechen, erhalten hat; die Erinnerung des macedoniſchen Eroberers hat ſich, wie man ſieht, in Indien bis heutzutage erhalten. Ein Rhohilla bezieht monatlich zweiunddreißig Rupien, welches, die Rupie zu 2 Sh. 6 D. gerechnet, 2 Pf. Sterl. 15 Sh. beträgt. Mit dieſer mäßigen Summe muß er ſeinen eigenen und den Unterhalt ſeines Pferdes beſtreiten, auch ſich die benöthigte Munition verſchaffen. Weil die Rhohillas ſich ihrer eigenen Pferde bedienen und mit dem Verluſt derſelben auch ihren Brod-

erwerb verlieren, ſo behandeln ſie ſolche mit großer Schonung, und man kann darum auch an Schlachttagen nicht auf ſie zählen; dagegen leiſten ſie als Bedeckung der Zufuhr und für Handhabung der Polizei treffliche Dienſte. Die in der engliſchen Armee befindlich ſind, ſtehen unter genauer Aufſicht, und werden ſelbſt für kleine Ausſchweifungen ſtrenge beſtraft, darum halten ſie dann auch ziemlich gute Mannszucht; die, welche unter den indiſchen Fürſten dienen, ſind hingegen nur wenig beſſer, als die Pindares, und die Landleute werden von ihnen vielfältig mißhandelt.

Mehrere indiſche Fürſten halten Araberkorps in ihrem Sold, die der muhamedaniſchen Religion zugethan ſind, und im Rufe ſehr tapferer Soldaten ſtehen. Die Mannſchaft der arabiſchen Fahrzeuge, die ſich mit dem Handelsverkehr zwiſchen Arabien und Indien abgaben, fand ſich vermuthlich durch die Feigheit und die weibiſchen Sitten der Indianer bewogen, in ihren Sold zu treten. Marco Polo, der berühmte Reiſende des dreizehnten Jahrhunderts, traf viele Araber auf der malabariſchen Küſte an; und Barthema ſpricht von fünfzehntauſend derſelben, die ſich im Königreich Calicut aufhielten, und im Rufe guter Soldaten ſtanden. Unter den Truppen der Fürſten von Decan gab es ihrer viele, und ſie waren da auch mehr geachtet, als in Hindoſtan. Die Landſchaft Guzerate ſtand bis zum Jahr 1802 unter einer Ariſtokraten-Herrſchaft der Araber, und noch gegenwärtig befinden ſich mehrere Araberkorps im Dienſte des Peiſhwah und des Rajah von Nagpoor.

Nahe bei Nagpoor ſah der Reiſende mit Kreuzen beſetzte Grabmäler, in denen, wie ihm geſagt ward, die Leichen einiger, in einem kurz zuvor ſtatt gehabten Treffen getödteter Seypoys oder Cipayes aus Madras verwahrt wurden. Er nimmt davon Anlaß, über die Schwierigkeiten, die ſich der Einführung des Chriſtenthums in Indien entgegenſetzen, einige Bemerkungen zu machen. „Es wundert mich gar nicht,“ ſagt er, „daß unſere Religion bei den eingebornen Indianern in ſo geringem Anſehen ſteht. Die chriſtlichen Miſſionarien, welche ſtets bereit ſind, Jeden in den Schoos der Kirche aufzunehmen, der ſich als Ueberläufer darbietet, tragen der Meinung des Landes keinerlei Rechnung, und taufen ohne Bedenken die verachtetſten Menſchen der unterſten Klaſſe, ſo wie auch ſolche, welche überall keiner Kaſte angehören, und darum von den Hindus verabſcheut ſind. Das Wohlwollen, welches die Miſſionarien gegen alle Menſchen ohne Unterſchied zu Tage legen, iſt in den Augen der Hindus ein Beweis, daß ſie ſelbſt zur niedrigſten Kaſte gehören, weil ſie ſonſt den Umgang mit den Gliedern derſelben meiden würden. Man begreift leicht, wie ſehr dieſe Anſicht die Indianer der höhern Klaſſen dem Chriſtenthum abgeneigt machen muß. Dazu kommt, daß ein Hindus von höherm Range, wenn er ſeine Religion ändern will, nicht nur die Meinungen und Grundſätze zu überwinden hat, die ihm von Kindheit an eingeflößt worden ſind, und die ſich demnach ſeiner ganzen Natur vereinbart haben, ſondern daß er auch alles Anſehen und alle Rechte, die ſeine Geburt ihm einräumt, zu verlieren Gefahr läuft. Um durch ſo große Hinderniſſe nicht abgeſchreckt zu werden, wäre wohl ein nicht kleiner Feuereifer erforderlich. Auch iſt meines Wiſſens noch

niemals ein Hindus von Rang zu unſerm Glauben übergetreten. Die einzige Bekehrung dieſer Art, wenn ſie anders den Namen verdient, von der ich ſprechen hörte, iſt diejenige eines Braminen, welcher zu einer der erſten Familien des Landes gehört, das Sanſkritiſche gründlich verſteht, und öffentlich erklärt hat, die Religion des Brahma ſei urſprünglich reiner Deismus, und keineswegs der grobe Polytheismus geweſen, in den ſie ſpäter ausartete. Ich fand, während meines Aufenthalts in Indien, Gelegenheit, die Bekanntſchaft dieſes merkwürdigen Mannes zu machen, welcher Ram Mohun Roy heißt, und deſſen Beredſamkeit, Talente und Einſichten ich öfters bewundert habe. Am auffallendſten war mir, ihn über die politiſchen Verhältniſſe von Europa überhaupt, und über diejenigen von England insbeſondere, ſprechen zu hören, wie nur von einem ſehr wohl unterrichteten Europäer und Engländer erwartet werden konnte. Er iſt mit der arabiſchen und perſiſchen Literatur vertraut und hat die beſten engliſchen Werke geleſen; unter andern hörte ich ihn mehrmals Bacon und Locke anführen. Mit den Sitten, Gewohnheiten und den Glaubensſyſtemen vieler Nationen bekannt, hat er ſeine eigene Religion unbefangen prüfen gelernt; er fand dieſelbe völlig entſtellt, und ſtand nicht an, ſeine Meinung öffentlich auszuſprechen. Man begreift leicht, daß er ſich dadurch die Feindſchaft derjenigen unter ſeinen Standesgenoſſen zuziehen mußte, welche aus eigennützigen Abſichten die untern Volksklaſſen in Unwiſſenheit zu erhalten wünſchen. Man ſagte mir auch wirklich, ſeine Familie lebe völlig getrennt von ihm, er ſei von ſeiner Kaſte ausgeſchloſſen, und ſtehe auſſer aller Verbindung mit ſeinen Verwandten und vormaligen Freunden. Er pflegt jetzt Umgang mit den Briten; doch hat er ſeine Nationaltracht beibehalten, und fährt fort, die Lebensart der Brahminen zu beobachten; nicht weil er auf ihre Vorſchriften Werth legt, ſondern um dem Vorwurf zu entgehen, er ſei vom Glauben ſeiner Väter abgefallen, um ſich läſtigen und beſchwerlichen Pflichten zu entziehen. In Bengalen hörte ich auch von einem andern Brahminen ſprechen, welcher ein Buch geſchrieben hat, worin er zu beweiſen ſucht, Jeſus Chriſtus und Mahomet ſeien Menſchwerdungen des Viſhnow. Dieſe Meinung ſteht keineswegs im Widerſpruch mit der Religion der Hindus, die überzeugt ſind, es ſei die Gottheit öfters und in manchen Ländern ſichtbar geworden, um die Menſchen zu erretten; ſie glauben auch, im Grund ſei es der nämliche Gott, der unter verſchiedenen Geſtalten von allen Volkern angebetet wird, und jede Art der Verehrung ſei ihm angenehm, wofern ſie mit aufrichtigem Herzen geſchieht. Einer ihrer Schriftſteller drückt ſich ſogar dahin aus, es gewähre der Anblick der verſchiedenen Religionen dem Allmächtigen ein ähnliches Vergnügen, wie die Anſicht der mannigfachen Geſtalten der von ihm erſchaffenen Dinge.“

Von den Fikirs oder Fakirs erzählt der Reiſende neben anderm Folgendes. Wenn die indiſchen Armeen ins Feld ziehen, ſo hat jedes Regiment oder Truppenkorps einige Fakirs in ſeinem Gefolge, die vom Aberglauben ihrer Landsleute leben. Alle Abende laſſen die Fakirs in einer kleinen Entfernung vom Lager ein Klagelied ertönen, das mit Trommelſchlag begleitet wird, und die Mildthätigkeit der Krieger anruft, welche nicht unterlaſſen, ihnen eine Menge

Scheidemünze zuzuwerfen; die britiſchen Armeen, die bekanntlich zum Theil aus Landeseingebornen beſtehen, führen in ihrem Gefolge gleichfalls einige ſolche Fakirs. Viele dieſer heiligen Bettler verurtheilen ſich ſelbſt zu höchſt ſchmerzhaften Büßungen. Ich habe ſolche geſehen, die ihre Fäuſte ſo lange feſt geſchloſſen hielten, bis die Nägel ihrer Finger ins Fleiſch eingedrungen waren; andere, deren Arme durch langes Emporhalten über den Kopf ganz ſteif geworden waren. Bisweilen geloben ſie, den Weg von ihrer Wohnung bis zu einem berühmten Tempel mit ihrer Leibeslänge zu meſſen; ich habe in der Nähe von Calcutta den Anfang einer ſo ſeltſamen Wallfahrt geſehen. Der Büßer legte ſich zuerſt, mit dem Geſicht gegen die Erde gekehrt, auf den Boden nieder, ſtand hernach auf, that zwei Schritte vorwärts, welche ungefähr die Länge ſeines Körpers betrugen, legte ſich nochmals nieder, und ſchritt ſo abwechſelnd weiter vorwärts. Bisweilen ſind die Frömmigkeits- oder Bußübungen dieſer Unglücklichen noch gar viel grauſamer. Die Einen laſſen ſich die Zunge mit einem eiſernen Stäbchen durchſtechen, das ſo dick wie ein gewöhnliches Bleiſtift und vier Fuß lang iſt; Andere laſſen ſich Einſchnitte in die Seiten machen, durch die ein Bambusrohr gezogen wird; fünf bis ſechs auf ſolche Art mit dem nämlichen Bambusrohr durchbohrt, ziehen alsdann in Prozeſſion rings um die Dörfer; noch Andere endlich laſſen ſich mit eiſernen, in ihre Rückenmuskeln eindringenden Haken, an das eine Ende einer langen, wagerecht über einem Pflock befeſtigten Stange aufhängen, an der ſie alsdann mittelſt einem Zapfens ſchnell umgedreht werden, unter dem Beifallzuruf der Zuſchauer, denen ſie während des Umdrehens Blumen auswerfen.

Eine in Indien gewöhnliche, ſehr grauſame Sitte beſteht darin, daß man Kranke, die von den Aerzten aufgegeben wurden, ans Flußufer bringt, ihnen Mund und Naſe mit Sand füllt, und ſie auf dieſe Art ihrem Schickſal überläßt. Wer nach dieſer Art letzter Oelung ſich wieder erholt, der wird von ſeiner Kaſte ausgeſchloſſen und als bürgerlich todt betrachtet. Wahrſcheinlich könnten manche derer, die auf ſolche Weiſe elend zu Grunde gehen, durch ſorgfältige Pflege gerettet werden; und wie leicht mag es mitunter geſchehen, daß habſüchtige Erben dieſes Mittel anwenden, um eines Verwandten loszuwerden, der ſonſt ſo ſchnell nicht, wie ſie es wünſchen, ſterben würde.

Wenn britiſche Reiſende ihren Weg durch das Gebiet eines mit der Kompagnie verbündeten indiſchen Fürſten nehmen, ſo ertheilt derſelbe den Bewohnern der Dörfer, durch die ſie kommen, gewöhnlich Befehl, jenen die benöthigten Lebensmittel unentgeldlich abreichen zu laſſen, wogegen ſich die Häuptlinge dieſer Dörfer aber alsdann auch berechtigt halten, die Gezelte der Reiſenden zu beſuchen, und dieſe mit einer Menge der ungereimteſten Fragen zu quälen. Es verurſacht dies den dadurch Behelligten ſo viel Langeweile und Zeitverluſt, daß ſie ihre Bedürfniſſe gar viel lieber kaufen würden, um ſo mehr, als die Lebensmittel dermaßen wohlfeil ſind, daß, wenn ſichs um kleine Portionen handelt, dieſelben in Metallgeld nicht gewerthet werden mögen, und man genöthigt iſt, ſich als Tauſchmittel kleiner weißer Schneckengehäuſe zu bedienen, die von den Lakkedives-Inſeln kommen und Cowries genannt werden.

In Calcutta gilt eine Rupie 5200 ſolcher Cowries, in den vom Meer abgelegenern Landſchaften hingegen nur 3500. Auf dem niedrigen Preiſe der Lebensmittel beruht der geringe Lohn der Dienerſchaft. Ein Palankinträger in Calcutta erhält monatlich nicht mehr als fünf Rupien, oder ungefähr zwölf und einen halben Schelling; daraus muß er ſich kleiden, nähren und kann auch noch etwas zurücklegen. Die Zahl dieſer Träger iſt ſehr groß, zumal beinahe alle Europäer ſich in Palankins tragen laſſen, und man, um gut bedient zu ſein, zehn bis zwölf Träger bedarf. Sie ſind alle Hindus, welche die Vorſchriften und Gewohnheiten ihrer Kaſte ſtreng befolgen. So bringen ſie, zum Beiſpiel, ihrem Herrn wohl ein Glas Waſſer, aber ſie nehmen es ihm nicht wieder ab, nachdem er es durch die Beruhrung ſeiner Lippen befleckt hat. Ueberhaupt verrichten die Hindus-Diener immer nur das ihnen eigens angewieſene Geſchäft, und wenn einer ſich eine Abweichung von dieſer Vorſchrift erlaubt, ſo wird er von den übrigen gleichſam ausgeſtoßen, und keiner will mehr mit ihm ſprechen, ſpeiſen oder Tabak rauchen. Mittelſt einer guten Mahlzeit jedoch, die er etlichen Brahminen oder auch ſeinen Kameraden gibt, mag die Aechtung wieder aufgehoben werden. Man macht ſich keinen Begriff von dem Starrſinn, womit die Hindus an ihren Gewohnheiten und an den Geſetzen ihrer Kaſte hängen. Weil Perſonen der niedrigſten Klaſſe zum Mahlen des Getreides mit Handmühlen gebraucht werden, ſo erſcheint dieſe Arbeit den Brahminen und den Rajahpoots dermaßen verächtlich, daß ſie lieber Hunger leiden oder ſich mit geröſteten Körnern begnügen, als daß ſie ſelbſt mahlen würden. Der britiſche Heerhaufe, welcher im Jahr 1817 gegen Jubbulpoor auszog, hatte mehr als hinreichenden Getreidevorrath und auch genug Handmühlen; weil aber die vielen indiſchen Soldaten aus den höhern Kaſten lieber kein Mehl erhalten, als ſolches ſelbſt mahlen wollten, und andere nicht in hinlänglicher Zahl vorhanden waren, ſo hätte bald Hungersnoth ſich dem Ueberfluß beigeſellt. Alle Handwerke gehen vom Vater auf den Sohn über, und bleiben viele Geſchlechtsfolgen durch in der nämlichen Familie; daraus erklärt ſichs ohne Zweifel, warum die Hindus, ſonſt im Nachahmen geſchickt, doch nichts vervollkommnen und nie etwas erfinden.

Hr. Fitz Clarence kam auf ſeiner Reiſe in die Nähe der berühmten Ausgrabungen von Ellora, unfern von Aurungabad, und konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, einen Ausflug dahin zu machen. Leider ſah er ſich auf einen Tag beſchränkt, während es Wochen bedürfte, um dieſe bewundernswerthen Denkmäler menſchlicher Beharrlichkeit genauer zu unterſuchen. Es haben zwar verſchiedene Reiſende davon bereits auch Nachrichten mitgetheilt, ihre Werke ſind aber nicht in Jedermanns Händen, und die nachfolgende, den Angaben des Hrn. Fitz Clarence enthobene Beſchreibung dürfte darum vermuthlich manchem Leſer angenehm ſein.

Die Ausgrabungen von Ellora beſtehen in mehr und minder geräumigen Grotten, die durch Menſchenhände in Felſen gehauen ſind, und für den Religionskultus der Hindus beſtimmt waren. Der Hügel, welcher ſie enthält, beſteht aus rothem Granit, und beherrſcht eine ausgedehnte, ziemlich öde Ebene, an deren Eingang ſich das Dorf Ellora befindet. Die größte der

Höhlen führt den Namen Keylas oder Paradies; ihre Länge beträgt zweihundert ſiebenund-vierzig, die Breite hundert und fünfzig, und die Höhe hundert Fuß. Durch eine vierzehn Fuß hohe Thür gelangt man auf einen geräumigen Platz, der mit zwei Elephanten-Bildern in Lebensgröße und mit zwei Obelisken von achtunddreißig Fuß Höhe verziert iſt. Zwiſchen beiden Obelisken ſteht ein kleiner Tempel, welcher den Stier Nundee, einen Gegenſtand religiöſer Verehrung der Hindus, enthält; dieſer kleine Tempel iſt durch eine Art Brücke mit dem ungefähr im Mittelpunkt der Grotte befindlichen großen Tempel in Verbindung gebracht. Dieſer letztere, in welchen man über zwei Treppenabſätze von fünfundſechszig Geviertfuß gelangt, iſt in ſeinem Innern nicht über ſiebenzehn Fuß hoch; die pyramidaliſche Decke wird durch ſechszehn Säulen getragen, deren Dicke mit ihrer Maſſe vielmehr als mit ihrer Höhe in Verhältniß ſteht. Die Säulenſchafte ſind von zierlicher Bildhauerarbeit, die Kapitäler hingegen ganz einfach, und die Decke ſtellt dicke Balken vor, deren Endtheile auf den Kapitälern ruhen. Dem Haupteingang gegenüber ſteht eine Vertiefung, die einer Kammer oder Kapelle gleicht, und wahrſcheinlich das innerſte Heiligthum war, um welches ber in einiger Entfernung fünf kleine Tempel, von gleicher Geſtalt, wie der große iſt, ſtehen. Die innern und die äuſſern Wände, die Säulen, Pfeiler u. ſ. w. ſind mit Bildhauerwerken überdeckt, welche Menſchen, Thiere und Zierrathen vorſtellen, deren einige, dem Zeugniſſe des Hrn. Fitz Clarence zufolge, an Zierlichkeit den Erzeugniſſen der ſchönen Jahrhunderte Griechenlands nicht nachſtehen. Auſſer dem Hauptwerk in der Mitte der Grotte ſind an ihren Wänden weiterhin zahlreiche Nebengemächer oder Kammern eröffnet, die theils den Prieſtern, theils den vormals in Menge hier zuſammenſtrömenden Wallern zum Aufenthalt dienten. Bedenkt man, daß dies ungehenre Werk aus einem einzigen Stücke beſteht; daß in einer gewaltigen Felſenmaſſe Tempel, Säulen, Hallen, Obeliske u. ſ. w. ausgehauen werden mußten, wie man einen Marmorblock behauet, woraus eine Statue gebildet werden ſoll: ſo weiß man nicht, welcher mehr zu bewundern iſt, ob der Erfinder eines ſolchen Rieſenplans, oder der, welcher beharrlichen Muth hatte, ihn auszuführen.

Auf der Nord- und Sudſeite des Tempels von Keylas befinden ſich mehrere andere Ausgrabungen, deren Zugang ſchwierig iſt. Ihr Umfang iſt kleiner; in Geſtalt und Verzierungen hingegen treffen ſie mit dem Keylas völlig zuſammen; nur eine, die am ſüdlichſten liegt, unterſcheidet ſich von den übrigen durch ihre gewölbte Bildung, durch ihre einfachen Säulen, und überhaupt durch den Styl ihrer Verzierungen; auch glaubt Hr. Fitz Clarence, wr Bau ſei ein Werk der Anhänger von Bhud oder Budda, während die andern unbezweifelt Werke der Anhänger der Religion der jetzigen Brahminen ſind. Um zu erklären, wie dieſe zwei Sekten, die gegenwärtig in großer Feindſchaft zu einander leben, vormals ſo nahe beiſammen ſtehende Tempel beſitzen konnten, nimmt er an, es haben dieſelben in einer viel früheren Zeit, ihres gemeinſamen Urſprungs eingedenk, in gutem Vernehmen mit einander, ihrer abweichenden Meinungen ungeachtet, gelebt, und jene blutigen Zwiſte, die ſich mit der Vertreibung der Bhudiſten aus Hindoſtan und dem Dekan endigten, ſeien lange nach der Erbauung der Grotten

von Ellora erſt eingetreten. Das Feld der Vermuthungen und Hypotheſen, welche dieſe Denkmäler veranlaſſen können, iſt übrigens um ſo ausgedehnter, als darüber keine zuverläſſigen Zeitangaben bekannt ſind; die Brahminen behaupten, es ſeien dieſelben vor 7894 Jahren, auf Befehl eines Rajah, welchen ſie Ilou nennen, errichtet worden; gelehrte Mahomedaner verſichern hingegen, ein Rajah, welcher Il hieß, habe die Grotten vor 900 Jahren ausbauen laſſen; beide Behauptungen ermangeln der hiſtoriſchen Grundlage und ſind darum wenig glaubwürdig; auch iſt es ungereimt, ein Werk von ſolchem Umfange, das immerhin die Arbeit mehrerer Geſchlechtsfolgen erheiſchte, einem einzigen Manne zuzuſchreiben. Die Hindus von Aurungabad lehren, es ſeien die Grotten durch Rieſenhände in einer unbekannten Zeit gegraben worden. Merkwürdig iſt es, daß dieſe Tempel, obgleich ſie im Ganzen wohl erhalten ſind, obgleich ſie die Bilder aller gegenwärtig von den Hindus verehrten Gottheiten enthalten, und obgleich ihre ſämmtlichen Verzierungen auf die wirkliche Religion dieſes Volks Bezug haben, dennoch ſeinem Gottesdienſte fremd geworden ſind. Kein einziger Waller beſucht jetzt dieſe Orte, welche vormals die Menge der Gläubigen vermuthlich kaum zu faſſen vermochten, und wo heut zu Tage der Reiſende, auſſer den Vögelſchwärmen, die in Felſenhöhlen niſten, kein lebendiges Geſchöpf antrifft. Dieſe auffallende Erſcheinung mag nur dadurch erklärt werden, wenn man annimmt, es ſeien die Muſelmänner, zur Zeit, wo ſie Hindoſtan feindlich überzogen, in dieſe Heiligthümer eingedrungen, und haben darin Ausſchweifungen begangen, durch die ſie in den Augen der Hindus auf allezeit verunreinigt werden mußten.

In der Nähe von Ellora befindet ſich die zu Nizam gehörige Zitadelle von Dowlutabad, ein in ſeiner Art faſt eben ſo merkwürdiges Werk, als die Tempel, von denen eben die Rede war. Es iſt ein völlig einzeln ſtehender Hügel, der die Geſtalt eines Bienenkorbes hat. Ehe man an den Fuß des Hügels gelangt, kommt man durch die Mauern der einſt ſehr bevölkerten, jetzt aber unbedeutenden Stadt Dowlutabad. Ein ſiebenzehn Fuß breiter und achtzehn Fuß tiefer Graben geht um die Zitadelle her, und über denſelben führt ein Fuſſpfad, der ſo ſchmal iſt, daß zwei Menſchen darauf nebeneinander zu gehen Mühe haben. Der Untertheil des Hügels, auf dem die Zitadelle ſteht, iſt durch Menſchenhände ſenkrecht gehauen, und ſtellt ſich dem Auge als ein völlig unerſteiglicher Felſen dar. Ein in ſeinem Innern angebrachter verdeckter Weg führt in die Zitadelle. Sein Eingang iſt ſo niedrig, daß man nur tiefgebückt eintreten kann; nachdem man aber einige Schritte gethan hat, befindet man ſich in einem ungefähr zwölf Fuß hohen und eben ſo breiten Gange, welcher ſanft emporſteigt. Iſt man beim Fackellicht etwa zehn Minuten in demſelben vorgeſchritten, ſo findet ſich eine Oeffnung von ungefähr zwanzig Geviertfuß, die aus dem unterirdiſchen Wege herausführt, und mit einer ſehr ſtarken eiſernen Fallthür geſchloſſen werden kann; dies letzte Schutzmittel kann auf den Fall Dienſte leiſten, wo den Belagerern in den Stollen einzudringen gelungen wäre. Man ſteigt von da weiter über einen ziemlich rohen Weg auf die Spitze des Hügels, wo Nizams Fahne weht, und wo auf einem kleinen ebenen Platze ein Vierundzwanzigpfünder und zwei Dreipfünder ſtehen, welche

die ganze Artillerie der Zitadelle ausmachen. Auſſer der Wohnung des Gouverneurs, die ein recht ſchönes Ausſehen hat, ſtehen am Abhang des an verſchiedenen Stellen mit Geſträuch bewachſenen Hügels verſchiedene Häuſer und mehrere Thürme; etwa hundert Schritte von der Spitze an gerechnet ward zum Gebrauch der Bewohner des Forts eine Ziſterne gegraben.

Die ungeheure Arbeit, welche erforderlich war, um dieſen Felſen unüberwindlich zu machen, führt auf die Vermuthung, es ſei derſelbe zum Schutz einer ſehr wichtigen Stadt beſtimmt geweſen, und die Nähe der Grotten von Ellora unterſtützt die Meinung, es ſei Dowlutabad, das alte Tagara, welches auch den Namen Deoghur führte, vormals eine ſehr anſehnliche Stadt geweſen, deren Verfall an die Zeit hinaufreicht, worin Aurengzeb den Sitz der Regierung nach Aurangabad verlegte. Der Vorkehrungen unerachtet, wodurch der Baumeiſter der Feſtung von Dowlutabad ihren Zugang zu erſchweren ſuchte, hat ſie doch öfters ihre Beſitzer gewechſelt. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts befand ſie ſich in den Händen eines indiſchen Fürſten, Namens Ram Deo; die Muſelmänner, die damals zuerſt ihre Streifzüge ans ſüdliche Ufer des Fluſſes Nerbuddah ausdehnten, eroberten dieſelbe. Bald nachher wählte Mahomed, der Sohn von Tonglick Shah, nachdem er den größten Theil des Dekan an ſich gebracht hatte, Deoghur zu ſeiner Reſidenz, gab dieſer Stadt den Namen Dowlutabad, *die beglückte Stadt*, und zwang einen Theil der Bewohner von Delhi, ſich dahin zu verpflanzen. Sie blieb aber nicht lange im Beſitz der Muſelmänner, welche durch die Eigenherrſcher von Arincil und Carpatic aus dem Dekan vertrieben wurden. Zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts war Ahmed Nizam Shah ihr Beſitzer, und beim Sturz dieſes Fürſten kam ſie in die Hände von Malik Amber, eines abyſſiniſchen Sklaven, der durch ſein Kriegertalent Parteihäuptling geworden war. Mahabat Khan, einer der Heerführer von Shah Jehan, nahm ſie dem Sidi Amber, dem Sohne von Malik Amber, wieder ab. Seit dieſer Zeit haben die Eigenherrſcher, denen Dowlutabad angehörte, jederzeit die Befehlshaberſtelle der Feſtung von dem Amte des Vizekönigs der Landſchaft, worin ſie ſich befindet, getrennt, um zu verhüten, daß dieſer, durch den Beſitz eines ſo ſchwer zugänglichen ſichern Ortes, nicht zum Aufruhr gereizt werde. Ihrer vielfältigen Herrſchaftswechſel ungeachtet, glaubt Hr. Fitz Clarence immerhin, ſie könne kaum anders als durch Hunger oder Verrath genommen werden; weil ſie aber keinen Paß oder Heerſtraße beherrſcht, ſo hat ſie auch keine große Bedeutſamkeit, und es ſcheint ſich ihr Nutzen darauf zu beſchränken, daß ſie bei Ueberfällen eine augenblickliche Zufluchtſtätte gewährt. Man erklärt ſich auch leicht, daß die Beherrſcher einer Gegend, die von jeher den Streifzügen fremder Eroberer ausgeſetzt war, die Oertlichkeit benutzten, um eine Zufluchtſtätte zu haben, wo ſie, im Fall der Noth, ihre Frauen, ihre Schätze, und vielleicht auch ihre Götter, in Sicherheit bringen konnten.

Bei der Ankunft in Tola, einer Stadt von ziemlich gutem Ausſehen, die nur ſteinerne Häuſer hat und an den Ufern des Godavery-Fluſſes liegt, vernahm Hr. Fitz Clarence, es werde die Straße, welche er einſchlagen ſollte, von Streifereien der *Bheels* beunruhigt. Dieſen Namen führt ein Stamm wilder Menſchen, denen die Vorurtheile und die Sittigung

der Hindus gleichmäßig fremd ſind, und die noch in einem Zuſtande völliger Barbarei leben. Sie wohnen zerſtreut in den Provinzen von Aurungabad, von Khandeiſh, von Concan und auf der Nordſeite des Fluſſes Nerbuddah in der Provinz Guzeratte. Aehnliche wilde Stämme trifft man in Hindoſtan überall; die dem Rajah von Nagroor zuſtehenden Landſchaften werden zum Theil von den Gonds beſetzt; in andern Gegenden Indiens ſind ſie unter den Namen Getes, Bhattees und Meenkas bekannt. Dieſe Stämme alle hält man für Nachkommen der Ureinwohner Indiens, welche in einer fernen Vorzeit durch die Anhänger des Brahma bezwungen wurden. Dieſe Vermuthung ſcheint durch den Umſtand unterſtützt zu werden, daß in den Staaten von Biccaneer und Jeypoor die Einſetzungs-Gebräuche der Rajah's von indiſcher Herkunft durch Perſonen, die den Stämmen der Getes und Meenkas angehören, vorgenommen werden; und der Grund, den man dafür angibt, iſt, weil jene Stämme vor der Ankunft der Hindus Beſitzer dieſer Lande geweſen ſind. Bei der Einſetzungs-Zeremonie des Rajah von Jeypoor macht der Häuptling des Meenkas-Stammes ihm einen Einſchnitt in die große Fußzehe, und beſtreicht ihm mit dem ausflieſſenden Blut die Stirne.

Hr. Fitz Clarence, weit entfernt, der Meinung derer beizupflichten, welche das Verfahren der Briten in Indien für Unterdrückung und Tirannei halten, glaubt vielmehr, es ſei daſſelbe löblich, und die unter ihrem Zepter ſtehenden Provinzen ſollen ſich ſehr glücklich ſchätzen. Er kommt in ſeinem Tagebuch öfters darauf zurück, und läßt ſich unter anderm alſo vernehmen: „Wer von allgemeiner Menſchenliebe beſeelt iſt, der muß ſich nothwendig freuen, wenn er hört, daß die britiſche Regierung in Indien einen neuen Zuwachs ihrer Beſitzungen erhalten hat; denn obgleich örtliche Verhältniſſe die Einführung unſrer Verfaſſung und Geſetze daſelbſt nicht geſtatten, ſo erwächſt jedoch immerhin für die Bewohner jener Landſchaften eine vervollkommnete Geſetzgebung und ein vermehrter Wohlſtand aus dem neuen Verhältniß. Wohl weiß ich, daß nicht jedermann dieſe Geſinnungen theilt, und daß, vormals wie jetzt, den Briten große Vorwürfe über ihre Herrſchaft in Indien gemacht wurden; ich weiß auch, daß die Wirkungen der heftigen Ausfälle, welche einer unſrer erſten Redner ſich in dem Prozeß des Generalgouverneur Haſtings erlaubt hat, noch immer nicht völlig erloſchen ſind; allein, ohne die zur Zeit, von welcher Burke ſprach, angeſtellten Beamten der oſtindiſchen Geſellſchaft rechtfertigen zu wollen, halte ich jedoch dafür, man hätte ſeine Anklagen, in gewiſſen Beziehungen wenigſtens, widerlegen können. Wenn er zum Beiſpiel der oſtindiſchen Kompagnie den Vorwurf macht, ſie vernachläſſige alles dasjenige gänzlich, was auf die Künſte Bezug hat und den Wohlſtand der ihr unterworfenen Völker befördern könnte: ſo ließe ſich hierauf antworten, zunächſt, daß in jener Zeit die Herrſchaft der Kompagnie noch zu wenig geſichert war, um ihr möglich zu machen, an etwas anders als an die eigene Erhaltung zu denken; und hernach, daß die meiſten Einrichtungen, welche ſie, ſeiner Meinung nach, treffen ſollte, ganz unnütz geweſen wären. So bedarf es keiner Wirthshäuſer oder Karawanſerais in einem Lande, wo jedermann zu Waſſer reiſet, in Barken, welche Obdach und alle erforderlichen Bequemlichkeiten gewähren.

Der Bau von Brücken wäre unnütz, weil dieſelben alljährlich in der Regenzeit fortgeſchwemmt würden; auch das Graben von Kanälen wäre ein ſehr überflüſſiges Werk in einem Lande, wo, nach Rennel's Angabe, ſich keine Stadt findet, die über fünfundzwanzig Millen von einem ſchiffbaren Fluß entfernt ſteht. Wenn auch Landſtraßen angelegt würden, ſo blieben dieſelben unbenutzt, weil die Hindus, etweder aus Trägheit oder um ihrer Vorurtheile willen, gar viel lieber zu Waſſer reiſen. Mit einem Wort, man begreift nicht leicht, was das für große und nützliche Unternehmungen ſind, welche Hr. Burke der oſtindiſchen Kompagnie zumuthet, und deren Unterlaſſung er ihr zum Vorwurfe macht. Wie ſichs übrigens immer auch in dem Zeitpunkt, wo jener berühmte Staatsmann ſeine Reden hielt, mag verhalten haben, ſo bleibt immerhin gewiß, daß der britiſchen Regierung in Indien ſeit langen Jahren das Verdienſt zukommt, anſtatt der barbariſchen und willkührlichen Deſpotengewalt der eingebornen Landesfürſten eine milde, gerechte und väterliche Geſetzgebung eingeführt, durch unpartеiiſche Rechtspflege und kräftige Polizei die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums gewährleiſtet, und überhaupt den unter ihren Geſetzen lebenden Indianern einen vorher unbekannten Grad von Glück und Wohlſtand verſchafft zu haben. Dies iſt eine allgemein anerkannte Wahrheit, und wofern irgend ein unvorgeſehenes Ereigniß die Herrſchaft der Briten in Indien zerſtören ſollte, ſo müßte das Gedächtniß ihrer wohlthätigen Verwaltung doch immerhin ſich auf die ſpäteſten Nachkommen fortpflanzen. Die gegenwärtige Regierung beſchränkt ihre Sorgfalt nicht auf die Verwaltung im engern Sinne; ſie beſchäftigt ſich auch mit andern, die Künſte und die gemeine Wohlfahrt betreffenden Dingen. So hat ſie zum Beiſpiel, mit vielem Aufwand und Koſten, mehrere von den vormaligen Beherrſchern des Landes errichtete Denkmäler herſtellen laſſen, und eben jetzt läßt ſie einen Kanal wieder öffnen, der ſeit länger als einem Jahrhundert völlig unbrauchbar geweſen iſt. Der Statthalter von Caſhmir, Ali Murdhan Khan, hatte dieſen Kanal um die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts graben laſſen, nicht zum Behuf der Schifffahrt, ſondern zur Bewäſſerung einer ausgedehnten Landſchaft zwiſchen Paniput und Delhi. Der zuvor ganz unfruchtbare Erdſtrich ward vermittelſt dieſer Wäſſerungen ſo fruchtbar, daß er dem Statthalter ein jährliches Einkommen von vierzehn Lack Rupien abwarf; ſeit der Kanal verſandet iſt, trat auch in jenem Landesbezirke die frühere Unfruchtbarkeit wieder ein, und er erträgt jetzt nur noch ein Lack Rupien. Neben dem landwirthſchaftlichen Nutzen gewährte der Kanal den Einwohnern von Delhi annoch den wichtigen Vortheil eines im Ueberfluß vorhandenen, geſunden und angenehmen Waſſers, während ſie jetzt nur Quellwaſſer haben, das mit Natron geſchwängert und, in gewiſſen Jahrszeiten wenigſtens, der Geſundheit ſchädlich iſt. Die Herſtellung dieſes Kanals iſt darum ein ſehr wohlthätiges Werk; der jetzige General-Gouverneur von Bengalen hat ſich davon überzeugt, und einen geſchickten Ingenieur mit der Aufſicht der Arbeiten beauftragt. Wie beträchtlich die Koſten auch ſein mögen, ſo werden ſie doch immerhin weit übertroffen ſein durch das Ergebniß der Fruchtbarkeit von mehr denn einer Million Morgen Landes, welche jetzt unbebaut liegen."

„Nichts“, ſagt Hr. Fitz Clarence an einer andern Stelle, „nichts iſt erſtaunenswerther, als die ſchnellen Fortſchritte unſrer Herrſchaft in Indien. Noch im Jahr 1746 waren unſre Niederlaſſungen auf etliche Faktoreien beſchränkt, deren Direktoren vor den Unterbeamten des Kaiſers von Mogol zitterten und ſich die ſtolzen Anmaßungen derſelben gefallen laſſen mußten. Ihre ganze Militärmacht beſtand in etlichen Schildwachen der Waarenmagazine; im Jahr 1817 beſaß die oſtindiſche Kompagnie eine Armee von 150,000 bewaffneten Soldaten, die den beſten europäiſchen Heeren an guter Mannszucht glichen, und einen geſchickten General und großen Staatsmann zum Anführer hatten. Auch liefert eben dieſe Geſellſchaft gegenwärtig dem Kaiſer von Mogol, als einem Penſionair der Regierung, ſeinen Unterhalt. Dieſer faſt unglaubliche Machtzuwachs iſt hauptſächlich das Werk des Uebergewichts, welches die europäiſche Taktik und Diſziplin den britiſchen Heeren, denjenigen der indiſchen Fürſten gegenüber, ertheilten. Zwar haben auch dieſe ſich unſre Waffen gutentheils angeeignet, aber die unter ihren Truppen herrſchende Unordnung, die mangelnde Uebereinſtimmung ihrer Bewegungen und die ihnen gänzlich fehlende Mannszucht machen es unmöglich, daß ſie einen regelmäßigen und wohlberechneten Widerſtand leiſten können. Bekanntlich beruht die Hauptſtärke der britiſchen Armee in Indien auf den Regimentern der Sepoys oder Cipays, die aus Muhamedanern und Hindus beſtehen, welche großentheils von britiſchen Offizieren befehligt ſind. Die Franzoſen hatten zuerſt den Verſuch gemacht, aus den Landeseingebornen Regimenter zu bilden und ihnen europäiſchen Waffenunterricht zu geben; allein ihre Sepoys gelangten nie zu der guten Mannszucht, wie die unſrigen; freilich iſt es der Fall, daß auch wir nur langſam und mit vieler Mühe gute Soldaten aus ihnen zu ziehen vermocht haben. Die Gewohnheiten der Hindus, die vielfältigen Gebräuche und Zeremonien, welche ihre Religion ihnen auflegt, endlich dann auch ihre Kaſtenvorurtheile machen es überaus ſchwer, ſie an europäiſche Diſziplin zu gewöhnen; und nachdem man einmal dahin gelangt war, ſie mit dem regelmäßigen Dienſt vertraut zu machen, bedurfte es noch viel Gewandtheit und Geduld, um ſie zu bewegen, ihre Nationalkleidung abzulegen und unſern Rock und Kopfbedeckung dafür anzunehmen. Jetzt iſt die Umwandlung vollſtändig bewirkt, zumal in der Armee von Bengalen, und an der Hautfarbe allein nur mag man die Sepoys derſelben von den europäiſchen Truppen unterſcheiden. In der Präſidentſchaft von Madras iſt es immer ſehr ſchwierig geweſen, den Sepoys die Neuerung in der Kleidung zu belieben. So gelang es zum Beiſpiel bisher nicht, die Reiterei von Madras zum Tragen der ledernen Beinkleider zu bringen, weil ſie fürchten, dieſelben möchten aus Kuhleder verfertigt ſein, und von einem Thiere herrühren, das bei den Hindus bekanntlich in großer Verehrung gehalten wird. Inzwiſchen hat das verſtändige und kluge Verfahren, welches die britiſch-oſtindiſche Regierung hinſichtlich der Sepoys beobachtet, einen ſo glücklichen Erfolg gehabt, daß in mehrern Fällen der Gehorſam gegen ihre Offiziere über die religiöſen Vorurtheile obſiegte. Ein auffallender Beweis hievon ergab ſich im Jahr 1809 bei Anlaß eines Streites, welcher ſich zwiſchen den Muhamedanern und den Benares-Indianern erhoben hatte. In der

Abſicht, dieſen leztern einen Schimpf anzuthun, hatten jene auf dem unſern eines heiligen Brunnens ſtehenden Altar, einer Kuh den Hals abgeſchnitten; um für dieſe in den Augen der Indianer abſcheuliche Entheiligung ſich zu rächen, hatten dieſe hinwieder in einer der muhamedaniſchen Moſcheen ein Schwein getödtet. Es erhob ſich hierüber ein blutiger Streit, und die minder zahlreichen Muſelmänner wurden aus der Stadt vertrieben. Die Regierung war genöthigt, zu Stillung des Aufruhrs eine bewaffnete Truppe zu gebrauchen, die aus Sepoys beſtand. Die Brahminen, ſobald ſie dieſelben anrücken ſahen, riefen ihnen zu, es ſei die Veranlaſſung des Streites eine Sache, die ihre gemeinſame Religion betreffe, und der ſchwerſte Fluch ſolle ſie treffen, wofern ſie weiter vorrücken würden. Statt aller Antwort rückten die Sepoys mit gekreuzten Bajonetten vor und zerſtreuten die Aufrührer. Bei einem neulich in Berelly ſtatt gefundenen Aufruhr blieben die Sepoys, obgleich ſie von der Mehrzahl der Aufrührer überwältigt zu werden Gefahr liefen, ihrer Pflicht treu, und es fand ſich kein einziger Ausreiſſer unter ihnen; das Gleiche geſchah bei den jüngſten Unruhen in Poonah, wo weder Verheißungen, noch Drohungen, ſelbſt Mißhandlungen nicht, ſie von ihrer Pflicht und von der ihren Vorgeſezten geſchwornen Treue abwendig machen konnten. Uebrigens iſt es allerdings der Fall, daß ihr eigener Vortheil ſie dazu bewegen muß, zumal ſie an den Briten jederzeit gerechte und gute Herren hatten, die ihren Sold genau zahlten; ein Umſtand, der ihnen gar nicht gleichgültig iſt; die im Dienſt Verſtümmelten empfangen Retraite-Gehalte, und wer eine gewiſſe Zeit lang gedient hat, erhält ein Stück Land eigenthümlich. Wofern die Regierung dieſem Syſtem treu bleibt, und zu gleicher Zeit ihre Religionsmeinungen mit Achtung und Schonung behandelt, ſo kann ſie auch, wie ich nicht zweifle, auf ihre Treue ſo gut, wie auf diejenige der europäiſchen Soldaten zählen."

Ehe die Reiſenden die unter dem Namen Weſtern Ghauts (das Wort Ghaut bedeutet eigentlich einen Bergpaß) bekannte Bergkette erreichten, machte Hr. Fitz Clarence beim Dorfe Carli Halt, um die in dortiger Gegend befindlichen Höhlen zu beaugenſcheinen. „Am Fuß einer Hügelkette, derjenigen von Ellora ähnlich (ſagt er), lieſſen wir unſre Pferde zurück, und und ſtiegen einen ſchmalen, holperigen Fußſteig an, der für das Bett eines Baches gelten konnte. Wir hatten bald eine ſchmale Terraſſe erreicht, die mit der Höhle parallel ſteht, welche ſich, wie jene von Ellora, gegen Weſten öffnet. Der Eingang hat ungefähr ſechszig Fuß Höhe und iſt mit zwei Obelisken verziert, welche Löwen tragen, deren einer ſtark beſchädiget iſt. Durch eine Art Vorhof, worin Elephanten und andere Bildwerke mehr ſtehen, gelangt man in eine große, neunzig Fuß lange und dreißig Fuß breite Höhle. Ihre Wölbung wird durch zwanzig ſteinerne, über zwanzig Fuß hohe Säulen und Elephantenbilder getragen. Am hintern, dem Eingang gegenüberſtehenden Ende findet ſich ein großer Steinblock, der die Geſtalt eines Grabmals hat, und deſſen Obertheil in eine Kuppel ausläuft. Es ſcheint dieſe Grotte der Verehrung des Budda gewidmet geweſen zu ſein; ich bemerkte mehrere Inſchriften darin, deren Buchſtaben mir völlig unbekannt waren. In der Nähe befinden ſich andere Grotten, die wahr-

ſcheinlich den Prieſtern zum Aufenthalt dienten; über eine ſteinerne Treppe ſtiegen wir in eine Art Saal, welcher dreißig Fuß ins Geviert hatte und auf drei Seiten mit kleinen, acht Fuß ins Geviert haltenden Nebenzimmern umgeben war. Einer unſrer Begleiter hatte im Saal eine Flinte abgedrückt, deren durch zahlreiche Echo's wiederholter Ton mehrere Minuten donnerähnlich andauerte. Dieſe merkwürdigen Denkmäler haben alle beträchtlich gelitten, weniger durch die Zeit, als durch Beſchädigung von Menſchenhänden; man gibt den Portugieſen dieſe Zerſtörungen Schuld; ich zweifle aber, daß ſie je in dieſe Gegend gekommen ſind, und ich glaube viel eher, die Beſchädigungen rühren von den Muhamedanern her.“

„So wie man den Weſtern Ghauts ſich nähert, wird die Landſchaft mannigfaltiger; nackte Felſen, die mit dem ſchönen Pflanzenwuchs der Abhänge, über denen ſie emporragen, mächtig abſtechen; Thalgründe, deren Tiefe das Auge kaum erreichen mag; Berggipfel, worauf Feſtungswerke ſtehen; alles dies zuſammen gewährt einen überaus maleriſchen Anblick. Bis zum höchſten Punkt des Bergpaſſes gelangt man auf einem faſt unmerklich anſteigenden Pfade; auf der andern Seite hingegen muß man über einen ſchlimmen, ſteilen und ſehr holperigen Weg hinunterſteigen; eine Menge Schanzgräber, die der Armee von Bombay angehören, waren eben beſchäftigt, die Straße zum Uebergang der Artillerie brauchbar zu machen. Die Weſtern-Ghauts-Kette dehnt ſich von den Ufern des Taptee bis ans Kap Comorin aus, in einer zwiſchen dreißig und fünfzig Millen abwechſelnden Entfernung vom Meer; ſie iſt, wie die Andenkette im ſüdlichen Amerika, auf der Weſtſeite ſehr ſteil, während ſie auf der Oſtſeite ſich über einen ſanften Abhang unmerklich neigt.“

„In dem am Meeresufer gelegenen Dorf Pamvelle nahmen wir eine Barke, um in die Stadt Bombay zu gelangen, die auf einer Inſel ſteht. Im Ueberfahren machten wir bei der kleinen Elephanten-Inſel Halt, die in der Rhede von Bombay liegt, ſich dem Auge wie zwei nebeneinander ſtehende Hügel darſtellt und mit ſchönen Bäumen bewachſen iſt. Wir ließen uns nach der berühmten Grotte oder Höhle dieſer Inſel führen. Dieſelbe war durch eine große Mauer geſchloſſen, die mit einem Thor verſehen iſt, wozu ein alter Invalide, der Hüter des Denkmals, den Schlüſſel hat. Sie iſt nicht ſo geräumig und merkwürdig, wie die Höhlen von Ellora und Carli, mit denen ſie ſonſt Aehnlichkeit hat; das einzige Neue, was ich darin fand, war eine Bildſäule mit drei Köpfen, die vermuthlich Brahma, Viſhnou und Shiva vorſtellen ſollen.“

„Nachdem wir die Elephanten-Inſel beſichtigt hatten, kehrten wir zu unſerer Barke zurück, und gelangten in wenigen Stunden nach Bombay, wo wir beim Statthalter, Sir Evan Nepeen, der uns aufs freundſchaftlichſte empfing, Wohnung erhielten.“

„Am folgenden Tage beſuchte ich die Becken des Hafens. Sie wurden aus Granit im Jahr 1735 durch einen geſchickten Baumeiſter verfertigt, der dem Volke der Parſen angehörte, deſſen Nachkommen im fünften Geſchlecht noch gegenwärtig die Aufſicht der Werften führen, und dieſen Vorzug durch anererbte Geſchicklichkeit und Rechtſchaffenheit verdienen. Es werden

in Bombay nicht nur Kauffahrteiſchiffe, ſondern auch Fregatten und Linienſchiffe gebaut, die in keiner Hinſicht den in Europa verfertigten nachſtehen."

„Die Bevölkerung der Stadt Bombay beſteht zum Theil aus Parſen, deren Hautfarbe weißer iſt, als die der Eingebornen, obgleich nicht völlig ſo weiß, wie die der Europäer; ſie ſind großentheils gut erzogen und arbeitsfleißig, die meiſten ſprechen und ſchreiben auch Engliſch. Die Parſen ſind bekanntlich Anbeter des Feuers, und ihre Verehrung für dieſes Element geht ſo weit, daß ein Bedienter, den ich während meines Aufenthalts in Bombay gebrauchte, ſich weigerte, meine Kerze zu löſchen, und für dies Geſchäft jemand anders rief. Ihr Oberprieſter Moulah Feruz iſt ein kenntnißreicher Mann, welcher Orme's Geſchichte der indiſchen Kriege aus dem Engliſchen ins Perſiſche überſetzt hat. In kleiner Entfernung von Bombay ſteht der Tempel des Feuers, dieſes vorzüglichen Gegenſtandes der Verehrung der Parſen. Es iſt derſelbe ein kleines, ungefähr acht Fuß langes und fünf Fuß breites Gebäude, mit ſchrägem Dache und kleinen Gitterfenſtern, durch die der Rauch ſeinen Ausgang nimmt; es wird darin mit wohlriechendem Holz ein beſtändiges Feuer unterhalten. Ihren Begräbnißplatz habe ich nicht geſehen, weil ſie jeden Fremden davon ſorgfältig entfernt halten; hingegen verſicherten mich ſachkundige Perſonen, daß ſie keineswegs, wie behauptet worden iſt, ihre Leichen den Raubvögeln preisgeben."

„Die oſtindiſche Geſellſchaft beſitzt gegenwärtig in Bombay ungefähr vierzehn bewaffnete Fahrzeuge von ſechs bis ſechszehn Kanonen, welche den freien Verkehr zwiſchen Bombay, dem Golf von Perſien und dem rothen Meer gewährleiſten und die Kauffahrteiſchiffe längs der Küſte von Cutch gegen die Angriffe der Seeräuber ſchützen ſollen. Die, ſo heutzutage dieſe Gewäſſer gefährden, ſind Wehabis, welche auf der Südſeite des perſiſchen Meerbuſens wohnen. Ihre größte Niederlaſſung iſt in Ras Ul Kymer; ſie können ungefähr ſechszehntauſend Mann zuſammenbringen und beſitzen eine bedeutende Zahl Fahrzeuge, welche ſich der Ruder ſowohl als der Segel bedienen, und dadurch bei Windſtillen vor andern Schiffen einen bedeutenden Vorzug haben. Da ſie gewöhnlich mit zahlreicher und kühner Mannſchaft beſetzt ſind, ſo beſtreben ſie ſich möglichſt bald zu entern, und wenn ihnen dies gelingt, ſo entgeht ihnen ihre Beute auch nur ſelten; doch meiden ſie gewöhnlich Kriegsſchiffe und greifen nur Kauffahrer an, von denen ſie ſich eine reiche Beute verſprechen können. Ihr Hauptfeind iſt der Imaum von Muscat, deſſen großer Vortheil es erheiſcht, den Handelsverkehr in dieſen Gewäſſern zu beſchützen und der darum auch mit den Seeräubern beſtändigen Krieg führt."

„Am 8. Hornung 1818 ſchiffte ich mich auf dem Merkur, einem Fahrzeuge von hundert und achtzig Tonnen, ein, das mit zwölf Caronnaden und zwei Neunpfündern verſehen war, ſo daß ich von Kaperangriffen nichts zu beſorgen hatte. Unſere Ueberfahrt war glücklich; am 20. kamen wir durch die Meerenge von Bab-el-Mandeb, und am 21. warfen wir den Anker im Angeſicht von Mocha aus, welches gegenwärtig die Zwiſchenſtation von Aegypten und Indien iſt. Am 25. kamen wir neben zwei kleinen Eilanden vorbei, welche die Brüder hießen, und am 26. trafen

wir vor Coſſier oder Coſſeir, einem ägyptiſchen Hafen, ein. Coſſeir liegt auf einer völlig unfruchtbaren Küſte, auf der man nur Sandflächen und nackte Felſen, aber keine Bäume, nichts Grünes und keine Quellen ſieht. Die Stadt iſt ziemlich anſehnlich; die Häuſer ſind aus Lehm gebaut und umgeben ein kleines Fort, deſſen Mauern auf der Seeſeite mit zwei Kanonen beſetzt ſind. Das Haus des Statthalters zeichnet ſich vor den andern nicht aus. Indeſſen iſt Coſſeir ein nicht unwichtiger Seehafen; das Getreide und andere Lebensmittel, welche die Städte von Mekka und Juddah, ſo wie überhaupt das weſtliche Arabien, aus Aegypten ziehen, gehen durch Coſſeir; und hier ſchiffen ſich auch die Pilger aus der ganzen Barbarei und aus Aegypten ein, die nach Mekka ziehen.“

„Sobald ich in Coſſeir angekommen war, verfügte ich mich zu dem Statthalter, Mehemed Effendi, um ihn zu befragen, ob ich ohne Gefahr durch die Wüſte nach Khenné am Nil reiſen könne, und wie viel Zeit ich dazu nöthig hätte? Er antwortete auf meine erſte Frage, daß in allen unter der Herrſchaft des Paſcha von Aegypten, Mehemed Ali, ſtehenden Ländern ein Reiſender ſeine Goldbörſe auf die Landſtraße niederlegen könnte, ohne daß er fürchten müßte, es werde ein Vorübergehender ſich daran vergreifen. Hinſichtlich der zweiten Frage ſagte er, es wäre möglich, in ungefähr ſechsunddreißig Stunden nach Khenné zu kommen, weil ich aber an den Gang des Kameels nicht gewöhnt ſei, ſo werde ich mehr brauchen. Er übernahm es, mir ſieben Kameele zu verſchaffen, deren ich für mich ſelbſt und mein Gefolge bedurfte. Dieſes beſtand aus einem Mauren von Tanger, welcher Mehumed hieß, ſich in England, Spanien und Frankreich aufgehalten hatte und mir als Dolmetſcher diente, aus drei türkiſchen Soldaten, einem Araber und einem Neger. Mit dieſen Begleitern trat ich am 26. März bei Anbruch der Nacht den Weg an, und bald befand ich mich mitten in der Wüſte. Wir machten nicht eher Halt bis zwei Uhr nach Mitternacht; jedoch mußte ich mehrmals vom Kameel abſteigen und zu Fuß gehen, um mich von der angreifenden und ermüdenden Bewegung des Thieres zu erholen. Nach kurzem Halt ſetzten wir unſern Weg fort; bald ward es Tag, und ich konnte jetzt die Landſchaft, welche wir durchzogen, in Augenſchein nehmen. Es iſt eine ausgedehnte Sandebene, worin viele Felsſtücke zerſtreut liegen, welche eine ſenkrechte Höhe von zwanzig bis hundert Fuß und die ſeltſamſten und mannigfaltigſten Geſtaltungen haben. Der Weg ſchlängelt ſich zwiſchen dieſen Felsblöcken und führt nirgends über irgend eine Anhöhe. Zur Rechten und zur Linken trägt alles den Karakter der Zerſtörung an ſich; keine Pflanze, keinen Bach, keine Quelle trifft man an; an zwei oder drei Orten nur haben die Kameelführer, welche ſich dieſer Straße bedienen, kleine Ziſternen gegraben, in denen der Reiſende ſchlechtes Waſſer in geringer Menge findet. Es iſt allerdings wahrſcheinlich, daß, wofern man etwas tiefe Brunnen in den Felſen graben wollte, man Waſſer, wo nicht im Ueberfluß, doch in hinreichender Menge fände. Dies Unternehmen wäre um ſo nützlicher, als die Straße zwiſchen Coſſeir und Khenné ſehr viel gebraucht wird; in den drei Tagen, welche wir darauf zubrachten, begegneten uns mehrere mit Lebensmitteln und Kaufmannsgütern beladene Karawanen. Wir kamen durch verſchiedene

Engpäſſe, die vormals ſehr gefährlich waren, und unſre Begleiter erzählten uns, wie öfters hier durch Beduinen-Araber ganze Karawanen, wenn ſie auch eine zahlreiche Militärbedeckung hatten, überfallen und beraubt wurden; ſie ſetzten hinzu, die ſtrenge Verwaltung des Paſcha von Aegypten habe dieſem Räuberunfug ein Ende gemacht.“

„Am 28. früh hatte ich endlich die felſigte Gegend zurückgelegt und war in eine flache Ebene gekommen, die mit graulichtem Sande, welcher ſchmutzigem Schnee glich, überzogen war. Gegen Abend erreichten wir das Ende der Wüſte, und alsbald erblickte ich, ſtatt unfruchtbarer Felſen und dürrem Sand, zahlreiche, mitten unter Gerſtenfeldern ſtehende Dörfer, ſchöne, mit Heerden beſetzte und von Palmbäumen beſchattete Weiden. Man kommt alſo ohne einigen Uebergang aus der Wüſte auf das fruchtbarſte Land. Die Grenze der Nilüberſchwemmung iſt es, die dieſe Scheidungslinie bildet; das von dem Fluß nicht beſpülte Land iſt keines Anbaues fähig, während dasjenige, welches einige Monate des Jahres vom Nilwaſſer überdeckt wird, an Fruchtbarkeit keinem andern nachſteht.“

„Am 29. früh traf ich in Khenné ein, und weil ich mich in der Nähe der Ruinen des Iſis-tempels von Dendera befand, ſo wollte ich nicht weiter reiſen, ohne dieſelben beſucht zu haben. Ein zu Konſtantinopel geborner und ſeit einigen Jahren in Khenné angeſiedelter Engländer, Hr. Robert Anderſon, war ſo gefällig, mich zu begleiten. Ein großer Theil der Mauern, Thüren und Säulen dieſes Tempels, deſſen Inneres, wie es ſcheint, in mehrere Zimmer abgetheilt war, ſteht noch aufrecht; und obgleich der Zerſtörungseifer der Muſelmänner bemüht geweſen iſt, die Bildhauerwerke, welche lebendige Geſchöpfe darſtellen, zu verſtümmeln, ſo ſind doch noch eine Menge gut erhaltene halb erhabene Werke (bas-reliefs) übrig, die ohne Zweifel verdienen gezeichnet und bekannt gemacht zu werden. In einem der Vorzimmer bewunderte ich ein blau und gelb gemaltes Getäfel, deſſen Farben, ihres hohen Alters ungeachtet, noch ſo friſch und glänzend ausſahen, als wären ſie von geſtern her. Es iſt Schade, daß der um den Tempel und in ſeinem Innern angehäufte Schutt ihn gutentheils bedeckt. Das köſtliche Denkmal könnte mit geringem Aufwand geräumt werden, und es iſt zu wünſchen, daß die Ruhe, deren Aegypten unter Mehemed Ali Paſcha genießt, für dieſe Arbeit möge benutzt werden.“

(Der Beſchluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Italien.

Allgemeine Bemerkungen. — Die Orazione ritrovata nel S. Sepolcro di nostro Signor.

— — Ach, das herrliche Italien! Es iſt unter allen Ländern Europens der Apollo, der ewige Jüngling! Hier gibts nichts Neues. Alles iſt beim Alten; die Ruine von Rom, wie der Menſchengeiſt. Hier iſt nichts alternd; denn das Alter wird doch gewöhnlich zu etwas Neuem reif, wenigſtens zur Verwandlung. Das iſt hier der Fall nicht. Ich empfehle Ihnen zum Nachleſen über Italiens neueſten Zuſtand Büſchings Geographie, erſte Ausgabe vom Jahr 1750—1760. Unerhebliche Kleinigkeiten ausgenommen, findet man jedes auf dem vorigen Platz, nur nicht das — Geld; und daher auch nicht Genua und Venedig mit aufgerichtetem Haupt mehr. In den venezianiſch-lombardiſchen Landſchaften walten aber deutſche Ordnung, Häuslichkeit und Zucht von oben herab, wie ehemals. In den päbſtlichen Staaten bewegt ſich männiglich in herkömmlicher Weiſe, inclusive das Raubgeſindel. Im Neapolitaniſchen gilt nur das Neapolitanerthum. Nun wiſſen Sie Alles. Fragt man: Come stà? ſo antwortet jeder: Stà bene. Wer nicht ſo antwortet, iſt ein Bonapartiſt, Muratiſt, Atheiſt, Kalviniſt, Carbonaro.

Mit Ausnahme einiger Werke von und für Gelehrte wird hier nichts Neues geleſen; überhaupt nicht viel geleſen. Die Gebete weiß man auswendig. Die Zeitungen ſind wohlzenſirt. Wäre es doch überall ſo; man hätte tauſend Verdruß weniger! — Und warum kanns denn nicht überall ſo ſein? Ich erkläre geradezu, all' unſer Unheil ſtammt aus dem Londoner Parlement und den Pariſer Kammern. Wären dieſe einmal durch einen miniſteriellen Staatsſtreich beſeitigt, ich wette, die goldne Zeit des Mittelalters ſtände wieder in Europa ſo zierlich da, wie in Veit Webers Ritterromanen. Die Völker lebten wieder in der vormaligen, ſeligen Iſolirung und wüßten kein ſterbendes Wörtchen von einander, bis es den Kabinetten einmal gefiele, wegen einer Erbſchaft oder andern ähnlichen, das Wohl der Menſchheit betreffenden Sache ſie gegenſeitig auf die Schlachtfelder zu führen. —

Diejenige Druckſchrift, welche mir zufällig am meiſten zu Geſicht kam, ſchicke ich Ihnen hier. Es iſt die Copia di una razione ritrovata nel S. Sepolcro di nostro Signor Gesù Cristo in Gerusalemme, la quale sonervò da Sua Santità, e da Carlo V ne loro oratori in cassa d' argento. Sie iſt gedruckt, wie ſie ſehen, zu Napoli nella Stamperia di *Severino*, und zwar con permesso de' Superiori.

Es iſt ein karakteriſtiſches Aktenſtück zur Sittengeſchichte des neunzehnten Jahrhunderts, daher füge ich Ihnen meine wörtliche Ueberſetzung bei. Sie lautet alſo:

„Die heil. Eliſabeth, Königin von Ungarn, die heil. Mathilde und die heil. Brigitte ver-

langten einige nähere Umſtände von dem Leiden Jeſu Chriſti zu vernehmen, und thaten deswegen beſondere Gebete, worauf ihnen Jeſus Chriſtus erſchien, und jeder von ihnen folgendermaßen erzählte:"

„Meine geliebten Dienerinnen, ſo wiſſet denn, daß der bewaffneten Soldaten anweſend waren 125. Diejenigen, welche mich gebunden fortſchleppten, waren an der Zahl 23. Der Vollzieher der Juſtiz waren an der Zahl 33. Fauſtſchläge wurden mir auf den Kopf 30 gegeben. Um mich beim Garten von der Erde aufzurichten, empfing ich 105 Stöße. Der Schläge mit den Fäuſten gegen Kopf und Bruſt waren 108; Hiebe auf die Schultern 80. Weggezerrt am Seil und bei den Haaren ward ich 23 mal; ins Geſicht geſpuckt 30 mal. Schläge bekam ich 6666; Wunden am Leib 110; Löcher im Kopf 100. Am Kreuz gaben ſie mir 1 Todesſtoß. Zu einer Zeit ſtieß ich 129 Seufzer aus. Beim Bart geſchleppt und gezupft wurde ich 23 mal. Dornenſtiche am Haupt waren 100; tödtliche Dornen auf der Stirn 3. Speichelflecke im Geſicht 150. Wunden, die ich empfing, waren 1000. Soldaten, die mich führten, waren 108. Gerichtet haben mich 3. Blutstropfen, die von mir floſſen, waren 3 Millionen achttauſend vierhundert und dreißig."

„Wer täglich ſieben Pater Noster und Ave Maria binnen zwölf Jahren betet, um damit der Zahl der Blutstropfen, die ich vergoß, gleichzukommen, dem gewähre ich fünf Gnaden."

„Die erſte, volle Indulgenz und Erlaſſung der Sünden."

„Zweitens ſoll er von der Strafe des Fegfeuers frei ſein."

„Drittens, wenn er vor dem Verlauf der zwölf Jahre ſtürbe, ſoll es gelten, als wenn er ſie vollgemacht hätte."

„Viertens ſoll er gelten wie ein Märtyrer und als wenn er ſein Blut für den heiligen Glauben vergoſſen hätte."

„Fünftens will ich vom Himmel herab auf die Erde für deine Seele ſorgen und für die deiner Verwandten bis in das vierte Geſchlecht."

„Wer dieſe Worte (orazione) bei ſich trägt, ſoll nicht durch Erſäufung oder Erſtickung ſterben, oder eines böſen, oder eines plötzlichen Todes. Er iſt ſicher vor anſteckender Seuche, vor dem Blitz; er ſtirbt nicht ohne Beichte; er iſt geborgen vor ſeinen Feinden und vor der Gewalt der Juſtiz (e del poter della giustizia) und vor allen ſeinen Gegnern und vor falſchen Zeugniſſen."

„Die Frauen, welche bei der Entbindung nicht gebären können, wenn ſie dieſen Zettel tragen, werden ſchnell entbunden und gehn aus aller Gefahr."

„Wer dieſe Rede im Hauſe hat, da werden keine Verrätherei noch andere ſchädliche Dinge ſtatt finden, und vierzig Tage vor ſeinem Tode wird er die allerſeligſte Jungfrau Maria ſehn."

„Ein gewiſſer Hauptmann ſah auf der Reiſe einen vom Rumpf getrennten Kopf. Dieſer Kopf redete ihn alſo an: Weil Ihr doch nach Barcellona reiſet, ſo ſchicket mir einen Beichtiger, dem ich beichten könne. Es ſind ſchon drei Tage, daß ich von Räubern und Mördern getödtet

bin; kann aber nicht ſterben, bis ich gebeichtet habe. Da nun der Hauptmann den Beichtiger herführte, beichtete der lebendige Kopf und dann ſtarb er, und man fand bei ihm dieſe Rede des Herrn.“

„Dieſe Rede iſt approbirt von verſchiedenen Tribunalien der heiligen Inquiſition und von den Königen von Spanien.“

„Man ſoll alſo die ſieben Pater und Ave für gebenedeite Seelen beten und für ſolche, die einem am meiſten am Herzen liegen.“

„Neapel 1815. In der Druckerei von Severino. — Mit Erlaubniß der Obern.“

Wie wird Ihnen beim Leſen ſolcher Dinge zu Muth? Was ſagen Sie zu einem Volke, das noch dergleichen annimmt? Was zu einer Geiſtlichkeit, die noch dergleichen gibt oder billigt? Was zu der Maxime, die Werke geiſtvoller Männer zu zenſiren; Schriften, in welchen dem Volke geſunde Wahrheiten gegeben werden, zu unterdrücken, und ſtatt deſſen mit Erlaubniß der Obern Blätter auszuſtreuen, welche, zum Verderben der Religioſität, die roheſten Lügen zur Nahrung des roheſten Aberglaubens enthalten?

Bibliographiſche Anekdote.

Plantin war aus der Gegend von Tours gebürtig. Von der Glücksgöttin ſelbſt übel bedacht, kam er nach Antwerpen, und gewann ſeinen Unterhalt dadurch, daß er, und zwar mit vieler Geſchicklichkeit, in einer kleinen Bude Schachteln von Pappendeckel und andere ſolche Kleinigkeiten verfertigte. Eines Abends, als er dem Meere nach über den Platz ging, erhielt er ganz unverſehens einen Dolchſtich in den Unterleib, der ihm eine gefährliche Wunde verurſachte. Er hatte den Meuchelmörder erkannt; es war ein reicher junger Antwerper. Plantin erklärte ihm, daß er ihn wegen des frevelhaften Angriffes vor den Gerichten verfolgen werde. Der junge Herr aber kam zu ihm in die Bude und betheuerte, daß er niemals die Abſicht gehabt, ihn zu beſchädigen, ſondern durch einen kläglichen Mißgriff, ſtatt eines Nebenbuhlers, an dem er ſich hätte rächen wollen, ihn verwundet habe. Plantin blieb unerbittlich, und erſt nachdem der Vater des jungen Menſchen auch noch mit ſeinen flehentlichen Bitten ins Mittel getreten, ließ er ſich bereden, ſich gegen Ausbezahlung einer ſehr beträchtlichen Summe Geldes der gerichtlichen Prozedur zu mäßigen. Gleich nach ſeiner Geneſung kaufte er alsdann aus der erhaltenen Baarſchaft ein Haus, errichtete eine Buchdruckerei, und begann jene Arbeiten, durch welche er einſt ſo berühmt werden ſollte. Nach Verfluß von einigen Jahren ward ſein Haus für die Wichtigkeit ſeiner Unternehmungen zu klein erfunden, und er kaufte auf dem Platze des Freitagsmarktes ein andres, ſehr ſchönes, wo ſich noch gegenwärtig ſeine Buchdruckerei in den Händen ſeiner Nachkommen, der Herren Moretus, befindet. H.

Digitized by Google

Inhalt.

Eines deutſchen Wanderers Blätter von den Südoſtküſten Spaniens, geſchrieben im Spätjahr 1819. S. 49
Schreiben des Hrn. Joſeph Wolf zur Rechtfertigung ſeines Uebertritts von der katholiſchen zur evangeliſchen Kirche. — Schreiben des Hrn. Kardinals Litta an denſelben. — 69
Das Tagebuch der Reiſe des britiſchen Oberſtlieutenants Fitz Clarence durch Indien und Aegypten in den Jahren 1817 und 1818. — 75
Mannigfaltiges. Aus Italien: Allgemeine Bemerkungen. — Die Orazione ritrovata nel S. Sepolcro di nostro Signor. — 94
Bibliographiſche Anekdote. — 96

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint monatlich ein Heft, jedesmal ſechs bis ſieben Bogen ſtark, nebſt einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang beſteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht beſonders erlaſſen werden, ſondern das Abonnement iſt für einen ganzen Jahrgang feſtgeſetzt; dafür iſt der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheiniſch, und in Norddeutſchland franko Leipzig 7 Rthlr. ſächſiſch. — Jede gute Buchhandlung in Deutſchland und in der Schweiz, ſo wie alle Poſtämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Beſtellungen darauf an; die Verſendungen der Hefte geſchehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterariſche Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinſte Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreiſes dieſer Zeitſchrift. Beiträge für dieſelbe können unter der Adreſſe des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Poſt eingeſandt werden; in weiterer Entfernung können ſolche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem beſondern Couvert verſehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Verſendungen an mich abgehen, wo ſolche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Ueberlieferungen

zur

Geſchichte unſerer Zeit.

Jahrgang 1820.

März-Heft.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Parga und ſeine Bewohner, von Deboſſet, britiſchem Kommandanten von Parga.

Parga iſt eine kleine, an der Küſte von Epirus befindliche, mit Mauern umgebene und auf einem kegelförmigen Felſen, den das Meer von drei Seiten beſpült, erbaute Stadt. Zwei ihr zur Seite ſtehende Buchten dienen zum Aufenthalt kleiner Fahrzeuge. Eine Art von Zitadelle iſt die Wohnung des Befehlshabers.

Die weite und ſchöne Ausſicht der Stadt dehnt ſich über ihr Gebiet nach den Gebirgen Albaniens aus, und umfaßt einen großen Theil des joniſchen Meeres. Links entdeckt das Auge die Inſel Santa Maura, den berühmten leukadiſchen Felſen und die Berge von Cephalonien. Rechts zeigen ſich, in der Entfernung von zwölf Millen, die Inſeln Paxo und Antipaxo. Das der Stadt zuſtehende Gebiet dehnt ſich nur auf zwei bis drei Millen aus, und ihre Geſammtbevölkerung beträgt nicht volle viertauſend Einwohner. Ein ſteiler Berg begrenzt dies Gebiet und trennt es von dem des Ali Paſcha.

Parga ward allezeit als den joniſchen Eilanden zugehörend und als ein ihnen, und voraus der Inſel Corfu, wichtiger Militärpoſten angeſehen; man nennt es das Auge oder das Ohr dieſer Inſel. Der Arbeitsfleiß der Einwohner und die vielen Waſſerbäche, welche das Land durchſchneiden, haben das Gebiet von Parga zu einer anmuthigen Gegend gemacht. Luft und Waſſer ſind geſund; Orangen, Zitronen und Biſamzitronen (cédrats) wachſen daſelbſt im Ueberfluß; die letztern ſind ein bedeutender Handelsartikel. Der höherliegende Theil der Landſchaft iſt mit Olivenbäumen, Eichen, Platanen und Zipreſſen bewachſen.

Mehrere Erdbeſchreiber melden übereinſtimmend, der Fluß, welcher ſich eine halbe Mille von Parga ins Meer ausmündet, ſei der Cocytus der Alten. Man begreift nicht leicht, wie die Dichter dazu kamen, das plutoniſche Reich in eine ſo reizende Gegend zu verlegen; allein die Nachbarſchaft des Acheron macht allerdings wahrſcheinlich, es ſei jener kleine Fluß in der That der Cocytus. Er nimmt ſeinen Lauf zwiſchen Felſen durch enge Thäler und bildet mehrere Kaskaden, ehe er das am Meer gelegene, mit Orangen-, Zitronen- und Fruchtbäumen aller Art bepflanzte Thal bewäſſert. Das Waſſer des Cocytus iſt weißlicht und mit einem Kalkſtoff beladen, der durch ſeinen Niederſchlag auf den Felſen einen alabaſternen Tuff, dem von Tivoli ähnlich, bildet.

Wahrſcheinlich haben die Alten eine ſo vortheilhafte Lage, wie diejenige der Landſchaft Parga iſt, nicht unbenutzt gelaſſen; inzwiſchen findet man weder Ruinen noch Münzen, die dem Alterthumsforſcher Aufſchlüſſe geben könnten. Einzig nur am rechten Ufer des Cocytus

ſind einige römiſche Alterthümer gefunden worden, ſo wie auch etliche Münzen des öſtlichen Kaiſerreichs.

Die Parganioten haben allezeit mit den Türken in Fehde gelebt; ſie ſind tapfer und kriegeriſch; ſie zeichnen ſich durch ihre Nüchternheit aus und erreichen ein hohes Alter. Die Männer ſind groß und ſtark. Ihre Tracht iſt die der Griechen auf den Inſeln, ein geſticktes Kamiſol, weite blaue Pantalons und eine rothe Mütze. Sie tragen Backenbärte, und ſind gewöhnlich mit einer Flinte, zwei Piſtolen, einem Säbel und einem Dolche bewaffnet. Ihre Weiber ſind hübſch. Sie tragen ein ſeidenes oder tuchenes, geſticktes oder mit Goldſchnur eingefaßtes Leibchen, einen Rock mit Falten, und eine rothe Doppelſchnur, die durch ihre Haarflechten gezogen wird, und dieſe gefällig und nach antiker Sitte emporhält. Wenn ſie ausgehen, ſo decken ſie den Kopf mit einem farbigten Tuch.

Von ihren Nachbarn, den Albaniern, unterſcheiden ſich die Parganioten durch Sprache wie durch Sitten. Ihre Verhältniſſe zu den Venezianern und zu den Inſeln erklären dieſen Unterſchied, welchen auch ſchon die ungleiche Abſtammung begreiflich machen würde. Sie üben Gaſtfreundſchaft, und eine der Urſachen, um deren willen Ali Paſcha ſie haßt und längſt nach dem Beſitz ihres Ländchens geſtrebt hat, iſt dieſe, daß Parga jederzeit den Schlachtopfern ſeiner Tirannei als Zufluchtſtätte gedient hat. Der Schutz, welchen die Parganioten den von dieſem Paſcha verfolgten Sulioten zu Theil werden ließen, könnte allein ſchon ihr diesfallſiges Verdienſt begründen.

Landbau und Schiffahrt ſind ihre Hauptbeſchäftigungen. Sie pflanzen Reben an den Hügelabhängen und bereiten einen ziemlich guten Wein, den ſie nebſt Baumfrüchten ihren Nachbarn zuführen. Von Korn und Mais ärnten ſie kaum die Hälfte ihres Bedarfs. Flachs pflanzen ſie für den eigenen Gebrauch, und Tabak theils für ſich, theils zur Ausfuhr. Dieſer iſt ſehr geſucht; aber Oel, Zitronen, Orangen und Cedrats ſind die wichtigſten Handelserzeugniſſe. Sie werden von Ali Paſcha's Unterthanen gekauft, und nur die Cedrats gehen nach Trieſt. Man pflückt ſie noch grün und unreif, ehe ſie die Größe einer Zitrone erreicht haben, und verpackt ſie alsdann ſorgfältig. Sie werden meiſt von den Juden verbraucht, denen ihre Religion dies in einer gewiſſen Jahrszeit zur Pflicht macht. Wenn die Preiſe in Trieſt allzuniedrig ſind, gehen ſie auch nach Polen.

Es befinden ſich auf dem Gebiet von Parga ein Dutzend Mühlen, deren ſich die Paxonioten öfters bedienen, weil ihre Inſel nur Windmühlen hat, die bei ſtiller Luft unbrauchbar ſind. Eben ſo hat Paxo einen Theil des Jahres Mangel an Waſſer und muß ſich dieſes von Parga holen.

Die Parganioten beſuchen die italieniſchen Städte, wo ſie als Kaffeewirthe oder im Dienſt von Speiſewirthen ihr Brod ſuchen. Mit dem Erſparten kehren ſie in ihre Heimath zurück. Die Fiſcherei iſt an dieſer Küſte unbedeutend, und der größte Theil des Fiſchbedarfs kommt aus der Bucht von Phanari an der Mündung des Acheron.

Die Parganioten bekennen ſich zur griechiſchen Religion und ſie haben einen Proto-Papa. Zu den Zeiten der Venezianer kam der Biſchof von Paramithia in Albanien jährlich zum Beſuche nach Parga. Seit Paramithia an die Botmäßigkeit des Ali Paſcha überging, wird die Gerichtsbarkeit des Biſchofs nicht länger anerkannt. Die verſchiedenen Kriegsvölker, welche einander in der Beſatzung von Parga ablöſeten, hatten nur geringen Einfluß auf die Sitten der Einwohner. Dieſe bleiben ihrer gewohnten Lebensweiſe treu. Die Frauen ſind ehrbar, obgleich ſie vieler Freiheit genieſſen. Unter den Landesgewohnheiten befindet ſich eine, die der Auszeichnung werth erſcheint. Wenn ein Jüngling ſich um eine Tochter bewirbt, und die beiderſeitigen Aeltern dazu ihre Einwilligung geben, ſo wird die Braut ins Haus ihres künftigen Schwiegervaters zu einſtweiligem Aufenthalte geführt. Von beiden Seiten beſtrebt man ſich, das neue Verhältniß einander angenehm zu machen. Auf dieſe Art wird ein Probejahr verlebt, nach deſſen Abfluß alsdann erſt die Religion die beabſichtigte Verbindung heiligt. Die Eheleute erhalten dadurch hinlängliche Zeit, um ſich einander genau kennen und werthen zu lernen. Findet der eine Theil vor Abfluß des Jahres gute Gründe, um die Verbindung abzubrechen, ſo macht ſeine Familie dieſelben geltend. Man verhandelt die Sache und erklärt ſich gegenſeitig. Der Protopapa verſammelt einen Familienrath, worin nach reiflicher Ueberlegung die Entſcheidung gefaßt wird. Bemerkenswerth iſt, daß dieſe Trennungen nach Abfluß des Probejahres ſelten ſind, und wenn ſie geſchehen, ſo ſind die Verlobten gewöhnlich im Fall, eine ihnen angemeſſenere Verbindnng einzugehen.

Eine Mille auſſer der Stadt liegt eine Brunnquelle, zum St. Trifon genannt, wo ſich die Frauen ihren täglichen Waſſervorrath holen. Sie ſehen dieſen Gang zum Brunnen als eine nützliche Bewegung an, und es würde ſchwer halten, ſie auf dieſes Vergnügen verzichten zu machen. Die Gruppen der Frauen, mit den zierlich geformten Waſſerkrügen auf ihren Köpfen, am Brunnen oder wo ſie ſich auf dem Wege in den Oliven- und Orangen-Wäldern kreuzen, gewähren einen ſehr maleriſchen Anblick.

Die Parganioten beſitzen ein aufgewecktes Naturell. Bei ihren Hochzeiten, Taufen und übrigen Feſten wird allezeit getanzt. Der romanſche oder kreiſende Tanz, den ſie mit allen Griechen gemein haben, iſt der, den ſie am meiſten lieben. Es darf dies Volk nicht mit den fleißigſten Völkern des Nordens verglichen werden; aber gegen ihre Nachbarn gehalten und mit Hinſicht auf ihren fruchtbaren Boden und ihr mildes Klima, zeichnet ſich der Arbeitsfleiß der Parganioten immerhin vortheilhaft aus. Ihr kleines Gebiet gewährt einen höchſt freundlichen Anblick, während die umliegende Landſchaft öde und unfruchtbar erſcheint. Man erblickt anders nichts, als eine verödete Gegend, die einigen Heerden zum Aufenthalte dient, deren Hirten elende Sklaven ſind. Die Ueberbleibſel einiger Dörfer bezeugen dem Reiſenden, daß einiger Wohlſtand im Lande vorhanden war, ehe der Paſcha von Joanina ſein grauſamer Gebieter ward. Seit dem Untergange Venedigs wurden die Bewohner des von ihm eroberten Landes

ihrem Geburtsorte entriſſen, und nach den innern Landesgegenden verſetzt, wo ſie durch Krankheit, Kummer und Elend meiſt umkamen.

Folgendes iſt eine kurze Ueberſicht der Geſchichte von Parga.

Vor Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts ſtand die Hauptſtadt der Parganioten auf dem Berge, wo jetzt die Trümmer von Paleo-Parga befindlich ſind. Die Anarchie, welche den Untergang des öſtlichen Kaiſerreichs herbeiführte, zwang die Parganioten, ſich einen, gegen die Ueberfälle der Nachbarn beſſer geſicherten Aufenthalt zu ſuchen. Sie verſetzten darum ihre Wohnungen auf den Felſen, welcher ſeither die Feſtung Parga trägt. Im Jahr 1401 begaben ſie ſich unter den Schutz von Venedig, das bereits im Beſitz der joniſchen Inſeln und im ganzen Morgenlande gefürchtet war. Sie hielten ſich tapfer und treu, und erwarben dadurch Vorrechte, die ihnen im Jahr 1447 bewilligt wurden, und die ſie bis zum Untergang des Freiſtaats beibehalten haben. Im Jahr 1500 ward Parga von den Türken erobert, verbrannt und wieder verlaſſen. Die Einwohner bauten die Stadt von neuem auf, und im Jahr 1571 ward ſie durch die Venezianer befeſtigt. Im darauf folgenden Jahrhundert riefen auch die Bewohner der umgelegenen Landſchaft Venedigs Schutz gegen die Bedrückungen der Türken an, und verſchiedene Dörfer wurden nach und nach mit Parga vereinbart; allein der Paſcha von Albanien benutzte das ſpätere allmälige Sinken der venezianiſchen Macht, indem er jene Dörfer, eines nach dem andern, wieder an ſich riß, dieſelben zerſtörte und ihre Einwohner zerſtreute.

Ein Edelmann aus Corfu reſidirte als Abgeordneter der Regierung von Venedig und als ihr Statthalter in Parga; allein die Parganioten wählten ſelbſt ihre Magiſtrate und hatten ihren eigenen Rath. Neben andern Vorrechten genoſſen ſie das der Befreiung von allen Auflagen, ſo wie von allen Ein- und Ausgangs-Zöllen der Waaren und eine gänzliche Kulturfreiheit. In ihrem Verkehr mit den joniſchen Inſeln zahlten ſie nur die Hälfte der gewohnten Abgaben.

Die Beſatzung der Feſtung beſtand aus einer italieniſchen oder ſlavoniſchen Kompagnie, unter dem Befehl des Statthalters. Die Parganioten waren nicht, gleich den Inſelbewohnern, in die Militärregiſter eingeſchrieben, aber jeder von ihnen war Soldat, und ward in dieſer Eigenſchaft öfters zur Vertheidigung des Landes berufen. Die Beſatzung nahm an dieſem kleinen Krieg keinen Theil. Wenn der Statthalter ſich untreue Verwaltung zu Schuld kommen ließ, ſo ward er von den Parganioten als Gefangener ſo lange zurückbehalten, bis ſie in Corfu, wo der venezianiſche General-Statthalter reſidirte, Genugthuung erhalten hatten.

In den Kriegen, welche Venedig gegen die Türken führte, kam Parga öfters ins Gedränge, erhielt jedoch allezeit ſeine Freiheit wieder. Beim Untergang des venezianiſchen Freiſtaats im Jahr 1797 theilte Parga das Schickſal der joniſchen Inſeln, und ward, in Gemäßheit des Friedensſchluſſes von Campo-Formio, durch die Franzoſen beſetzt. Nachdem Bonaparte's ägyptiſcher Feldzug die Pforte bewogen hatte, Frankreich den Krieg zu erklären, ſuchte Ali, der Paſcha von Albanien, ſich der venezianiſchen Beſitzungen des Feſtlandes zu bemächtigen.

Im Jahr 1798 überfiel er die Stadt Preveſa und ließ ihre Einwohner grauſamer Weiſe niedermachen. Dadurch hoffte er die Parganioten zu ſchrecken, denen er wiederholt ſchrieb, um ſie aufzufordern, die Franzoſen zu vertreiben und ſeine Oberherrſchaft zu anerkennen. Er empfing aber nur abſchlägige Antworten. Die Einwohner erklärten den Franzoſen, ſie ſeien entſchloſſen, ſich gegen die Türken zu vertheidigen; allein jene, welche den gleichzeitigen Angriff der Türken und der Ruſſen fürchteten, zogen ſich nach Corfu zurück, und die in Zante eintreffenden Ruſſen verhießen den Parganioten ihren Schutz. Die Türken und Ruſſen, welche gemeinſam die Franzoſen von den joniſchen Inſeln vertrieben hatten, ſchloſſen im Jahr 1808 einen Vertrag, welcher dieſe Eilande, unter dem Schutz der Türkei und Rußlands, als unabhängigen Staat erklärte. Der nämlich Vertrag übergab dann auch Venedigs Beſitzungen auf dem Feſtlande unter nachfolgenden Bedingungen an die Türken: den Einwohnern ſollte der freie und öffentliche Religionskultus zugeſichert bleiben; ſie ſollten zu keinen mehrern Abgaben angehalten werden, als ſie den Venezianern bezahlt hatten; ſie ſollten ihre eigenen Geſetze und Uebungen beibehalten, und endlich ſollte keinem Muſelmann geſtattet ſein, ſich auf ihrem Gebiet niederzulaſſen oder Grundſtücke anzukaufen.

Drei vormals venezianiſche Städte, Bucintro, Preveſe und Vonitza, erhielten, in Folge dieſes Vertrags, türkiſche Beſatzung. Die Parganioten hingegen weigerten eine ſolche anzunehmen. Sechs Monate widerſtanden ſie dem Ali Paſcha, gegen den ſie endlich auch durch Abgeordnete in Konſtantinopel Schutz ſuchten. Die Dazwiſchenkunft des Miniſters der ſieben Inſeln verhalf ihnen zur Gewährung ihres Geſuchs. Es ward ihnen ein Bey geſandt, deſſen Gegenwart ſie beſchützen ſollte. Dieſer Bey war der einzige Muſelmann, der bis zum Jahr 1806 in Parga wohnte, welches ſich demnach denn auch bis dahin in der That unabhängig erhalten hatte.

Als der Krieg zwiſchen Rußland und der Pforte ausgebrochen war, benutzte Ali Paſcha den Vorwand der Beſorgniß, es möchten die Ruſſen ſich Preveſa's und der übrigen Städte bemächtigen, um eine völlig militäriſche Verwaltung einzuführen. Er forderte neue Abgaben, bemächtigte ſich des Eigenthums der Einwohner, um Türken damit zu beſchenken, verfügte willkührlich über die perſönliche Freiheit der Bürger, und verletzte den Vertrag von 1800 in allen Beziehungen. Die Parganioten, welche ein gleiches Schickſal befürchteten, ſuchten und erhielten nun den Schutz des ruſſiſchen Admirals, der ihnen Beſatzung ſandte.

In Kraft des Tilſiter Vertrags von 1807 wurden die joniſchen Inſeln von den Türken geräumt und an Frankreich abgetreten. Bonaparte's Abſichten auf die Levante machten es ihm wichtig, ſich Ali Paſcha's Freundſchaft zu erwerben, den er als Werkzeug ſeiner Plane brauchen konnte. Der General-Gouverneur von Corfu, Cäſar Berthier, ward demnach beauftragt, ſich mit dieſem Paſcha in gutes Vernehmen zu ſetzen, und ihm nöthigenfalls Gefälligkeiten zu erweiſen. Dem Ali lag die Erwerbung von Parga fortdauernd am Herzen; er ließ durch einen Abgeordneten den General Berthier um die Abtretung dieſer Feſtung, wie der Vertrag von

1800 ſie ihm zuſicherte, erſuchen. Der franzöſiſche General war überraſcht und im Begriff, dem Anſuchen zu entſprechen, als der Magiſtrat von Parga ihn mit dem wahren Verhalt der Sachen noch zu rechter Zeit bekannt machte. Er ſchlug nun dem Ali ſein Begehren ab, verlegte franzöſiſche Beſatzung nach Parga, und Bonaparte hieß ſein Verfahren gut. Bis 1814 bildeten ungefähr dreihundert Franzoſen die Beſatzung dieſer Stadt. Die damaligen Unfälle der franzöſiſchen Heere regten in Ali neue Hoffnungen auf. Er näherte ſich mit ſeinen Truppen dem Gebiete von Parga, und ſtellte an den in Corfu reſidirenden franzöſiſchen General-Gouverneur Donzlot das Begehren, ihm das kleine, auf einem nahe bei Parga befindlichen Hügel gelegene Dorf Aia abzutreten. Als der franzöſiſche General dies zu thun weigerte, bemächtigte jener ſich des Dorfs und ließ Parga durch einen Bey, welcher ſein Neffe war, angreifen. Die Parganioten vertheidigten ſich tapfer. Der Bey kam im Handgemeng um, und Ali Paſcha ließ ihm in Aia ein Denkmal errichten, den Parganioten gleichſam zur augenfälligen Erinnerung des ihrer wartenden Schickſals.

Die Lage der franzöſiſchen Armeen war damals ſo beſchaffen, daß der General-Gouverneur ſich auſſer Stand ſah, das gewaltſame Verfahren einer mit Frankreich noch im Frieden lebenden Macht zu rügen, und die Engländer, welche den Franzoſen folgten, mochten in jenem Augenblick ebenfalls keine Fehde mit Ali Paſcha eröffnen; dieſer benutzte alſo das günſtige Verhältniß, und ließ eilig in Aia ein Fort erbauen. Diejenigen Einwohner des Orts, welche in den Gefechten ihrer Vertheidigung nicht umgekommen waren, wurden theils als Sklaven ins Innere des Landes abgeführt, theils durch die Mannſchaft der bewaffneten Fahrzeuge des Paſcha, welche ihnen den Rückzug nach Corfu abſchnitten, getödtet. Nur wenigen gelang die Flucht nach Parga. Die Grundſtücke dieſer Unglücklichen wurden an Türken vertheilt, und dadurch der Unfruchtbarkeit neuerdings preisgegeben.

Als wenige Tage nach der Einnahme von Aia die Parganioten ſahen, daß ſie von den Franzoſen nichts weiter hoffen konnten, wandten ſie ſich an den britiſchen Kriegshauptmann Gurland, der inzwiſchen die Inſel Paxo beſetzt hatte. Sie überreichten ihm aufgefangene Brieffſchaften, wodurch Ali Paſcha einem Oberſten arabiſcher Jäger, welcher die franzöſiſche Garniſon ihrer Feſtung befehligte, wofern er ihm dieſe übergeben würde, bedeutende Summen anbot. Die Parganioten baten die Briten um ihren Schutz. Der engliſche Kommandant von Paxo wandte ſich an den Oberbefehlshaber der Truppen, General Campbell, und dieſer ſandte ungeſäumt einen, durch den Ritter Gordon befehligten Heerhaufen von Zante nach Paxo, um nöthigenfalls den tapfern Parganioten zu Hilfe zu kommen; gleichzeitig trafen auch zwei engliſche Fregatten ein. Den Abgeordneten von Parga ward verſprochen, wofern ſie ſelbſt ſich der Zitadelle bemächtigen und die britiſche Flagge darin aufrichten würden, ſollten ſie von England Hilfe und Unterſtützung und mit den ioniſchen Inſeln ein gleiches Schickſal erhalten. Um ſich jedoch zu verſichern, daß die Parganioten den britiſchen Offizieren nicht etwa eine hinterliſtige Falle legen und heimlich mit der franzöſiſchen Garniſon einverſtanden ſeien, ward eine ſchriftliche

von den angeſehenſten Einwohnern unterzeichnete Erklärung verlangt. Sie ſtellten dieſelbe unterm 17. März 1814 aus. Ihren Abgeordneten ward hierauf eine britiſche Flagge übergeben, welche ſie durch ein Weib in die Zitadelle zu bringen wußten; auf ein verabredetes Zeichen wurden die Wachen überfallen und die britiſche Flagge aufgepflanzt. Die überraſchte Beſatzung ergab ſich gefangen, nachdem im Handgemeng etliche Menſchen waren getödtet worden. Die zwei im Angeſicht der Feſtung kreuzenden Fregatten ließen, ſobald die britiſche Flagge wehte, einige Truppen unter den Befehlen des Major Gordon landen, welche am 22. März die Zitadelle beſetzten, und die franzöſiſche Garniſon zog, mittelſt einer Art Kapitulation, nach Corfu ab. Am 29. wandten ſich die Einwohner von Parga durch Abgeordnete an den General-Lieutenant Campbell, um ihm für ſeine Verwendung zu danken, ihn ihrer Ergebenheit an die britiſche Regierung zu verſichern, und um ſich die Genehmigung Sr. Maj. für die Verbindung von Parga mit den joniſchen Inſeln, wie ſie von Alters her beſtanden hatte, zu erbitten.

Vom März 1814 bis zum März 1817 war die Feſtung durch eine kleine Abtheilung engliſcher Truppen beſetzt. Der kräftige britiſche Schutz und der unter britiſcher Flagge begünſtigte Handelsverkehr hatten die Parganioten, welche auf die Dauer dieſer Verhältniſſe zählten, den Briten überaus zugethan und geneigt gemacht. Der Wohlſtand von Parga hob ſich zuſehends, ſein Handel und Landbau blühten. Ali Paſcha hatte aber darum ſeine Plane nicht aufgegeben. Durch Umtriebe gelang es ihm, von der Pforte auszuwirken, daß ſie die Ueberlaſſung von Parga als Gegenſatz ihres Beitritts zu dem Pariſer Vertrag vom 9. Okt. 1815 begehrte, welcher die joniſchen Eilande unter den Schutz von England geſtellt hatte. Mit dem britiſchen Botſchafter in Konſtantinopel ward das Einverſtändniß getroffen, dem zufolge die Pforte einen Kommiſſär nach Joanina abordnete, um mit einem britiſchen Kommiſſär, den der General Maitland ſeinerſeits dahinſenden würde, in Unterhandlung zu treten.

Am 16. März 1817 erſchien ein Abgeordneter des Paſcha in Corfu, um den General von der Ankunft des türkiſchen Kommiſſärs zu benachrichtigen. Der General Maitland erachtete angemeſſen, die Beſatzung der Zitadelle von Parga, welche ſeit 1814 aus nicht mehr als dreißig Mann beſtand, zu verſtärken, um dem Paſcha die Luſt vergehen zu machen, die Feſtung vor Beendigung der Unterhandlungen zu überfallen. Der türkiſche Abgeordnete ward unter mancherlei Vorwand in Corfu ſo lange zurückgehalten, bis die Verſtärkung in Parga eingetroffen war. Der General beſorgte hinwieder auch, es möchten die Einwohner, wenn ſie ihre beabſichtigte Uebergabe inne würden, irgend einen verzweifelten Entſchluß gegen die ſo gar ſchwache Garniſon faſſen. Der Oberſt-Lieutenant de Boſſet landete mit dreihundert Mann am 18. März in Parga. Sein Auftrag ging dahin, das Kommando der Stadt ſowohl als der Feſtung zu übernehmen, und den Einwohnern ihre bevorſtehende Uebergabe an die Pforte zu eröffnen. Schon die erſte Meldung hievon erweckte eine allgemeine Beſtürzung, und es bedurfte vieler und langer Bemühungen, um auch nur wieder einiges Zutrauen einzuflößen. Dem Kommandanten gelang es zwar, ihnen darzuthun, daß England kein Intereſſe dabei haben könnte, ſie

aufzuopfern; allein des Paſcha's ihnen wohlbekannte Herrſchſucht und Karakter erzeugten dennoch immer neue Beſorgniſſe.

Die Einwohner von Parga konnten nicht begreifen, daß eine ſolche Maasnahme von einer Regierung herkommen ſollte, die ihnen ſo kräftigen Schutz verliehen hatte; ſie wünſchten ſich demnach unmittelbar an den General Maitland zu wenden, um ihn zu beſchwören, daß er das drohende Unglück von ihnen abhalten möge. Der Kommandant benachrichtigte den General von dieſem Vorhaben und erſuchte ihn, durch eine Kundmachung die Abſichten der Regierung auszuſprechen. Der General antwortete: da die Uebergabe von Parga an die Pforte unabänderlich beſchloſſen ſei, ſo würden alle Vorſtellungen vergeblich ſein. Der Kommandant mißrieth demnach den beabſichtigten Schritt, und ſuchte die Einwohner von den väterlichen Geſinnungen, welche die britiſche Regierung für ſie hege, alſo zu überzeugen, daß ſie ihnen vertrauen und mit Zuverſicht erwarten ſollten, daß nichts, was ihr Schickſal mildern könne, auſſer Acht gelaſſen werde. Hinſichtlich auf die gewünſchte Kundmachung antwortete der General, er könne bei dem Ausbleiben erwarteter Weiſungen der Regierung, in ihrem Namen keine beruhigenden Verſicherungen ertheilen; für ſeine Perſon aber wolle er den Einwohnern die Verſicherung geben, daß, bis die bedungenen Zahlungen geleiſtet und diejenigen unter ihnen, welche auszuwandern wünſchen, auf die Inſeln übergeſetzt ſeien, Parga nicht übergeben werden ſoll. Nebenbei forderte er den Kommandanten auf, den Einwohnern nachdruckſam zu bedeuten, daß wenn ſie durch gewaltſame Schritte ihr Schickſal zu beſſern ſuchen und wenn Blut flieſſen ſollte, ſie alsdann ſich ſelbſt überlaſſen bleiben und die britiſche Regierung ſich ihrer gar nicht weiter annehmen würde.

Eine allgemeine Verzagtheit war unter dieſen Umſtänden eingetreten. Die Grundbeſitzer hörten zu pflanzen auf, aus Furcht, nicht mehr ärnten zu können; jeder ſuchte ſein Eigenthum gegen Baarſchaft zu verkaufen; aller Handelsverkehr gerieth in Stockung, und die Klaſſe derer, welche von ihrem Tagesverdienſt leben müſſen, litt Mangel. Die Vorräthe an Lebensmitteln wurden nicht erneuert, und Parga ſah ſich mit Hungersnoth bedroht. Der Paſcha von Joanina, dem dies Verhältniß der Stadt nicht unbekannt blieb, verbot jede Ausfuhr von Lebensmitteln. Um den Armen zu Hilfe zu kommen, verzichteten die Vorſteher des kleinen Bürgervereins auf ihre Gehalte, und einer Einladung des Kommandanten entſprechend, errichteten die bemittelten Einwohner eine Unterſtützungskaſſe und ließen Korn von Corfu her kommen. In Folge neu eingeholter Weiſungen des Generals ließ der Kommandant alle Einwohner, die Weiber und Kinder nicht ausgenommen, an Ausbeſſerung der Feſtungswerke arbeiten, und in zehn Tagen ſtand eine Batterie von zwanzig Kanonen gerüſtet.

Der Hauptbeſtimmung des Vertrags wegen der Uebergabe von Parga zufolge ſollte das Grundeigenthum derer, die den Ort verlaſſen und ſich unter britiſchen Schutz begeben wollten, gewerthet und von Ali Paſcha bezahlt werden. Dieſer hatte keine Einwendung dagegen gemacht, ſich vorbehaltend, nach ſeiner Gewohnheit, das Verheißene nicht zu halten. Das grauſame

Schickſal aller chriſtlichen Einwohner der unter Ali Paſcha's Herrſchaft gekommenen Städte hatte den Parganioten ihr Schickſal vor Augen geſtellt. Weil ihnen die Wahl des Auswanderns gegen Bezahlung ihrer Beſitzungen offen ſtand, ſo war kein Zweifel, daß ſie ſich dem drohenden Joche entziehen und unter britiſchen Schutz begeben würden. Es war zu beſorgen, Ali Paſcha möchte durch geheime, an einen ſeiner Kriegshauptleute ertheilte Aufträge, Parga während der Unterhandlungen überfallen und wegnehmen laſſen, um ſich dadurch die bedungenen Zahlungen zu erſparen. Was bei Aja geſchehen war, rechtfertigte dieſen Argwohn.

Die Herren Cartwright und Pariſh waren als Kommiſſarien nach Joanina geſandt worden, um mit Hamet Bey, dem Geſandten der Pforte, welcher aber in der That nur der Beauftragte von Ali Paſcha war, zu unterhandeln. Dieſer erwies den Briten die größte Höflichkeit und behandelte ſie mit ſchmeichelhafter Auszeichnung; dagegen waren ſie von aller Verbindung mit Corfu und Parga gleichſam völlig abgeſchnitten. Das Ergebniß eines zweimonatlichen Aufenthalts in Joanina, während deſſen den britiſchen Kommiſſarien nur diejenigen Briefſchaften zukamen, welche der Paſcha ihnen gern verabfolgen ließ, war ein geheimer Vertrag, vermöge deſſen Hamet Bey ſich mit Hrn. Cartwright nach Parga begeben ſollte, um ſo beförderlich als möglich eine billige Schatzung des Eigenthums der Einwohner, welche Parga verlaſſen wollten, vorzunehmen.

Ali Paſcha aber hatte ganz andere Abſichten. Während er ſich Mühe gab, den Aufenthalt des Hrn. Cartwright in Joanina unter allerlei Vorwand zu verlängern, bemühte er ſich hinwieder, in Parga, durch Beſtechungen und Umtriebe aller Art, die Einwohner unter ſich uneins zu machen, ſie zum Aufſtand und zu ſolchen Schritten zu verleiten, wodurch ſie des britiſchen Schutzes verluſtig werden möchten. Leute, die wegen Mord oder um andrer Verbrechen willen aus der Stadt verwieſen waren, wurden angeſtellt, um durch Aufhetzungen an der Grenze jene Abſicht zu befördern. Die Beſatzung und die Munition des Forts Aja wurden verſtärkt. Seine Ausſpäher, die ſich in Parga eingeſchlichen hatten, verſuchten ſogar Waſſer und Brod zu vergiften; alle dieſe Ränke und Argliſten erreichten jedoch ihren Zweck nicht; die Parganioten blieben einträchtig und der britiſche Befehlshaber genoß fortdauernd ihr Zutrauen. Dieſer erſtattete an Sir Thomas Maitland über alles, was vorfiel, Bericht; allein der Oberbefehlshaber befand ſich gerade von Corfu abweſend, als Hamet Paſcha und ſein Gefolge, nebſt Hrn. Cartwright, auf der Grenze eintrafen, um in Gemäßheit der geheimen Uebereinkunft von Joanina in Parga eingelaſſen zu werden. Der Befehlshaber, welcher, früheren beſtimmten Aufträgen zufolge, den ottomaniſchen Kommiſſär nicht in die Stadt einlaſſen ſollte, und der nebenbei auch die Uebereinkunft von Joanina für eine Falle hielt, verweigerte die Aufnahme von Hamet Paſcha. Er hatte alſogleich einen Eilboten nach Corfu geſandt, um den Willen des Oberbefehlshabers einzuholen, und ihn wiederholt zu bitten, daß die Parganioten endlich durch eine amtliche Kundmachung von den ſie betreffenden Geſinnungen der britiſchen Regierung in Kenntniß geſetzt werden möchten.

Sir Thomas war nach Malta verreiſet, und ſein Stellvertreter, der Obriſt Patric Stuart, antwortete, es ſollen der türkiſche und der britiſche Kommiſſär Einlaß in die Stadt erhalten, indem Sir Thomas vor ſeiner Abreiſe ſich erklärt habe, dies müſſe geſchehen, ſobald der Vertrag von Joanina unterzeichnet ſein werde.

Ali Paſcha ließ dem türkiſchen Abgeordneten in der Entfernung einer halben Tagreiſe einen Heerhauſen von zweihundert Mann Fußvolk und fünfzig Reitern folgen. Er hatte nicht geglaubt, daß die Zulaſſung des Bevollmächtigten Schwierigkeiten finden würde, und der Heerhaufe ſollte, ſobald dieſe erfolgt wäre, ein Landesgebiet beſetzen, das ihm ohne anders abgetreten werden mußte. Er konnte mit Zuverſicht vorausſehen, die ſchwache britiſche Garniſon werde die Feſtung nicht verlaſſen, um jenes Land ſelbſt zu beſetzen, und ſomit müßte die Ohnmacht des britiſchen Schutzes offenbar werden.

Man darf nicht vergeſſen, daß bei der lange gedauerten Erbitterung und bei dem Mißtrauen der Parganioten gegen die Türken, die Erſcheinung eines einzigen Turbans in Parga hinlänglich Urſache eines Aufſtandes ſein konnte. Die Kunde von der Annäherung eines bewaffneten türkiſchen Heerhaufens, der im Gefolge Hamets erſchien, und bei dem ſich hinwieder Ali Paſcha's verhaßteſte Werkzeuge, jene aus Parga verwieſenen Verbrecher, befanden, erregte eine allgemeine Entrüſtung. Die vornehmſten Einwohner begaben ſich zum Kommandanten. Sie ſtellten ihm vor, ſeine Kundmachung vom nämlichen Tage (23. Mai 1817) ſpreche nur von zwei Kommiſſarien. Sie proteſtirten gegen die Zulaſſung bewaffneter Leute und der Verwieſenen auf ihrem Gebiete, und ſtellten vor, daß, wofern dies Begehren unerfüllt bliebe, ſie für die Folgen nicht gut ſtehen und für die Erhaltung der Ordnung, welche als die Bedingniß des britiſchen Schutzes war aufgeſtellt worden, nicht weiter verantwortlich ſein könnten. Der Kommandant wollte ihre Vorſtellungen zu Handen des Oberbefehlshabers nicht annehmen, und gab ſich hingegen Mühe, die Ueberbringer derſelben zu beruhigen; dieſe aber ſandten nun von ſich aus drei Abgeordnete an den Oberſt Stuart in Corfu, welcher ohne höhern Befehl nichts thun konnte, ihre Vorſtellung an den General Maitland nach Malta übermachte, und inzwiſchen einen Kornvorſchuß zur Unterſtützung der Armen in Parga bewilligte.

Dies Hin- und Herberichten dauerte zwölf Tage, während welcher die zwei Beauftragten, nebſt ihrem zahlreichen Gefolge, fünf Meilen von Parga, im Dorfe Margariti, verweilten. Weil damals in Ali Paſcha's Gebiet an verſchiedenen Orten die Peſt ausgebrochen war, und dadurch Vorſichtsmaasnahmen nöthig wurden, nebenbei auch für den Empfang der beiden Kommiſſarien und ihres Gefolges Zurüſtungen geſchehen mußten, ſo benutzte man die Zwiſchenzeit theils hiefür, theils zu Beruhigung der Einwohner und zu Vorbeugung gewaltthätiger Auftritte zwiſchen ihnen und den Türken, damit Ali Paſcha keinen Vorwand, ſeinen Verpflichtungen untreu zu werden, erhalten möchte.

Die Uebereinkunft von Joanina war in verſchiedenen Beziehungen unvollſtändig geblieben; der Kommandant hatte verſchiedene Zuſatzartikel vorgeſchlagen, welche der Oberſt Stuart

genehmigte, und die hierauf durch Hrn. Cartwright dem Hamet Bey als die Bedingniſſe vorgelegt wurden, unter denen der Kommandant von Parga ihn aufzunehmen bemächtigt wäre. Es enthielten dieſelben einige, auf Abhaltung der Peſt bezügliche Verfügungen; ſie beſchränkten das Gefolge des türkiſchen Kommiſſärs auf ſechsunddreißig Perſonen, ſchloſſen die von Parga Verwieſenen aus, und unterwarfen die Abordnung der ordentlichen Stadtpolizei. Der Kommandant, mit hinlänglicher Vollmacht dazu verſehen, ſtellte dem Hamet Bey vor, daß die Nähe bewaffneter Truppen während des Aufenthalts der Kommiſſarien in Parga gar unſchicklich ſein würde, und daß, obgleich die Uebereinkunft von Joanina die Dauer ihres Aufenthalts unbeſtimmt laſſe, doch wohl unſtreitig ſechzig Tage völlig ausreichen würden, um die zu zahlenden Summen auszumitteln, die Zahlungen zu leiſten und die Uebergabe von Parga zu bewerkſtelligen. Hamet Bey weigerte die amtliche Anerkennung irgend einer andern Beſtimmung auſſer den zu Joanina verabredeten, und der Kommandant erhielt Auftrag aus Corfu, ihn nach einfacher Mittheilung der Zuſatzartikel in Parga aufzunehmen. Der ottomaniſche Abgeordnete betrat demnach das Gebiet von Parga am 4. Juni, und ward nebſt ſeinem Gefolge auſſer der Stadt in einem Kloſter für die zehntägige Quarantaine einquartiert. Der britiſche Kommiſſär hatte ſchon Tags zuvor ſeinen Einzug gehalten. Jener Heerhaufe von zweihundert fünfzig Mann, der den Hamet Bey anfangs begleitete, war bei dem unvermutheten Aufſchub, den die Aufnahme der Geſandtſchaft erlitt, durch Ali Paſcha wieder aufgelöſet worden. Die Geſandtſchaft beſtand großentheils aus Werkzeugen des Ali Paſcha, worunter zwei Griechen die thätigſten waren, deren einer, Namens Mantho, ſein Sekretär, und der andere, welcher Changery hieß, Dolmetſcher bei Hamet Bey war.

Die Einwohner von Parga ſäumten nicht, dem britiſchen Kommiſſär ihre Aufwartung zu machen; dagegen weigerten ſie (ſeines Zuredens ungeachtet) beharrlich, dem türkiſchen Kommiſſär gleiche Höflichkeit zu erweiſen. Sie ſtünden unter britiſchem Schutz (antworteten ſie), hätten nur gegen die britiſche Regierung Verpflichtungen, und ſeien entſchloſſen, unter ihrem Schutz zu leben und zu ſterben. Die Türken ihrerſeits ſuchten ſich beliebt zu machen, indem ſie reichliche Bezahlung für alles, was ſie kaufen würden, verhießen; allein ſo wie ſie in eine Krambude traten, zogen ſich ihre Eigenthümer zurück, und das obrigkeitliche Anſehen ward erforderlich, um ſie anzuhalten, nur irgend etwas an die Türken zu verkaufen, mit denen jeder Umgang aufs ſorgſamſte vermieden ward.

Dem Geiſt der Uebereinkunft von Joanina und den mündlichen Erklärungen beider Kommiſſarien zufolge, ſollte ihr erſtes Geſchäft nach der Ankunft in Parga eine öffentliche Kundmachung ihres Auftrags ſein: es verſtrich jedoch beinahe ein ganzer Monat, ehe eine ſolche erfolgte und ehe irgend etwas für die Erhebung der Schatzung des Eigenthums gethan ward. Der Befehlshaber der Stadt, welcher für die Erhaltung der Ruhe verantwortlich war, hielt es für höchſt wichtig, das Zutrauen der Einwohner zu befeſtigen, und Ali Paſcha's Agenten keinen Anlaß zu geben, um die Abſichten der Engländer jenen verdächtig zu machen; er richtete

deshalb wiederholte Vorſtellungen an die Kommiſſarien, und erhielt dann endlich, mit vieler Mühe, die gewünſchten Kundmachungen. Dieſe meldeten den Einwohnern: die Kommiſſarien ſeien, in Folge der durch England an die Pforte geſchehenen Abtretung von Parga, gekommen, um den Werth des Eigenthums derer, die nicht im Lande bleiben wollten, auszumitteln, damit derſelbe ihnen bezahlt werden möge. Der türkiſche Kommiſſär verhieß denen, die bleiben wollten, Sicherheit und Schutz; aber es mangelten der Kundmachung ſeine Unterſchrift und Siegel, und alle Vorſtellungen der britiſchen Offiziere vermochten nicht, ihn zu Leiſtung einer Förmlichkeit zu bewegen, ohne die das Aktenſtück, den Landesgeſetzen zufolge, durchaus nichtig war. Dieſer neue Zug von Liſt und Falſchheit verſtärkte nochmals das Mißtrauen der Parganioten. Die Glieder der türkiſchen Botſchaft hatten, vom Augenblick ihrer Ankunft an, Verſprechungen, Drohungen und alle denkbaren Mittel benutzt, um die Einwohner vom Auswandern abzuhalten. Ali Paſcha mochte es allerdings bequemer finden, ſich das Eigenthum der Parganioten durch Kopfabhauen zuzueignen, als daſſelbe zahlen zu müſſen; allein die Erinnerung der an den Einwohnern des vorhin ihm abgetretenen Landes verübten Grauſamkeiten war noch allzufriſch, um eine neue Täuſchung möglich zu machen. Die Vorſtellungen, welcher ſich die Agenten des Paſcha' bedienten, waren zunächſt dieſe: England (ſagten ſie) iſt durch einen langen Krieg, während welchem alle Mächte in ſeinem Solde ſtanden, erſchöpft; ſeine Finanzen befinden ſich in großer Verwirrung; ſein Einfluß auf Europa, das weiter nichts mehr von ihm zu hoffen hat, iſt verſchwunden, und es ſieht ſich genöthigt, Auswege aller Art zu gebrauchen, um Geld zu erhalten. Ein ſolcher iſt die Abtretung von Parga. Wenn der Paſcha zwölfhunderttauſend Piaſter zahlt, ſo werden die Briten das Geld für ſich behalten, und die von ihren angeblichen Beſchützern verrathenen Parganioten können demnach nichts Beſſeres thun, als ſich dem Ali Paſcha in die Arme werfen. Die nämlichen Leute verkündigten hinwieder auch, der hohen Pforte ſei bekannt, wie ſehr die Franken Kreuze und Bänder lieben, und ſie habe darum den Weſſier zu einer Austheilung derſelben ermächtigt. Solche Gründe konnten bei einem mit den europäiſchen Verhältniſſen unbekannten Volke Eingang finden, die Parganioten aber verachteten und verlachten dieſelben.

Den erlaſſenen Kundmachungen gemäß, wurden die Einwohner einzeln vor die Kommiſſarien beſchieden, um ihre Willensmeinung zu erklären. Alle, ohne Ausnahme, verſicherten, wenn ſie auch alles ihr Eigenthum verlieren ſollten, würden ſie ſich doch nie der muſelmaniſchen Herrſchaft unterziehen; und beim Abzug aus dem Vaterland wollen ſie auch die Gebeine der Väter ausgraben und mit ſich nehmen, um dem Erzfeinde ihres Stammes dieſe theuern Ueberbleibſel nicht zurücklaſſen zu müſſen. Einer aus ihnen, der Zulla hieß und taubſtumm war, mußte durch Zeichen über ſeinen Entſchluß befragt werden. Als er verſtanden hatte, warum es zu thun ſein, wandte er ſich entrüſtet gegen den ottomaniſchen Kommiſſär, und gab ihm durch unzweideutige Geberden zu verſtehen, daß er niemals unter der Herrſchaft des Paſcha leben möchte, der ſie nur behalten wolle, um ihr Henker zu werden. Er wies hierauf mit dem Finger

nach der auf der Zitadelle wehenden britiſchen Flagge, und betheuerte, daß ſie ungezwungen niemals auf den Schutz, deſſen ſie genieſſen, verzichten würden.

Die Kundmachungen beider Kommiſſarien verſicherten eine ungeſäumte Werthung des Eigenthums. Der Paſcha aber hatte dafür keine Eile, und er wollte vielmehr Zeit gewinnen, in der Hoffnung irgend eines günſtigen Ereigniſſes, das er benutzen könnte. Die Arbeit war indeß um ſo leichter, da der Kommandant, der die Zögerungen und Schwierigkeiten vorausſah, die Sache vorbereitet und über Alles dem General Maitland Bericht erſtattet hatte. Jedes Eigenthum war anerkannt, geſondert und ſorgfältig verzeichnet worden, und das ganze Geſchäft konnte in etlichen Tagen vollendet ſein. Die Arbeit ward dem Hrn. Cartwright bei ſeiner Ankunft übergeben, und dennoch erfolgten keine Schatzungen. Einer annähernden Berechnung zufolge ſtieg der Geſammtbetrag des verzeichneten Eigenthums auf fünfmalhunderttauſend Pf. Sterling. Es befanden ſich darunter 81,000 Olivenbäume, die allein nur zweimalhunderttauſend Pf. Sterl. geſchätzt wurden. Hr. Cartwright wechſelte unmittelbar Briefe mit Ali Paſcha und mit Sir Thomas Maitland.

Ali Paſcha ſandte einen Abgeordneten nach Malta, um ſich bei dem Oberbefehlshaber über die Maasnahmen zu beklagen, durch die der Kommandant von Parga die Einwohner in ihrer Abneigung gegen die türkiſche Herrſchaft zu beſtärken ſuchte; auch klagte der Abgeordnete über die von dem Kommandanten angeordnete Ausſchlieſſung der aus Parga Verwieſenen, die doch zur Geſandtſchaft von Hamet Bey gehörten, und er verlangte einen Befehl für ihre Zulaſſung.

Zu Anfang Juli's machte Sir Thomas einen Beſuch in Corfu, auf der Ueberfahrt von Malta nach Italien. Als ſein Fahrzeug ſich in der Nähe von Parga befand, ließ er den Oberſt-Lieutenant de Boſſet zu ſich rufen, der ihm, ſo weit dies in einer kurzen Unterredung möglich war, über die Lage der Sachen Aufſchluß ertheilte. Der Oberbefehlshaber ließ alsdann den Hrn. Cartwright zu ſich nach Corfu kommen. Es wurden mehrere Konferenzen gehalten und der Kommiſſär kehrte nach Parga zurück. Der General-Major Sir Frederic Adam, den der Ritter Maitland mitgebracht hatte, übernahm während ſeiner Abweſenheit das Statthalteramt der joniſchen Inſeln. Den vom General Maitland hinterlaſſenen Befehlen zufolge ward der Oberſt-Lieutenant de Boſſet durch den Oberſt Stuart erſetzt, und Hr. Cartwright kehrte an ſeine Konſulſtelle in Patras zurück.

So blieben die Sachen ungefähr ſechs Monate, ohne daß man dem endlichen Einverſtändniſſe auch nur um einen Schritt näher rückte. Zu Ende Oktobers kam der Oberbefehlshaber Maitland aus Italien zurück und begab ſich, auf Ali Paſcha's Einladung, nach Preveſa, wo der Weſſier ihn an ſeinem Hofe empfing. Er hatte ein Corps ſeiner ſchönſten Truppen verſammelt, und Sir Thomas ſeinerſeits brachte ein zahlreiches und glänzendes Gefolge von Offizieren mit, auch waren verſchiedene angeſehene Briten nebſt einigen vornehmen Damen in ſeinem Begleite. Der Paſcha, dem viel daran lag, ſich den Stellvertreter der britiſchen Regierung gewogen zu machen, ließ es an Ehrenbezeugungen und ſchmeichelhaften Aufmerkſamkeiten aller

Art gegen ihn und ſein ganzes Gefolge nicht ermangeln. Man kam überein, daß ein neuer türkiſcher Bevollmächtigter nach Corfu gehen ſollte, um die Maasnahmen für die endliche Abtretung von Parga zu verabreden. Eine am 20. März 1818 von Sir Thomas erlaſſene Kundmachung ſpricht von den Schwierigkeiten, welche bis dahin die Vollziehung der Uebereinkunft von Joanina gehindert haben, von den Klagen, die dadurch veranlaßt wurden, und von ſeinem Wunſche, die einverſtandene Abtretung beförderlich zu Stande zu bringen.

Im Laufe des Aprils trafen ſowohl ein neuer britiſcher Kommiſſär, der Oberſt-Lieutenant James Maitland, als auch neue türkiſche Bevollmächtigte, in Parga ein. Dem Verlangen Ali Paſcha's gemäß geſchah ein neuer allgemeiner Aufruf an alle Einwohner ohne Ausnahme, dem zufolge jeder ſich erklären mußte, ob er darauf beharre, Parga verlaſſen zu wollen, und ungeachtet der langen Zeit, die der Paſcha gehabt hatte, um die Einwohner durch ſeine Emiſſarien bearbeiten zu laſſen, ſo traf dennoch das Ergebniß dieſes neuen Verſuchs mit dem des erſten völlig überein. Nicht Einer war in ſeinem Entſchluſſe wankend geworden. Alles Eigenthum ward neu geſchätzt; allein die türkiſchen Kommiſſarien weigerten die Kirchen und Staatsgebäude in die Schatzung aufzunehmen, und erhielten einen Aufſchub, bis ſie darüber den Paſcha berichtet hätten. Die Einwohner ihrerſeits ließen dem Obergeneral durch eine Abordnung nach Corfu vorſtellen, daß ſie ein unbezweifeltes Recht auf dieſe Gebäude haben, und daß die Kirchen das Eigenthum einiger Familien ſeien, deren Voråltern dieſelben erbaut hätten. Die Abgeordneten erklärten, wofern ihre Mitbürger gezwungen würden, Parga zu verlaſſen, ſo wollen ſie ſich einen angemeſſenen Wohnſitz auf dem Gebiete der joniſchen Inſeln wählen, wo ſie alsdann eine neue Stadt zu erbauen und aus dem Ertrag des Verkaufs ihrer jetzigen Staatsgebäude andere aufzuführen gedächten.

Zu ihrem nicht geringen Leidweſen ſahen die Abgeordneten den Oberbefehlshaber nach Malta abreiſen, ehe er die Frage entſchieden hatte. Demnach wurden dann nur die Grundſtücke der Partikularen in die Schatzung aufgenommen, mit Ausnahme des nicht angebauten Landes, worauf auch keine Häuſer ſtanden, indem der türkiſche Kommiſſär erklärte, ſeine Regierung werde für dieſes Land nichts zahlen.

So ſtanden die Sachen im Februar 1819; der Aufenthalt der türkiſchen Kommiſſarien, der anfangs auf ſechs Wochen berechnet war, hatte nun bereits zwanzig Monate angedauert. Den allgemein bekannten traurigen Ausgang des Ereigniſſes erzählt eines unſrer nächſten Hefte nach ſeinen minder bekannten Einzelnheiten.

U.

Das Tagebuch der Reiſe des britiſchen Oberſtlieutenants Fitz Clarence durch Indien und Aegypten in den Jahren 1817 und 1818.

(Beſchluß.)

„Zu Khenné beſtieg ich ein elendes Nilboot, das für mich, meinen Dolmetſcher Mehumed, den einen meiner Türkenſoldaten, Muſtapha, der mich nach Alexandrien begleiten ſollte, und für zwei Ruderer kaum Platz hatte. Im Herabfahren des Nils ſah ich mehrere Krokodille und bewunderte die Schönheit der überaus wohl angebauten Flußgeſtade. Die weſtliche Ausſicht iſt überall durch die Sandhügel der Wüſte, und die öſtliche durch eine Bergkette begrenzt, welche Gibel Mokuttum heißt und die ſich wechſelnd dem Nilſtrome nähert und wieder davon entfernt. Hier liegen die unerſchöpflichen Steinbrüche, welche die Materialien zum Bau des Tempels von Dendera und mehrerer anderer, vormals in dieſer Gegend errichteter großer Denkmäler geliefert haben. Weil die Waſſer im Frühling ſehr niedrig ſind, machte der Fluß eine Menge Krümmungen, und wir brauchten darum mehr Zeit zur Herabfahrt, als in der Regenzeit erforderlich iſt. In Girgé gelang es mir, ein etwas beſſeres Fahrzeug, als das, worin ich von Khenné abgefahren war, zu erhalten. Es war eine dreißig Fuß lange Barke, mit einer Kajüte, die zwölf Fuß Länge auf vier Fuß Breite und deren fünf Höhe hatte; vierzehn Ruderer fanden darin Platz. Wir gleiteten ruhig den Fluß hinab, als ſich unverſehens ein Flintenſchuß vernehmen läßt und ich eine Kugel neben mir vorbeipfeifen höre. Gleichzeitig riefen einige Türkenſoldaten, die am Geſtade folgten, uns gebieteriſch zu, wir ſollten landen, und als dies geſchehen war, bemächtigten ſie ſich auch alsbald der Barke. Sie wären, hieß es, von dem Befehlshaber des Bezirks beauftragt, zum Behuf der Einſchiffung einer in dem nahen Dorf befindlichen und nach Sciout beſtimmten Soldatentruppe, Fahrzeuge zuſammen zu bringen. Ich begab mich ungeſäumt zu dem Statthalter und ließ ihm vorſtellen, daß, da ich wichtige Briefſchaften meiner Regierung bei mir führe, dieſe nicht ermangeln würde, für die mir angethane Beſchimpfung von Ali Paſcha Genugthuung zu fordern, und daß alsdann die Klage nothwendig auf ihn zurückfallen müßte. Er fühlte, daß meine Beſchwerde gerecht ſei, und ließ mir die Barke zurückſtellen; bei widrigem Winde konnte unſre Fahrt nur langſam vorwärts gehen, und erſt am 2. April trafen wir zu Sciout ein. Es iſt dieſer Ort die gewöhnliche Reſidenz von Ibrahim Paſcha, dem Sohne von Mehumed Ali Paſcha und Statthalter von Ober-Aegypten. Die Stadt ſteht auf einer Anhöhe, unweit vom Fluſſe, und ſie ſieht ziemlich gut aus. Der wohlgebaute Palaſt des Paſcha befindet ſich mitten in Gärten, die eine Mauer-Einfaſſung haben. Weil Ibrahim abweſend und als Befehlshaber der Armee, die ſein Vater gegen die Wehabiten ziehen ließ, ſich in Arabien befand, ſo wandte ich mich an ſeinen ſtellvertretenden Offizier, um mehrere Ruderer zu erhalten; er ſtellte mir dafür die nöthigen Befehle zu. Als ich zu meiner Barke zurückkam, traf ich daſelbſt einen Europäer, der meiner wartete und mich in italieniſcher

Sprache anredete. Er ſagte mir, er heiße Meroka, ſei ein geborner Italiener und in Sciout angeſeſſen, wo er den Beruf des Wundarztes ausübe. Als er ſah, daß der heftige Wind mir nicht erlauben würde abzureiſen, bat er mich in ſeine Wohnung, ſetzte mir ein ſehr gutes Nachteſſen vor und behandelte mich aufs gaſtfreundlichſte. Alles was er mir von Ali Paſcha erzählte, überzeugte mich, daß ſeine Regierung unter die gewaltthätigſten gehöre, die man je geſehen hat. Er hat ſich das Monopol von Getreide, Tabak, Butter, überhaupt von allen Erzeugniſſen des Bodens und des Kunſtfleißes vorbehalten, für die er den Eigenthümern einen von ihm ſelbſt beſtimmten Preis zahlt. Als ausſchließlicher Herr alles Handels von Aegypten häuft er ungeheure Reichthümer an und läßt ſeinen Unterthanen kaum den nöthigſten Lebensunterhalt übrig; er behandelt Aegypten wie ein weſtindiſcher Pflanzer ſeine Pflanzung. Auch wird er ungleich mehr gefürchtet als geliebt, ſelbſt von ſeinen Soldaten, die er unter ſehr ſtrenger Zucht hält. Seine nächſten Umgebungen allein nur ſind ihm aufrichtig zugethan, ſei es, weil ſie vielfache Gunſt von ihm empfangen, oder weil ſein perſönliches Betragen in der That ſanft und einnehmend iſt."

„Ehe wir Melani erreichten, machte ich bei einem Dörfchen Halt, das Rhodomon heißt, und wo ſich eine von einem Engländer, Hrn. Brine, dem vormaligen Kapitän eines Kauffahrteiſchiffes, beſorgte Zuckerſiederei befindet. Ihre Anlage geht ins Große und ſcheint ſehr befriedigende Reſultate zu verheißen. Dieſelbe ward auf Koſten des Paſcha von Aegypten errichtet, der dem Hrn. Brine die Hälfte des Gewinns für die drei erſten Jahre bewilligt hat, mit dem Bedinge, daß er während dieſer Zeit eine Anzahl Türken das Verfahren der Zucker- und Rum-Verfertigung lehren ſoll. Der Paſcha hofft, er werde es dahin bringen, die Küſtenländer vom Mittelmeer und vom ſchwarzen Meer mit ſehr gutem Zucker und Rum zu niedrigeren Preiſen, als die unſerer weſtindiſchen Kolonien ſind, zu verſehen; er ſpart dafür keine Mühe und keine Koſten. Hr. Brine iſt nicht der einzige in dieſer Siederei angeſtellte Europäer; ich ſah ihrer bei vierzig, meiſt Italiener. Was Hr. Brine mir von dem Paſcha erzählte, war ziemlich abſtechend gegen das, was Hr. Meroka mir über denſelben geſagt hatte. Er gab zu, daß ſeine Lage ihn zu ſtrengen Beſtrafungen und zu einer ſehr unumſchränkten Herrſchaft zwinge; hingegen behauptete er, es ſei derſelbe keineswegs grauſam und er beabſichtige durch alle ſeine Unternehmungen die Wohlfahrt des Landes. Es ließ die von Roſette nach Alexandrien führende, im Jahr 1800 durch die britiſche Armee zerſtörte Straße herſtellen, und jetzt läßt er an der Wiedereröffnung eines Kanals arbeiten, welcher Bebar Joſef heißt, dem Nilſtrom parallel läuft, etwas unterhalb Rhodomon anfängt, und für die Bewäſſerung einer Landſchaft, die bei vierzig Dörfer enthält, beſtimmt iſt."

„Am 7. April, bei Eintritt der Nacht erſt, erreichte ich Cairo, und hatte Mühe, die Wohnung des britiſchen Konſuls, Hrn. Salt, aufzufinden, die im Dorfe Bolac, zwiſchen Alt- und Neu-Cairo, gelegen iſt. In ſeinem Hof merkte ich alsbald, daß ich mich im Hauſe eines Liebhabers von Alterthümern befand, denn überall waren Bildſäulen, Inſchriften, Sarcophage

u. ſ. w. aufgeſtellt. Hr. Salt nahm mich mit ſeiner gewohnten Gaſtfreundſchaft auf, und ihm, ſo wie dem Hrn. Belzoni, einem geſchickten italieniſchen Antiquar, verdanke ich die Gelegenheit, die mir zu Theil ward, während meines kurzen Aufenthalts in Cairo eine Menge Merkwürdigkeiten beſehen zu können. Hr. Salt zeigte mir verſchiedene Seltenheiten, die er auf ſeiner letzten Reiſe geſammelt hatte. Darunter waren ſehr ſchöne Papyrus-Rollen, die in Mumiendecken gefunden wurden, und auf deren Obertheil in Farben gemalte Religionsgebräuche dargeſtellt ſind; kleine Wachsfiguren mit Frauen-, Adler-, Affen- und Widderköpfen, die gleichfalls in Mumiendecken gefunden wurden; das Bruchſtück einer kleinen hölzernen Statue, deren Verhältniſſe ſo ſchön und ſo vollkommen waren, als ich nur je geſehen hatte; ein mit Hieroglyphen, welche gedruckt ſchienen, beſetztes Stück Leinwand; mehrere vergoldete Lederriemen, die auf Mumien gefunden und ſo gut erhalten waren, als wären ſie eben erſt vollendet; zwei Statuen von Holz, in Lebensgröße, die in Thebe entdeckt wurden, und woran die Augen und einige andere Theile aus Metall verfertigt waren. Hr. Salt und Hr. Belzoni ſprachen mit Bewunderung von einem Sarkophage, den ſie kürzlich entdeckt, aber noch nicht gen Cairo hatten bringen laſſen. Er iſt aus Alabaſter gehauen, neun Fuß lang und mit Bildhauerwerken verziert, welche Siegeraufzüge, Umgänge, Opferungen u. ſ. w. vorſtellen. Alle Bilder ſind blaugefärbt, und bringt man ein Licht in den Sarkophag, ſo ſtellen ſie ſich auf durchſichtigem Grunde dar. Er ward in einer Grabſtätte entdeckt, die, wie Hr. Belzoni glaubt, dem Apis-Ochs geweiht war.“

„Man mag ſich leicht vorſtellen, daß, wie ſehr ich auch meine Reiſe zu beſchleunigen wünſchte, ich jedoch Cairo nicht verlaſſen wollte, ohne die Pyramiden beſucht zu haben. Hr. Salt und Hr. Belzoni waren ſo gefällig, mich dahin zu begleiten und meine Cicerone's zu ſein. Der erſte Anblick brachte den Eindruck nicht bei mir hervor, den ich erwartet und den mir die Anſicht des Tempels von Ellora gemacht hatte; ſo wie ich indeſſen näher kam, ward ich auch allmälig mehr ergriffen. Die zweite Pyramide, deren Standort höher iſt, ſcheint von ferne höher, als die erſte, deren Höhe doch eigentlich zwanzig Fuß mehr beträgt; die dritte iſt offenbar kleiner. Alle drei ruhen auf einem Kalkfelſen, deſſen Oberfläche vierzig bis fünfzig Fuß höher als die des angebauten Landes iſt. Sie ſtehen etagenweiſe, die größte auf der Nordſeite. Oſtwärts der großen Pyramide befinden ſich mehrere kleine, die vierzig bis fünfzig Fuß Höhe haben und weſtwärts ſtehen etliche ſtarke Mauerwerke, welche verſchiedene kleine Zimmerräume enthalten; die einen und andern dienten wahrſcheinlich zu Grabſtätten. Die Araber nennen, wie mir geſagt ward, die Pyramiden G e b e l P h a r o u n oder Pharaons-Berge; überhaupt ſind die Muſelmänner gewohnt, alle großen Denkmäler, deren Erbauungszeit unbekannt iſt, dem Zeitraume der Pharaonen-Könige zuzuſchreiben.

„Ich hatte vorzüglich den innern Raum der zweiten Pyramide zu ſehen gewünſcht, wozu Hr. Belzoni den Eingang wenige Wochen vor meiner Ankunft entdeckt hatte, und dahin war dann auch unſer Gang zunächſt gerichtet. Die Oeffnung, wodurch man hereinkommt, ſteht

etwas über dem Fuß der Pyramide erhaben und hat ungefähr vier Fuß ins Geviert. Sie führt in einen Gang, der bei hundert Fuß lang iſt und ſich ziemlich ſchnell ſenkt. Am Ende deſſelben nimmt ein andrer ſeinen Anfang, der wagerecht liegt, ſechs Fuß Höhe und viertehalb Fuß Breite hat, hundertachtundfünfzig Fuß lang iſt, und unmittelbar zu dem großen in Mitte der Pyramide befindlichen Gemach führt. Dieſes iſt ganz in dem Felſen eingehauen, welcher gleichſam den Kern der Pyramide ausmacht. Seine Länge beträgt ſechsundvierzig, die Breite ſechszehn, und die Höhe zwanzig und einen halben Fuß. Am weſtlichen Ende ſteht ein Sarkophag aus Granit, in der Richtung von Norden nach Süden, worin Hr. Belzoni einige Menſchenknochen gefunden hat; *) vermuthlich ſind es Ueberbleibſel des Königs Cephrenes, welchen man für den Erbauer der Pyramide hält. Die Länge des Sarkophags beträgt acht, die Breite viertehalb, und die Tiefe zwei Fuß; mächtige Granitblöcke ſind um ihn her gelegt, wahrſcheinlich um deſſen Wegnahme zu hindern. Der Fußboden des Gemachs iſt an einigen Stellen aufgeriſſen worden, ohne Zweifel in der Hoffnung Schätze zu finden. An der weſtlichen Mauerwand beſagt eine arabiſche Inſchrift: „es ſei dieſe Pyramide durch Mehomed El Aghar und Otman eröffnet und in Gegenwart des Sultan Ali Mehomed den erſten Ugluſk unterſucht worden.“ Ein Zwiſchengang führt in ein anderes Gemach, welches kleiner wie das erſte, demſelben nördlich gelegen iſt und einen zum Fuß der Pyramide führenden Ausgang hat. Wahrſcheinlich enthält dieſelbe noch mehrere ſolche Räume, die vielleicht ſpäter entdeckt werden.“

„Wir begaben uns hierauf in die weitläufigen Mauerbauten, die weſtwärts der großen Pyramide ſtehen. Man trifft darin recht wohl erhaltene Malereien an, welche das Fortbringen von Steinblöcken zu Waſſer und zu Land, verſchiedene landwirthſchaftliche Arbeiten, die Heerden mit ihren Hirten, Leute, die Fiſche fangen, und ein Seetreffen darſtellen. Die Krieger haben eine ſchwarze Hautfarbe, aber nicht die Geſichtszüge der Neger, und ſie ſind vielmehr den Arabern der Gegend von Mocha und den Bewohnern der ſüdlichen Länder Indiens ähnlich.“

„Nur mit ermüdender Anſtrengung konnte ich den Gipfel der großen Pyramide erſteigen, wo ich ein flaches Dach von etwa zwanzig Geviertfuß antraf. Die Fernſicht, welcher man hier genießt, iſt ganz außerordentlich. Im Südoſten erblickt man die Pyramiden von Saccarah, deren bei zwanzig ſind, und die zwei Landſtraßen oder Dämme, von denen Herodot ſchon Meldung thut, verfolgt das Auge bis in die Berge von Mokuttum.“

„Weil Hr. Salt wußte, daß ich den Paſcha zu ſehen wünſchte, ließ er ihn um eine Audienz bitten, die auch ſogleich bewilligt ward. Eine Viertelſtunde vor dem angewieſenen Zeitpunkt ſtiegen wir zu Pferde, um uns in den Palaſt zu verfügen. Der Janitſchar des Königs ging voran und trug eine Art ſilbernen Zepter in der Hand; zwei Diener mit zwanzig Fuß langen

*) Hr. Fitz Clarence hat dieſe Knochen nach England gebracht, um ſie dem britiſchen Muſeum zu übergeben; ein geſchickter Zergliederer hat dieſelben unterſucht und gefunden, daß ſie einem Thier aus dem Ochſengeſchlecht angehören, was auf die Vermuthung führen könnte, die Pyramiden ſeien dem Gotte Apis geweihte Grabmäler geweſen.

Stäben machten vor uns her Platz. Als wir im Hofe des Palaſtes angekommen waren, wurden wir in einen Saal geführt, der mit Ruhebetten beſetzt, durch Fenſter von großen Glasſcheiben erleuchtet, und deſſen Mauern mit Fresco-Malereien verziert waren. Nach zehn Minuten erſchien der Paſcha in großem Koſtüm; mit übergeſchlagenen Beinen ſetzte er ſich auf den Sopha, und bat uns, neben ihm Platz zu nehmen. Nachdem er dem Hrn. Salt in verbindlichen Worten das Vergnügen über ſeinen Beſuch ausgedrückt hatte, richtete er verſchiedene Fragen an mich, über den Umfang und die Lage unſrer Beſitzungen in Indien, über die Stärke unſers Heeres und über den gegenwärtigen General-Gouverneur von Bengalen; ein ſeit langer Zeit in Cairo angeſiedelter Franzoſe, welcher arabiſch ſpricht, diente uns als Dolmetſcher. Nach einer ungefähr halbſtündigen Audienz verabſchiedeten wir uns, ſehr zufrieden über die erhaltene Aufnahme beim Paſcha.“

„Dieſer Staatsbeamte iſt von mittlerer Größe; ſeine Geſichtszüge haben etwas Angenehmes und Offenes; man gäbe ihm höchſtens vierzig Jahre, obgleich er viel älter iſt. Seine Manieren ſind ſo ungezwungen und fein, als diejenigen irgend eines europäiſchen Fürſten. Während der ganzen Audienz rauchte er aus einer mit Edelſteinen reich beſetzten Pfeife und ließ uns zweimal Kaffee reichen. Obgleich er allezeit den Schein der Unterwürfigkeit und Ehrfurcht gegen den Großherrn beobachtet, ſo iſt man jedoch in Aegypten überzeugt, daß er ſich alsbald unabhängig erklären würde, wenn eine der europäiſchen Seemächte ſeinem Handel ihren Schutz zuſichern wollte; und wenn je eine derſelben mit der Pforte in Zerwürfniß gerathen ſollte, ſo könnte ein Bundesgenoſſe, wie Mahomed Ali Paſcha iſt, ihr unſtreitig großen Vortheil bringen.“

„Die Stadt Cairo liegt auf dem rechten Nilufer, am Fuße der Mokuttum-Berge, ungefähr zwei Millen vom Fluſſe. Die Häuſer ſind aus Stein gebaut, mit flachen Dächern; die Fenſter haben ſtark vorſtehende Fenſterladen. Die Straßen ſind höchſt unregelmäßig angelegt und die Verbindungen ſo ſchlecht eingerichtet, daß man nicht ſelten den Umweg einer Viertelſtunde machen muß, um zu einem Haus zu gelangen, das man in kleiner Entfernung aus ſeinem Fenſter ſieht. Die Feſtungswerke von Cairo ſind durch Mameluken erbaut, und mit Geſchütz von engliſcher, franzöſiſcher und venezianiſcher Herkunft, doch alles von geringer Bedeutung, beſetzt.“

„Die Nachricht, in Roſette ſei die Peſt ausgebrochen, beſtimmte mich, ſtatt der Nilfahrt nach dieſer Stadt, den Landweg nach Alexandrien anzutreten. Ich that dies am 12. April auf meinem Dromedar. Vier Millen auſſer Cairo kam ich bei einem Luſthauſe vorbei, das, wie ich hörte, dem Paſcha gehört, und worin er, wenn die Peſt in der Hauptſtadt herrſcht, ſeinen Aufenthalt nimmt; denn, wie ſehr er auch Muſelmann iſt, ſo verſchmäht er doch einen Theil der Vorkehrungen nicht, deren ſchützende Kraft ihm das Beiſpiel der Franken darthut. Bei einbrechender Nacht ſetzten wir in einer großen Fähre über einen Arm des Nils, zunächſt bei einem kleinen Dorfe, deſſen Sheik in mich drang, daß ich die Nacht bei ihm zubringen möchte. Man verſicherte mich, die Europäer, welche durch Aegypten reiſen, werden, zumal wenn ſie

der Landesſprache kundig ſind, mit der größten Gaſtfreundlichkeit aufgenommen und ſeien allezeit verſichert, im Hauſe vom Scheik des Dorfes, worin ſie Halt machen, ein gutes Nachtlager zu finden. Längs der Straße bemerkte ich viele aus Backſteinen aufgeführte kleine Gebäude, die zur Einfaſſung von Quellen dienten, und mit Bechern für durſtende Reiſende verſehen waren.“

„Am zweiten Tage trafen wir in Menouf ein, wo wir unſre Dromedare gegen Pferde tauſchten. An dieſem Tage begegneten uns einige Mangrebinen-Araber oder Araber des Weſtlandes. Man erkennt ſie an ihren Röcken mit weißwollenen Kapuzen, die den Kapuzinerkutten gleichen. Sie ſahen abgezehrt und elend aus und ſagten uns, ſie ſeien auf einer Wallfahrt nach Mekka begriffen und ſeit fünf Monaten auf der Reiſe. Es kommen alljährlich viele dieſer Pilger um, vorzüglich zwiſchen Khenné und Coſſeir. Das Gleiche geſchieht in Indien, und die Zahl der Indianer, die auf dem Wege nach Jaggernauth umkommen, iſt faſt unglaublich.“

„Die Landſchaft zwiſchen Cairo und Demanhour iſt ſehr fruchtbar und wohl angebaut; über dieſe Stadt hinaus aber iſt ſie unfruchtbar, und man trifft auch nur wenige Häuſer an. Der Weg nach Alexandrien führt über eine lange Kunſtſtraße zwiſchen dem Meer und dem Mareotis-See. Man kommt alsdann an den erſten, durch eine Mauer und einen Graben bezeichneten Umfang, der die alte Stadt begreift, wovon nur noch Trümmer übrig ſind; nachdem man etwa eine Viertelſtunde Weges zwiſchen den Ueberreſten alter Wohnungen zurückgelegt hat, gelangt man zum Umkreis der neuen Stadt. Das Quartier der Franken, worin die europäiſchen Konſuln wohnen, liegt nahe beim Hafen und beſteht aus weitläufigen Gebäuden von drei Stockwerken, die in der Mitte einen geräumigen Hof haben und Wohnungen für die Kaufleute mit großen Magazinen im Erdgeſchoß enthalten. Jedes hat nur einen einzigen Eingang, um die ſchützenden Vorkehrungen gegen die Peſt zu erleichtern. Die Furcht vor dieſer ſchrecklichen Krankheit, von der ſich Spuren gezeigt hatten, hielt mich ab, die Merkwürdigkeiten von Alexandrien, wie ich ſonſt gerne gethan hätte, zu beſuchen. Das Merkwürdigſte, was ich geſehen habe, war die Adrianiſche Säule, welche 800 bis 1000 Yards von der Stadtmauer entfernt iſt. Sie ſteht auf einem kleinen Hügel und ruht auf einem großen gevierten Fußgeſtell. Ihr Schaft iſt aus einem einzigen Granitſtück gehauen. Man begreift nicht, wie es möglich war, eine ſo ungeheure Maſſe aufzurichten und auf ihr Fußgeſtell zu heben.“

„In Alexandrien traf ich glücklicher Weiſe eine engliſche Fregatte, den Tagus, Kapitän Dundas, an, auf der ich mich nach Europa einſchiffte. Sie hatte zwei Söhne des Kaiſers von Marokko am Bord, die von einer Wallfahrt nach Mekka zurückkamen. Ein reicher Kaufmann aus Fez, er hieß Hadjee Talub Ben Jelow, begleitete ſie als Gouverneur. Dieſer verband mit einem gefälligen Ausſehen ſanfte und höfliche Sitten, und ſchien ein Mann von Kenntniſſen und Bildung zu ſein. Er erzählte uns viele anziehende Dinge von ihrer Wallfahrtsreiſe, die ſchon dreizehn Monate andauerte. Die zwei Prinzen waren von Fez an der Spitze einer Karawane von ſiebenundzwanzigtauſend Perſonen ausgezogen und hatten ſich zunächſt nach der ihrem Vater

angehörigen Stadt Teſſa begeben. Von da zogen ſie nach Sama, durch ein reiches und fruchtbares, von einem ſanften und friedlichen Volk bewohntes Land. Alsdann betraten ſie das Gebiet von Algier und dasjenige des Bey von Tunis, lieſſen aber Algier und Conſtantine acht bis zehn Tagereiſen links. Sie kamen hierauf durch Tebez, Raſa und Gabes nach Tripoli; auf dieſe Reiſe hatten ſie einundſiebenzig Tage verwandt. Der Paſcha von Tripoli hatte ſie ſehr gaſtfreundlich empfangen und zehn Tage bei ſich behalten. Bei der Abreiſe hatte er ihnen einhundert mit Mundvorräthen beladene Kameele geſchenkt, und nebenbei auch die zur Ueberfahrt ihres Gepäcks nach Alexandrien erforderlichen Fahrzeuge geliefert. Um nach Bengazo zu kommen, brauchten ſie achtundzwanzig Tage, und der Küſte entlang bis Cairo wieder neunundzwanzig. In Cairo ſchloſſen ſie ſich einer andern fünfzigtauſend Perſonen ſtarken Karawane an, und gelangten in vierunddreißig Tagen längs der Oſtküſte des rothen Meeres und unter dem Schutz der Truppen des Paſcha von Aegypten nach Mekka. Die Rückreiſe nach Cairo hatten ſie in dreißig Tagen gemacht, und ſtatt den gleichen Weg mit den übrigen Pilgrimmen einzuſchlagen, verfügten ſie ſich nach Alexandrien, um von da zur See vollends heimzukehren. Die zwei Prinzen hatten einen Theil der Reiſe zu Pferd gemacht und den andern in einer Art Sänfte, die zwiſchen zwei Kameelen aufgehängt ward; die Weiber ihres Begleits reiſeten in Körben, die von Kameelen getragen wurden.“

„In einem unſerer Geſpräche mit Hadjee Talub Ben Jelow machten wir die Entdeckung, daß er mehrmals in Tombuctoo geweſen war, und dies veranlaßte uns, wie man leicht denken kann, zu mancherlei Fragen. Er ſagte uns, der eigentliche Name der Stadt ſei Timbuctoo und ſie ſtehe zwei Tagereiſen vom großen Fluſſe entfernt. Ihre Häuſer ſind, ſeiner Angabe zufolge, aus Stein und Thonerde erbaut und ſehr niedrig. Die Zahl ihrer Einwohner ſteigt auf ſechszigtauſend an; alle ſind Neger und von ſanftem und gaſtfreundlichem Karakter. Das Land iſt mit Kokos- und Palmbäumen bewachſen, und die Wälder in der Nähe von Timbuctoo nähren eine Menge Gewild; es finden ſich da ganze Heerden von Elephanten, auf welche die Einwohner von Timbuctoo Jagd machen, da ſie ihr Fleiſch eſſen. Löwen und andere wilde Thiere kommen öfters bis an die Stadtmauern.“

„Der Handelsverkehr zwiſchen Fez und Timbuctoo geſchieht durch Karawanen, die gewöhnlich in den Monaten März und Oktober von Fez abreiſen und ungefähr hundert Tage auf der Reiſe zubringen. Sie führen nach Timbuctoo Salz, Tabak, europäiſche Scharlachtücher, engliſche gedruckte Baumwollentücher und Feuergewehre; hinwieder bringen ſie von da zurück Gold, Sklaven und Elfenbein. Einer alten unter den Bewohnern von Timbuctoo verbreiteten Ueberlieferung zufolge gingen vormals regelmäßige Karawanen aus dieſer Stadt nach Cairo, aber die in den Zwiſchenländern herrſchenden Unruhen machten dieſe Reiſe ſo gefährlich, daß man darauf verzichtet hat. Hadjee Talub ſprach uns noch von der Stadt Houſſa als von einem wichtigen Handelsplatze, wo die Kleidungsſtoffe verfertigt werden, deren ſich die Einwohner von Timbuctoo bedienen; ſeiner Angabe zufolge iſt ihre Entfernung von Timbuctoo ſo groß, wie

diejenige von Fez nach Timbuctoo. Hinſichtlich auf den Lauf des Nigerſtroms behauptete Hadjee Talub nach Hörenſagen, der Lauf deſſelben ſei gegen Mekka, alſo nach Oſten, gerichtet, und er laufe in einen großen Süßwaſſer-See aus, der landeinwärts liege, Behus Soldan heiße, und aus dem der Nil von Aegypten entſpringe. Ein Europäer, der ſich einer Karawane anſchlieſſen würde, verſicherte er, könnte ohne die mindeſte Gefahr oder Schwierigkeit nach Timbuctoo gehen; dagegen wäre es gefährlich, die Reiſe allein zu machen.“

Hier ſchließt ſich das Tagebuch des Hrn. Fitz Clarence; er bemerkt einzig noch, daß er in Spanien nicht landen konnte, weil man die Peſt fürchtete, weswegen er auf der See bleiben mußte, und erſt am 14. Juni nach einer ſechsmonatlichen Reiſe in Falmouth eintraf.

Mannigfaltiges.

Aus Italien.

Die neue Sternwarte zu Marlia im Herzogthum Lucca. Geſchichte und Schickſale der Sternkunde.

Es fehlt weder an Sternwarten, noch an Sternkundigen, und noch weniger an Inſtrumenten, deſto mehr aber an Beobachtungen, ſagt der königliche Rathgeber, unter deſſen Leitung die neue Sternwarte in Lucca errichtet ward. Der Freiherr v. Zach iſt dieſer, um ſeine Wiſſenſchaft hochverdiente und ungefähr in allen Fächern des Wiſſens bewanderte Mann, und es lohnt ſich der Mühe, ihn darüber näher zu hören. *)

Wenn wir die Zahl der europäiſchen Sternwarten zu einhundertunddreißig angeben, ſo ſind damit zuverläſſig noch nicht alle gezählt. Wären ſie ſämmtlich in zweckmäßiger Thätigkeit, mit guten Werkzeugen verſehen, mit gelehrten, tüchtigen, fleißigen, ihre Wiſſenſchaft liebenden Aſtronomen beſetzt, ſo würden ihrer unſtreitig mehr als genug ſein. Es ſcheint aber mit den Aſtronomen ſich ungefähr ſo zu verhalten, wie mit den vormaligen Akademikern in Italien, worunter es Müßige in Bologna, Zierliche in Genua, Unrühmliche in Lucca, Verſteckte in Mailand, Düſtere in Ancona, Verborgene in Breſcia, Unbewegliche in Alexandria, Trübe in Ceſena, Ungenannte in Parma, Zwieträchtige in Fabriano, Bequeme in Rimini, Betäubte in Citta de Caſtello, Sonderbare in Rom, Eigenſinnige in Viterbo, und vollends auch noch Närriſche in Peruſa und Angekettete in Macerata gab. **)

*) Correspondance astronomique, géographique, hydrographique et statistique du Baron de *Zach*. 3 Vol. à Gênes. 1819.

**) Otiosi, Adormentati, Oscuri, Nascosti, Calliginosi, Occulti, Immobili, Offuscati, Innominati, Desuniti, Adagiati, Assorditi, Fantastici, Ostinati, Insensati, Catenati — dies ſind die Namen, welche, vor nicht gar langer Zeit, nach dem damals herrſchenden Geſchmack oder Ungeſchmack

Inzwiſchen ſoll man gerecht ſein; nicht allenthalben fällt die Schuld auf die Aſtronomen zurück. Am einen Ort findet ſich zwar eine Sternwarte, aber ſie hat keine Inſtrumente; am andern gibt es Inſtrumente ohne Sternwarte; am dritten Ort, wo geſchickte Aſtronomen ſind, fehlen jene beide, und endlich gibt es Orte, wo alle erforderlichen Hilfsmittel vorhanden ſind, aber kein Aſtronom, oder wenigſtens niemand, der ſeine Pflichten erfüllen kann oder will. Es werden zehn, fünfzehn und zwanzig Jahre auf den Bau und die Einrichtung einer Sternwarte verwandt, und ehe noch eine einzige brauchbare Beobachtung daraus hervorgeht, zerfällt ſie wieder in Trümmer oder die Inſtrumente werden unbrauchbar. Wir wollen keine Beiſpiele anführen, wie leicht dies auch wäre. Wir könnten eine ganz neue Sternwarte nennen, deren Bau beinahe eine Million Franken gekoſtet hat, die durchaus fehlerhaft iſt und deren koſtbare Werkzeuge gänzlich verdorben ſind. Wir könnten eine andere Sternwarte anführen, die vierzig Jahre in Thätigkeit war, ſeit fünfundzwanzig Jahren aber unthätig geworden und noch nicht dahin gelangt iſt, ihre eigene Längenbeſtimmung zu liefern, obgleich ſie die ſchönſten Inſtrumente beſitzt. Wahrhaftig, das ſind Dinge, welche auch die freigebigſte Regierung, wenn ſie noch ſo geneigt iſt, den Wiſſenſchaften Schutz und Aufmunterung zu verleihen, abſchrecken können; und wenn hin und wieder über mangelhafte Unterſtützungen geklagt wird, ſo dürfte ſichs bei näherer Unterſuchung manchmal finden, daß der Kläger daran mehr als der Beklagte Schuld trägt. Zuweilen liegt das Hinderniß in gar ſeltſamen Verhältniſſen. Eine Regierung, zum Beiſpiel, beſitzt eine Sammlung vortrefflicher Inſtrumente; ſie will aber keine Sternwarte bauen laſſen, um jene nicht einem unfähigen Manne, der wirklich angeſtellt iſt, übergeben zu müſſen. An etlichen Orten hat man ſolche wohl zu entfernen gewußt, an andern iſt man duldſamer.

Es gibt Leute (und darunter, wie befremdlich es tönt, auch Gelehrte ſogar und Profeſſoren), die es nicht leiden können, wenn man Enthuſiasm oder Leidenſchaft für eine Wiſſenſchaft zu Tage legt. Das ſeien Selbſtſüchtler, meinen ſie, welche nur an ſich ſelbſt denken und an das, was ihre Theilnahme erregt oder ihnen Freude macht. Wollte Gott, es wäre jeder für ſeine Wiſſenſchaft enthuſiasmirt! Der Botaniker verlangt einen Pflanzengarten, der Scheidekünſtler ein Laboratorium, der Wundarzt ein anatomiſches Theater, und der Aſtronom eine Sternwarte. Sollte man etwa Irrenhäuſer verlangen? Die lieſſen ſich freilich auch brauchen, und die Aerzte mögen ſie heiſchen. Cicero pro domo sua; die Aſtronomen werden indeß immerhin wohl thun, ſich mit ihren Sternwarten zu beſchäftigen.

Aber, wendet man nochmals ein, ſind nicht deren ſchon die Menge vorhanden, wozu bedarf es neuer? Es werden Sternwarten in allen Ecken und Winkeln errichtet; es iſt eine wahre

---

die ultramontaniſchen Akademiker annahmen; ſie wetteiferten in der Auswahl ſeltſamer, poſſierlicher und phantaſtiſcher Benennungen, gleich als ob die Geiſtesübungen vielmehr Poſſen und Spiele, als nützliche und ernſte Beſchäftigungen wären.

Muth. Soll denn überall nur von Aſtronomie die Rede ſein? — Laßt uns gerecht und unparteiiſch prüfen, ob in der That die Sternkunde ſich rühmen möge, heutzutage mehr kultivirt, aufgemuntert, beſchützt und begünſtigt zu ſein, als vormals. Laßt uns die Sternwarten aufzählen, welche in früherer Zeit vorhanden waren, arbeiteten und gänzlich verſchwunden ſind. Ich frage, was iſt in der Stadt London aus den Sternwarten des Herzogs von Malborough, des Grafen von Brühl, des Sir Henry Englefield, des General Roy, des Doktor Heberden, der Herren Aubert, Bird, Short, Mudge u. ſ. w. geworden? ſind andere an ihre Stelle getreten? Wo ſind die Sternwarten von Wanſtead, von Richmond, von Kew, von Blenheim, von Sion, von Harefield, von Clerkenwell, von Frompton-Houſe, von York, von Loampit-Hill, von Highbury, von Chiſelhurſt u. ſ. w. hingekommen; ſind ſtatt ihrer neue erbaut worden?

Kehren wir nach Frankreich, und zuerſt, wie billig, nach Paris. Wo iſt die Sternwarte der Marine im Hotel Clugny, in der Straße des mathurins, hingekommen, an welcher de l'Isle und Meſſier mit ſo viel Ruhm arbeiteten? Was iſt aus der Sternwarte im Mazarinſchen Kollegium geworden, worin La Caille ſich unſterbliche Verdienſte erwarb? Wo findet ſich die mit königlich prachtvollen Inſtrumenten verſehene, von Le Monnier im Kapuzinerhofe? Die Warte im Dom des Luxemburg, worin La Lande ſeine erſten Dienſtjahre machte? Die von St. Geneviève, in welcher Pingré ſo raſtlos arbeitete? Diejenige des franzöſiſchen Kollegiums, worin La Lande ſeine vortrefflichen Schüler bildete? Die der Kriegsſchule, in welcher Dagelet und La Lande der Neffe die erſte franzöſiſche Himmelsgeſchichte verfaßt haben? Nach mehr andern Sternwarten zu Paris, in der Eſtrapade, in der Paßſtraße, der Straße Richelieu, der Paradiesſtraße u. ſ. f. will ich nicht weiter fragen.

Reiſen wir durch die Provinzen, und ich möchte gern Kunde erhalten von den Sternwarten in Lyon, worin die E. Väter St. Bonnet, Berand, Le Fevre ihre Beobachtungen gemacht haben; in Bourg en Breſſe, wo La Lande von der Arbeit in neuer Arbeit Erholung fand; in Dijon, wo Fabarel und Bertrand ſo viele nützliche Dinge zu Stande brachten; in Toulouſe, die durch Darquier zu ſolchem Ruhm gelangte, daß ein großer und vielvermögender britiſcher Staatsminiſter ſie beſuchte und ihr ein prachtvolles Werkzeug ſchenkte; in Mirepoix, wo Vidal den Merkur zu achtzehn Sekunden vom Sonnenrande geſehen hat; in Montauban, wo man einem reichen Liebhaber die Aſtronomie dergeſtalt zu verleiden wußte, daß er darauf gänzlich verzichtete; in Breſt, wohin Rochon geſandt ward, um Beobachtungen zu machen, die er nie gemacht hat; in Marſeille, das eine lange Reihe berühmter und verdienter Aſtronomen aufzuzählen hat, die Pytheas, Gaſſendi, Feuillée, Laval, de Chazelles, Pezenas, St. Jacques, Bernard, Thulis, Pons. Ich will nicht nach den minder bekannten Sternwarten von Avignon, Beziers, Bordeaux, Straßburg, Rouen, Vezoul und Tarbes fragen; wohl aber nach derjenigen von Montpellier, die durch de Ratte, Poitevin, Du Bousquet, Tandon, Romieu, Brun u. ſ. w. ſo berühmt geworden iſt. Von dieſer kann ich die neueſten Berichte mittheilen, welche mir ein Augenzeuge unterm 6. Okt. 1819 meldet: „Hr. Gergonne iſt der Nachfolger des Hrn. Reboul

im aſtronomiſchen Lehrſtuhle von Montpellier; es ſcheint aber dieſe Wiſſenſchaft der Stadt fremd geworden zu ſein. Die Dachung der Sternwarte blieb dermaßen unbeſorgt, daß ſie endlich einſtürzte, und ſtatt ſie wieder herzuſtellen, fand man gerathener, die Klappfenſter (trappes) eingehen zu laſſen, und, aller Gegenvorſtellungen ungeachtet, ein gewöhnliches Kornbodendach zu errichten. Hr. Bergonne wollte nun weiter gar nicht mehr hingeben, und er ließ die vorhandenen Inſtrumente ins phyſikaliſche Kabinet bringen, wo man nichts damit anfangen kann. Sie ruhen ſeit zwanzig Jahren u. ſ. w.“

Iſt man etwa auch jetzt noch der Meinung, die Aſtronomie werde in Frankreich allzuſehr begünſtigt und der Sternwarten ſeien dort allzuviele? Man hat ſo eben geſehen, wie man ſich dagegen hilft, wie man dieſelben wegſchafft und wie man die Aſtronomen auf die Seite zu bringen weiß.

Wir gehen nach Italien und finden hier, daß von zwanzig vormals in dieſem Lande thätigen Sternwarten nur noch ſechs arbeiten: in Mailand, Turin, Padua, Florenz, Rom und Palermo. Drei ruhen, in Bologna, Piſa und Neapel; die übrigen alle ſind nicht mehr vorhanden.

Blicken wir auf Deutſchland, ſo iſt ſeit langer Zeit ſchon keine Rede mehr von den Sternwarten in Nürnberg, Altdorf, Pollingen, Salmansweiler, Dillingen, Schwezingen, Würzburg, Bamberg, Ingolſtadt, Salzburg, Grätz, Greifswald, Erlau, Tyrnau, Carlsburg, Lilienthal (verbrannt und zerſtört durch General Vandamme) u. ſ. w. Man kann noch weiter fragen: Was iſt aus den Sternwarten von Kaſſel, Danzig, Breslau, Leipzig, Halle, Jena, Tübingen, Ofen, München u. ſ. w. geworden? Wie viele thätige Sternwarten ſind dann noch übrig? Zu Deutſchlands Ehre ſei es geſagt, es gibt ihrer noch zehn vollthätige: zu Berlin, zu Bremen, zu Kremsmünſter, zu Dorpat, zu Gotha, zu Göttingen, zu Königsberg, zu Mannheim, zu Prag und zu Wien.

Sollen wir unſre Reiſe noch weiter fortſetzen durch Spanien, Portugal, Holland, die Schweiz, Schweden, Dänemark, Polen und Rußland? Längſt hört man nichts mehr von den Sternwarten in Madrid, Cadiz, Sevilla, Valenzia, in Liſſabon und Coimbra, in Amſterdam, im Haag, zu Leyden, Utrecht, Middelburg; in Genf, Bern, Zürich; zu Stockholm, Upſal, Kopenhagen, Krakau, in Warſchau, Wilna, St. Petersburg, Kaſan, Moskau u. ſ. w. Wahrſcheinlich aber liegt die Schuld an uns, und rührt vom Mangel der Verbindungen und Mittheilungen von allen dieſen Orten her.

Immerhin ergibt ſich aus dem Vorſtehenden, daß die einhundert und dreißig europäiſchen Sternwarten am Ende auf eine oder zwei in England, auf eine oder zwei in Frankreich, auf ſechs in Italien und auf zehn in Deutſchland herabſinken; und auch bei dieſen wäre noch manches einzuwenden und zu bemerken, wenn ihre Arbeiten geprüft werden ſollten. Sind die durch ſie gelieferten Bemerkungen von gleicher Güte geweſen? Waren ſie gleich brauchbar zur Vervollkommung unſrer Theorien, zur Verfertigung der neuen Tafeln der Bewegung der

Himmelskörper? Wahrhaftig, wenn dieſe Frage ohne Ausflüchte, aufrichtig und gerecht beantwortet werden ſoll, ſo ergibt ſich am Ende die bedauerliche Antwort, daß eine einzige Sternwarte in der Welt iſt, welche zu dieſem Behuf gute und reichliche Materialien geliefert hat.

Dieſe Sternwarte iſt die von Greenwich. Nahe an ſiebenzig Jahre ununterbrochen hat dieſelbe der Wiſſenſchaft die beſten Beobachtungen geliefert, die mit den vortrefflichſten Inſtrumenten, von den geſchickteſten Aſtronomen gemacht wurden, und welche allen unſern Theorien, allen unſern Sternverzeichniſſen, unſern beſten Sonnen-, Mond- und Planeten-Tafeln zur Grundlage dienen, ſo daß, wenn jemand behaupten wollte, unſre aſtronomiſchen Tafeln würden alle gleich vollkommen ſein, wofern die einhundert und dreißig andern Sternwarten nie dageweſen wären, ſo lieſſe ſich der Satz gewiß recht gut vertheidigen, wie auſſerordentlich und wie ſeltſam er beim erſten Anblick auch ſcheinen mag.

Wird man nun immer noch ſagen, es gebe zu viele Sternwarten? Allerdings gibt es zu viel unnütze, und wer ſich über die große Zahl von dieſen beklagt, der hat Proſa gemacht, ohne daß er es wußte. Entweder waren es Gelehrte, die, weil ſie die Grundlagen einer Wiſſenſchaft erforſcht haben, die Geſchichte aller Wiſſenſchaften erforſcht zu haben glauben; oder es ſind vorſichtige Leute, die ſehr hell in die Zukunft hinausſehen, und fürchten, die Wiſſenſchaften möchten bei allzufreigebig dargereichten Hilfsmitteln allzuſchnelle Fortſchritte machen.

Die Aſtronomie hat zuverläſſig in unſern Tagen ſehr große Fortſchritte in den Studierzimmern gemacht, aber lange nicht ſo große auf den Sternwarten. Die Schuld hievon tragen nicht immer die Aſtronomen, und eben ſo wenig die Regierungen. Dieſen mangelte öfters die gehörige Einſicht über die beſte Art, ihren Schutz zu ertheilen, und jenen gebrach es oft an der nöthigen Aufmunterung. Mayer, la Caille und Piazzi zum Beiſpiel ſind unſtreitig Aſtronomen geweſen, die dem Flamſtead, Bradley und Maskelyne gleichſtehen, oder vielleicht auch dieſelben übertreffen konnten, wenn ſie wären aufgemuntert worden, wie dieſe, und wenn ſie die Hilfsmittel genoſſen hätten, die eine einſichtige, großmüthige und reiche Regierung denſelben zutheilte.

Zwei organiſche Mängel ſind bei den meiſten Sternwarten Schuld, daß ihre Arbeiten jene allgemeine, ich möchte ſagen, kosmopolitiſche Nutzbarkeit nicht haben. Was nützt es, koſtbare Sternwarten bauen, ſie mit ſchönen Inſtrumenten verſehen und möglichſt gute Beobachtungen darin anſtellen, wenn man dieſelben nicht bekannt macht, ſondern in Schränken aufbewahrt, wo ſie, wie ſo oft ſchon geſchehen iſt, auf mannigfache Weiſe zu Grunde gehen, vom Feuer verzehrt, von der Feuchtigkeit angegriffen, oder Würmern und Mäuſen zur Speiſe werden? Da wäre es dann freilich beſſer, gar keine Sternwarten zu haben. Es dauerte beinahe ein halbes Jahrhundert, ehe Bradley's umfaſſende Beobachtungen bekannt gemacht wurden, und über ſiebenzig Jahre, ehe dieſer köſtliche Schatz einigermaßen benutzt werden konnte. Man mußte ſich glücklich ſchätzen, als endlich die mühevollen, in dreizehn Folianten und zwei

Quartanten beſtehenden Arbeiten den Händen der Chikane und endloſer Prozeſſe entriſſen werden konnten. Das warnende Beiſpiel hat indeß heilſam gewirkt. Seither läßt die brittiſche Regierung alljährlich mit typographiſchem Luxus die Beobachtungen ihres königlichen Obſervatoriums von Greenwich in einem großen Folianten drucken.

Würden jemals die Sonne-, Monds- und Planeten-Tafeln zu der Vollkommenheit gelangt ſein, die ſie wirklich erreicht haben, wenn die Beobachtungen der königlichen Sternwarte von Greenwich nicht wären bekannt geworden? Wo gibt es auf der ganzen Erde eine Sternwarte, die ſich rühmen kann, eine ununterbrochene Reihe vortrefflicher Mondbeobachtungen geliefert zu haben, welche die alleinige und ausſchließliche Grundlage der den Seefahrern ſo nützlichen Tafeln geweſen ſind? Hätte Meyer nicht ein halbes Jahrhundert früher der Schiffahrt dieſen wichtigen Vortheil verſchaffen können, wenn Bradley's Beobachtungen zu ihrer Zeit wären bekannt gemacht und herausgegeben worden?

Im ganzen ziviliſirten Europa iſt die königliche Sternwarte in Greenwich bis dahin die einzige, welche den Vorzug und die Verpflichtung hat, ihre Beobachtungen alljährlich bekannt zu machen. Der königliche Aſtronom iſt dazu angewieſen, der Präſident und die Räthe der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in London wachen über die genaue Vollziehung des Auftrags. *)

Auf allen andern europäiſchen Sternwarten ſind weder Gelder noch Verordnungen dazu vorhanden. Wenn ein fleißiger und arbeitſamer Aſtronom ſeine Beobachtungen gerne bekannt machen möchte, ſo muß er bei der Regierung oder bei irgend einer Verwaltungsſtelle um die Mittel dafür anſuchen. Mit vielem Aufwand von Zeit und Mühe, wofern es dem Bittſteller an Beharrlichkeit nicht gebricht, erhält er dann endlich die Bewilligung, etwas weniges drucken zu laſſen; es hatte aber dieſer Erfolg ſo viel widrige Schritte erfordert, daß ihre Wiederholung gewöhnlich unterbleibt. Für den Druck von Tobias Meyers nachgelaſſenen Werken ward lange Zeit angeſucht. Er ſtarb im Jahr 1762, und im Jahr 1775 ward endlich der erſte Band bekannt gemacht; die übrigen wurden verſprochen, das Verſprechen aber iſt zur Stunde noch unerfüllt. Die Schuld liegt nicht an der Regierung, die ſehr willfährig geweſen iſt; ſie rührt von dem Mißgriffe her, wodurch die Herausgabe einem Manne übertragen ward, der ſich um die Ehre beworben hatte, da er doch gar kein Aſtronom iſt.

Hr. De la Lande mußte bei den Miniſtern der franzöſiſchen Republik lange anhalten, ehe ihm vergönnt ward, ſeine Histoire céleste française drucken zu laſſen. Endlich gelang es, und im J. 1801 erſchien ihr erſter Theil. Am Schluß der Vorrede ſagt er: „Wann der zweite Theil dieſer Himmelsgeſchichte erſcheinen wird, kann ich nicht beſtimmen; die Materialien dafür

---

*) Es wird dies, in bemerkenswerther Art, auf dem Titelblatte jedes Bandes folgendermaßen angezeigt: Published by te President and council of the royal society, at the public expense, in obedience to his Majesty's command.

liegen jedoch bereit, und ich darf die Verſicherung geben, daß, wofern Körper- und Seelenkräfte mir noch einige Jahre treu bleiben, wie ſie jetzt im achtundſechzigſten Jahre ſind, ſo hoffe ich auch noch einen dritten Band liefern zu können.“ Die Wahrheit iſt, daß ſeither nichts mehr erſchienen, und daß es ſeit zwanzig Jahren beim erſten Bande geblieben iſt.

Im Jahr 1795 gelang es dem Hrn. Gregoire, vormaligem Biſchof von Blois, dieſem durch Kenntniſſe und Tugenden nicht minder, als durch den Muth und Eifer, womit er den Vandalism jener ſchrecklichen Zeit bekämpft hat *), verdienten Manne, durch Erſtattung eines gelehrten und beredſamen Berichtes, den Beſchluß für die Errichtung eines Längen-Bureau zu erwirken. Dieſe, durch das Dekret vom 7. Meſſidor des dritten Jahres der franzöſiſchen Republik (25. Juni 1795) geſtiftete Anſtalt iſt beſtimmt, die Fortſchritte der Aſtronomie zum Behuf der Marine zu beachten, die Sternwarten zu beaufſichten, deren neue zu veranſtalten, die Berechnungen für die Connoissance des tems zu beſorgen, einen Lehrkurs der Sternkunde zu geben und endlich alles dasjenige vorzuſchlagen, was zur Vervollkommnung der Marine dienen kann. Im Jahr 1808, dreizehn Jahre nach ſeiner Errichtung, faßte dies Bureau endlich den löblichen Entſchluß, die in der kaiſerlichen Sternwarte zu Paris angeſtellten Beobachtungen durch die Connoissance des tems bekannt zu machen, und um das Neueſte nicht alt werden zu laſſen, mit den Beobachtungen vom Jahr XII (1804) anzufangen, die frühern aber, einſchließlich vom Jahr IX an, in der Folge nachzutragen. Das letztere unterblieb und das erſtere hat nicht lange gedauert, indem von 1813 an die Connoissance des tems, ohne zu ſagen warum, keine aſtronomiſchen Beobachtungen der Pariſer Sternwarte weiter liefert, und alſo in der That nur die Jahrgänge 1804 bis 1809 bekannt gemacht worden ſind. Piazzi in Neapel beſitzt die erforderlichen Hilfsmittel nicht, um den Schatz ſeiner Beobachtungen herauszugeben.

Soll demnach eine wohleingerichtete Sternwarte in der That nützlich ſein, ſo müſſen ihr die nöthigen Gelder zur Bekanntmachung derjenigen Beobachtungen, die deſſen werth ſind, angewieſen werden, und ihr Aſtronom muß zur regelmäßigen Bekanntmachung derſelben verpflichtet ſein.

Ein zweites organiſches Gebrechen vieler Sternwarten beſteht darin, daß man glaubt, es ſei hinreichend, einen guten Mathematiker dabei anzuſtellen, und es werde nicht fehlen, daß derſelbe alsdann auch ein guter Aſtronom ſei. Ein großer Geometer wird aber nur ſelten für

---

*) Dieſes Zeugniß, von einem edeln und verdienſtvollen über einen gleich edeln und verdienten Mann ausgeſtellt, trifft mit den beiſpielloſen Schmähungen zuſammen, die zur nämlichen Zeit dem Hrn Biſchof Gregoire in Paris zu Theil geworden ſind. Aber das Zeugniß bleibt dem dadurch Geehrten, während die Ausbrüche wilder Leidenſchaft nur ihren Urhebern Schande bringen mögen. Jetzt ſchon iſt es das Urtheil der unparteiiſchen Zeitgenoſſen, und ſpäter wird es die gerechte Nachwelt ſein, die den Schwarm der Höflinge, der Tartüffe und Wetterfahnen, welche den ehrwürdigen Greiſen im Chriſtmonat 1819 nach Bubenart mit Koth bewarfen, verdienter Weiſe brandmarken. A.

anhaltende Beobachtung Geſchmack und Neigung haben; er wird ſich nicht leicht ans Wachen und nächtliche Anſtrengungen gewöhnen; der Eifer und die Geduld werden ihm kaum je innewohnen, die für kitzelige Beſtimmtheit und für die höchſte Genauigkeit der Beobachtungen erforderlich werden; gerade dieſe Eigenſchaften aber ſind es, welche die Eigenthümlichkeit des guten beobachtenden Aſtronomen ausmachen; Newton, Euler, La Grange wären wahrſcheinlich gar ſchlechte Aſtronomen geweſen. Durch Studium und angeſtrengten Fleiß mag man ein geſchickter Meßkünſtler werden; um aber ein guter aſtronomiſcher Beobachter zu ſein, muß man mit vorzüglichen Organen, feſter und dauerhafter Geſundheit, mit Gewandtheit und Fertigkeit ausgerüſtet ſein. Schwächliche und kränkliche Aſtronomen haben nie große Dinge geleiſtet, während hingegen allerdings große Meßkünſtler von ſehr ſchwacher Geſundheit bekannt ſind.

Das Leben eines tüchtigen Aſtronomen iſt hart, mühſam und zwangvoll. Will er ſeiner Pflicht ein völliges Genüge leiſten, ſo muß er auf die Freuden der Geſellſchaft verzichten; und findet er ſein Vergnügen nicht in ſeiner Wiſſenſchaft, dann nehme er von der Aſtronomie Abſchied. Nur thätige, eifrige, enthuſiaſtiſche und leidenſchaftliche Liebhaber können für ſie taugen, und dieſe Eigenſchaften ſind mit Bequemlichkeit und Trägheit völlig unvereinbar; es gilt darum hier: satius est otiosum esse, quam nihil agere. Der Aſtronom einer Sternwarte ſoll beobachten können und er ſoll gern beobachten; er ſoll mit dem Himmelsgewölbe vertraut ſein und daran Entdeckungen machen können; die von ihm ſelbſt oder von Andern gemachten ſoll er eifrig und ſorgfältig fortſetzen, und vor allem aus den Lauf der Geſtirne mit beharrlichem Fleiß und verſtändiger Einſicht verfolgen. Hiefür, und für anderes nicht, laſſen die Regierungen koſtbare Sternwarten bauen und verſehen dieſelben mit den erforderlichen Werkzeugen; den dabei angeſtellten Aſtronomen liegt die Pflicht ob, dieſe unausgeſetzt, bei Tag und bei Nacht, zu gebrauchen. Wenn es um Vervollkommnung von Theorien zu thun iſt, ſo werden die Geometer hiefür ſorgen; Newton, Euler, La Grange haben die Theorie des Mondes vervollkommnet, ohne ihn je beobachtet zu haben, und die Flamſtead, Bradley, Maskelyne beobachteten ihn, ohne eine einzige Mondgleichung geliefert zu haben. Die Einen hätten nicht ohne die Andern arbeiten können; darum ſei jeder was ſeiner Stelle ziemt, und es iſt gar nicht nothwendig, daß der Aſtronom, welcher einer Sternwarte vorſteht, Formeln erkläre oder Gas reinige. Iſt ein Aſtronom ein geſchickter Chemiker und hat er eine beſondere Vorliebe für dieſe Wiſſenſchaft, ſo iſt dies kein Uebel; aber man entferne ihn in dieſem Fall von der Sternwarte und mache ihn zum Profeſſor der Chemie. Zeigt ein andrer mehr Neigung und Talent für die höhere Analyſe, als für die Beobachtungen, ſo mache man ihn zum Profeſſor oder Akademiker; er wird nützlicher und bequemer arbeiten, und man gewinnt doppelt dabei, indem man treffliche Profeſſoren erhält und freie Plätze für tüchtige Aſtronomen gewinnt.

Ich will damit gar nicht ſagen, die Eigenſchaften eines guten Geometers und die eines guten Aſtronomen ſeien unverträglich; der letztere muß die Kenntniſſe des erſtern in gewiſſem Grad immerhin beſitzen; ich ſpreche von großen Geometern und bin der Meinung, daß Männer,

wie Halley, Gauß, Beſſel, Olbers, Littrow, Plana überall ſeltene Männer ſind und allezeit ſein werden. Aſtronomen, wie die Herſchel, Schröter, Hardings, Meſſire, Pons u. ſ. w. bilden eine andere Klaſſe; weil es aber höchſt ſelten geſchieht, daß man beide Arten in einem Individuum vereint antrifft, ſo möchte ich zur guten Einrichtung einer Sternwarte vorſchlagen, dieſelben mit Aſtronomen von beiderlei Art zu beſtellen, den einen zum Behuf der Aſtronomie, den andern zum Behuf der Aſtroſcopie. Durch dieſe Vereinbarung allein wird man den guten Gang eines wohleingerichteten Obſervatoriums ſichern können.

Eine lange Erfahrung (fährt Hr. v. Zach, den wir überall nur im Auszuge liefern, fort), meine öftern Beſuche faſt aller europäiſchen Sternwarten und die perſönliche Bekanntſchaft eines großen Theils der jetztlebenden Aſtronomen liegen dieſen Bemerkungen zum Grunde. Ich war gerade mit ihrer Darſtellung beſchäftigt, als mir aus Lucca geſchrieben ward, es ſeien I. Maj. die Königin Marie-Louiſe Bourbon, die Infantin von Spanien und regierende Herzogin von Lucca, geſinnt, ihr neuerrichtetes Lycäum durch eine Sternwarte zu vervollſtändigen, und ſie habe den Auftrag gegeben, mich deshalb zu Rathe zu ziehen. Ich antwortete: zum Unterricht in Lyceen, wo es mehr um die Theorie als um Beobachtungen zu thun iſt, könne man mit Wenigem ausreichen. Große Sternwarten, mit koſtbaren Werkzeugen, bezwecken mehr die Fortſchritte der Wiſſenſchaft, als ihren Unterricht. Was denſelben erforderlich ſein würde, fügte ich hinzu. Die Königin ergriff dieſe Vorſchläge; ſelbſt ſchon mit aſtronomiſchen Kenntniſſen vertraut, verlangte ſie ein wiſſenſchaftliches Inſtitut, mit allen Erforderniſſen ausgeſtattet, und die Koſten wollte ſie auf ihre Schatulle anweiſen. Ein lebhafter Briefwechſel ward nur ein paar Monate durch geführt, und nachdem die Präliminarien im Reinen waren, erhielt ich die Einladung der Königin, zur Auswahl des Lokals der Sternwarte ſelbſt nach Lucca zu kommen. Am 1. Sept. brachte ich Ihrer Majeſtät meine Huldigungen dar.

Ich durchwanderte die Stadt und ihre Umgebungen einige Meilen in die Runde; ſie liegt nahe am Serchio, mitten auf einer von lieblichen Anhöhen und Bergen umſchloſſenen Ebene; die Berge, zwar nicht ſehr hoch, ſtehen hingegen ſo nahe bei der Stadt, daß ſie nach allen Seiten hin die Ausſicht auf einen großen Theil des Himmels rauben; darum mußte das Lokal der Sternwarte in bedeutender Entfernung von der Stadt geſucht werden. Sternwarten im Innern der Städte zu errichten, taugt überhaupt nichts; um den Horizont zu beherrſchen, müſſen ſie über die Dächer emporſtehen, und alſo in Thürmen oder über ſehr hohen Häuſern errichtet werden; nun beſitzen aber weder die einen noch die andern die den neuern feſtſtehenden Inſtrumenten erforderliche Feſtigkeit; es erzittern vielmehr auch die feſteſten, weil der Boden erzittert, auf dem ſie ſtehen, wie man in jedem Hauſe bei auf der Straße vorbeifahrenden Wagen wahrnehmen, oder ſich auch vollſtändiger in einer merkwürdigen Denkſchrift des Direktors der Sternwarte in Mailand, Hrn. de Ceſaris (sul movimento oscillatorio e periodico delle fabbriche, in den Mailänder aſtronom. Ephemeriden für 1813) belehren kann. Auch die von Rauch und Dünſten erfüllte Atmoſphäre der Städte wird der Genauigkeit der Beobachtungen nachtheilig.

Es ſind, um eben dieſer Gründe willen, alle neuern Sternwarten auſſer den Städten und zu ebener Erde erbaut worden, die von Greenwich, Oxford, Cambridge, Dublin, Gotha, Göttingen, München, Dorpat, Ofen, Neapel u. ſ. w.

Vier Meilen von Lucca beſitzt die Königen in Marlia ein ſchönes Luſtſchloß, das zum Sommeraufenthalt von der königlichen Familie gebraucht wird. Als ich, durch ſeinen weitläufigen und anmuthigen Park wandernd, eine Anhöhe deſſelben erſtieg, öffnete ſich mir plötzlich ein weiter Horizont, der nach allen Seiten hin, vorzüglich aber im Süden, die freieſte Ausſicht gewährt. Mein Entſchluß war alſobald gefaßt, die Königin genehmigte denſelben und ſandte mir ihren Baumeiſter Nottolini. Der Bauplan war bald zwiſchen uns verabredet, und weil die königliche Freigebigkeit zum Voraus alle Hinderniſſe gehoben hatte, konnten wir, wie das Sprichwort ſagt, das Eiſen ſchmieden, während es warm blieb. Vierzehn Tage nach meiner Ankunft in Lucca, am 17. September 1819, unterzeichnete die Königin die **Stiftungsurkunde** oder einen Beſchluß folgenden Inhalts:

„Nachdem Wir den Entſchluß gefaßt haben, eine Sternwarte zu errichten, deren Vereinbarung mit dem königlichen Lyceum den öffentlichen Unterricht weſentlich vervollſtändigen und zum Fortſchritt der Wiſſenſchaft in Unſerm Herzogthum beitragen ſoll, ſo haben wir beſchloſſen und beſchlieſſen hiermit: es ſoll auf Koſten Unſerer beſondern Schatulle ein aſtronomiſches Obſervatorium alſogleich auf unſerm königlichen Luſtſchloſſe zu Marlia errichtet und mit den erforderlichen Inſtrumenten ausgeſtattet werden. Daſſelbe ſoll mit dem königlichen Lyceum verbunden ſein, und unter der Verwaltung und Aufſicht unſers Direktors des Lyceums ſtehen.“

Zur Wohnung des Aſtronomen dient ein bequemes und geräumiges, nur fünfunddreißig Klafter von dem gewählten Standort der Sternwarte entferntes Gebäude. Hier wurden die erſten zu Orientirung der Warte erforderlichen Beobachtungen angeſtellt. Die Meridianlinie dafür ward in Beiſein und unter perſönlicher Theilnahme der Königin und des königlichen Prinzen zu Stande gebracht, und dieſelbe ſowohl als die ſenkrechte Linie für den Gebrauch des Baumeiſters geſichert. Alſogleich ward nun auch zum Graben für die Grundmauern geſchritten und am 26. September geruhte nochmals die Königin, den erſten Bauſtein mit eigener Hand zu legen. Es iſt ein karrariſcher Marmor, mit folgenden Anfangsbuchſtaben:

M. A. B.
A. D. MDCCCXIX.
D. XXVI. Septembris
P. *)

In einem über den Stein gelegten Käſtchen aus Kaſtanienholz befindet ſich eine bleierne Platte mit der Inſchrift:

S. M. la Regina Maria Luisa di Borbone, Infanta di Spagna, Duchessa di Lucca, pose a prima pietra del Reale Osservatorio astronomico di Marlia, questo giorno 26. Settembre 1819.

---

*) Maria Aloisia Borbona, Anno Domini 1819, die 26. Septembris, posuit.

Vor Abfluß des Jahres 1820 ſoll die Sternwarte, die auf hundert Fuß Länge dreißig Fuß Breite hat, nicht nur vollendet, ſondern auch vollſtändig ausgerüſtet ſein. Da es an den nöthigen Geldern nicht fehlte, ſo gelang es dem Eifer des Hrn. v. Zach, durch ſeine mannigfachen Verbindungen überallher dem neuen Inſtitute die beſten Werkzeuge zu ſichern, deren manche bereits ſchon eingetroffen ſind, und einen Anfang der Beobachtungen möglich machen, noch ehe der Bau des großen Obſervatoriums vollendet iſt.

Noch blieb, als ein weſentlicher Hauptpunkt, die Beſtellung des Aſtronomen übrig. Den vorſtehenden Anſichten gemäß hatte Hr. v. Zach ihrer zwei vorgeſchlagen. Zum Aſtroſkopen empfahl er den berühmten Hrn. Pons, den bisherigen Adjunkten an der kön. Sternwarte in Marſeille und den erſten unter den jetztlebenden Aſtrognoſen. Die Königin ernannte ihn, unter vortheilhaften Bedingungen, zum Direktor der Sternwarte in Marlia für den aſtroſkopiſchen Theil; er nahm den Ruf an und traf ſchon im November zu Lucca ein; ſein Beſtallungsbrief gibt ihm auch den Profeſſortitel am Lycäum. Zum wiſſenſchaftlichen Direktor der Sternwarte iſt ein ſehr berühmter Gelehrter, Aſtronom und Geometer vorgeſchlagen, mit dem man noch unterhandelt.

Alljährlich ſollen, wie zu Greenwich, die eigenthümlichen Beobachtungen des neuen, Urania's Dienſte geweihten Tempels in einem Folianten durch den Druck bekannt gemacht werden. Die Geſchichte und Einrichtung der Anſtalt ſollen den erſten Band eröffnen. Nach vorläufigen durch den Hrn. v. Zach angeſtellten Beobachtungen kann die Länge der Sternwarte zu Marlia auf $28^{0}\ 14'\ 12''$ und ihre Breite auf $43^{0}\ 54'\ 28''5$ angegeben werden.

Gleich im Anfang dieſer Mittheilungen war von Leuten die Rede, welche fragen: ob Sternwarten in der That auch nothwendig und nützlich ſeien? Es gibt andere, welche weiter gehen, und den Nutzen aller Wiſſenſchaften bezweifeln, weil ſie darin die Hauptquelle zahlloſer Uebel, die den Menſchen im geſellſchaftlichen Leben heimſuchen, zu erkennen glauben.

Unſtreitig ſind Wiſſenſchaft und Tugend nicht allezeit vereinbart; Unwiſſenheit und Glück können zuſammentreffen. Der Unwiſſende kann, wie der Gelehrte, das wahre Glück des Lebens genieſſen, das auf innerm Frieden, Liebe der Herzen und der Ausübung aller geſelligen Tugenden beruht. Der Schöpfer wollte es alſo in ſeiner Weisheit, damit jeder an dem Glücke theilnehmen möge, zu welchem alle gleichmäßig berufen ſind. Daraus aber den Schluß ziehen, die Wiſſenſchaft ſei für das Glück des Menſchen entbehrlich, oder für daſſelbe ſogar verderblich, heißt die menſchliche Vernunft gröblich beleidigen und den Schöpfer der Natur tadeln, welcher in ſeiner ganzen Schöpfung, und unter allen ſeinen Geſchöpfen, den Menſchen allein nur mit Verſtand und Vervollkommlichkeit begaben wollte; Eigenſchaften, die ſich in ihm von zarter Jugend an offenbaren und die der Himmel uns nicht unabſichtlich zugetheilt hat.

Der Menſch will Alles wiſſen, Alles kennen und Alles umfaſſen. Sein Inſtinkt, die erſte Regung ſeiner Vernunft iſt es, die allem Nachdenken vorangeht. Er durchwandert die ganze

Natur als ein ihm angewieſenes Gebiet; er ſteigt in die Eingeweide der Erde hinunter; er verſenkt ſich in die Abgründe des Meeres; er ſchwingt ſich in die unermeßlichen Himmelsräume empor; er forſcht überall nach Wahrheit, und hat eher nicht Ruhe, bis er in ihr Heiligthum eingedrungen iſt. Wie geſchieht es, daß ſich Geſchöpfe finden, welche dieſe Stimme der Vernunft mißkennen und den Menſchen ihr zu folgen hindern wollen? Auch hierin liegen geheime Springfedern der im moraliſchen wie im phyſiſchen Gebiete fortdauernd wirkſamen Natur; jene Thoren nämlich, die in ihrer Verderbtheit den Aufſchwung des göttlichen Hauches zu hemmen meinen, dienen in der That dazu, denſelben zu beſchleunigen. Die Geſchichte aller Zeiten und aller Völker liefert den Beweis dafür.

Die Unwiſſenheit hat immer ein zahlreiches Gefolge von Irrthümern, welche ſie erzeugt, und von Vorurtheilen, die ſie beglaubigt; dieſe Irrthümer und dieſe Vorurtheile können nicht anders als dem Glück des Menſchen Nachtheil bringen. Die Wiſſenſchaft hingegen bereichert den menſchlichen Geiſt mit neuen Wahrheiten, ſie zerſtört alte Irrthümer und zerſtreut die Nebel der Vorurtheile: dies leiſtet die Fackel der Wiſſenſchaft, die nirgends offenbarer und glänzender erſcheint, als im Studium der Natur.

Die Unwiſſenheit der Naturgeſetze iſt es, die den ſcheußlichen Aberglauben erzeugt hat, deſſen blutige Fußſtapfen über die ganze Erde verbreitet ſind. Aus ihr ging die grauſame Wuth hervor, durch deren Antrieb der Menſch in frommem Eifer um der Meinungen willen Seinesgleichen mordet. Sie iſt die gemeinſame Quelle aller jener Ungereimtheiten und Seltſamkeiten, aller jener politiſchen und religiöſen Sekten, die lächerlich und verbrecheriſch zugleich gegen Tugend, Unſchuld, Rechtſchaffenheit und Schamhaftigkeit wütheten, und die Menſchen zu den größten ſittlichen, politiſchen und religiöſen Gräueln verleitet haben. Die Wiſſenſchaften ſind es wahrlich nicht, die hieran Schuld tragen, und ſie ſind es nicht, die das Sittenverderbniß unſrer Zeit, die eigentliche Quelle des Böſen, worüber man Klage führt, erzeugt haben. Es rühren die ärgerlichen Beiſpiele weder von gelehrten, noch von kenntnißreichen, ſondern von ziemlich unwiſſenden Menſchen her. In reinen, einfachen und redlichen Sitten müſſen wir die Hilfsmittel gegen jene Uebel ſuchen, und dort werden wir ſie auch finden, keineswegs aber in der Unwiſſenheit, in Blödſinn und in viehiſcher Dummheit. Die, welche mit gutem Beiſpiele vorleuchten ſollten, mögen über die verderblichen Folgen nachdenken, welche die von ihnen zur Schau getragene Verderbniß und Sittenloſigkeit früher oder ſpäter herbeiführen können, wofern ſie in ihrer Schlechtigkeit und in ihrem Widerſtand gegen die Fortſchritte des Lichtes verharren.

Der richtigen Kenntniß der Naturgeſetze in der phyſiſchen und moraliſchen Welt verdankt der Menſch das unſchätzbare Glück, der traurigen Herrſchaft des Fanatismus aller Art entrückt zu ſein. Die Naturwiſſenſchaft iſt es, die dieſen finſtern, grauſamen und blutgierigen Aberglauben beſiegt, und die Finſterniſſe und Blendwerke jener, dem Frieden und dem Glück der Menſchen ſo verderblichen Irrthümer zerſtreut hat. Die Beobachtung der Naturgeſetze hat den Menſchen von jenen kindiſchen Schrecken geheilt, die ihn ſo lange Zeit beherrſcht und unterjocht

hielten. Die Sonnenfinſterniſſe, die Kometen, die Nordlichter, die Aerolithen u. ſ. w. haben ihre ſchlimmen Vorbedeutungen, ſogar auch ihr Wunderbares verloren, und das über ihre Verhältniſſe belehrte Volk betrachtet dieſelben ruhig und ohne Furcht. Es hat gelernt, (oder ſollte es das etwa nicht weiter lernen?) im Weltalle, neben einem höchſten, unendlich weiſen und mächtigen Geiſt, nur phyſiſche und moraliſche, ſtets wirkſame Urſachen erkennen, deren regelmäßige und unwandelbare Thätigkeit der Menſch weder ſtille ſtellen noch hindern kann und in denen nichts Schreckhaftes für ihn vorhanden iſt. Die Erforſchung der großen Natur iſt es, durch die der Menſch zu der Erkenntniß gelangen mag, daß alles in ihr mit bewundernswerther Weisheit, mit einer unſtörbaren Ordnung, welche die menſchliche Thorheit umzukehren nicht vermag, geregelt iſt; daß feſte Geſetze über die Erhaltung der Weltordnung ununterbrochen wachen, und daß, wenn Urſachen und Umſtände ſind, die auf Störung des Gleichgewichts hinwirken, andere nicht minder thätige und eben ſo wirkſame deſſen Herſtellung allezeit bezwecken; die Erſchütterung und die Schwingung, welche man alsdann wahrnimmt, ſind nur die Rückkehr zu einer beſſern, zufällig oder weſentlich geſtörten Ordnung. Es ſind dieſe auſſerordentlichen Bewegungen eben ſo natürlich und eben ſo nothwendig, wie die gewohntern und regelmäßigern.*) Der Himmel verkündet es uns täglich, die Erde lehrt es uns in der Geſchichte aller Völker. Alles, was unwiſſende Menſchen oder Halbwiſſer gegen den mächtigen Trieb der Natur verſuchen mögen, wird demnach fruchtlos bleiben; am ſicherſten aber iſt es, keinen Kampf zu beſtehen, der Gewalt zu weichen und mit Klugheit und Mäßigkeit dem Strome zu folgen. Die Zeiten ſind vorbei (und hoffentlich mag niemand dieſelben wiederbringen), wo Sonnenfinſterniſſe, der Schlachtthiere rauchende Eingeweide, der ungewiſſe Flug der Vögel, das Picken der Hühner u. ſ. w. die Schickſale der Menſchen und der Staaten entſchieden haben.

Aus England.

Das Schickſal der Armen-Stiftungen in England.

Dem heiligen Bündniß, welches die erlauchten Fürſten unſrer Tage geſchloſſen haben, zur Seite beſteht das eben ſo heilige Bündniß der Völker für das Bedürfniß und die Rechte der auf Gerechtigkeit beruhenden Freiheit: durch dieſes Bündniß findet ſich jenes natürliche Band hergeſtellt, das die verſchiedenen Zweige der großen Menſchenfamilie für gemeinſame Zwecke durch übereinſtimmende Geſinnungen verbindet. Sir Samuel Romilly's Tod iſt eines der Ereigniſſe, welche die Freunde der Menſchheit, der Freiheit und des Vaterlandes, welchem Lande ſie auch zugehören, gleich mächtig ergreifen, weil dem ſein Vaterland wahrhaft liebenden Bürger dasjenige gleichmäßig am Herzen liegt, was, wo es immer geſchehen ſein mag, die

---

*) Totam mundi hujus concordiam ex discordibus constare. Non vides quam contraria inter se elementa sint? *Senec. Nat. quaest. lib. 7, cap. 27.*

gemeinſamen Grundſätze der Völkerwohlfahrt berührt. Die neuerliche Wahl jenes achtungswürdigen Mannes (ins britiſche Parlament) ward, nicht in England nur, als ein Sieg der ächten Freiheit über die den Namen der Freiheit ſich anmaßende Ausgelaſſenheit betrachtet, und allenthalben erkannte man darin einen Triumph der Männer, die mit gleichem Nachdruck für Pflicht und Ordnung, wie für Recht und Freiheit kämpfen. Die Vereinbarung der Tugenden der Privaten mit denen des Staatsmannes gewährten in Hrn. Romilly allen denen eine große Freude, welche die Grundlage und Stütze der Staatseinrichtungen auf dem Gebiete der Sittenlehre ſuchen und der Meinung ſind, in dieſer allein nur möge der zuverläſſige Wegweiſer auf der Bahn und durch die Stürme des öffentlichen Lebens gefunden werden. Jetzt miſcht ſich leider der Erinnerung an dies ruhmvolle Leben das ſchmerzhafte Gefühl des unglücklichen Vorfalles bei, welcher ſein Ziel ſteckte; man kann nur mit gepreßtem Herzen das Leiden ermeſſen, welches ſtark genug war, den bis dahin ſo muthvollen und entſchloſſenen Geiſt für einen Augenblick irre zu führen, und mit demüthigendem Gefühl erkennt man die Schwäche der menſchlichen Natur, welcher auch ein durch ächte Größe ſo ausgezeichneter Mann unterliegen mußte.

Vor ganz kurzer Zeit erſt hatte ſich der freiſinnige Parlamentsredner Hr. Brougham in einem Schreiben *) an Hrn. Romilly gewandt, wie man ſich an die öffentliche Meinung wendet, für deren Repräſentant dieſer auch in der That gelten konnte, um eine höchſt wichtige Angelegenheit des Gemeinwohls gleichſam unter ihren gemeinſamen Schutz zu ſtellen. Wenn gegenwärtig alle Unterſtützung, die ſich von Sir Samuel Romilly's Eifer, Talenten und Einfluß hoffen ließ, leider verſchwunden iſt, ſo bleibt immerhin noch ſein ruhmvoller Name, durch Hrn. Broughams Schrift, der hier einige Auszüge enthoben werden ſollen, mit einem Gegenſtand verknüpft, der für Sittigung und Gemeinwohl von der höchſten Wichtigkeit iſt.

Der Ausſchuß (Comité) des Unterhauſes, welcher ſich mit Gegenſtänden des Erziehungsweſens beſchäftigt, hatte ſich von dem Daſein der größten Mißbräuche überzeugt, die in der Verwaltung des Vermögens vieler Armenſchulen und einer großen Zahl andrer wohlthätiger Stiftungen ſtatt finden. Im April 1818 erhielt Hr. Brougham, als Mitglied des Ausſchuſſes, von dieſem den Auftrag, dem Unterhauſe die Ernennung einer beſondern Kommiſſion zu belieben, welcher die nöthigen Vollmachten ertheilt werden ſollten, um die vorhandenen Mißbräuche ihrem ganzen Umfange nach genau kennen zu lernen, und um, auf dieſe Kenntniß gegründet, alsdann zweckmäßige Maasnahmen zur Abhilfe vorſchlagen zu können. Die Kommiſſion ſollte aus acht durch das Unterhaus ernannten Gliedern beſtehen, welche die Arbeit unter ſich theilen und je zwei und zwei gleichzeitig die ſämmtlichen wohlthätigen Stiftungen im ganzen Königreich in Unterſuchung zu nehmen beauftragt würden. Die Bill ging im

*) A letter to Sir Samuel Romilly, M. P., from H. Brougham, upon the abuse of charities etc. London 1818. 67 S. 8.

Unterhauſe nach einer langen Berathung durch, während welcher die Miniſter verſchiedene Veränderungen begehrt und erhalten hatten, unter denen ſich auch diejenige befand, welche die Ernennung der Kommiſſarien den Miniſtern überläßt. Die Urheber der Bill gaben dies zu, weil ſie ſonſt den heftigſten Widerſtand des Miniſteriums beſorgen mußten. Im Oberhauſe erlitt die Bill nun aber ſolche weitere Veränderungen, welche die Maasregel beinahe völlig vereitelten. Vorerſt nämlich ward die Zahl der Kommiſſarien, welche die gemeinſamen Prüfungen vornehmen ſollten, von zwei auf drei erhöht, während die Geſammtkommiſſion doch nur auf acht belaſſen ward; ſchon das Unzuſammenhängende dieſer gedoppelten Beſtimmung mußte auf die Vermuthung führen, daß man die Kommiſſion verleiten wolle, ſich mit Einziehung ſchriftlicher Berichte zu begnügen, wobei offenbar die Vollſtändigkeit und Genauigkeit der perſönlichen Einſicht nicht erreichbar war. Ferner wurden die Kommiſſarien zur Unterſuchung der betreffenden Mißbräuche auch nur in ſo weit bevollmächtigt, als dies mit Zuſtimmung der befangenen (intereſſirten) Perſonen geſchehen könnte. Zur Abforderung der Stiftungsdokumente und Rechnungen wurden ſie auch nicht ermächtigt, und ſie durften nur Anſuchen ſtellen und Einladungen machen. Hr. Brougham bemerkt hiebei, es ſei dieſe letztere Veränderung der Bill im Unterhauſe nicht vorgeſchlagen worden, obgleich ſich Hr. Canning der Maasnahme widerſetzte; in der Kammer der Lords aber ſei dieſelbe von einem der Miniſter, ohne Einwendung irgend eines ſeiner Kollegen, verlangt worden. Endlich dann wurde auch die den Kommiſſarien übertragene Vollmacht auf die Unterſuchung der für die Armenerziehung beſtimmten Stiftungen beſchränkt, und jene andern wohlthätigen Anſtalten hingegen, welche eigene Viſitatoren haben, wurden ihnen entzogen.

Die beiden letzten Abänderungen ſind nun ſo beſchaffen, daß durch ſie die Mehrzahl der Anſtalten, und vielleicht gerade diejenigen, wo die größten Mißbräuche ſtatt finden, der Einſicht der Kommiſſarien entzogen werden. So befindet ſich in Hampſhire eine mit der Verwaltung eines Stiftungsguts von 2000 Pf. St. jährlicher Einkünfte beauftragte Korporation, die daſſelbe für 200 bis 300 Pfund verpachtet hat, und die ſelbſt noch über dieſe kleine Einnahme nicht einmal Rechnung ablegt. Man behauptet mit Zuverſicht, die nämliche Korporation habe zur Bezahlung eigener Schulden eine ihr für wohlthätige Zwecke übergebene Summe verwandt; weil aber dieſe Stiftung keineswegs Erziehung und Unterricht bezweckt, ſo war die Kommiſſion nicht befugt, ihre Verhältniſſe zu unterſuchen.

Zu Mere, in der Grafſchaft Lincoln, befindet ſich ein für den Unterhalt dürftiger Arbeiter und zur Bezahlung eines Verwalters beſtimmtes Gut von 650 Morgen Landes zu dem niedrigen Preiſe einer halben Guinee (der Morgen) verpachtet, und von dieſer Summe zahlt der Verwalter etlichen armen Arbeitern Jahrgehalte, die ſich zuſammen auf 24 Pf. St. jährlich belaufen. Dieſe Stiftung bezieht ſich nicht auf das Erziehungsweſen und ſie hat nebenbei einen eigenen Aufſeher (Visiteur) in der Perſon des Biſchofs, der ſeinem Neffen die Verwalterſtelle übertragen hat, nachdem der frühere Verwalter ſich zur Niederlegung derſelben gegen ein von

dem Biſchof zu vergebendes Benefiziat verſtanden hatte. Der Sohn eben dieſes Biſchofs bezieht als Spitalverwalter in der nämlichen Grafſchaft ein Jahreseinkommen von 600 bis 700 Pf. St., ungerechnet den Ertrag noch andrer Grundſtücke, die, ihrer Stiftung zufolge, zum Unterhalt des Spitals und der Armen zweier Kirchſpiele dienen ſollten. Der Spital ſteht leer, und den Armen der zwei Kirchſpiele, die, dem Armenverzeichniß zufolge, jährlich 200 bis 300 Pf. St. koſten, theilt er 27 Pf. 4 Sch. mit, die an drei oder vier Perſonen als Jahrgehalte bezahlt werden. Der Dekan und das Kapitel von Lincoln ſind Viſitatoren dieſer Anſtalt.

Im Kirchſpiel Yeovil befinden ſich ſehr anſehnlich dotirte Stiftungen, wovon aber nur eine das Erziehungsweſen betrifft; dieſe hat 700 Pf. St. jährlicher Einkünfte, womit ſieben oder acht Kinder erzogen werden. Aus einer Stiftung, die 1100 bis 1200 Pf. St. Einkünfte hat, werden ſechszehn Arme dürftig genug verpflegt, und ein Grundſtück oder Landgut von 150 Pf. Sterl. Ertrag iſt für den Jahrzins von 2 Pf. 4 Sch. großentheils an Verwalter der Stiftung verpachtet. Dies alles aber geht die Kommiſſarien nichts an, weil es keine Schulſtiftungen ſind.

Die zu Gunſten der unter beſonderer Aufſicht ſtehenden Anſtalten gemachte Ausnahme konnte bereits aus den obſtehenden Angaben gewürdigt werden; noch beſſer aber mag dies durch nachfolgende Beiſpiele geſchehen. Die mit einem Viſitator verſehene Schule von Saint-Bees beſitzt Grundſtücke, welche über 8000 Pf. St. jährlich ertragen; ſie ſind aber für ungefähr 100 Pf. St. verpachtet. Der Pachtvertrag iſt freilich ſchon ſehr alt, aber da er urſprünglich auf eintauſend Jahre errichtet ward, ſo geht er nach einigen Jahrhunderten erſt zu Ende. In einer gar viel neuern Zeit wurden beträchtliche, der nämlichen Schule zuſtehende Grundſtücke für acht- oder neunhundert Jahre, um den jährlichen Zins von 3 Pf. 14 Sch., an einen der Stiftungsverwalter verpachtet; noch gegenwärtig genießt der eine dieſer Verwalter, Lord ***, die Pacht; ſeine Kollegen ſind meiſt Geiſtliche, welche Benefiziate beſitzen, die er zu vergeben hat.

Die der Erziehungsanſtalt von Reading zuſtehenden Grundſtücke wurden im Jahr 1811 um den nämlichen Zins verpachtet, den ſie unter Karl II ertrugen; dieſe Anſtalt hat einen Viſitator.

Die Mitglieder des St. Johns-Kollegiums zu Cambridge ſind die Viſitatoren der Schule von Pocklington, die mit 900 Pf. St. Einkünften ein einziges Kind erzieht und das Schulzimmer als Magazin für Zimmerholz gebraucht.

Die Einkünfte der Schule von Huntingdon werden in dieſem Marktflecken zur Unterſtützung der politiſchen Intereſſen einer mächtigen Familie verwandt, deren Glieder zugleich Verwalter und Viſitatoren der Anſtalt ſind.

Das durch den Erzbiſchof Whitgift geſtiftete und unter die Aufſicht ſeiner Amtsnachfolger geſtellte Spital von Croydon beſitzt Grundſtücke, deren Ertrag durch den Verwalter ſelbſt auf 2673 Pf. St. gewerthet iſt; ſie ſind aber für mehr nicht als 860 Pf. verpachtet, und bis zum Jahr 1812 ertrugen ſie vollends nur 336 Pf. Ein Theil dieſer Einkünfte ſollte, der Stif-

tungsurkunde zufolge, für die Errichtung einer Freiſchule verwandt werden. Eine ſolche hat inzwiſchen nie jemand in Croydon geſehen, wohl aber allezeit einen Schullehrer, der den Gehalt für die Freiſchule bezieht, und hingegen eine Schule hält, in der man bezahlen muß, während in eben dem Saale, welchen der Erzbiſchof ſeiner Stiftungsſchule beſtimmt hatte, die Einwohner nunmehr eine der neuern Unterrichtsmethode gemäß eingerichtete Schule auf eigene Koſten veranſtalten.

Zur vollſtändigen Kenntniß aller vorhandenen Mißbräuche dieſer Art würde wohl ſchwerlich das geſammte Anſehen einer von beiden Häuſern mit allen nöthigen Vollmachten verſehenen Kommiſſion hinreichen; jede andere Maasnahme kann aber zu gar nichts führen, indem auch die Geſetze ſelbſt jenen Mißbräuchen gewiſſermaßen Schutz gewähren. Um die Armenanſtalten, welche eigene Aufſeher haben, der Aufſicht der Kommiſſarien zu entziehen, berief man ſich auf eine während der Regierung der Königin Eliſabeth erlaſſene Verordnung, der zufolge dem Gerichtshofe des Kanzleramts nur im Fall von Defraudation eine Unterſuchung jener Verwaltungen zu veranſtalten erlaubt iſt. So war es notoriſche Thatſache, daß eine Schule in Berkhamstead, die 5000 Pf. St. Einkünfte beſaß, damit einen einzigen Lehrer, einen Schüler und einen in Hampſhire wohnenden Unterlehrer bezahlte: das Kanzleramt hielt ſich dennoch zu dem Ausſpruche verpflichtet, daß die ganze Summe zwiſchen dem Ober- und Unterlehrer müſſe vertheilt werden, wobei alsdann dem Viſitator auszumitteln überlaſſen blieb, in wie weit jene ihren Pflichten Genüge thun. Die Koſten und Schwierigkeiten, welche ein Prozeß dieſer Art nach ſich zieht, ſind ſattſam bekannt, ſo daß niemand, auch wo ſichs um eigene Angelegenheiten handelt, einen ſolchen anzufangen ſich leicht entſchlieſſen kann; wie könnte man demnach erwarten, daß ſich öftere Fälle ergeben ſollten, wo Perſonen auftreten, die aus reiner Liebe für das Recht ſich damit befaſſen, und nebſt dem erforderlichen Eifer auch alle für das Gelingen des Unternehmens nöthigen Mittel beſitzen würden! Die Gemeindevorſteher von Yeovil gingen durch ihre Anſtrengungen für das Armenrecht zu Grunde. Zwei angeſehene Bürger von Huntingdon, deren einer ein Geiſtlicher iſt, ärnteten zum Lohn für große Summen, welche ſie zu gleichem Zweck ausgegeben hatten, anders nichts, als den Haß der ganzen Nachbarſchaft ein. Gleichartige Verſuche haben zwei Einwohnern von Croydon Plackereien aller Art und dem einen derſelben eine falſche Anklage des Meineids zugezogen. Die Mißbräuche ſind auch dermaßen eingewurzelt, daß dem Erziehungsausſchuß heftige Vorwürfe darum gemacht wurden, weil er, wie man ſagte, ſich unterfangen habe, ſeine inquiſitoriſchen Unterſuchungen auf ſolche Anſtalten auszudehnen, welche für die Erziehung der Begüterten, und nicht der Armen, beſtimmt ſeien, wie dies bei den Kollegien von Winchester, Eton, dem königlichen Kollegium in Cambridge u. ſ. w. der Fall iſt, wenn ſchon die Stiftungsurkunden dieſer Anſtalten ausdrücklich ſagen, ſie ſeien für die Erziehung der Armen, pauperes et indigentes scholares, beſtimmt, und obgleich die Schüler eidlich bezeugen müſſen, daß ſie nicht über fünf Mark (3 Pf. 6 Sch.) jährlich auszugeben haben, welches dann freilich

gar nicht hindert, daß ſie im Kollegium jährlich in der That über 60 Pf. St. ausgeben. Dieſe Anſtalten ſind alle ſehr reich, und die Schule von Wincheſter zum Beiſpiel hat zwiſchen 13,000 und 14,000 Pf. St. jährlicher Einkünfte. Was hingegen die Armenanſtalten betrifft, ſo müßte ihr Vermögen erſt richtig ausgemittelt werden, indem die bisherigen Angaben höchſt unzuverläſſig ſind, ſo daß, zum Beiſpiel, in Berichten vom Jahr 1816 die Geſammt-Einkünfte der dreiundſechzig Armenſchulen des öſtlichen Bezirks der Grafſchaft York auf 880 Pf. St. als Ertrag von ſiebenundſechzig Stiftungen angegeben werden, obgleich eine einzige derſelben, die Schule von Pocklington, wie aus zuverläſſigen Urkunden erhellet, ungefähr 900 Pf. St. Einkünfte hat. Die nämlichen Berichte geben die Einkünfte der vierundſechzig Schulen von Middleſex auf 5000 Pf. St. an, als den Ertrag von hundert einundfünfzig Schenkungen, während doch erwieſen iſt, daß allein nur die drei Schulen von Charter Houſe, Chriſt's Hoſpital und St. Paul zuſammen über 70,000 Pf. St. Einkünfte haben.

Dies iſt die Lage der Sachen oder der Schaden, welcher durch die vom Oberhauſe veränderte Bill hätte geheilt werden ſollen, und immer noch ward auch die alſo modifizirte Bill von einem bedeutenden Theil des Hauſes für viel zu durchgreifend gehalten. Bei ihrer erſten Verleſung hatte ſich ein entſchiedener Widerſtand, auf der biſchöflichen Bank hauptſächlich, gezeigt, obgleich allerdings auch hier redliche und achtungswürdige Vertheidiger der guten Sache auftraten, der Biſchof von London unter andern und der Erzbiſchof von Canterbury. Die Ueberweiſung an eine Prüfungskommiſſion war mit dem Uebergewicht einer einzigen Stimme erwirkt worden, und mehrere, die dazu geſtimmt hatten, erklärten ſich bereits ſchon, daß ſie die Bill bei der dritten Verleſung verwerfen würden. Die niedergeſetzte Kommiſſion gab ſich alle Mühe, den Vorſchlag zu entkräften und lächerlich zu machen. Auſſer den ſchon erwähnten Veränderungen ward weiterhin auch verlangt, die Kommiſſarien ſollten ſich nur allein mit der Unterſuchung ſolcher Mißbräuche befaſſen dürfen, die ihnen unter eidlicher Bekräftigung wären verzeigt worden. Sie ſollten ferner keine Zeugen auffordern dürfen, die nicht zum Voraus eidlich erklärt hätten, daß ihnen materielle Thatſachen bekannt ſeien, von denen ſie Mittheilungen zu machen wünſchen. Dieſe und noch ein paar ähnliche im Wurf liegende Veränderungen, nebſt dem erwarteten und zum Voraus angekündigten Widerſtand gegen die endliche Annahme, bewogen die Urheber der Bill zu der Erklärung, daß ſie nun keine weitern Einräumungen ſich gefallen laſſen und vielmehr im Unterhauſe den Weg der Adreſſe einſchlagen werden. Aus Beſorgniß, dies möchte gelingen, verzichteten die Gegner auf weitere Veränderungen und lieſſen nun die Bill durchgehen, welche dann hinwieder auch der Ausſchuß des Unterhauſes in ihrer verſtümmelten Geſtalt annehmen zu wollen ſich bereit erklärte, weil er für den Augenblick nichts Beſſeres erhältlich glaubte und dafür hielt, die Maasregel, wie unzureichend ſie auch ſei, enthalte doch immerhin einen Keim des Beſſern, auf welchen man nicht Verzicht thun dürfe. Wenn indeß dieſer zur Entwickelung gebracht werden ſollte, ſo waren dafür Kommiſſarien erforderlich, die im Geiſt der Bill ernannt ſein und deren Eifer und Thätigkeit gewiſſermaßen

für die eng beſchränkten Vollmachten Erſatz geben mußten. Alsdann würde unſtreitig ihr Bericht Aufmerkſamkeit erregt und weitere Unterſuchungen veranlaßt haben, die ihnen ſelbſt einſtweilen anzuſtellen nicht vergönnt war.

Dieſe Hoffnung ſcheint nun aber durch die Wahl der Kommiſſarien gänzlich vereitelt. Hr. Brougham beklagt ſich, daß dafür kein einziges Mitglied des Ausſchuſſes vom Unterhauſe zu Rathe gezogen ward. Unter den Kommiſſarien, welche bezahlt werden, befinden ſich zwei einzige, deren Namen auf der Vorſchlagsliſte des Ausſchuſſes ſtanden, und ſelbſt dieſe wurden, wie Hr. Brougham verſichert, um ganz andrer Empfehlungen, als um derjenigen des Ausſchuſſes willen, ernannt; die übrige Kommiſſion aber beſteht theils aus Männern, deren ohnedies durch Berufspflichten ſehr beengte Zeit ihnen unmöglich Muße für die mühſame Arbeit gewähren kann, mit der ſie beladen wurden, theils aus ſolchen, deren bekannte Geſinnungen den Reformen keineswegs günſtig ſind, und von denen einer insbeſondere, nach Hrn. Broughams Ausſage, öffentlich erklärt hat, wer ſich mit dem Wohl der armen Volksklaſſe allzueifrig beſchäftige, der verrathe dadurch jakobiniſche Geſinnungen. Unter den ſechs Ehren-Kommiſſarien, denen eine Art Oberaufſicht über die Verrichtungen der erſtern zuſteht, befinden ſich zwei einzige Glieder des Oberhauſes, und beide gehören zu den gegneriſchen Biſchöfen. Von den vier übrigen ward keiner aus dem Erziehungsausſchuſſe gewählt, welchem der Erfolg der Maasregel vorzüglich am Herzen liegen muß, und wenigſtens einer derſelben iſt als Gegner der Bill bekannt. Hr. Brougham hatte, dem Verlangen ſeiner Kollegen im Ausſchuß entſprechend, ſich ſelbſt für eine der unbezahlten Stellen in der Kommiſſion oder zum Ehrenmitglied vorgeſchlagen, und damit die Erklärung verbunden, daß, wofern ein momentaner Austritt vom Parlement als unnachläſſiges Wahlbeding betrachtet würde, ihm dafür die Auswahl offen geſtellt werden möchte. Er verſichert, hierauf nicht einmal eine Antwort erhalten zu haben.

So verhält ſich die Sache gegenwärtig, und Hr. Brougham ſpricht ſeine Ueberzeugung dahin aus, daß alle während der letzten Parlamentsſitzung gemachten Verſuche, um dieſen Zweig der *Sinecuren* auszurotten, einſtweilen wohl keinen andern Erfolg gehabt haben dürften, als dieſe noch etwa um ein Dutzend zu vermehren. Er iſt entſchloſſen, den Gegenſtand in der nächſten Sitzung wieder auf die Bahn zu bringen, und eben darum wollte er vorläufig das Publikum mit demjenigen Theil der Verhandlungen und mit ſeinem perſönlichen Antheil daran bekannt machen, womit er das Unterhaus nicht weiter aufhalten will, deſſen Aufmerkſamkeit er vielmehr für die allgemeinen, die Geſetzgebung über das Armenweſen betreffenden Fragen in Anſpruch nehmen wird, mit denen alsdann freilich die Armenfonds in genauem Zuſammenhang ſtehen. Die Verhältniſſe der Staatsgeſellſchaft haben ſich ſeit dem Zeitpunkte, welchem die meiſten dieſer Stiftungen angehören, dermaßen verändert, daß beinahe keine einzige mehr dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge angepaßt iſt; wenn auch wirkliche Mißbräuche ſich nicht eingeſchlichen hätten, ſo würde ſchon die buchſtäbliche Vollziehung der Stiftungsurkunden mit den unzweideutigen, wahren Abſichten des Stifters meiſt in ſo offenbarem Widerſpruche

ſehen, daß vielfältig, gerade durch das Daſein der die Verminderung der Armuth bezweckenden Stiftungen, dieſe eher vermehrt würde. Was die Arbeit belohnen ſollte, würde Aufmunterung für den Müßiggang, und aus dem Erbgut der Armen würden die Reichen Zuwachs ihres Reichthums erhalten. Hr. Brougham glaubt, wenn man die Abſichten der Stifter erfüllen wolle, ſo müſſe man ihre Stiftungen alſo verwenden, wie ſie es ſelbſt unter Umſtänden gethan hätten, die eine veränderte Richtung derſelben nothwendig erheiſchen. Wer der Staatsgeſellſchaft eine Wohlthat erweiſen wollte, der würde grauſam getäuſcht ſein, wenn die Geſellſchaft, was er zu ihrem Beſten anordnete, auch dann noch in unveränderter Geſtalt annehmen müßte, wie es, der veränderten Umſtände wegen, ihr in dieſer Geſtalt, ſtatt des Nutzens, vielmehr Schaden brächte; und die Geſellſchaft müßte mit Entſetzen und in gerechter Beſorgniß des künftigen Nachtheils, Wohlthaten zurückweiſen, die ihr als drückende Kette umgelegt würden, in der ſie unbeweglich leben, wachſen und zu Grunde gehen ſollte.

Aus Deutſchland.

Europa's Handelsſtellung gegen England und die andern Welttheile. — Deutſchland. Deſſen Handelsverein. — Webers Andeutungen. — Verarmen der Schweiz.

— — Die Mehrheit der europäiſchen Staaten geht gegenwärtig, ſchneller oder langſamer, für eine kürzere oder längere Zeit, der Verarmung entgegen. Dies iſt zweifellos, wird zum Theil ſchon tief empfunden, bald allgemeiner anerkannt werden. Denn weitaus in den meiſten Ländern vermindern ſich die alten Maſſen des Nationalreichthums, das heißt des Kapitals, aus deſſen Zinſen ſich bisher die Staaten unterhielten.

Sie vermindern ſich mit der fortſchreitenden Abnahme des baaren Geldes, des bequemen Tauſchmittels, des Repräſentanten öffentlichen Wohlſtandes, weil das europäiſche Feſtland ſeine Baarſchaft jährlich für die Bedürfniſſe aus England und fremden Welttheilen über Meer ſenden muß, ohne gleiche Summen für ſeine Erzeugniſſe von ihnen zu beziehen. Dies iſt erwieſen und anerkannt. Die Gold- und Silberbarren Amerika's kommen nicht mehr zu uns, den Verluſt der edeln Metalle zu erſetzen. — Sie vermindern ſich, denn England hat den Welthandel, macht die Preiſe, und das feſte Land iſt von der britiſchen Induſtrie abhängig. Wir zahlen an England, weil wir von da das Beſſere wohlfeiler beziehen; unſre Werkſtätten nehmen ab; der Verkehr im Innern ſchwächt ſich; es wird weniger produzirt bei wenigerm Abſatz. — Sie vermindern ſich, weil ſelbſt mitten im Frieden die ungeheuern Heermaſſen in den europäiſchen Landen fortbeſtehen, folglich die Menge der verzehrenden Volksklaſſe unverhältnißmäßig groß machen, und die produzirende gering daneben erſcheint. — Sie vermindern ſich, weil vieler Orten die Menge der Abgaben und Steuern die Hand lähmt, mehr als das Unentbehrlichſte zu produziren. —

Bisher ſtanden größere Reiche einander mit ihren Zoll- und Mauth-Syſtemen unfreundlich

gegenüber; es war um Vermehrung ihrer Gewerbe, um *höhern Aufſchwung* ihres innern *Wohlſtandes* zu thun. Bald werden nun die Zoll- und Mauth-Syſteme nur noch Waffen zur Vertheidigung ihrer bisherigen Lebenskraft ſein, um ein *allzuplötzliches Verarmen* und Abſchwinden des Nationalreichthums abzuwehren.

Rußland, der ganze *Norden*, *Frankreich*, die Monarchien *Oeſterreichs* und *Preußens* und andere größere Staaten bedienen ſich jetzt jenes herben Vertheidigungsmittels mit verdoppelter Strenge, weil ſich die Noth verdoppeln will. Ich zweifle, daß das Leben ihrer Induſtrie im Allgemeinen blühender wird; aber es iſt ſchon viel gewonnen, wenn ſie das allzuraſche Hinwelken verhindern mögen. Es iſt kein Radikalmittel, nur *Palliativmittel*.

Am übelſten ſind unter ſolchen Umſtänden die kleinern Staaten Europens daran, die, bei der Beſchränktheit ihres Raums, weniger Hilfsmittel zur Selbſtgenügſamkeit haben. Am meiſten muß dies in den Staaten *Deutſchlands* und *Helvetiens* empfunden werden. Die Waffen des Zoll- und Mauthweſens werden in ihrer Hand ſelbſtmörderiſch gegen ihr eigenes Glück.

Wäre Europa's feſtes Land, nach Napoleons großer Idee (könnte der heilige Bund nicht auf anderm Wege dahin wirken?), ein einziges, geſchloſſenes Handelsreich, mit freiem Verkehr im ganzen, weiten Innern, nur an den Küſten gegen fremde Welttheile, gegen England mit Douanen bewaffnet: ſo würde das Feſtland fähig ſein, den Briten und fremden Welttheilen das Geſetz des Handels zu geben, welches es jetzt annehmen und gehorſam tragen muß. Freilich dem müßte in den Staatsfinanzen eine große Umänderung der Einrichtungen vorangehen; aber iſt dieſe ſchwerer, oder die Emporhelfung des allgemeinen Wohlſeins bei zunehmender Entkräftung?

Da aber an nahe Erfüllung der großen Idee eben ſo wenig, als an baldige Stiftung von Heinrichs IV chriſtlicher Republik zu glauben iſt, ſo wird es den einzelnen Staaten um ſo dringender, ſich in Maſſen zu vereinen, die, mit Abſchaffung ihrer gegenſeitigen Zoll- und Mauth-Syſteme, in *kommerziellen Friedensſtand* treten, einander durch erleichterten Verkehr gegenſeitig mit ihren Erzeugniſſen unterſtützen, gegenſeitig ihre Selbſtſtändigkeit, ihre Unabhängigkeit gewährleiſten, die Blüthen ihres Wohlſtandes nähren, und mit Aufopferung einzelner, geringer Vortheile größere erſchwingen.

Mit Wohlgefallen ſah daher jeder deutſche Mann von Einſicht die bisherigen Beſtrebungen des deutſchen Handels- und Gewerbſtandes. Mit Freuden erblickt man endlich die Hoffnungen, welche den Abgeordneten des deutſchen Handelsvereins von den Höfen des gemeinſamen Vaterlandes ertheilt werden. Der Vorſteher des deutſchen Handelsvereins, Hr. Joh. Jak. *Schnell* von Nürnberg, ein thätiger Biedermann, und Hr. *Liſt*, ſchon längſt rühmlich bekannt, jetzt Konſulent des Handelsvereins, haben ſeit Jahr und Tag nicht Mühen und Aufwand geſcheut, die hochwichtige Angelegenheit in Gang zu bringen. Auch Hr. *Ernſt Weber* von Gera, Eigenthümer zweier Fabriken in und bei Gera, ein gebildeter, edler, das Allgemeine im

Auge habender Mann, welcher ſeinen Stand aus großem Geſichtspunkt faßt, hat ſich an ſie angeſchloſſen.

Weber hatte ſchon vor mehr denn zwei Jahren eine Verbindung der Fürſten und Staaten Deutſchlands zur Befreiung vom engliſchen Handelsjoch und zur Rettung von der nahen Gefahr gänzlicher Verarmung Deutſchlands verſucht. Er wurde an der Ausführung durch die Konjunkturen, beſonders das damals eben ſich vorbereitende neue preußiſche Mauthſyſtem, gehindert. Jetzt ſteigt die Noth. Weber glaubte, daß der Frankfurter Handelsverein größere Schwierigkeiten finden würde, als wenn man die Fürſten ſelber zu einem Verein unter ſich aufforderte. In dieſem Sinn begann er aus ſich ſein Unternehmen. Er bereiſete die Höfe von Weimar, Gotha, Dresden, Rudolſtadt, und vergewiſſerte ſich von der Geneigtheit. So trat er mit dem Handelsverein zuſammen. Er ward einer der hilfreichſten Abgeordneten deſſelben an die größern Mächte Deutſchlands.

Seine „Andeutungen, die Fabrik- und Handels-Verhältniſſe Deutſchlands betreffend,“ welche er den deutſchen Regierungen überreichte, ſind in gedrängter Kürze das Gehaltvollſte und Ueberzeugendſte, was über dieſen Gegenſtand geſagt werden kann. Sie verdienen in die Hand jedes Staatsmannes zu gelangen. Als wichtiges Aktenſtück zur Geſchichte der Zeit theilen wir daraus den Leſern mit folgenden Zeilen das Weſentliche mit.

Ehedem wurde die Staatsbilanz Deutſchlands hauptſächlich durch das beträchtliche deutſche Fabrikweſen im Gleichgewichte erhalten, und der Verbrauch an Kolonialwaaren u. a. m. wurde reichlich dadurch gedeckt.

Bei dem Beginnen der franzöſiſchen Revolution bemächtigte ſich die Staatsklugheit Englands faſt aller Kolonien der europäiſchen Mächte, und brachte dadurch 70 Millionen Menſchen unter ſeine Oberherrſchaft. Die Fabrik- und Manufaktur-Bedürfniſſe derſelben wollte es allein befriedigen; dazu reichten die Menſchenhände des Mutterlandes nicht aus; ſie mußten durch Maſchinen erſetzt werden.

Bei den ungeheuern Reichthümern, die ſich die engliſche Nation unter Begünſtigung der Navigationsakte erworben, bei der Politik, die die engliſche Regierung unter der Königin Eliſabeth angenommen und ſeitdem ununterbrochen beobachtet hatte: ſeine Staaten gegen die Einfuhr ausländiſcher Kunſt- und Fabrik-Erzeugniſſe auf das ſtrengſte zu ſchließen, und hingegen, ſo viel möglich, ſich den Abſatz ſeiner Fabrikate nach andern Staaten durch Handelsverträge und dergleichen zu bedingen, mußte dieſer Nation gelingen, was keine andre vermocht hätte, nämlich durch ein koloſſaliſches, allumfaſſendes Maſchinenweſen ſich von Menſchenhänden in ſeiner Fabrikation möglichſt unabhängig zu machen.

Dadurch trat für den Handel Europa's nach und nach eine gänzliche Umwälzung ein, und die frühere Ordnung der Dinge wurde ganz und gar zerſtört; denn

1) die Fabrikation Englands ward von jetzt an durch nichts mehr beſchränkt, und es wurde dadurch in den Stand geſetzt, alle Bedürfniſſe der Welt allein befriedigen zu können;
2) die Erſparniß des Arbeitslohns durch Maſchinen gegen Menſchenhände verhält ſich, nach Beſchaffenheit der Gegenſtände, wie 1 zu 20, zu 50, ja zu 100; es ward alſo ein leichtes, nunmehr alle übrigen Fabrikſtaaten von der Mitbewerbung auszuſchließen;
3) wo hiezu natürliche Mittel nicht ausreichten, bediente man ſich künſtlicher und unnatürlicher, z. B. des ſogenannten Drawbacks, der Verdrängung deutſcher Leinwanden durch baumwollene Stoffe, die jenen täuſchend ähnlich nachgeahmt wurden, und ohne allen Vergleich wohlfeiler herzuſtellen waren u. dgl. m.

Die Folge davon war, daß Deutſchland nunmehr nicht nur faſt allen Abſatz ſeiner Fabrikate in das Ausland verlor, oder ihn nur noch mit Verluſt bewirken konnte, ſondern daß bei gänzlicher Unterlaſſung der Retorſion nun ſelbſt in Deutſchland die deutſchen Fabrikate von den engliſchen verdrängt wurden.

Die allmälige Verarmung Deutſchlands war nun unvermeidlich; denn an die Stelle des fremden Geldes, was bis dahin in ſo großen Summen nach Deutſchland gebracht und wodurch der Bedarf fremder Naturprodukte gedeckt wurde, gehen nunmehr bloß für engliſche Manufakturwaaren jährlich 130 Millionen Gulden aus Deutſchland nach England, wie ſich aus nachſtehenden ſtatiſtiſchen und merkantiliſchen Angaben ergibt:

1) Zufolge offizieller Angaben der engliſchen Regierung betrug im Jahr 1813 die Ausfuhr engliſcher Manufakturwaaren nach Europa 35,325,000 Pf. St. oder 388 ½ Million Gulden. Davon kommt, da die meiſten europäiſchen Staaten geſchloſſen ſind, nach eigener Angabe engliſcher Fabrikanten ⅓ auf Deutſchland, alſo für 129 ½ Million Gulden.
2) Zufolge des Verzeichniſſes der Börſenhallen-Liſten wurden in den Monaten Jänner, Februar und März (alſo in der Jahrszeit, wo die Schiffahrt erſt beginnt) bloß in Hamburg an englichen Manufakturwaaren eingeführt 11,607 Colli; dieſes beträgt auf zwölf Monate 46,128 Colli und der beiläufige Werth 125 Millionen Gulden, ohne das in Anſchlag zu bringen, was in andern Häfen eingeführt worden iſt.

Der Verfall und die Verarmung der deutſchen Fabriken hat nothwendiger Weiſe die Verarmung des ganzen Handel- und Gewerbſtandes, und ſelbſt des Ackerbauſtandes, demnach der ganzen Nation, zur Folge.

Während des Kriegs war dieſes im Allgemeinen weniger fühlbar,

1) weil durch die fremden Kriegsvölker viel baares Geld nach Deutſchland gebracht und der Verbrauch von Lebensmitteln auſſerordentlich vermehrt wurde, auch viele Gewerbe dadurch auſſergewöhnliche Beſchäftigung erhielten;
2) weil während der Kontinentalſperre die meiſten Fabriken neues Leben erhielten;
3) weil durch Subſidien- und franzöſiſche Kontributions-Gelder und beträchtliche Anleihen, namentlich in England, ungemein viel Geld nach Deutſchland gebracht wurde. —

Allein ganz anders iſt es jetzt, wo alle dieſe Geldzuflüſſe und Beſchäftigungen aufhören, und im Gegentheil Intereſſen von den gemachten Anleihen bezahlt, die Kriegsſchulden von den Völkern ausgemittelt werden müſſen, und wo der Landmann — bei der gänzlichen Verarmung und täglich mehr überhandnehmenden Brodloſigkeit der auf Millionen Seelen ſich belaufenden Fabrikarbeiter und Gewerbsleute — nun bald nicht mehr im Stande ſein wird, ſeine Naturprodukte verkaufen zu können. Er wird alſo ſo wenig, als der Gewerbs- und Handelsſtand, in der Folge vermögen, die nöthigen Staatslaſten zu erſchwingen.

Welche Reſultate ſoll nun aber künftig die Staatsbilanz des geſammten Deutſchlands liefern, da bloß für Kolonialwaaren, namentlich für Zucker, Kaffee, Gewürze, Thee, Tabak u. ſ. w. jährlich wenigſtens 172 Millionen Gulden Deutſchland entzogen werden? Denn nach ſtatiſtiſchen Angaben bezieht Europa jährlich

6,614,658 Zentner Zucker; dieſe betragen zu	50 fl. circa		331	Millionen
1,314,550 — Kaffee — — —	66 — —		87	—
226,500 — Pfeffer — — —	54 — —		13	—
310,000 — Thee — — —	225 — —		69	—
Tabak, Reiß, Häute, Gewürze, Medizinalwaaren und andere Kolonialwaaren betragen wenigſtens	. . . . .		100	—
	Das Ganze alſo	. .	600	Millionen

Hievon verbraucht Deutſchland ungefähr:

an Zucker	1/4	des Ganzen, folglich für circa . .	82	Millionen
— Kaffee	1/3	— — — — . .	29	—
— Pfeffer	1/4	— — — — . .	14	—
— Thee	1/5	— — — — . .	14	—
— Tabak und übrigen Gegenſtänden		. . .	33	—
			172	Millionen

Obſchon dieſe ſtatiſtiſchen Angaben, wie die Erfahrung lehrt, viel zu gering ſind, ſo mögen ſolche, um nichts zu übertreiben, hier als richtig angenommen werden.

Hiezu kommen nun noch:		
für engliſche Manufakturwaaren	125 1/2	—
und für franzöſiſche, italieniſche und andere Seidenwaaren, Luxus-Artikel, Weine, europäiſche Früchte u. a. m. ungefähr	52 1/2	—
Demnach hat Deutſchland eine jährliche Ausgabe zu decken von	350	Millionen.

Wodurch aber ſoll dieſes geſchehen, nachdem Deutſchlands Fabrikanſtalten durch die oben

angegebenen Urſachen einen ſo fürchterlichen Verfall erlitten haben, daß z. B. Nürnberg, welches vor der franzöſiſchen Revolution jährlich für 9 Millionen Gulden ſeiner Manufakturwaaren an das Ausland verkauft hat, jetzt kaum noch 1½ bis 2 Millionen abzuſetzen im Stande iſt; Schleſien, welches ehedem jährlich für 10 bis 11 Millionen Thaler Leinwand verfertigte und gegen 35,000 Weberſtühle beſchäftigte, jetzt kaum mehr für 1 Million Thaler verſenden kann. Selbſt an Leinengarnen hat es noch an England verſandt

im Jahre 1814	45,926	Zentner
— — 1815	41,196	—
— — 1816 aber nur noch	6,691	—

weil zu jener Zeit die engliſchen Baumwollenfabrikanten anfingen, Stoffe, der Leinwand ähnlich, aus Baumwolle zu verfertigen, und jene dadurch entbehrlich zu machen. Ein gleiches Bewandtniß findet hinſichtlich der baieriſchen, würtembergiſchen und badenſchen Leinwandfabriken, der ſächſiſchen und ſchweizeriſchen Muſſelinfabriken, der preußiſchen, ſächſiſchen, baieriſchen, würtembergiſchen und andern Wollenzeugfabriken, der Kattun-, Piquee-, Strumpf-, Mützen-, Baumwollen-Tücher-, der Wollen-Tücher-, Kaſimir-, Leder-, Stahl-, Holz- und andern Fabriken und Manufakturen ſtatt.

Bisher ſcheuten die Unternehmer dieſer Fabrikanſtalten kein Opfer, um ihren Arbeitern wenigſtens größtentheils noch Brod und Unterhalt zu geben; allein ſie ſehen ſich bei fortdauernder Verſchlimmerung ihrer Lage nun endlich genöthigt, ſolche alle zu entlaſſen und ihre Fabrikanſtalten für immer zu verſchlieſſen, um wenigſtens die letzten Trümmer ihres Vermögens zu retten.

Bald alſo wird Deutſchland über eine Million unbeſchäftigter, hungernder und verzweifelnder Menſchen zu erhalten haben; der Großhandel wird mit den Fabriken zugleich verſchwinden; dadurch aber müſſen ſelbſt die blühenden Gefilde in öde Steppen verwandelt werden; und Deutſchland von der Höhe ſeiner Kultur in Barbarei, Rohheit und gänzliche Verarmung herabſinken.

Sehr weſentlich würde zur Aufklärung über den Verfall von Deutſchlands Gewerb und Handel beigetragen, und dadurch auf die regſamere Thätigkeit der Regierungen zur Rettung ihrer Unterthanen gewirkt werden, wenn die von Hrn. Liſt ſeit dem Juli vorigen Jahres (1819) herausgegebene Zeitſchrift: „Organ für den deutſchen Handels- und Fabrikenſtand“ viele jener furchtbaren Thatſachen aufſtellen möchte, wie ſie vom geſunkenen Verkehr von Ulm gegeben wurden, wo vor dem J. 1793 jährlich 30,000 Stück Leinwand, jetzt ſeit fünf Jahren nur kaum 6000 verſandt wurden, wo die Gerbereien, gegen den frühern Abſatz, jetzt um einige hunderttauſend Gulden jährlich minder liefern.

Auch die gewerbfleißige, immer mehr verarmende Schweiz könnte vom fortſchreitenden Verſinken ihres Verkehrs traurige Beiſpiele geben. Schon ringsum von einer Douanenkette

auf Italiens und Frankreichs Seite faſt gänzlich geſperrt, bleibt vielen Hunderten ihrer Einwohner kein andrer Troſt, als Auswanderung in ferne Welttheile, um dort ihre Induſtrie zum Schaden der Europäer hin zu verpflanzen. Frankreich fängt jetzt ſelbſt an, ſich die Erzeugniſſe der hohen Alpen, die Käſe, entbehrlich zu machen. Vor dem Jahre 1814 zahlten die Schweizerkäſe vom Zentner Markgewicht eine Abgabe von 2 Francs an den franzöſiſchen Zollſtätten, jetzt ſieben Franken, oder vom Pfund einen halben Batzen. Daher fällt die Waare ſelbſt in vielen Gegenden ſo tief im Preiſe, daß der Zentner, wo er ſonſt 32 bis 40 Franken koſtete, nur 24 bis 28 Fr. zu ſtehen kommt. Somit ſinken auch die Alpen ſelbſt im Preiſe.

Für die Schweiz wäre es daher von der erſten Wichtigkeit, ſich den deutſchen Handelsintereſſen aufs engſte anzuſchlieſſen. Schon ſind dazu von verſchiedenen Seiten Anträge und Anregungen gemacht; ſo wie auch die ſchweizeriſchen Handelsleute und Fabrikanten ſich ſchon freiwillig dem Verein des deutſchen Handels- und Gewerbſtandes näherten, und durch Geldbeiträge ihrerſeits deſſen Bemühungen nach Kräften unterſtützten.

Bibliographiſche Anekdoten.

1.

Brunk beſaß viele Kenntniſſe, hatte aber einen widerwärtigen Humor, den er unter andern in ſeinen zahlreichen, einer Oxforter Ausgabe des Apollonius Rhodius von J. Shaw beigeſetzten handſchriftlichen Noten, die zwar allerdings von Einſicht zeugen und zierlich geſchrieben ſind, übrigens aber, zur Ehre des Verfaſſers, wenigſtens zum Theil hätten ungeſchrieben bleiben ſollen, zu Tage gelegt. Unter andern macht er dem freilich armſeligen Herausgeber, der durch ſeine Unwiſſenheit ſeinen Zorn gereizt hatte, auf dem Titelblatte folgendes Kompliment: „*Joanne Shawi*, in arte bibendi c...ndi, stertendi, aut si quae sunt harum similes, eximium te magistrum credo: sed in arte poetas graecos edendi sane non dignus es, cui inter tisones infimos concedatur locus. *Saw* germanis porcum significat; gregarium te porcum dixerim, non collegii ullius socium. Pecuniis emunxisti quotquot c.....as tuas cartas emerunt.“ Andere noch auffallendere Aeuſſerungen finden ſich in dem Buche ſelbſt angeſchrieben.

2.

Die Georgarchontomachia, ein zu Middelburg mit andern Gedichten des nämlichen Verfaſſers 1766 im Druck erſchienenes, burleskes, bei Anlaß der Händel, welche im Jahr 1672 zwiſchen den Stadtbehörden zu Middelburg und den Bauern der Umgegend ſtatt gehabt, verfertigtes Gedicht iſt das Werk eines Stegreifdichters von der ſeltſamſten Gattung, des J. G. Beronicius. Es war dies ein kleiner Mann von der gemeinſten Geſichtsbildung, der ſcheußlichſten Unreinlichkeit, immerfort betrunken, der ſich nirgends gefiel, als unter dem allerniedrigſten Pöbel. Dabei ſprach er faſt alle modernen Sprachen Europa's, das Lateiniſche in einer Vollkommenheit, welche dem großen Gronovius bange machte, und das Griechiſche ſo gut wie

ſeine Mutterſprache; auch wußte er über jedes ihm aufgegebene Thema augenblicklich und mit bewundernswürdiger Leichtigkeit in griechiſchen und lateiniſchen Verſen zu improviſiren. In ſolchen Augenblicken, wo es darum zu thun war, ſeine Talente zu Tage zu legen, verdrehte er die Augen, kratzte ſich in den Haaren, fletſchte die Zähne und krümmte ſich wie ein Beſeſſener; dann aber entſprudelten die Verſe ihrer Quelle mit eben der Leichtigkeit, mit welcher einem Giani und je den berühmteſten italieniſchen Improviſatoren ihre Canzonen und Sonette von den Lippen floſſen. Ob dieſer wunderliche Menſch Profeſſor, ob er Jeſuit oder Mitglied eines andern geiſtlichen Ordens geweſen, iſt nicht bekannt; einzig weiß man von ihm, daß er ſich viele Jahre lang in Frankreich, England und Belgien herumgetrieben und endlich in ſeinen alten Tagen Holland zu ſeinem bleibenden Aufenthalte gewählt hat. Es ſcheint, als habe er den Ort ſeiner Herkunft geheim halten wollen; denn wenn man ihn etwa über dieſen Punkt ausforſchen wollte, ſo antwortete er: patriam cujusque esse, ubi cuique bene est. Einſt ſprach man davon, ihm einen öffentlichen Lehrſtuhl zu übertragen; allein er ſchlug dies Anerbieten aus, mit Bedeuten, daß ein ſo einförmiges Leben keineswegs nach ſeinem Geſchmack ſei. Lieber wollte er ſich ſein Brod mit Meſſerſchleifen, Rauchfangkehren, Torfverkauf und andern ähnlichen Begangenſchaften verdienen. Wie er gelebt hatte, ſo ſtarb er auch. Immer mehr warf er ſich in die Völlerei hinein, und zuletzt fand man ihn erſtickt in einer Pfütze.

3.

Der im Jahre 1809 zu Paris verſtorbene engliſche Buchhändler James Payne war gerade an dem Tage ſeinem Ende nahe, als bei Verſteigerung der berühmten La Serna'ſchen Bibliothek die höchſt ſeltene und koſtbare Römer-Ausgabe von Jul. Cäſar, von 1469 verkauft wurde. So krank er war, ſo intereſſirte es ihn gleichwohl, zu wiſſen, wie viel die vornehmſten Artikel gegolten hätten, und um ihn ein wenig zu zerſtreuen, gab man ihm diesfalls die gewünſchte Auskunft. Da er wußte, daß ein ausgezeichneter Bücherliebhaber zu Paris jenen Cäſar nicht hatte und ſehr darnach verlangte, ſo erkundigte er ſich, ob dieſem das Glück zu Theil geworden, denſelben auf der Auktion zu erſtehen. Man antwortete ihm: Nein; denn Hr. M* ſei um zehn Minuten zu ſpät gekommen. Der Sterbende richtete ſich noch einmal auf und ſagte: „Wer einen Cäſar von 1469 haben will, ſpeiſt nicht zu Mittag." Zwei Stunden nachher verſchied er.

Inhalt.

Parga und ſeine Bewohner, von Deboſſet, brit. Kommandanten von Parga. S. 97
Das Tagebuch der Reiſe des britiſchen Oberſtlieutenants Fitz Clarence durch Indien und Aegypten in den Jahren 1817 und 1818. (Beſchluß.) — 111
Mannigfaltiges. Aus Italien: Die neue Sternwarte zu Marlia im Herzogthum Lucca. Geſchichte und Schickſale der Sternkunde. — 118
Aus England: Das Schickſal der Armenſtiftungen in England. — 130
Aus Deutſchland: Europa's Handelsſtellung gegen England und die andern Welttheile. — Deutſchland, deſſen Handelsverein. — Webers Andeutungen. — Verarmen der Schweiz. — 137
Bibliographiſche Anekdoten. — 143

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint monatlich ein Heft, jedesmal ſechs bis ſieben Bogen ſtark, nebſt einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang beſteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht beſonders erlaſſen werden, ſondern das Abonnement iſt für einen ganzen Jahrgang feſtgeſetzt; dafür iſt der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheiniſch, und in Norddeutſchland franko Leipzig 7 Rthlr. ſächſiſch. — Jede gute Buchhandlung in Deutſchland und in der Schweiz, ſo wie alle Poſtämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Beſtellungen darauf an; die Verſendungen der Hefte geſchehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterariſche Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinſte Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreiſes dieſer Zeitſchrift. Beiträge für dieſelbe können unter der Adreſſe des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Poſt eingeſandt werden; in weiterer Entfernung können ſolche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Chriſtian Wilhelm Vogel mit einem beſondern Couvert verſehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Verſendungen an mich abgehen, wo ſolche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Ueberlieferungen

zur

Geſchichte unſerer Zeit.

Jahrgang 1820.

April-Heft.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueber den neuen Homer, gefunden in der Ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand und herausgegeben von Angelo Maio.

Angelo May, Vorſteher der Ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand, hatte im Jahr 1814 durch ein lateiniſches Programm angekündigt, daß er einen Codex von Homers Iliade aufgefunden, der zwiſchen dem vierten und fünften Jahrhundert geſchrieben worden, auch mit vielen ſchönen und ausgemalten Zeichnungen verſehen wäre. Ein Fund, um ſo ſchätzbarer, weil die älteſten Handſchriften des Vaters aller Dichter kaum an das zehnte Jahrhundert hinaufreichen.

Das Verſprechen, dieſen für Kunſt und Kritik gleichgewichtigen Codex bekannt zu machen, löſete der gelehrte und thätige May durch eine prächtige Ausgabe in ſehr großem Folio, die im verfloſſenen Jahr 1819 zu Mailand erſchien, unter dem Titel: Iliados fragmenta et picturae. Accedunt scholia vetera in Odysseam. Item Didymi Alexandrini marmorum et lignorum mensurae. Mediolani 1819.

Geſchichte des Codex.

Sehr merkwürdig iſt die Geſchichte dieſes Codex. Joh. Vinzenz Pinelli, ein gelehrter und edler Genueſer, wanderte mit ſeiner zahlreichen Bibliothek im Jahr 1558 nach Padua, um dort den Dienſt der Muſen in Ruhe und Stille abzuwarten. Vierzig Jahre lang mehrte er ſeinen Bücherſchatz, ſammelte um jeden Preis alte Handſchriften aus allen wiſſenſchaftlichen Fächern, ſchrieb nicht nur allein viele eigenhändig ab, die ihm mitgetheilt wurden, ſondern hielt auch eigends beſoldete Abſchreiber, denen er unaufhörlich Arbeit gab.

Er ſtarb zu Padua im Jahr 1601. Die Bibliothek fiel an ſeine zu Neapel wohnende Erben. Ohne was von einigen untreuen Händen entwendet worden, wurden dreihundert Kiſten mit Büchern und Handſchriften angefüllt, und auf drei Schiffe geladen, die nun zur See nach Neapel abgingen.

Zwei Schiffe kamen glücklich an dem Orte ihrer Beſtimmung an; eins aber hatte das Schickſal, daß es türkiſchen Seeräubern in die Hände fiel. Da nun aber dieſe keine Schätze, ſondern nur gefüllte Bücherkiſten fanden, ſo nahmen ſie die Schiffleute gefangen, warfen die Kiſten ins Meer und überlieſſen das Schiff den Wellen.

Wind und Sturm jagten das Fahrzeug und die Bücherkiſten an die Vicentiniſchen Geſtade. Die Einwohner dieſer Gegenden fiſchten die Kiſten auf, und da ſie von den vielen auf Pergament geſchriebenen Büchern keinen Gebrauch zu machen wußten, ſo zerriſſen ſie manche und klebten die Blätter ſtatt Fenſterſcheiben auf Rahmen. Allein bald war dies ruchbar. Freunde

der Wiſſenſchaft und Pinelli's neapolitaniſche Erben ſchritten ein, und mit Hilfe der bürgerlichen Richter eroberten ſie die Ueberbleibſel des ſchiffbrüchigen Bücherſchatzes, theils durch Strafen, theils durch Belohnungen, wieder, und ſo ward das Gefundene nach Neapel abgeführt.

In der Folge drangen die Pinelliſchen Erben darauf, daß die Bibliothek zum Verkauf ausgeboten werden ſollte. Kardinal Friedrich Borromäus, Neffe des berühmten ehemaligen Erzbiſchofs Karl Borromäus, bot eine anſehnliche Summe auf das Ganze, erhielt ſo den geſammten Bücherſchatz, und hiemit wanderte derſelbe in die Ambroſianiſche Bibliothek nach Mailand.

Dieſer große Kardinal, Freund und Beſchützer der Muſen, vermehrte noch ferner mit ungeheuern Koſten die Bücherei in Mailand durch die ſeltenſten Werke und Handſchriften, die er mit Hilfe ſeiner Unterhändler auf allen griechiſchen Inſeln des Archipelagus, auf dem von Mönchen bevölkerten Berge Athos, in Konſtantinopel und in allen Städten Kleinaſiens aufkaufen ließ. Hierzu kamen noch zahlreiche und koſtbare Handſchriften aus dem alten Kloſter Bobio im liguriſchen Gebiete *), die er, wie ſich May ausdrückt, mit Willen der Beſitzer zu ſich nahm, volentibus dominis abstulit.

Durch dieſe Freigebigkeit und andere anſehnliche Zuwüchſe der folgenden Zeiten erhob ſich die Ambroſianiſche Bibliothek zu einem Grade von Reichthum an Handſchriften, der wenige ſeines Gleichen hat. Ueber achttauſend, behauptet man, ſoll ihre Anzahl ſteigen. Es gehörte eine eigene Verbrüderung gelehrter Männer dazu, um zu unterſuchen und zu beſtimmen, was ſie alles enthalten.

Wie viel der unermüdliche Muratori geleiſtet habe, iſt bekannt. Der würdige Angelo May folgte ſeinem Beiſpiele und richtete vorzüglich auf die codices rescriptos, deren halberloſchene oder abgeſchabte Schrift er wieder durch chemiſche Mittel erweckte und erſcheinen machte, ſo daß die gelehrte Welt theils einzelne Bruchſtücke, theils auch ganze Schriften für verloren geachteter klaſſiſcher Autoren oder hiſtoriſcher Schriftſteller in koſtbaren Ausgaben dem berühmten May ſeit einigen Jahren bereits verdankt.

Ja, wir dürfen hoffen, daß das Quellenſtudium unſrer deutſchen Sprache nächſtens einen mächtigen Zufluß aus der Ambroſianiſchen Bibliothek erhalten werde. Denn May fand in derſelben einen Codex, welcher eine namhafte Anzahl der Briefe vom Apoſtel Paulus, auch verſchiedene Bruchſtücke des Propheten Nehemias in gothiſcher Sprache enthält, die wahrſcheinlich vom gothiſchen Biſchof Ulphilas überſetzt ſind, oder vielleicht aus den Zeiten des in Italien herrſchenden Oſtgothen-Königs Theodorich herrühren. — Zur Herausgabe dieſer Texte hat nun, wie May berichtet, der Graf Jakob Melleri auf eigene Koſten gothiſche Buchſtaben gieſſen laſſen. Eine höchſt verdienſtliche, des Dankes würdige Freigebigkeit!

*) Das Kloſter Bobio ſtand in enger Verbindung mit dem Kloſter St. Gallen in der Schweiz. Die Mönche liehen einander wechſelsweiſe die Bücher.

Nachdem ich nun die Geſchichte des homeriſchen Codex und ſeiner Wanderung in die Ambroſianiſche Bibliothek erzählt habe, ſo fahre ich fort, ſeine Beſchaffenheit anzugeben.

Beſchreibung des homeriſchen Codex.

Der Codex iſt in Quartform von Pergament, die Schrift von der höchſten Zierlichkeit, durchaus in großen Initial-Buchſtaben (Literis quadratis). Alle Worte hängen ohne Abtheilungszeichen, ſo wie nämlich die Alten ſchrieben, an einander; doch ſteht nicht mehr als ein Vers in einer Zeile, ſo daß er für die, welche mit der homeriſchen Sprache bekannt ſind, leicht zu entziffern iſt. Der ſorgfältige Herausgeber hat eine ſehr elegante Tafel mit dieſer Schrift abſtechen laſſen. Leider fand May nur zerriſſene Glieder des alten Dichters, disjecta membra poëtae.

Es geſchah nämlich, daß derjenige, welcher dieſen Codex urſprünglich für ſich ausfertigte, theils zu Anfange der einzelnen Bücher, theils zwiſchen dem Texte die Zeichnungen von einem Künſtler entwerfen und ausmalen ließ, die auf die homeriſche Kriegsgeſchichte Beziehung haben, und manchmal ein mäßiges Quartblatt oder aber ein Blatt in Oktav einnahmen. Unter dieſen Zeichnungen ward der griechiſche Text fortgeſchrieben und auf der Rückſeite des Blattes fortgeſetzt. Leider kam in ſpätern Zeiten ein Beſitzer dieſer herrlichen Handſchrift, der, Gott weiß, aus welcher Urſache, die Gemälde herausſchnitt, ſo daß nur auf der Rückſeite des Blattes der Text ſtehen blieb, welchen derſelbe aber mit ſeiner Charta bombycina oder mit Seidenpapier überklebte. Um nun den noch übrigen Text zu retten, ließ May dieſe Hülle abziehen. Und ſo wurden leider nicht mehr denn achthundert Verſe aus der ganzen Iliade gerettet. Der Text enthält verſchiedene, aber doch nicht zahlreiche Varianten.

May ließ nun in achtundfünfzig Tafeln die Gemälde abſtechen und den vorhandenen Text darunter abdrucken, der jedoch wegen ſeiner Zerſtückelung nicht immer zur Abbildung paßt.

Da nun ſowohl der Text als auch die Gemälde, die mit demſelben zu gleicher Zeit gefertiget worden ſind, zwiſchen das vierte und fünfte Jahrhundert fallen, ſo haben wir ein Kunſtprodukt, welches über fünfzehnhundert Jahre alt iſt.

Die Gemälde laufen durch alle vierundzwanzig Bücher der Iliade; jedoch müſſen einige verloren gegangen ſein, denn zum dritten, achtzehnten, neunzehnten und einundzwanzigſten Buche fanden ſich keine vor.

Die Gemälde des Codex. Ihre Beſchaffenheit.

Dieſe Gemälde ſind nun durch einen ſehr geſchickten Künſtler, Emanuel Schott, abgezeichnet und in Kupfer geſtochen worden. Jedoch ſind dieſelben nicht, wie im Codex, mit Farben illuminirt, ſondern nur in höchſt treuen Umriſſen hie und da ein wenig ſchattirt.

Wenn nun auch dieſe Gemälde ſich nicht durch Feinheit der Farben auszeichnen, ſo ſind dieſelben dennoch wegen ihres hohen Alters, der Erfindungsgabe des Künſtlers, der einfachen

Zuſammenſetzung, der größtentheils ſehr reinen Zeichnung, der genauen Beobachtung des Perſonen-Karakters, des Koſtüms in der Rüſtung und in andern Attributen, höchſt merkwürdig.

Aus welcher griechiſchen, vielleicht byzantiniſchen Schule der Künſtler auch geweſen ſein mag, ſo kommt es mir ſehr wahrſcheinlich vor, daß er ſeine Ideen vielleicht aus damals noch vorhandenen ältern Gemälden, oder aus Basreliefs, geſchnittenen Steinen und Münzen geſchöpft haben mag. Um dieſes zu erläutern, will ich nun zur Bezeichnung der Gemälde, wie ſie May nach den Farben beſchrieben und wie ſie in den Zeichnungen ſeiner Ausgabe ohne Farben erſcheinen, übergehen.

Die Götter.

Die Figuren der Götter haben eine ausgezeichnete Würde. Jupiter erſcheint mächtig größer als die andern, mit Krone und Zepter, das iſt, mit einem langen Stabe, begabt. Der Ausdruck ſeines Geſichts verkündet majeſtätiſchen Ernſt und Ruhe. Sein Haupthaar iſt lockicht und geringelt, die obere Hälfte ſeines Körpers unbedeckt, die untere in einer Bekleidung mit reichem Faltenwurfe. Das Unterkleid iſt theils violet, theils von ſchwärzlichem Purpur, die Schuhe golden oder vielmehr ſafranfärbig. Jupiter und die Götter ſitzen in ihrer Verſammlung auf einem halbzirkelförmigen Ruhebette mit antiken, wohlgedrechſelten Füßen, welche die Form eines umgekehrten, auf der Spitze ſtehenden Kegels haben. Auf den Sitzen liegen ſchwellende grüne Polſter; die Füße der Götter ruhen auf einem verlängerten Schemel oder griechiſchen Hypopodium. Alle Götter haben um das Haupt einen Nimbus oder Kreis von bläulichter, rother oder auch ſmaragdgrüner Farbe, wie man ſie heutzutage an Heiligenbildern noch anbringt. Daß dieſer Nimbus bei den alten Götterbildern in der Vorwelt ſchon Sitte geweſen, beweiſet May durch eine Stelle des Servius zur Aeneide Buch II, 116.

In dem olympiſchen Götterrathe ſitzen die Unſterblichen nach ihrem Range, Jupiter in der Mitte, an ſeiner Seite Juno, eine edle, aber doch nach dem Ausdrucke etwas biſſige Figur. Auf dem Haupte trägt ſie einen weißen, blauen oder violetten Schleier. Die in vielen Falten herabflieſſende Stola, ein langes Gewand, iſt theils weiß, theils amethiſtfärbig.

Minerva erſcheint immer jungfräulich, mit einem Helm auf dem Haupte, einen Schild, eine Lanze oder ein Zepter tragend. Die Schultern umgibt der Mantel, das lange Kleid oder die Tunika wird von einem Gürtel zuſammengefaßt.

Die holde Venus kommt dreimal auf dieſen Iliſchen Tafeln vor, mit einem weißen, gelbbebrämten Schleier. Die Stola iſt roth.

Apollo als unbärtig, mit fliegenden Haaren und einem Lorbeerkranze.

Mars immer bewaffnet, mit einer Chlamys oder einem Kriegsmantel.

Hierzu kommen noch; die leichtſchwebende Iris, der Flußgott Xanthus, der, auf einen Felſen gelehnt, ſeine ſtrömende Urne in das Thal ausleert; ferner die Nacht, eine weibliche Göttin, die, bis an den Gürtel verhüllt und mit Flügeln begabt, vom Himmel herab über dem griechiſchen Lager ſchwebt.

Ferner erſcheint auf einer Tafel Vulkan halb entblößt, eine Kappe auf dem Haupte, gleich jener des Ulyſſes. Er ſprüht zwei Flammenſtreife gegen die Wogen des Xanthus.

Die Helden.

Eine eben ſo große Mannigfaltigkeit herrſcht in den Figuren der homeriſchen Helden. Dieſe, als Befehlshaber des Heeres, tragen zum Zeichen ihrer Würde Zepter, d. i. lange Stäbe. Der König über die Könige, Agamemnon, von ſchönem Mannesalter, ragt über alle heraus, ein Diadem läuft über ſein Haar, ein Mantel von Purpur über die Waffen.

Achilles in der Geſtalt eines edeln Jünglings. Die Hälfte des obern Körpers iſt entblößt. Von ſeinen Schultern fließt eine hyazinthblaue Chlamys, von welcher der untere Theil des Körpers umhüllet wird. Von der rechten Schulter zur linken Hüfte läuft ein breites Band als Zierde oder auch als Schwertgehänge.

Ulyſſes ſieht einem höchſt ſinnigen Manne ähnlich, trägt keinen Helm, ſondern ſein Haupt iſt mit der karakteriſchen, in ein halb koniſches Gewölbe zuſammenlaufenden Schiffskappe bedeckt. Schon Plinius in dem 35. Buche ſeiner Naturgeſchichte Sect. 36 hat bemerkt, daß Ulyſſes bereits vom Maler Nikomachus in dieſer Kopfbedeckung bezeichnet worden, und daß die ſpätern Künſtler dieſelbe beibehalten hätten. Sein Geſicht iſt durchaus ernſthaft, ſein Blick auf den Boden geheftet, wie ihn Homer in der Ilias B. 3. V. 217 beſchreibt. Selbſt in den Gefechten erſcheint er nicht ohne die Schifferkappe, nie geharniſcht, ſondern mit einer Laena, d. i. einem faltigen, purpurfarbenen Umwurf, der ſich über eine weiße Tunika herzieht, ſonſt mit Angriffswaffen, nämlich Lanze und Schwert.

Der Befehlshaber der Argiver, Diomedes, der Liebling der Minerva, eine edle Figur, immer in voller Rüſtung. Sonderbar iſt es, daß aus ſeinem Helme und aus ſeinem Schilde in den Gefechten Feuerflammen herausquellen. Dieſe Vorſtellung bezieht ſich ohne Zweifel auf das fünfte Buch der Iliade V. 4 und 5, wo geſagt wird, daß Minerva von ſeinem Helme und ſeinem Schilde Feuer herauslockte gleich dem Schimmer eines herbſtlichen Geſtirns.

Die Helden im Kriegsrathe oder bei den Volksverſammlungen ſitzen auf einem halbzirkelförmigen Ruhebette, wie ich daſſelbe bei den Göttern beſchrieben habe. Die bewaffneten Soldaten ſtehen hinter ihnen. Den linken Flügel bei dieſen Sitzungen nimmt Ulyſſes, den rechten der alte bärtige Neſtor ein, gekleidet in eine Tunika mit einem weiten Kriegsmantel, ſo ganz wie ihn Homer in der Iliade B. X. V. 131 u. f. beſchreibt.

Was uns ſehr auffallend erſcheinen muß, iſt, daß, wenn einer der Götter oder der Helden ſprechend vorgeſtellt wird, er den rechten Arm und den Zeige- und Mittelfinger gegen die Umſtehenden ausreckt. Dies iſt alſo die karakteriſtiſche Figur eines Sprechenden.

Waffen und Rüſtungen der Griechen.

Die Rüſtungen der Griechen ſind der Helm, der Bruſtharniſch, um deſſen Mitte ein Zoſter

der breiter Gürtel läuft, ſodann das Zoma oder das unterſte Kriegskleid, das in Falten von dem Ende des Bruſtharniſches bis auf die Knie, eigentlich in Form einer Schürze, herabreicht. Die Beine ſind mit Halbſtiefeln, auf der Vorderſeite geſchnürt, umgeben, wie es ſich dann, nach dem homeriſchen Ausdrucke, für wohlgeſtiefelte Griechen ſchickt. Lanzen, Schwerter, bei einigen auch Pfeile und Bogen, ſind Angriffs-, Schilde aber Vertheidigungs-Waffen.

Rüſtungen der Trojaniſchen Helden.

Unter den Trojanern haben nur Hektor und einige andere Anführer griechiſche Rüſtung. Das Volk hingegen hat weder Helme noch Harniſche von griechiſcher Form. Den Kopf deckt eine phrygiſche Mütze, hornförmig vorwärts gekrümmt, wie ungefähr die Staatsmütze des ehemaligen Doge von Venedig. Die Schenkel ſind mit langen Hoſen bis an die Knöchel, die Füße mit Schuhen bedeckt. Ein flatternder Kriegsmantel reicht bis an die Knie. Das Unterkleid hat lange Aermel bis an die Handwurzel; und ſo ſtellt ſich dann das Bild aus Virgils Aeneide B. IX. V. 614 dar:

Et tunicae manicas et habent
redimicula mitrae:

Uebrigens ſind ihre Waffen Schwerter, Lanzen, Bogen mit Pfeilen und zum Schutze Schilde.

Die Herolde haben ein kürzeres geſtreiftes Gewand bis an die Knie; die Beine ſind bloß bis an die Waden, an denen die Schnürſtiefeln herablaufen. Sie tragen runde, auf dem Scheitel ſpitzige Hüte, faſt wie die Chineſen, in den Händen Merkurſtäbe mit doppelten Schlangen.

Sonſt aber kommt bei dieſen Zeichnungen eine gegen alle Regeln der Proportion und der Perſpektive laufende Anomalie vor. Es zeichnen ſich nämlich mannigfaltige Gruppirungen der im Gefechte gefallenen Todten, die, in ihrer ganzen Figur unter den Füßen der Fechtenden liegend, von weit kleinerer Geſtalt ſind, als ihre Sieger. Das nämliche Mißverhältniß hat auch ſtatt bei den Figuren der Diener und der Sklaven, ja ſogar der Pferde, die an die Kriegswagen geſpannt ſind.

Die Sklaven warten bei den Schmauſereien auf. Ein ſolches Gelag wird in dem griechiſchen Feldlager ſehr karakteriſtiſch dargeſtellt.

Die Soldaten nämlich liegen halbzirkelförmig nach verſchiedenen Gruppen auf Streuen (Stibades nennt ſie Homer), doch ſo, daß die Arme durch Erhöhung des abgemäht liegenden Graſes einen erhabenen Stützpunkt haben.

Die Sklaven holen die Speiſen von der ſogenannten Eſchara, von dem Feuer, welches auf Steinen, die würfelförmig aufgethürmt ſind, brennt. Trinkgefäße von antiker Form und Schüſſeln mit Speiſe werden in dem leeren Halbzirkel den Eſſenden vorgeſetzt.

Die Götter im Olympus ſchmauſen ganz anders. Sie liegen auf halbzirkelförmigen, gepolſterten Ruhebetten, nicht nach der Länge, ſondern halb knieend nach der Breite, die Füße rück-

wärts, den Kopf gegen die Tafel gekehrt; die Arme ſind auf erhöhte Polſter geſtützt, vor welche die Speiſen geſetzt werden.

Im Lager erſcheinen die vorwärts ſtehenden Zelte von Leinwand, faſt thranfärbig, auf beiden Seiten aufgeſchlagen, mit Lanzen geſtützt; an den Seiten hängen Schilde als Verzierung.

Die Streitwagen ſind zweiräderig, nieder, hinten offen, muſchelförmig, vorne aber mit einem halbzirkelförmigen Schirm, um die Beine bis an die Knie zu decken, den man Antya nannte, verſehen; kurz ſo, wie man ſie gewöhnlich auf alten Kunſtwerken oder Münzen zu ſehen pflegt. Zwei Pferde ſind an jedem Wagen, die in den Original-Gemälden meiſtens von verſchiedener Farbe erſcheinen. Zäume und die ſehr einfachen Pferdegeſchirre ſind meiſtens von ſcharlachrother Farbe.

Oft erſcheinen auch auf den Gemälden Tempel, jedoch meiſtentheils nur von der Vorderſeite oder dem Pronaos. Man ſteigt zu ihnen auf Treppen, in der Mitte erſcheint zuweilen ein undeutliches Götterbild. Auf beiden Seiten ſind Säulen.

Die trojaniſchen Prieſterinnen zeichnen ſich im feſtlichen Ornate durch einen Schleier und eine lange Tunika aus. Die Mädchen, die Opfer bringen, ſind in ſehr zierliche, faltenreiche Gewänder gehüllt. Das Oberkleid iſt mit einem Gürtel unter dem Buſen hoch aufgebunden, alſo daß ſie ganz nach Homers Beſchreibung als Basbykolpos hochgeſchürzt erſcheinen. Das Haupthaar iſt in der Mitte geſcheitelt.

Die männlichen Prieſter ſtehen vor dem Opferaltare, ſind am Oberleibe entblößt, unten mit einem mantelartigen Umwurfe bekleidet, und halten in der Hand ein Opferbeil oder Bipennis.

Ueberhaupt ſind die trojaniſchen Frauen ſehr zierlich nach der nationellen phrygiſchen Sitte geſchmückt. Ihr Haar iſt künſtlich geringelt, meiſtentheils röthlicht in den Original-Gemälden. Das Peplum oder der übergeworfene Mantel iſt auf ſeiner innern Seite mit langen Flocken, ſo wie auch die Ränder mit vielfarbigen Franzen beſetzt. Die ganze Haltung iſt durchaus edel. Auf einigen Figuren findet man auch hier und da viereckte purpurfarbene Segmente als Verzierung aufgenäht.

Unter den trojaniſchen Formen erſcheinen auch der König Priamus und ſeine Gattin Hekuba, wie billig, als alte Leute. Dieſe überreicht dem königlichen Greiſe goldene und ſilberne Gefäße, die er als Löſegeld für den Leichnam ſeines Sohnes Hektor in das Lager des Achilles abzuführen bereit iſt. Die Maulthiere ſind an dem Wagen zur Abreiſe angeſchirrt.

Auch ſchaut man einmal die ſchöne Helena, auf einem gepolſterten Sitze vor dem ſcäiſchen Thore ruhend, in Geſellſchaft des holden Paris, der unbewaffnet, eine phrygiſche Mütze und das lange phrygiſche Kleid trägt, und einen oben gekrümmten langen Hirtenſtab in der Hand hält.

Eine ganz ſeltſame Figur macht auf einer beſondern Tafel der trojaniſche Kundſchafter Dolon, wie er, in einen Wolfspelz und eine Kappe von Iltishaut eingehüllt, von Diomedes und Ulyſſes vor dem griechiſchen Lager erwiſcht wird. Er ſteht ganz gekrümmt und bittend da,

und die Helden ziehen ihm die Hülle ab, ganz gemäß der Beſchreibung im X. Buch der Iliade V. 334 u. f.

Auch ſieht man die Flotte der griechiſchen Schiffe an dem Meeresgeſtade, vorn und hinten mit gekrümmten Schnäbeln, die roth angeſtrichen ſind, ganz nach Homers Beſchreibung. Zuweilen ſtehen die Schiffe auch in langen Reihen auf das Ufer gezogen.

Die neuen Scholien zur Odyſſee.

Die angehängten Scholien zur Odyſſee ſind aus drei verſchiedenen Handſchriften gezogen, welche in der Mailändiſchen Bibliothek ſich vorfinden. Ihr Verfaſſer iſt nicht wohl zu beſtimmen, wahrſcheinlich aber, nach einigen Kennzeichen zu urtheilen, der nämliche, welcher die von Villoiſon zu der aus dem venetianiſchen Codex herausgegebenen Iliade die Scholien gemacht hat. Daß aber der Verfaſſer, wenn anders ſämmtliche Scholien von einem und demſelben herrühren, ein Chriſt geweſen ſein müſſe, erhellet aus einer Stelle, die ſich auf die chriſtliche Lehre vom heiligen Geiſte bezieht.

In May's Ausgabe nehmen die Scholien 148 Blätter ein. Dieſe kleine Anzahl wird niemand auffallen, wenn man bedenkt, daß die Odyſſee über zweitauſend Verſe weniger hat, als die Iliade.

Die meiſten ſind übrigens von ſehr gutem alten Gehalte und für die homeriſche Literatur höchſt erfreulich.

Sonſt finden ſich noch in der Ambroſianiſchen Bibliothek fünfundvierzig Handſchriften des Homer von verſchiedenem Alter und Werthe, worunter freilich auch einige ſind, welche nur die Hymnen und die Geſchichte des Froſch- und Mäuſekriegs enthalten.

Wenn nun eine Geſellſchaft gelehrter Männer zuſammenträte, um dieſe Handſchriften zu vergleichen und die noch etwa verborgenen, unbekannten Scholien zu benutzen, ſo könnte endlich eine kritiſche Ausgabe des älteſten Heldenſängers der Welt hergeſtellt werden, die nichts zu wünſchen übrig ließe. Nicht zu gedenken, daß dieſelbe noch mit einer Sammlung alles deſſen, was Heine, Wolf, Clarke, Erneſti und Andere zur Erläuterung des griechiſchen Heldenbuches geſchrieben, als in einem abgeſonderten Kommentar verherrlicht werden könnte. Dies iſt auch der Wunſch des Angelo May, deſſen Erfüllung zwar ſchwierig iſt, aber nicht außer den Grenzen der Möglichkeit liegt. v. J.

Amtliches Referat über ein neu aufzuſtellendes Geſetz gegen die Preßvergehen.

In mehreren Staaten iſt man gegenwärtig beſchäftigt, die Freiheit der Schriftſteller zu beſchränken; ſo in Deutſchland, ſo in England, ſo in Frankreich. Die Anregung dazu geſchieht großtentheils von den Hofen, oder Miniſterien. Die Meinungen über Wichtigkeit und Werth der Sache ſind naturlich getrennt. Die Einen erwarten nach feſtgeſtellter Beſchränkung der Preſſe leichtere Beruhigung der Nationen; die Andern fürchten mehr den Mißbrauch der Zenſurgewalt und des Preßzwanges, als den Mißbrauch der Preßfreiheit, und zulezt von jenem den Verfall der Wiſſenſchaften und des Wohlſtandes der Staaten.

Vielerlei Stimmen haben ſich über den Gegenſtand erhoben. Noch iſt im friſchen Gedächtniß, was die Kammer der franzöſiſchen Deputirten im Frühjahr 1819 uber den Geſetzesvorſchlag rückſichtlich der Preſſe verhandelt hat. Unter den Deutſchen hat der Profeſſor Krug in ſeinem Entwurf zur deutſchen Geſetzgebung über die Preßfreiheit, ſchon im Jahre 1818, viel Gründliches geſagt, indem er zugleich die engliſche Geſetzgebung in dieſer Hinſicht vortreflich entwickelte. Vielleicht nur zu wenig beachtet man jezt die Worte des Mannes, der mit ſo großer Einſicht, Rechtlichkeit und Mäßigung ſprach. — Unter den Schweizern redete der ſcharfſinnige Troxler in ſeiner Abhandlung über die Freiheit der Preſſe in allgemeiner Hinſicht und in beſonderer Beziehung auf die Schweiz (Schweiz. Muſeum, Aarau 1816) beherzigungswerthe Wahrheiten, eines freien Schweizers würdig. — Unlängſt noch erſchienen die Materialien zur Geſetzgebung über die Preßfreiheit der Deutſchen, beſonders zur Grundbeſtimmung auf dem Bundestage, vom Freiherrn C. W. F. L. v. Drais (Zürich 1819). Der Verfaſſer, welcher ſeit beinahe zwanzig Jahren über den wichtigen Gegenſtand gedacht hat, und gleich ſehr von der Nothwendigkeit der freien Gedankenmittheilung durch Druckſchriften, wie von der Nothwendigkeit überzeugt iſt, das Verderbliche zu mindern, was durch boshaften oder unbeſonnenen Mißbrauch der Preſſe geſtiftet werden kann, verſucht mit Sachkunde die ſchwierige Aufgabe, beſonders in ſo fern ſie auf den geſammten deutſchen Staatenbund Bezug hat, zu löſen.

Nach allem, was nun ſchon über Freiheit und Einſchränkung der Preßfreiheit geſagt worden iſt, mag die nachfolgende Abhandlung, freilich im offnen Widerſpruch mit jezt herrſchend gemacht werden ſollenden Ideen, noch Beachtung verdienen, auch wenn unter gegenwärtigen Zeitverhältniſſen keine weitere Rückſicht fürs wirkliche Leben darauf genommen wird. Denn Wahrheiten bleiben darum nicht minder Wahrheiten, wenn ſie auch nicht offiziell anerkannt werden.

Das nachfolgende Referat erſcheint hier abgedruckt, wie es verfaßt worden iſt; man hat ſich nur begnügt, die üblichen Kurialien, als ſehr überflüſſig, auszulaſſen.

D. H.

Victrix causa Diis placuit, victa Catoni.

— — Endesunterzeichneter ward ſchon vor einem Vierteljahre beauftragt, ſein Gutachten über die Mittel abzuſtatten, wie auf die zweckmäßigſte Art und Weiſe „den ſchriftſtelleriſchen Unfugen und daraus entſtehenden Verwirrungen begegnet und, ohne Beeinträchtigung nützlicher Wiſſenſchaften, Frevel, Vergehen und Verbrechen, welche durch Druckſchriften begangen werden können, geſetzlich zu verhüten oder zu beſtrafen ſeien.“

Referent will, indem er dem hohen Befehl Folge leiſtet, mehr ſeinen pflichtmäßigen Gehorſam, als ſeine Fähigkeit darthun, eine Aufgabe zu löſen, vor welcher ſchon der Scharfſinn ſo vieler Gelehrten, die Klugheit der vorzüglichſten Staatsmänner, die Einſicht der weiſe-

ſten Geſetzgeber und die Macht der gewaltthätigſten Fürſten, ſelbſt der Deſpoten ohnmächtig zurücktrat. Denn noch hat kein Volk, kein Jahrhundert ein Geſetz gehabt, welches den Mißbrauch der Preſſe hindern oder mindern kann, ohne dem Vortheil der Preßfreiheit für Wohlſtand und Größe der Thronen und Nationen Schaden zu bringen; ein Geſetz, welches den Forderungen ſtrenger Gerechtigkeit, wie man ſie in ziviliſirten Staaten wollen muß, zuſagt, und der Willkühr den wenigſten Spielraum läßt. Denn Geſetze, welche der Willkühr der Richter großen Spielraum laſſen, ſind leicht gemacht; aber ſie begründen auch nur geſetzliche Tirannei und bringen zuletzt mehr Verderben und Unglück, als Gewinn.

Indeſſen will Referent ſeine Ueberzeugungen mit derjenigen Treue und Freimüthigkeit vorlegen, welche ihm Pflicht und Eid gebieten, ſollte er zuletzt auch nur zeigen können, warum alle bisherigen Verſuche, ein gutes Geſetz über Preßvergehen aufzuſtellen, ſcheitern mußten.

Vor allen Dingen ſoll der Geſetzgeber zuerſt mit ſich ſelbſt über die Abſichten im Reinen ſein, welche er erreichen will; ohnedies wird er nur blindlings und alſo auch fruchtlos Mittel wählen. Die Abſicht iſt zum Theil wirklich in der von der höchſten Behörde ertheilten Aufgabe ausgeſprochen.

Ein Geſetz über die Vergehen durch die Preſſe kann theils zum Zweck haben den allgemeinen: zu verhüten, daß der von Jahrzehend zu Jahrzehend in vielen Ländern immer herrſchender gewordene Geiſt der Unzufriedenheit mit den beſtehenden Staatsverfaſſungen und kirchlichen oder bürgerlichen Einrichtungen durch die Werke der Gelehrten und Schriftſteller nicht fort und fort genährt werde, als wodurch zuletzt die öffentliche Ruhe zu Grunde gerichtet wird;

oder den beſondern: daß nur die in einem einzelnen Staat befindlichen Autoritäten und Privatperſonen vor Beſchimpfungen, die hier beſtehenden Religionen vor Entehrung, die hier geltenden Begriffe von guten Sitten unverletzt, und die hier eingeführten öffentlichen Ordnungen überhaupt vor meuteriſchen Anfällen ſicher erhalten werden.

Dieſem nach zerfällt gegenwärtiges Gutachten in zwei Theile.

Erſter Theil des Gutachtens.

Schriftſtelleriſche Unfugen haben keine Revolution hervorgebracht.

Zuvörderſt muß unterſucht werden, ob und in wie fern der erſte oder allgemeine Zweck durch ein Geſetz über Preßvergehen erreicht werden könne. — Ohne Zweifel iſt jener Zweck auch wohl in den Augen der meiſten Höfe gegenwärtiger Zeit der allerwichtigſte, da man die Gährungen in vielen europäiſchen Staaten immer lauter werden hört. Denn an Mitteln, bloß Pasquille und Libelle gegen einzelne Bürger und einzelne Stände, gegen hohe lebende Perſonen, gegen die Verletzungen der Schamhaftigkeit u. ſ. w. zu unterdrücken oder zu

beſtrafen, hat es der Polizei noch ſelten gefehlt. Auch weiß man aus Erfahrung, daß dergleichen Libelle und Sudelwerke im Ganzen *wenigen Schaden* ſtiften, weil ſie bald von der öffentlichen Meinung mit Abſcheu und Verachtung geſchlagen werden.

Soll aber jener Hauptzweck, die allgemeine Zufriedenheit der Nationen, die innere Ruhe der Staaten gegen ſogenannte demagogiſche Umtriebe und revolutionäre Grundſätze ſicher zu ſtellen, durch ein Geſetz gegen „*ſchriftſtelleriſche Unfuge*“ erlangt werden, ſo muß nothwendig erſt auſſer allem Zweifel geſetzt ſein, daß *die heutigen Gährungen und Unzufriedenheiten durch ſchriftſtelleriſche Unfuge vorzüglich hervorgebracht oder genährt worden ſind.* Denn wenn unläugbar gemacht würde, daß zum lautwerdenden Mißmuth der Völker die Schriftſteller nichts oder nur zufällig-mitwirkend beitrügen, ſo wäre es eitel, auch wohl gar nachtheilig, die Waffen des Geſetzes gegen ſie allein zu richten. Es würde das beabſichtigte Ziel ungetroffen bleiben, wenn man die Hauptſache vergäße, und mit allem Aufwand von Mitteln einer Nebenurſache den Krieg machen wollte.

Es liegt keineswegs im Sinn des Referenten, die Frechheiten, Unanſtändigkeiten oder republikaniſchen Schwärmereien und Schulſtuben-Schwindeleien einiger Tagsſchriftſteller in Schutz zu nehmen. Vielmehr glaubt er, man erweiſe dieſen Menſchen zuviel Ehre, wenn man ſie für Urheber großer Bewegungen und Revolutionen hält. Die polemiſchen, zügelloſen Blättchenſchmierer zur Zeit der *Reformation* haben die Reformation nicht gemacht, ſondern dieſe machte ſich durch den Widerſpruch von vielen durch vernünftigern Unterricht und aus dem Leſen der Bibel entſtandenen Ueberzeugungen mit den in der Kirche und Hierarchie waltenden Mißbräuchen. Eben ſo wenig wird man glauben, daß die *Marats* und andere wüſte politiſche Libelliſten ſeines Gelichters die *franzöſiſche Revolution* gemacht haben. Dieſe entſtand durch die Fehler früherer Könige, durch die Uebel am Hofe, durch den Egoismus der Adelichen und hohen Geiſtlichen, der ſich keine Schranken ſetzen laſſen wollte und ſo mit dem geſunden Mutterwitz der Nation in Widerſtreit gerathen mußte. — Die *nordamerikaniſche Revolution* brach aus, und Nordamerika beſaß damals noch wenig Schriftſteller und Zeitungen. Dieſe hatten folglich am Ausbruch des Aufſtandes keinen oder ſehr geringen Antheil, weder vorbereitenden, noch unterſtützenden. England hingegen war im Fehler und die Nordamerikaner hatten Augen. — Wer wird behaupten wollen, der gegenwärtige Abfall *Südamerika's* von ſeinem Mutterſtaat ſei eine Frucht der dortigen demagogiſchen Schriftſteller und Zeitungsſchreiber? Jedermann weiß ja, daß die dortigen Mulatten und Meſtizen und Quarteronen ziemlich frei vom Uebel der Leſeſucht ſind, und kaum Schriftſteller kennen, geſchweige haben. Allein das Volk hatte Urſache, mit der ihm vom Mutterlande widerfahrnen Behandlung unzufrieden zu ſein, und die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes von Wahrheit zu Wahrheit hatten auch ihren ſtillen Einfluß auf jene Völker, wo nicht durch Schriftſteller, doch durch Geſpräch und Verkehr mit Gebildetern.

Ja, wenn man alles bisher Geſagte läugnen wollte, wird man doch wenigſtens zugeben,

daß das Königreich Spanien von Zensuren und Inquiſitionen, weltlichen und geiſtlichen Spionen gegen alle ſchriftſtelleriſchen Unfuge beſchirmter von jeher war und iſt, als irgend ein einziges Reich in unſerm Welttheile. Die Dauer von Joſeph Napoleons Herrſchaft war daſelbſt viel zu kurz, viel zu ſtürmiſch, viel zu verhaßt, als daß Spanien in ſo geringer Zeit durch Tagsſchriftſteller hätte mit vielen und tiefwirkenden Pamphleten heimgeſucht werden können. Und doch erfahren wir von dorther jährlich wiederholte Verſuche zu Inſurrektionen, Veränderungen der Verfaſſung u. ſ. w Einem zufriedenen und glücklichen Volke, deſſen Bildung und Einſichten mit den öffentlichen Einrichtungen im Einklang ſind, wird der beredteſte Schriftſteller vergebens predigen, ſein Glück, ſeine Ruhe fahren zu laſſen oder aufs Spiel zu ſetzen, um unglücklich durch Zerſtörung aller Ordnungen zu werden. Aber ein Volk, das durch Widerſpruch ſeiner innerſten Ueberzeugungen mit den ihm aufgezwungenen oder ererbten Verhältniſſen unglücklich iſt, wartet auch nicht erſt das Erſcheinen von Pamphleten ab, um ſich Luft zu machen; noch weniger läßt ſich ſein Schmerz von ſchönredneriſchen Schriftſtellern oder von holdſeligen Proklamationen beſänftigen. Hingegen ſchiefe Gewaltsmittel oder offenes Verhöhnen und Verſpotten der Klagen befördern den Ausbruch des Unmuths, als wirkſame Reizmittel.

Es ſcheint dem Referenten alſo, ſo lange nicht erwieſen werden kann, daß Tagsſchriftſteller irgend ein zufriedenes Volk empört haben, durchaus gewiß: daß alle Geſetze gegen ſchriftſtelleriſche Unfugen unzureichende Maasregeln zur Wiederherſtellung der verlornen innern Ruhe einer Nation ſind; daß man ſich vielmehr gegen einen ganz andern Feind zu wenden habe; daß, wenn man dies verſäumt, wie die Erfahrung gelehrt hat, die Regierungen jederzeit übel fahren. Die Journaliſten und Libelliſten aller Art produziren nicht und haben nie produzirt die Bewegungen der Nationen, wie obige und alle Erfahrungen bewieſen, ſondern ſind ſelbſt nur Produkte der allgemeinen Stimmung.

Die beſſern Schriftſteller werden unter gewiſſen Umſtänden die gefährlichſten.

Auf keine Weiſe will Referent darum den Einfluß der Schriftſteller auf die Stimmung der Nationen läugnen. Umgekehrt, er glaubt, daß er groß ſei; er glaubt, daß durch ihn die größten Völkerbewegungen der ſpätern Jahrhunderte am ſtärkſten befördert ſind. Dies war aber nicht das Werk der leichten, flüchtigen, ephemeren Autoren, der bellenden Journaliſten, ſondern es war das Werk der größten, der ehrwürdigſten, der ächtklaſſiſchen Schriftſteller, welche Lehrer der Jahrhunderte ſind, die Wiſſenſchaften erweitern, die vorhandenen Irrthümer zerſtören, neue Wahrheiten entdecken und den menſchlichen Geiſt dem heiligen Bilde näher führen, nach welchem er geſchaffen worden iſt. — Dieſe großen Schriftſteller ſind es, welchen, als Lichtern und Lehrern, die Völker Europens ihre Aufklärung und Kultur danken. Ihre entdeckten Wahrheiten haften unzerſtörbar feſt, darum, weil ſie Wahrheiten ſind. Man kann ſie nicht ausrotten. Wer ſie geleſen, deſſen Eigenthum ſind ſie. Sie ſind ſo eins mit ihm, daß er nicht

mehr anders kann, als von ihnen aus die Welt beſchauen, beurtheilen und ſich äuſſern. So verbreiten ſie ſich von Lippe zu Ohr, von der Studierſtube auf Hoch- und Dorfſchulen, von der Kanzel auf Gemeinden. Hat endlich die Mehrheit eines Volks neue Ueberzeugungen gefaßt, ſo ſtoßen die alten, unter ganz andern Verhältniſſen entſtandenen Umgebungen an, ſobald ſie den Erkenntniſſen deſſen, was beſſer und wahrer iſt, nicht zuſagen. So entwickelt ſich der Mißmuth dagegen. So werden Klagen von der einen Seite, und Vertheidigungen der Verklagten von der andern Seite laut, und zwar von denen, die in dem, was die Stimme der Mehrheit verwünſcht, Nutzen, Reichthum, Vorzug und Ehre finden. So entwickeln ſich Parteien. So erhitzen ſich Leidenſchaften. So entſtehen leidenſchaftliche Maasnahmen gegen einander. So erfolgen Revolutionen, mehr oder minder gewaltſam, immer aber dennoch Revolutionen, das heißt, Umgeſtaltungen der Auſſenverhältniſſe nach Maasgabe der innern Bedürfniſſe und Ueberzeugungen der Volksmehrheit.

So lange alſo eine Regierung die großen Schriftſteller von *Ariſtoteles* und *Plato*, von den *Apoſteln* und *Evangeliſten* an bis *Baco de Verulamio*, *Leibnitz*, *Montesquieu* und *Kant* zu leſen geſtattet; ſo lange ſie geſtattet, daß das Feld der Wiſſenſchaften erweitert wird, und auf der andern Seite ſie dem dadurch mündiger werdenden Geiſt der Nation die Formen aus den Tagen der Unmündigkeit beibehalten wiſſen will; ſo lange ſie das Volk zur Freiheit erzieht, aber nicht aus dem Knechtsverhältniß der alten Zeiten in das Staatsbürgerthum übergehen läßt: eben ſo lange bleibt jede Regierung mit ſich ſelber in Zwietracht. Sie reißt mit einer Hand nieder, was ſie mit der andern baut. Ihr iſt keine Hilfe, ihr iſt kein Rath zu geben. Und Geſetze gegen frivole ſchriftſtelleriſche Schwätzer helfen am letzten, weil dieſe am wenigſten zur Kultur der Nationen, folglich auch am wenigſten zur Unzufriedenheit derſelben mit den mangelhaften oder unrechtlichen *äuſſern* Verhältniſſen beitragen.

Sollen alſo Volksgährungen, Unruhen, Unzufriedenheiten und daraus erfolgende Umſchaffungen der innern Staatsverhältniſſe u. ſ. w. verhütet werden, ſo müſſen ſchlechterdings, in ſo fern die zunehmende Reife der Nationen daran Schuld iſt, nicht nur die ſchlechten, muthwilligen und bösartigen Schriften, ſondern die beſſern, die lehrreichſten, die menſchenfreundlichſten unterdrückt, vertilgt werden. Wenn das Bibelleſen in katholiſchen Ländern noch lange fortdauert, wird zwar das Chriſtenthum in ſolchen Ländern fortblühen, aber die gegenwärtigen Dogmen und Formen und hierarchiſchen Grundſätze der *römiſch-katholiſchen* Kirche können daneben keine drei Geſchlechtsalter mehr beſtehen. Es iſt daher vom heiligen Stuhl konſequent, daß er den Gottesdienſt ſo viel als möglich in lateiniſcher Sprache, die das Volk nicht verſteht, halten läßt; das Leſen der Bibel unterſagt; die Bibelgeſellſchaften verwünſcht und Glauben und Gehorſam predigt.

Daran aber iſts nicht genug. Es müſſen die Schulen nothwendig geſchloſſen, höchſtens für die Söhne der Großen einzeln offen ſein; die Stände müſſen, wie in *China*, wie in

Oſtindien die Kaſten, ſtrenger getrennt, in ihren Abſtufungen unwandelbar geſchieden, erblich gemacht, und die für jeden Stand erlaubten Kenntniſſe mit Vorſicht jedem zugemeſſen werden. Wenn aber Wiſſenſchaft und geiſtige Bildung und Erkenntniß der reinſten Wahrheit ohne Unterſchied *den untern Ständen* geſtattet wird, während die obern Stände aus Bequemlichkeit oder Vorurtheil davon mehr oder weniger entfernt bleiben: ſo iſt die Ordnung der Dinge *ſchon verkehrt*, und die Umgeſtaltung aller Staatsverhältniſſe unvermeidlich.

Referent hat wohl nicht nöthig, von ſeiner Perſon zu verſichern, daß ihm nicht in den Sinn komme, Maasregeln zur Wiederherſtellung der alten Welt zu empfehlen, wie ſie etwa *Julianus*, genannt der Abtrünnige, zur Ausrottung des Chriſtenthums wählte, um mit den alten Göttern auch die alte Macht und Majeſtät Latiums wieder zu verjüngen. Und könnte er boshaft genug ſein, es zu thun, ſo würde er nicht unklug genug ſein, das Abſolutunausführbare zu rathen. Er kommt aber auf den ewigwahren Satz zurück: daß ſchlechte und mittelmäßige oder leidenſchaftliche Schriftſteller bis hieher weniger Einfluß auf die Nationen und mithin auf Staatsverwandlungen gehabt haben, als die klaſſiſchen Schriftſteller der Nationen.

Wenn man daher auch durch ein Geſetz über Preßvergehen die kleinen Büchermacher zwingen könnte, ihren wilden Ausfällen, ihrem frechen Geſchwätz zu entſagen, ſo wäre damit dem *Hauptzweck* des Geſetzes: die Beruhigung und Zufriedenheit der Nationen mit ihren Zuſtänden, mit allfälligen Mängeln der öffentlichen Einrichtungen, keineswegs geholfen. Man würde die politiſchen Libelliſten nur zwingen, auf beſcheidenere Art die von großen Geiſtern offenbarten und entwickelten Wahrheiten, dieſe Gährungsſtoffe in der Welt der Geiſter, auszuſäen. Der Verſtand der Nationen fährt fort ſich zu entfalten und findet Vieles von dem Beſtehenden unbegreiflich, darauf widerlich, zuletzt unerträglich.

Es iſt allerdings recht, daß Schriftſtellern, ſo wie Lehrern an hohen und niedern Schulen, geboten wird, nicht die Grenzen des Anſtändigen zu überſchreiten; daß ſie, im Fall gröblicher Verletzungen ihrer ſchuldigen Achtung der an der Spitze des Staats ſtehenden Perſonen, beſtraft werden. Aber Referent wiederholt es, für den Hauptzweck wird damit nichts gewonnen. Sie öffnen dennoch durch allgemeine Wahrheiten die Augen des Volks. Wen *ſie* nicht nennen, den nennt nachher die Menge insgeheim; was *ſie* nicht namentlich tadeln, das ſchilt nachher die Menge laut, wo ſie kann und darf. Die Gluth des Mißmuthes frißt nicht minder um ſich. Dann erwartet ſie, um Flamme zu werden, einen gelegenen Luftzug.

Schwierigkeiten, ein vollkommenes Geſetz über Preßvergehen aufzuſtellen.

Unvertraut mit dem eigentlichen Sinn ſeiner hohen Behörde, weshalb ein Geſetz „*ſchriftſtelleriſchen Unfugen und daraus entſtehenden Verwirrungen* begegnen“ ſoll, tappt Referent zwar im Dunkeln, hält es aber nichts deſto weniger für Pflicht, alle mögliche Rückſichten zu berühren.

Es kommt darauf an, was man unter *Unfugen* verſtanden haben möchte. Sind es Lehren, Meinungen, Grundſätze, Wahrheiten, welche den beſtehenden Ordnungen widerſtreiten, ſo muß Referent wiederholt erklären, daß die größten Weiſen, daß in dieſem Sinne die klaſſiſchen Schriftſteller mehr Unfugen begangen haben und begehen, als die demagogiſchen Tagslärmer. Vielmehr dieſe letztern wären gar nicht vorhanden, wenn jene Unfugen nicht vorangegangen wären; ſie würden gar nicht einmal verſtanden und bemerkt werden.

Daher iſts äuſſerſt ſchwierig, feſtzuſetzen, was man für wahres *Preßvergehen* halten ſolle. — Plumpe Ausfälle gegen einzelne Einrichtungen, grobe Läſterungen einzelner Perſonen, wüſte Religionsſpöttereien, ekelhafte Zoten und Zweideutigkeiten laſſen ihre ſträfliche Abſicht leicht erkennen und bezeichnen. Aber wo iſt nun von ihnen hinweg die Grenzlinie zwiſchen dem Erlaubten und Unerlaubten? Wir wiſſen ja, ein gewandter Mann kann *Alles* ſagen, auch das *Verbotene*, ohne ſtrafbar zu werden; es kommt nur darauf an, *wie* man es ſagt.

Soll es ſchon *Verbrechen* ſein, direkt oder indirekt beſtehende Ordnungen, Stände, erlaſſene Edikte u. ſ. w. in ihrer Mangelhaftigkeit den Augen des Publikums entblößt zu haben; ſoll es Verbrechen ſein, durch Vorſpiegelungen deſſen, was beſſer ſein könnte, durch Geſchichten glücklicherer Zeiten, weiſerer Regenten u. ſ. w. das *Volk unzufrieden mit gegenwärtigen Zeiten und Regenten* gemacht zu haben: ſo würde auch das Unſchuldigſte zur Schuld, die harmloſe Satire, wie die Moral, zur Meuterei, die ganze Weltgeſchichte zum Pasquill auf neuere Begebenheiten und die heilige Schrift ſelbſt eines der gefährlichſten Bücher werden.

Wirklich iſt noch keinem Geſetzgeber gelungen, beſtimmt die *Kennzeichen eines ſchriftſtelleriſchen Frevels und Vergehens* anzugeben. Man muß ſich lediglich an *Willen und Abſicht* der Verfaſſer von Schriften halten, die man für ſchädlich hält. Aber wer maßt ſich an, die Abſichten eines Mannes mit *Gerechtigkeit* zu würdigen, oder gar zu ſtrafen, ſo lange ſie von dieſem ſelbſt nicht unverhohlen ausgeſprochen ſind? Und doch blieb bisher kein andrer Weg übrig, die Schuld oder Unſchuld eines Autors zu beſtimmen, als die ſchuldige oder unſchuldige Abſicht auszumitteln, welche er mit ſeinem Buch oder mit einer Stelle deſſelben verbunden haben konnte. Darum, die möglichſte Unparteilichkeit zu bewahren, die möglichſte Gerechtigkeit zu handhaben, ſtellte zu dem Zweck die engliſche Geſetzgebung aus unbefangenen Männern ein *Geſchwornengericht* auf, daß es das Daſein der That und die Vorſetzlichkeit der Beleidigung entſcheide. Wirklich ſcheint dieſes Mittel noch von allen das zweckmäßigſte, wenn auch nicht das unfehlbarſte zu ſein. *) Und doch hat man auch dieſe Juryleute, als

*) So, mit vielen andern, auch *Krug* in ſeinem Entwurf zur deutſchen Geſetzgebung. Auch in Frankreich, nach dem Geſetz von 1819, iſt (ausgenommen in Kontumazfällen, wo die Aſſiſengerichte, und in Injurienfällen, wo die Zuchtpolizeigerichte allein ſprechen) jedes Preßvergehen, neben den Aſſiſengerichten, auch Geſchwornen zugewieſen, welche letztere das Urtheil fällen.

A. d. H.

Abſichten-Richter, mit ſehr guten Gründen an vielen Orten nicht zulaſſen wollen, und ſie für eben ſo große Mängel in der britiſchen Geſetzgebung gehalten, als ſie von andern geprieſen worden ſind. *)

Bei allen Vergehen und Verbrechen im bürgerlichen Leben muß zuerſt, um ſie Vergehen oder Verbrechen nennen zu können, erwieſen ſein, daß ſie geſetzwidrig waren. Wenn nun das Geſetz ſelbſt keine beſtimmte Bezeichnung der Grenzen zwiſchen dem Erlaubten oder Unerlaubten angibt, ſo bleibt dem Richter die Willkühr und die Handlung des Schriftſtellers iſt ſchuldlos. — Andre Handlungen des bürgerlichen Lebens können durch den Schaden, welchen ſie veranlaßt haben, das Merkmal der Sträflichkeit an ſich tragen. Aber wer zeigt immer von einem Buche den Schaden nach, welchen es ſtiftet? Tauſende leſen es ohne Nachtheil, gleichgültig und kalt; Andre werden dadurch entzündet, weil ſie den entzündlichen Stoff ſchon in ſich trugen. Es mögen zahlloſe Blätter in ſtrafbarer Abſicht geſchrieben ſein, die dennoch kein Uebel anrichteten. Hinwieder haben viele der vortrefflichſten Werke Anlaß zu mancherlei Unglück gegeben; die Bibel ſelbſt. Unmöglich kann der Schriftſteller über die Wirkungen ſeiner Arbeit zur Rechenſchaft gezogen werden, da ſie nicht ſein Werk, ſondern das Werk der Gemüthseigenheiten von verſchiedenen Leſern, bei dem einen wohlthätig, bei dem andern verderblich, ſind.

So bleibt denn wirklich kein andres Kennzeichen übrig, die Sträflichkeit eines Verfaſſers zu beurtheilen, als ſeines Willens Schuld oder Unſchuld allein. Und iſt nur dieſes einzige vorhanden, ſo greift der Richter in das Amt Gottes ein, der allein die Herzen durchſchaut, und kein Richter unterm Himmel darf von ſich behaupten, in ſolchen Fällen das Schuldig oder Unſchuldig mit Gerechtigkeit ausgeſprochen zu haben.

Warum alle Geſetze zur Beſchränkung der Preßfreiheit nicht das bewirkten, was man gern wollte.

Die meiſten Vergehungen durch die Preſſe (wenn man darunter nicht bloß perſönliche und lokale Schmähſchriften, offenbare Aufruhrplakate u. ſ. w. verſteht) ſind Vergehungen eigener Art, ſind Gedankenſünden, geiſtige Verbrechen, welche man auf keine Weiſe unter die Rubrik gemeiner, irdiſcher Kriminal- und Polizeifälle bringen darf. Sie haben die meiſte Aehnlichkeit mit Vergehen durch geſprochene Worte; aber man weiß ſchon, wie ſchwer es ſelbſt

---

*) Freiherr v. Drais in ſeinen Materialien zur Geſetzgebung über die Preßfreiheit der Deutſchen erklärt ſich ebenfalls gegen die Geſchwornengerichte, weil, wie er ſagt, in Sachen der Preßfreiheit das Publikum mehr, denn in irgend andern Fällen, als Partei anzuſehen ſei, die ſich ſelbſt vertheidige. Es laſſe ſich berechnen, daß in den allermeiſten Schuldfällen Abſolutorien zum Vorſchein kommen würden. „Die Gerechtigkeit in dieſem Fach", ſagt er, „müßte bald zum Geſpött werden, und die ſchlimmere Folge wäre, daß die nun noch mehr angereizten Frevler ihre boshaften oder leichtfertigen Mißſtellungen verzehnfachen würden — zur Schande der Nation!" A. d. H.

bei dieſen hält, dem wahren Sinn derſelben nachzuweiſen. Aber auch die vor der Volksverſammlung geſprochenen Worte des Predigers, die vom Katheder geſprochenen Worte des Lehrers laſſen ſich mit dem geſchriebenen und gedruckten Worte des Autors nicht auf gleiche Linie ſtellen. Denn die Wirkung jener iſt auf einen kleinen Raum, auf eine geringe Zahl von Perſonen beſchränkt; iſt ihrer Natur nach von keiner bleibenden Dauer.

Das Wort des Schriftſtellers hingegen erhält ſich in der Druckſchrift; wirkt durchs ganze Jahr, durchs ganze Jahrhundert; wirkt über die Grenze der Gemeinde, des Landes, ſelbſt des Welttheils hinaus. Der Gedanke des Schriftſtellers wird das Gemeingut der Menſchheit, der Geiſterwelt, ohne Rückſicht der Zeitalter. Durch das Organ der Druckerpreſſe redet die Vorwelt mit der Nachwelt und unterhalten ſich die entfernten Welttheile mit einander. Daneben wird das Reich des mächtigſten Fürſten zum kleinen Punkt auf der Erdkugel, und ſeine längſte Lebenswirkſamkeit zum vergänglichſten Augenblick.

Schon aus dieſem erhellet, warum bisher kein einziges Geſetz über Preßvergehen eigentlich den Hauptzweck erreichen konnte, den es bezielte. Die Macht des gewaltigſten Königs hört an den Grenzen ſeines Königreichs auf, wird jenſeits dieſer Grenzen zweideutig; im Geiſterreich aber, wohin er keinen irdiſchen Zepter ſtrecken kann, zur Ohnmacht.

Selbſt ein Konkordat aller europäiſchen Fürſten, ſtrenger, als der heilige Bund, — ſelbſt das treue Einverſtändniß aller Mächte der Erde, nichts drucken zu laſſen in ihren Staaten, was gegen Staat, Religion, gute Sitten und guten Namen geſchrieben wird, reicht nicht aus. Denn ungerechnet, daß beim erſten Friedensbruche eine Macht ſich gegen die andre des Kriegsrechts bedient und die Preſſen wieder frei ſpielen läßt, haben alle Nationen andre Begriffe mit dem verbunden, was Staat, Religion, gute Sitte genannt wird. Wo landſtändiſche Verfaſſungen beſtehen, wird man ihre Vorzüge preiſen dürfen; wo das Feudalweſen abgethan iſt, wird man auf die Nachtheile deſſelben zurückweiſen dürfen; wo Leibeigenſchaft aufgehoben iſt, wird man ſie verfluchen dürfen; wo Denkfreiheit herrſcht, wird man ſich über den Geiſtesdeſpotismus andrer Gegenden beluſtigen dürfen; wo keine Inquiſition gilt, wird man die Schändlichkeit derſelben beweiſen dürfen. — Wer wird in katholiſchen Ländern wehren, die Irrthümer der Proteſtanten nachzuweiſen, um vor denſelben zu warnen? Wer wird in proteſtantiſchen Ländern hindern, die guten Folgen des Reformationswerks zu rühmen und die Gebrechen des Katholizismus zu entlarven? Was alſo in einem Lande Verbrechen gegen die beſtehenden Staatsordnungen, oder gegen die herrſchende Religion, oder gegen die daſelbſt geltenden Begriffe von guten Sitten heißt, kann im benachbarten Lande ſehr unſchuldig, ja ſehr wahr und löblich genannt, wohl ſelbſt belohnt werden.

Allgemeine Beſchränkung der Denk- und Druckfreiheit liegt alſo auſſer dem Bereich der fürſtlichen Macht. Die Geiſter walten frei unter einander; die Menſchheit ſchreitet, allen Preß- und Zenſurgeſetzen zum Spott, vorwärts; das Unächte geht unter; das Rechte bewährt und bewahrt ſich. Die Völker ſtehen noch unter einer andern Gewalt, als der des weltlichen

und geiſtlichen Arms. Darum waren alle Sprüche der Kirchenverſammlungen, alle Bannſtrahlen der Päpſte, alle Autodafé's der Inquiſitionen, alle pragmatiſche Sanktionen, Reichsgrundgeſetze, Edikte, Strafen und Belohnungen ohne Kraft, die Völker feſtzubannen auf den Stufen, wo ſie ſtanden. Ihre Geiſtesbildung änderte von Jahrhundert zu Jahrhundert, und das ward der Zeitgeiſt.

Alle Geſetze über Preßvergehen, weil ſie ſich in den verſchiedenen Ländern einander widerſprechen, und hier verneinen, was ſie dort bejahen, heben folglich in der Totalität einander wieder auf und laſſen die Preſſe wirklich frei. Will man alſo durch ſtrengere Zenſuren oder Beſchränkungen ſchriftſtelleriſcher Freiheit vornehmlich das bewirken, daß die Unterthanen nicht vom ſogenannten Zeitgeiſt ergriffen werden, daß ſie mit allen Verfügungen ihrer Höfe, Miniſterien und geiſtlichen Autoritäten zufrieden ſind, nicht nach dem gelüſten, was ſie in andern Staaten als beſſer erkennen: ſo iſt dieſer Zweck, nach des Referenten Dafürhalten, durchaus unerreichbar, wenigſtens hat es die Erfahrung bisher unwiderleglich bewieſen, daß man daran nicht denken ſolle, weil man an Unmögliches denkt.

Nur wenn ſich jeder Staat zuletzt auf ſich ſelbſt beſchränkt, bleibt ihm noch ein einziges Mittel. Es beſteht im Verbot, wo nicht aller Bücher, doch derjenigen, die ſeinen politiſchen und kirchlichen Intereſſen feindſelig ſind. Wieviel mit Bücherverboten ausgerichtet wird, weiß heut zu Tage Jedermann. Man ſchleicht vor allen andern zuerſt dem Verbotenen nach. Es wäre faſt nicht unklug, das zu verbieten, von dem man wünſcht, es möchte am häufigſten und mit der größten Aufmerkſamkeit geleſen werden. Kommen auch ſchon weniger Exemplare in Umlauf, gehören ſie dafür zu den literariſchen Kleinodien und wandern ſie durch deſto zahlreichere Hände, welche ſich, ohne das ergangene Verbot, kaum nach ihnen ausgeſtreckt haben würden. Es iſt ein eben ſo großer Genuß darin, ſeine Neugier zu ſtillen, als in dem Vergnügen, wiſſen zu laſſen, man ſei im Beſitz einer Seltenheit. Bücherverbote ſind Fingerweiſe für Lüſterne, Sachen zu erfahren, die nicht Jeder erfahren ſoll. Daher war es keineswegs ganz unweiſe gehandelt, wenn man zu Rom, oder in Spanien, den Katalog der verbotenen Bücher ebenfalls wieder in die Reihe der verbotenen Bücher ſetzte.

Wenn es aber auch ausführbar wäre, durch wachſame Strenge an den Grenzen und im Innern des Landes das Einſchwärzen literariſcher Contrebande gänzlich zu verhindern: man kann nie das Einbringen verbotener Gedanken verhüten, man kann nicht mündliche Mittheilungen verhüten. Das Wort fliegt noch unendlich ſchneller von Lippe zu Lippe, als das Buch von Hand zu Hand. Das bezeugen Südamerika und Spanien heutiges Tages noch. Zudem hat Refereut ſchon gezeigt, daß ſchmähſüchtige Tags- und Flugſchriften, weil ſie nur Einzelnheiten, nur Oertlichkeiten berühren (worüber ohnehin die Meinungen ſchon getheilt ſind), oder weil ſie gewöhnlich leidenſchaftlich und bitter ſind (was wohl Einzelne kränken, Einzelne beluſtigen mag, aber die große Menge nicht oder nur ſehr vorübergehend anſpricht), keineswegs ſo großen und entſchiedenen Einfluß auf Glück und Unglück der Nationen haben, als vortref-

liche, den geſunden Menſchenverſtand weckende, den Geiſt über das gemeine Vorurtheil erhebende Werke. — Und dieſe *verbietet man nicht!* So kommt ungehemmt durch ſie der Verſtand der Nationen zur *Reife*, und er faßt Verdruß und Feindſchaft gegen die ihn umgebenden Schöpfungen aus den Tagen der *Unreifheit*. Die Mißempfindung erzeugt Gedanken und Wünſche; die Gedanken erzeugen Worte; die Worte zuletzt Thaten.

So kehrt Referent im Kreiſe wieder zu dem zurück, womit er den erſten Theil ſeines Gutachtens begann; daß nämlich, wenn des Geſetzgebers Abſicht bei Beſchränkung der Preßfreiheit iſt, den wachſender werdenden Geiſt der Unzufriedenheit mit den beſtehenden Staatsverfaſſungen und mit den kirchlichen oder bürgerlichen Einrichtungen zu verbannen, offenbar ein ganz *vergebliches*, *falſches*, ja wohl gar *gefährliches* Mittel erwählt wird.

Zweiter Theil des Gutachtens.

Beſtandtheile eines künftigen Geſetzes über Preßvergehen.

Beſchränkt ſich aber der Zweck eines Geſetzes über Preßvergehen nur darauf, daß die in *unſerm* Staat befindlichen Autoritäten, Stände und Privatperſonen vor Beſchimpfungen, die *hier* beſtehenden Religionsparteien vor Entehrungen, die *hier* geltenden Begriffe von guten Sitten unverletzt, und die *hier* eingeführten öffentlichen Ordnungen überhaupt vor meuteriſchen Anfällen ſicher erhalten werden: ſo wird die Sache einfacher. Es iſt keine Frage, ob der Staat die Pflicht, und folglich das Befugniß habe, ſich ſelbſt und ſeine Mitglieder gegen Rechtsverletzungen zu vertheidigen. Es iſt nur Frage: Wie dies auf eine geſetzliche Weiſe alſo geſchehen könne, daß die Beſchirmung des Rechts von einer Seite nicht ſelbſt wieder zur Verletzung eines Rechts auf der andern Seite werde.

Man muß auch nicht von einem guten Geſetz über ſchriftſtelleriſche Unfugen mehr, als dies, erwarten; durchaus nicht, daß es die Unfugen ſelbſt verhüten könne. Vielmehr, es läßt ſich vorausſagen, daß ſie fortdauern werden, ſo gut, als wenn kein Geſetz vorhanden wäre; ſo wie da nicht minder Kriminalfälle ſtatt finden, wo ſie am ſchauerlichſten beſtraft werden. In Ländern, welche *unbeſchränkte Preßfreiheit* genießen, geſchehen jener Unfugen ſo viele, als in andern, welche der Preßfreiheit verluſtig ſind. Ja *dort* ſind ſie von weit minder nachtheiligen Wirkungen. Man macht aus den Libellen und Pamphleten, ſchon an ihren Ton und meiſtens geringen Werth gewöhnt, weniger; lieſt und vergißt ſie ſchneller. *Pitt* und *Fox* und *Burke* haben durch die auf ſie verfertigten Schmähſchriften, Satiren und Karrikaturen nicht das Geringſte von der öffentlichen Achtung eingebüßt. In *Ländern ohne Preßfreiheit* dagegen iſts wie in kleinen Städten; das Nichtswürdigſte macht Aufſehen und ein boshafter Einfall klatſcht ſich wetterſchnell herum.

Der Staat, welcher des Schriftſtellers Freiheit und Recht ſicher ſtellt, hat auch die Verpflichtung, Recht und Freiheit andrer Mitglieder zu ſchützen. Dieſe ſollen vom Schriftſteller

nicht ungeſtraft verletzt werden dürfen und erforderlichen Falls einen Richter finden können. Das iſt der einzige ſtandhafte Grund zur Aufſtellung eines Geſetzes gegen Vergehen durch die Druckerpreſſe.

Nach des Referenten Dafürhalten muß ein ſolches Geſetz in drei Theile zerfallen; in den konſtitutiven, welcher die verſchiedenen Arten der Preßvergehungen bezeichnet, damit der Schriftſteller wiſſe, was unerlaubt ſei; — in den polizeilichen, welcher den Vollziehungsbeamten die Mittel anweiſet, Uebel zu verhüten, die durch Mißbrauch der Preſſe beabſichtigt oder veranlaßt werden können; — in den richterlichen, welcher im Fall der Geſetzverletzung durch die Druckerpreſſe die Strafen anordnet.

Was als Preßvergehen angeſehen und beſtraft werden könne?

Eben der erſte Theil des Geſetzes bietet die meiſten Schwierigkeiten dar. Man begnügte ſich mit allgemeinen, oberflächlichen Bezeichnungen ſchriftſtelleriſcher Frevel, um den, welchen man ſchuldig finden wollte, gewiſſer zu faſſen (im Nothfall auch durch Konſequenzenmachereien). Man wollte mehr Andeutung, als feſte Erklärung, damit ſich der Angeklagte nicht ſchlau zwiſchen den Buchſtaben des Geſetzes hindurchwinden konnte. Dagegen war man ſehr ausführlich in Aufſtellung der Gerichtsförmlichkeiten und der Strafen, *) weil das leichtere Arbeit war.

Der Grund der Oberflächlichkeit in Bezeichnung deſſen, was als Preßvergehen angeſehen werden ſolle, lag theils in der Natur der Sache ſelbſt, weil es faſt unmöglich iſt, jede Art der Rechtsverletzungen durch die Preſſe einzeln oder ſcharf genug zu beſtimmen; theils darin, daß die Regierungen in der Dauer nie ſelbſt ihren Grundſätzen in dem treu blieben, was ſie als Preßvergehen anſehen wollten. Je nachdem ein freiſinniger oder unfreiſinniger Mann an die Spitze der Geſchäfte trat, erweiterte oder verengerte ſich der Begriff von dem, was ſtrafbar ſei.

Da ſchriftſtelleriſche Geiſteswerke, wenn ſie ſich auch nur auf einzelne Perſonen, oder auf eine Gemeinde, oder auf ein einziges Land u. ſ. w. beziehen, dennoch als Stimmen zur geſammten Menſchheit anzuſehen ſind, weil, was auf ſolche Weiſe veröffentlicht wird, nicht inner den engen Grenzen einer Stadt oder eines Landes eingebannt bleiben kann; — ferner, da ſchriftſtelleriſche Geiſteswerke nicht wie der Hauch des Mundes im geſprochenen Wort verfliegen, ſondern noch nach Jahren, Jahrzehenden und Jahrhunderten fortwirken: ſo iſt das erſte Erforderniß eines guten Geſetzes über Preßvergehen, daß es, als Einwirkung auf das

*) Auch Hr. v. Drals in ſeiner eben erwähnten neueſten Schrift meidet ſehr vorſichtig, in Beſtimmung der Kennzeichen eines Preßvergehens einzutreten, und begnügt ſich nur, zu bezeichnen: wer im Fall einer Anklage verantwortlich zu erklären ſei, und wie die Prozedur anzuordnen wäre. Die Arten ſchriftſtelleriſcher Vergehungen anzugeben, unterläßt er deswegen „mit Bedacht“, wie er ſagt, weil dies „nothwendig vor die einzelnen Regierungen gehört und auch dort zum großen Theil dem vernünftigen Ermeſſen der Urtheilenden zu überlaſſen ſein wird.“

große, geiſtige Leben, *keine an bloße Oertlichkeits- und flüchtige Zeitverhält-niſſe gebundene Beſtimmungen* enthalte. Es muß daher, als *von moraliſcher Natur* und in das *moraliſche Leben der Welt* eingreifend, nichts mit dem Namen des Preßvergehens ſtempeln, was nicht zu *allen* Zeiten und von *allen* geſitteten Nationen als ein ſolches anerkannt und verabſcheut werden würde; ja auch dann ſelbſt, *wenn die Nationen im Krieg unter einander entzweit wären*, gleichwie ſie, auch im Kriege, obſchon Verrätherei benutzend, den Verräther verachten, Meuchelmorder und Brunnenvergifter mit Ekel ſchauen.

Iſt dieſer Grundſatz einmal anerkannt, wird es leichter, die wirklichen Rechtsverletzungen durch die Preſſe anzugeben. Der Schriftſteller, weil er nicht bloß als Mann einer Gemeinde oder eines Staats, ſondern als Mann daſteht, der mit der Menſchheit handelt, ſoll auf keine Weiſe befugt ſein, die Rechte irgend eines lebenden Menſchen, irgend eines beſtehenden Staates, irgend einer vorhandenen Kirch- oder Glaubenspartei zu verletzen. Er iſt daher eben ſo verächtlich und ſträfbar, *wenn er die Rechte fremder Staaten und der darin befindlichen Perſonen, Stände und Glaubens- oder Kirchparteien verletzt*, als wenn er ſich auf dieſelbe Weiſe gegen das Einheimiſche vergeht.

Der Schriftſteller, weil er durchaus nur als Geiſt handelt, kann auch nur durch *Einwirkung auf Wiſſen, Glauben und Meinen* die Rechte Andrer kränken. Weil Andern aber frei ſteht (indem ſie freie Weſen ſind), Wiſſen, Glauben und Meinen des Schriftſtellers anzunehmen oder zu verwerfen, zu benutzen oder nicht zu benutzen, ſo kann er nie für die *wirklichen* Folgen ſeiner That verantwortlich gemacht werden, ſondern verantwortlich ſind nur die Perſonen, welche, weil ſie ihm Beifall gaben, ungezwungen unerlaubte Handlungen verübten.

Die Größe oder Kleinheit eines ſchriftſtelleriſchen Vergehens muß mithin nicht nach der Größe oder Kleinheit der *wirklichen*, noch weniger aber der *möglichen Folgen* gemeſſen werden, ſondern nach der Größe oder Geringfügigkeit der *Rechte* ſelbſt, die er verwundete. Ein Recht iſt um ſo größer und heiliger, um ſo mehr es Grundbedingung des Beſitzes andrer Rechte iſt, oder um ſo mehr Theilhaber an demſelben durch Verletzung deſſelben beeinträchtigt werden.

Daher ſollten in jedem Staate *Verſpottung der Tugend, Liebenswürdigmachung des Laſters* (z. B. Ermahnungen zu Meuchelmördereien, unzüchtige Schriften und andere, die auf Vernichtung aller und jeder Religioſität hinarbeiten) als die größten ſchriftſtelleriſchen Vergehen angeſehen werden. Wie man in einigen Ländern mit Recht Gottesläſterer als Wahnſinnige behandelt, ſo ſind jene Laſterprediger mehr als Verrückte oder Vernunftloſe zu betrachten und zu behandeln, denn als beſtrafungsfähige, vernünftige Weſen. Sie müſſen unſchädlich gemacht werden; ſie gefährden nicht nur eine Familie, einen Staat, ſondern das Glück der Menſchheit, welches einzig auf moraliſchen Begriffen beruht. Was moraliſch,

was unmoraliſch, was Tugend, was Laſter ſei, darüber kann kein Gericht, unter welchem Volk von einiger Bildung es ſtehe, einen Augenblick lang zweifeln.

Dieſem zunächſt ſteht Aufmahnung zu eigenmächtiger, gewaltſamer Vernichtung oder Verletzung fremder Rechte. — Ruhige Unterſuchung, ja ſogar Beweis von der Nichtigkeit oder Schädlichkeit fremder Rechte iſt und kann kein Vergehen ſein, weil damit auch nur die Abſicht verknüpft ſein kann, Erkenntniß der Wahrheit zu befördern, ohne deswegen illegale, thätige Angriffe zu wünſchen. Erſt dieſer erklärte Wunſch macht die Schrift verbrecheriſch, weil er in den Augen aller Nationen unmoraliſch iſt. Daher Ermunterungen zur Ermordung oder Beraubung eines oder mehrerer Menſchen, zum Aufruhr, zum illegalen Umſturz beſtehender geſellſchaftlicher Ordnungen, zur Verfolgung und Vertreibung irgend einer von den Landesgeſetzen nicht verbotenen Glaubenspartei u. dgl. als Verbrechen an ſich zu betrachten ſind. Sie tragen das unzweifelhafte Gepräge des zu allen Zeiten Unmoraliſchen, oder einer Feindſeligkeit, welcher mit feindſeliger Kraft begegnet werden muß, wenn ſie nicht obſiegen ſoll. Wo die beſtimmte Aufforderung zur geſetzwidrigen Handlung fehlt, wo widergeſetzlichen Handlungen keine Lobreden gehalten werden, iſt kein Vergehn. Vielmehr iſt der Richter ſtrafbarer, als der, den er verurtheilt, wenn jener dieſem erſt durch Konſequenzenmacherei ein Verbrechen erfindet. Eine an ſich legale Darſtellung von Gebrechen des Staats, der Kirche und andrer menſchlichen Einrichtungen hört darum nicht auf, an ſich ſelbſt legal zu ſein, wenn ſie ſchon (wie dies oft bei hellerer Erkenntniß des Richtigern der Fall iſt) illegale Wünſche, d. i. Sehnſucht nach Verbeſſerungen, oder Verachtung des wirklich Verächtlichen erregen.

Noch unmittelbarere Rechtsverletzungen können von Schriftſtellern geſchehen, nämlich Beraubungen fremden Eigenthums, in ſo fern dies durch Meinung möglich iſt. Zu den Gütern, die auf dieſe Weiſe geraubt werden können, gehören das Geheimniß und die Ehre.

In allen Zeiten und Ländern gilt Verrath am Geheimniß einer Perſon, einer Geſellſchaft, eines Staates, als Verbrechen, und kann nur durch das Gebot höherer Pflichten gerechtfertigt werden. So iſt die Entdeckung einer Verſchwörung, einer meuchelmörderiſchen Abſicht u. ſ. w. durch höhere Pflichten geboten und entſchuldigt. Der Schriftſteller, welcher ein Geheimniß wider Willen deſſen, der es beſaß, öffentlich macht, wird damit zum Räuber. Es dient ihm auch keineswegs zur Vertheidigung, daß er die Wahrheit der Thatſache beweiſen kann; ſondern lediglich, daß er darthun kann, wie höhere Pflichten ihm geboten, das Verborgene zu offenbaren, und wie er keinen andern Weg, als den der Druckerpreſſe, kannte, den Nachtheil zu verhüten, welcher durch längeres Geheimhalten des Verborgenen geſtiftet werden würde.

Zum Geheimniß gehört Alles, ſowohl Kenntniß, als Abſicht und That, welches der, oder die, ſo dergleichen beſitzen, nicht wollen können, daß Andre darum wiſſen, denen ſie es nicht ſelbſt mittheilen. Daher gehört das Privatleben der Fürſten, der Beamten, der Gelehrten

u. ſ. w., wiewohl ſie öffentliche Perſonen ſind, eben ſo wenig vor das Publikum, als das häusliche Treiben der geringſten bürgerlichen Familie. Darum ſind ſogenannte Staatsgeheimniſſe, wiewohl ſie Hunderten von Amtswegen bekannt ſein können und ſich auf öffentliche Angelegenheiten beziehen, nicht minder als Heimlichkeiten zu betrachten, die ohne Genehmigung der kompetenten Behörde keineswegs der übrigen Welt und fremden Staaten mitgetheilt werden dürfen. Darum ſind Truppenzahl, Stellungen und Märſche der Heere in Kriegszeiten, obwohl ſie vor Jedermanns Augen erſcheinen, im Augenblick des Geſchehens als Geheimniſſe anzuſehen, die dem Feinde verborgen bleiben ſollen und zu deren Kundthuung Niemand Befugniß erhalten kann, als durch Bewilligung des Oberfeldherrn, oder durch Vergangenheit des wichtigen Augenblicks, oder durch das Gebot höherer Verpflichtungen.

Freigegeben hingegen iſt jedem Schriftſteller das Oeffentliche, d. i. dasjenige, was offen in Bezug auf Gemeinde, Staat und Menſchheit vorhanden iſt, was nicht mehr verhehlt wird. Daher ſind der Fürſt, wie ſeine Beamten, Gelehrte, wie Handwerker in einer Gemeinde, in ſo fern ſie öffentliche Perſonen ſind, das heißt durch ihre Handlungen und Verhältniſſe gegen das gemeine Weſen (nicht aber in Rückſicht ihres häuslichen Lebens) dem öffentlichen Urtheil bloßgeſtellt. Ja, ſelbſt Karakter und häusliche Verhältniſſe der Verſtorbenen können, wenn es der Mühe werth geachtet wird, offenkundig gemacht werden, weil die Todten kein Intereſſe mehr haben, daß das ſie Betreffende verhehlt bleibe. Sie gehören, nicht mehr unter den Lebendigen, nur noch der Geſchichte an. Dies Geſetz ward zu allen Zeiten und von allen Völkern beobachtet; dadurch haben wir Geſchichte. Es iſt auch vergebens, es nicht zu wollen, oder zu verbieten, weil es eitel iſt vom Geſetzgeber, zu unterſagen, was er ganz und gar nicht hindern, oder zu gebieten, was er nicht vollſtrecken kann.

Ein ſchätzungswürdiges Gut, wie das Geheimniß, iſt auch die Ehre. Ehrenverletzung iſt alles dasjenige, was vor der Welt Achtung und Zutrauen raubt, in ſo fern der, welchen die Ehrenverletzung angeht, nicht ſelbſt durch öffentliche Handlungen dem Schriftſteller zum öffentlichen Urtheil Befugniß gab. Denn wenn Jemand in einer Druckſchrift namentlich als Dieb, oder Ehebrecher u. dgl. dargeſtellt wird, welcher ſolches Verbrechens willen vor öffentlichen Gerichten Strafe litt, hat das Recht zur Klage über Ehrverletzung verloren, weil ſeine That ſchon offenkundig und von ihm ſelbſt nicht mehr geläugnet iſt. Schon aus dieſer Beſtimmung ergibt ſich, in wie fern Schriftſteller wegen Ehrverletzungen anzuklagen ſind. Es ſind hier dieſelben Bedingungen geltend, wie bei Geheimnißverletzungen; weil auch der moraliſche Karakter jeder Perſon nur ihr eigenes Geheimniß, nur Theil ihres häuslichen Seins iſt, wovon kein Andrer das Recht hat, mehr bekannt zu machen, als ſie ſelbſt in öffentlichen (das iſt auf Gemeindsweſen, Staat und Menſchheit Bezug habenden) Handlungen zu offenbaren gut findet. Man muß alſo die öffentliche Denkart eines Menſchen (publick character) ſehr vom Privatkarakter unterſcheiden. Jene offenbart ſich vorbedacht und freiwillig; iſt alſo der Oeffentlichkeit preisgegeben. Daher haben ſich ein Fürſt, ein Beamter, eine geiſtliche oder

weltliche Obrigkeit, wenn ſie, wegen öffentlicher Mißgriffe, Tadel leiden, eben ſo wenig über Ehrverletzungen zu beſchweren, als ein Schriftſteller, wenn ihn aus ſeinem Buche irgend ein ſtrenger Rezenſent als Stümper darſtellt. Die Obrigkeit, ſo wie der gezüchtigte Schriftſteller, können glauben, ihnen ſei Unrecht geſchehen; allein ſie müſſen auch Andern den Glauben des Gegentheils frei laſſen, weil ſie ſelbſt ſich nicht für *unfehlbar* halten können. Die Obrigkeit kann klagen, daß ihr durch ſolche Beurtheilungen und öffentliche Tadelungen das nöthige Anſehn und Zutrauen im Volke geraubt werde; der gezüchtigte Schriftſteller kann klagen, daß ihm durch ſolche Rezenſionen die Achtung ſeiner Gemeinde, die Ehrfurcht ſeiner Schüler u. dgl. entriſſen werde: allein ſo lange das Urtheil, von welchem man ſich gekränkt fühlt, nur Meinung über Werth und Unwerth deſſen iſt, was die Obrigkeit oder der Schriftſteller ſelbſt dem öffentlichen Urtheil freiwillig und vorbedacht preis gaben, iſt kein Vergehn vorhanden. Sollte dergleichen geſetzlich ſtrafbar ſein, ſo würde man geſetzlich gebieten, alles und jedes zu loben und zu preiſen, was Obrigkeiten, Schriftſteller u. ſ. w. öffentlich ausſtellen, oder ſich jedes Urtheils zu müßigen. — Wer könnte, ohne vor der Welt zu erröthen und ohne von ihr verſpottet zu werden, ein ſolches Geſetz geben?

Es bleibt noch ein dieſem verwandter Gegenſtand übrig, welcher jedem Schriftſteller, als öffentliche Perſon, Heiligthum ſein muß und deſſen Verletzung ſtrafbar iſt — die *Anſtändigkeit*. Zwar ſind die Begriffe des Anſtändigen und Schicklichen, des Edelſinnigen und Pöbelhaften in den meiſten Ländern verſchieden. Doch iſt das Sittige und Ehrbare mehr oder minder bei den Nationen immer ein Ausfluß und Erſcheinen ihres moraliſchen Gefühls. Die Verachtung von jenem wird alſo zur Verwundung von dieſem. Daher tritt kein Reiſender zu einem fremden Volk ohne Ehrfurcht vor deſſen Gebrauch, Denkart und geſelligen Ton. Der Schriftſteller darf dieſe Ehrfurcht auch nicht bei ſeinem eigenen Volk, und um ſo weniger vergeſſen, je näher das Sittige dem Sittlichen, d. i. dem Gerechten und Tugendhaften verwandt iſt.

Wer in Europa darf es wagen, auf öffentlicher Straße oder in guten Geſellſchaften Zoten zu reden, mit groben Redensarten um ſich zu werfen, Schimpfworte gegen Abweſende oder Anweſende auszuſtoßen, hämiſche Verdächtigungen öffentlich zu predigen? — Es folgt ein Injurienprozeß. Was in guten Geſellſchaften unſchicklich iſt, das iſts noch mehr in öffentlichen Schriften. Der Schriftſteller kann zur Rede geſtellt werden; er, in ſeiner Leidenſchaft, hat ſeine Würde vergeſſen und das moraliſche Gefühl der Nation beleidigt. Denn man kann und ſoll auch die bitterſte Wahrheit mit Anſtand und ohne Grobheit ausſprechen; mit Offenheit, ohne boshafte Tücke; mit Ruhe, ohne ſchäumende Wuth.

Doch über dieſen Punkt, welcher ſchon in den Geſetzgebungen der meiſten Völker am umſtändlichſten behandelt iſt, hat Referent nicht ausführlicher zu werden.

Von den geſetzlichen Mitteln, Uebel zu verhüten, die durch Mißbrauch der Preſſe entſtehen könnten.

Es liegt dem Referent ob, vom andern oder polizeilichen Theil eines Geſetzes zu reden, deſſen Zweck dahin geht, einem noch nicht vorhandenen, aber doch möglichen Schaden vorzubeugen, welcher durch Mißbrauch der Preſſe entſtehen könnte.

Eine ewige Grundbedingung weiſer Anordnungen bleibt die, daß ſie weder an ſich unmoraliſch ſein dürfen, noch mittelbar das Volk zur Unmoralität leiten dürfen. Dieſe Grundbedingung gilt auch hier, und ihrer muß um ſo mehr gerade zuerſt gedacht werden, weil von der ſogenannten Sicherheits-Polizei die Rede iſt, als durch welche gemeiniglich Obrigkeiten am meiſten zur Umgehung der Geſetze, zum Deſpotismus und zur Demoraliſirung der Unterthanen verführt werden. Es iſt auch leider allgemein ſchon in Europa bekannt, daß die öffentliche Unſicherheit der Bürger, der Familien und der Nationen durch nichts ſo ſehr bewirkt wird, als durch die Sicherheitspolizei, beſonders wo ſie in ihrer ganzen, grenzenloſen Majeſtät erſcheint.

Denn wo ſie alſo erſcheint, wird ſie das Kennzeichen einer ſchwachen, unfähigen und unmoraliſchen Regierung, welche, ohne Glauben an die Tugend der Mehrheit des Volks, oder im drückenden Gefühl, Vertrauen und Liebe des Volks verloren zu haben, mitten im Frieden den Krieg gegen daſſelbe führt, wozu ſie, ſtatt der Armeen, die Polizei gebraucht. Wie übel beſtellt aber iſt der Staat, deſſen Regierung genöthigt iſt, mit ihren eigenen Unterthanen heimlichen Krieg zu führen und ſich in demſelben auch die unehrlichſten Mittel zu erlauben, Spionen und Horcher, heimliche Angeber, Brieferbrechungen auf den Poſten, oder gewaltthätige Maasregeln gegen Perſonen, wider die noch keine Anklage, nur oberflächlicher Verdacht ſtatt fand, oder deſpotiſche Eingriffe in das Eigenthumsrecht, das heißt, Beſchädigungen ohne Erſatz u. dgl. m. Welcher Fürſt oder Miniſter möchte wohl Bürger in einem ſolchen Staat ſein, wie in dem von ihm alſo regierten?

Die Sicherheitspolizei hat auch die Bücherverbote, die Zenſuren und die Konfiskationen der Bücher, vor Ausgabe derſelben, erfunden.

Ueber die Maasregel, mißfällige Bücher zu verbieten, hat Referent ſchon ſeine Meinung geäuſſert. Wer dieſe Maasregel billigt, täuſcht ſich gewiß, und beweiſet nur, wie wenig er aus Erfahrung das Volk kennt. Man vermindert die Anzahl der Exemplare, um die wenigern in weit thätigern Umlauf zu ſetzen. Man regt der Menſchen Lüſternheit auf, um ſie zu verführen, das Verbot der Obrigkeiten, es koſte was es wolle, zu übertreten. Wehe, wenn man den Leuten einmal dieſe Gewohnheit gegeben und ſie ſich mit ihrem Gewiſſen abfinden gelernt haben! Man beglaubigt durch ſolche Verbote die abgeſchmackteſten Unwahrheiten, gibt Verleumdungen den Schein kühner Ehrlichkeit, und plumpen Grobheiten wenigſtens den Anſtrich einer Art Feinheit, die getroffen hat. Friedrich der Große ließ die auf ihn verfertigten angeſchlagenen Pasquille ein paar Schuh tiefer hängen, damit der Pöbel ſie bequemer leſen könne; darum glaubte Keiner an den Pasquillanten, Jeder aber an Friedrichs Größe. — Bücher

laſſen ſich an den Grenzen nicht ſo leicht, wie verbotene Kolonialwaaren, aufhalten. Literariſche und merkantiliſche Kontrebande demoraliſiren ein Volk gleich ſehr durch Uebung, die Geſetze zu übertreten und die Obrigkeiten zu betrügen. Selbſt in denjenigen Reichen, wo alle im Ausland gedruckten Bücher und Zeitſchriften verboten, die Schelmereien des Nachdrucks hingegen geſetzlich ehrlich erklärt werden könnten, würde die Regierung betrogen werden.

Manche Regierungen gefallen ſich noch in der Aufſtellung von Bücher-Zenſoren; andere, die von der Eitelkeit dieſer ungeheuren Maasregel zurückgekommen ſind, behalten wenigſtens noch die Zenſur der Zeitſchriften politiſchen Inhalts bei. Unbefangene und erfahrene Männer haben längſt eingeſehen, daß die Zenſurämter dem Staate Geld, den Beamten Mühe und vielſeitigen Verdruß koſteten, und doch keineswegs Nutzen brachten. Denn ſind denn die Staaten, welche keine Zenſur haben, im mindeſten unglücklicher, unruhiger; oder die Regierungen daſelbſt verachteter, verhaßter, die Geſetze verſpotteter, als in Staaten mit zenſirten Zeitungen? Iſt dies nicht der Fall: wozu fruchteten die Zenſuranſtalten?

Es wird vielmehr durch die übelberechnete Maasregel das arge Gegentheil von dem befördert, was man hindern will. Das Ausland betrachtet alle zenſirte Zeitſchriften als halboffizielle Blätter, weil in keinem Blatte etwas erſcheinen kann, was nach den Inſtruktionen des Zenſors nicht mehr oder weniger dem politiſchen Verhältniß des Staats gemäß iſt. Dadurch empfängt die einem ausländiſchen Staat widerfahrne Beleidigung ſchwerere Bedeutung. Das ſchnöde Urtheil eines bloßen Privatmannes könnte man leichter mit Verachtung ertragen. Das Inland hingegen ſieht die zenſirten Zeitungen als dienſtbare Gaule am Staatswagen an, die ohne Erlaubniß nicht links, nicht rechts ſchauen dürfen; glaubt ihnen nicht, ſobald ſie Gegenſtände berühren, die den Hof und das Land ſelbſt angehen, und vertraut ſelbſt den Lügen ausländiſcher Blätter in dieſer Hinſicht weit mehr, als der einheimiſchen Wahrheit. So ſchadet die Zenſur offenbar dem Zweck, den die Regierung will.

Von der andern Seite treten die, welche über Sachen ihres Vaterlandes öffentliche Mittheilungen geben möchten, in ausländiſchen Blättern mit größerer Sicherheit, daher derber, ſchonungsloſer, mit geringerem Stolz auf das Vaterland, in welchem ſie nicht frei reden dürfen, auf. Sie würden, bei eigner Zenſurfreiheit, vielleicht Daſſelbe in inländiſchen Blättern, aber behutſamer, milder geſagt haben. Denn nicht nur fühlten ſie, daß hier ein Zufall ihren Namen leichter aufdecken könnte, ſondern ſelbſt das Bewußtſein, vom Staat die Freiheit des Redens zu haben, regte ihren Edelſinn auf, dieſer Freiheit nicht unwürdig zu ſein; wogegen die polizeilichen Mundſperren ihre Erbitterung, ihren trotzigen Eigenſinn, ihre Rache reizten.

Nichts kann Regierungen wichtiger ſein, als Liebe und Zutrauen der Unterthanen und Vaterlandsſtolz des Volks. Nichts aber unterdrückt jene Liebe und dieſen Stolz kräftiger, als Preßzwang und polizeilicher Unfug. Denn man kann unmöglich dem ſein Zutrauen geben, welcher in Finſterniß gehüllt gehen, und von ſeinen Handlungen nichts geredet, nichts gedacht haben will, als was ihm eben gut ſcheint. Und Vaterlandsſtolz entſpringt nur aus dem Gefühl

der Vorzüge des Vaterlandes gegen andere Staaten. Wo aber die Unterthanen wie ein Schwarm unmündiger und unverſtändiger Kinder, oder wohl gar wie ein Haufe gewiſſenloſer, alles Schlechten fähiger Menſchen behandelt werden, wird ihr Stolz aufs herbeſte gebrochen. Man läßt ihnen nichts, als allenfalls mit fetten Aeckern und ſchönen Gegenden groß zu thun, wenn ſie dazu Luſt haben. Die Preßfreiheit im jüngern Frankreich und die alte Preßfreiheit in England haben zuverläſſig den in beiden Ländern vorherrſchenden Nationalſtolz, welcher andern Völkern oft drückend iſt, dieſen furchtbaren Hebel in der Hand einer klugen Regierung, mächtig geſtärkt und vergrößert.

Da, wo man der Mühſeligkeit und Eitelkeit der Zenſuranſtalten entgehen wollte, erfand man ſich einen andern, wo möglich noch ſchlechtern Ausweg. Man verwandelte die Herausgabe von Tagblättern und Zeitſchriften in Privilegien; ertheilte dieſe an Perſonen, deren die Regierung ſicher war, und ließ ſich von denſelben, zu noch größerer Sicherung, hinlängliche Bürgſchaft oder Geldunterpfand ſtellen. Damit hob man die Zenſurämter auf, ohne die Preßfreiheit zu geben; erſparte der Staatskaſſe einige Beſoldungen, ohne der Regierung neues Vertrauen zu ſchaffen, und zog die geiſtigen Angelegenheiten in den Kreis der Geldſchacherei, des gemeinen Eigennutzes und der feilen Umtriebe nieder.

Den Abſichten der politiſchen Polizei ward damit ſo wenig geholfen, als mit den Zenſurämtern. Man ſah es in Frankreich. Die Privilegirten gingen in der Freimüthigkeit ihrer Blätter ſo weit, als es die empfangenen Vorſchriften geſtatteten; daß heißt, ſie konnten, bei gewandten Redaktionen, Alles ſagen, was ſie wollten oder wußten, ohne daß ſie geſetzlich zu verurtheilen waren; und ſie ſagten gern Alles, theils weil ſie ihren Blättern einen Vorzug und zahlreicheres Abonnement ſchaffen wollten, theils weil es ſie kitzelte, den ihnen angelegten Maulkorb zu verſpotten. Und was in Frankreich nicht gedruckt werden durfte, ward in England gedruckt und kam nur um ſo rauher und wirkſamer über den Kanal auf franzöſiſchen Boden zurück.

Bei jeder Zenſur herrſchte bisher — denn wie war es zu hindern — loſe Willkühr, und, ſtatt des feſten Geſetzes, der Paſcha, unter dem Namen eines Zenſors, der mehr verderbte, als nützte. Aber wirklich orientaliſcher Deſpotismus, gewaltthätige Verhöhnung aller Eigenthumsrechte fand da ſtatt, wo man Preßfreiheit proklamirte, aber ſobald ein neugedrucktes Werk durch irgend eine Stelle den Zorn eines Miniſters oder auch nur einer Hofdame empörte, ohne weitere Rückſicht die ganze Auflage konfiszirte; Buchdrucker, Verleger und Autor um einen beträchtlichen Theil ihres Vermögens plünderte, ohne an Entſchädigung derſelben zu denken; ohne richterliches Befugniß, ja ſogar als bloße Partei, das Strafamt übte, und das als ein Verbrechen behandelte, was kein Geſetz verboten hatte, und welches zu meiden daher Keinem möglich war. Dieſe türkiſche Juſtiz iſt Anarchie der Gewalthaber. Referent würde die höchſte Behörde beleidigen, wenn er ſich Mühe geben wollte, in ſolchen Deſpotenſtreichen die ſchamloſe Ungerechtigkeit weiter zu entwickeln. Aber auch nur einmal darf ein ſolcher Streich geſpielt

werden, und fortan läßt jeder Schriftſteller, wohl gewarnt, ſeine freimüthigern Werke im Ausland drucken.

Polizeiliche Verordnungen, hier in Bezug auf ſchriftſtelleriſche Handlungen genommen, müſſen, um gerecht zu bleiben, jederzeit mit dem Sittengeſetz in Harmonie bleiben. Und in ſo fern iſt in friedlichen Zeiten genug gethan, wenn das Geſetz ſich auf den Befehl beſchränkt, es ſoll im Lande kein Werk, keine Zeitſchrift, kein Flugblatt, kein Kupferſtich, kein Steindruck erſcheinen, ohne daß ſich dazu nicht der Verfaſſer, oder Herausgeber, oder Verleger, oder Drucker genannt hat. Das Geſetz kann mit Recht das Maskentragen auf den Gaſſen verbieten und die Wälder von unbekannten Buſchkleppern ſauber halten. Das Geſetz muß es möglich machen, daß der, dem auf der Straße Koth angeworfen oder dem das Fenſter eingeſchlagen wird, wiſſe, wen er vor Gericht zu belangen habe. — Eine ſolche Verfügung kann zu allen Zeiten gelten, von allen poliʒirten Nationen als gerecht geehrt werden.

Doch bleibt auch ſie nur eine halbe, das heißt, keine Maasregel, wenn ſie nicht mit einem weiſe beſtimmten Preßfreiheitsgeſetz verbunden iſt, durch welches Schriftſteller, Verleger und Drucker in ihren Rechten gegen alle Plagereien der Willkühr geſchützt ſind. Denn wenn man nur darum die Anonymität verbieten will, um Gelegenheit zu haben, beim erſten Anlaß eine Rache zu üben; eigenmächtig und geſetzlos gegen einen Wehrloſen zufahren zu können und den Ort ſogleich zu wiſſen, wo man etwas Mißbeliebiges konfisziren könne: ſo wird kein Geſetz, keine Fürſtenmacht die anonymen Schriften ausrotten können; ſie werden fortdauern, und ſollte man zuletzt die Taſchenbuchdruckereien vervielfältigen und Winkeldruckereien beſolden. Iſt aber die anonyme Schrift einmal in die Welt hineingeworfen, kommen alle Verbote hintennach zu ſpät. Will man offene, redliche Leute um ſich haben, muß man ihre Redlichkeit und Offenheit nie mißbrauchen, ſondern ehren.

Referent bediente ſich oben, nicht ohne Abſicht, des Ausdrucks „friedliche Zeiten.“ In unruhigen Zeiten, in Kriegen, in Volksgährungen iſt den Armeen und der Sicherheitspolizei etwas mehr, als gewöhnlich, erlaubt. Da geht es um das Leben des Staats, und zur Vertheidigung ſeines Lebens ſetzt man für den Augenblick alle andere Gebote der Menſchenfreundlichkeit zurück. Von Nothwehr im Nothfall hat kein Geſetzgeber Vorſchriften zu ertheilen; da gibt ſie die Lage der Dinge, die Klugheit, der Augenblick. Der geſellige Rechtszuſtand hört auf, wenn nur noch um ein einziges, um die Grundbedingung alles Rechts gehandelt wird, um das Recht zu ſein.

Von der Gerichtsordnung und den Strafen in Bezug auf ſchriftſtelleriſche Vergehen.

Wenn in dieſem Referat bisher von Preßvergehen geſprochen war, wurden darunter nicht nur Vergehen vermittelſt der Buchdruckerpreſſe, ſondern auch die durch Steindruckerei, Kupferſtich und Holzſchnitt verübten verſtanden.

Bei Beurtheilungen einer Klage gegen Preßmißbrauch kommt es weniger, wie in andern

bürgerlichen Händeln, auf den Beweis an, daß die angeklagte *That geſchehen ſei*; denn das Blatt, die Stellen, welche angeklagt werden, liegen da; und wenn Drucker, oder Verleger, oder Herausgeber ſich nennen, ſteht der verantwortliche Mann da.

Schwieriger aber iſts hier oft, das *Schuldig* oder *Unſchuldig* auszuſprechen, und noch ſchwieriger, den *Grad* der Schuld auszumitteln.

Der Ausſpruch: *er iſt ſchuldig!* kann nur dann ſtatt finden, wenn die vorgelegte Thatſache dem vorhandenen Geſetz beſtimmt widerſtreitet, nicht durch die *Abſicht* des Thäters, ſondern durch die *That* ſelbſt. Denn wer will ſich unterfangen, Abſichten mit Gewißheit zu richten und die Seele eines Sterblichen zu durchſchauen, der ſich oft ſelbſt nicht ergründet? Alles läuft da nur auf hohle Wahrſcheinlichkeiten hinaus, wo der Verdammer eben ſo wahrſcheinlich mit Unrecht, als mit Recht verdammt.

Daß man jedoch immer in ſolchen Fällen zuletzt wieder auf die Unterſuchung der *Abſicht* zurückkam, rührte einerſeits daher, daß *der* Theil des Geſetzes, welcher die Preßvergehen beſtimmte, ihre Natur und Geſtalt nicht ſcharf genug bezeichnete, anderſeits daher, daß gewandte Schriftſteller ihr Wort mit einer Feinheit und Zweideutigkeit hinzuſtellen wußten, bei der es ſchwer ward, ihre Schuld oder Unſchuld anders als durch Vermuthung ihrer dabei gehabten Abſicht zu erkennen.

Deswegen, weil es hier vorzüglich auf den *Sinn* des Verklagten, auf Ausmittelung derſelben durch Wörter, Silben und Stellung derſelben ankam, ward vieler Orten die Zuflucht zu Geſchwornen-Gerichten aus unbefangenen, durchs Loos gewählten Männern vom Fach genommen.

Auch Referent hält dafür, daß in Klagen über Preßvergehen Geſchwornen-Gerichte zu einer *gerechten* Anordnung *unerläßlich* ſind; nicht aber deswegen, weil er glaubt, daß ſolche Geſchworne ſcharfſichtiger als die gewöhnlichen Richter ſeien, um Abſichten zu errathen, oder daß ſie unbeſtechlicher wären als andere Richter: ſondern deswegen, weil ſie unbefangener daſtehen, wenigſtens daſtehen können, als dieſe, welche vom Landesherrn beſoldet, in ſeinem Dienſt leben, durch ihn befördert oder zurückgeſetzt werden können, und größere Mühe haben, ihre Unbefangenheit rein zu bewahren, zumal in Fällen, wo der Staat, der Hof, hohe Staatsbeamte dem angeklagten Schriftſteller als verhüllte oder unverhüllte Partei gegenüber erſcheinen. In jedem Lande, wo die richterlichen Behörden vollkommen unabhängig von der vollziehenden Gewalt ſind, haben Geſchwornen-Gerichte unbedeutenden Nutzen. Es könnte allerdings eingewendet werden, daß auch andere Prozeſſe zwiſchen Landesherren und Unterthanen mit ſtrenger Gerechtigkeit, oft zum Nachtheil des Landesherrn, vor gewöhnlichen Gerichten behandelt werden. Aber man darf nicht vergeſſen, daß Streit über ein kränkendes Wort oft größere Leidenſchaften in Bewegung ſetzt, als Streit um ein Stück Geldes oder Feldes.

Ein Geſchwornen-Gericht ſoll keineswegs die Schuld des Angeklagten aus ſeiner muthmaßlichen Abſicht, ſondern durch *Gegeneinanderhaltung der That und des Geſetzes*

entſcheiden. Sind die Vergehen der Preſſe, durch das Geſetz, nach jenen Grundſätzen feſtgeſtellt, welche Referent oben bezeichnet hat, ſo bleibt den Geſchwornen nur übrig, nach dem geſunden Menſchenverſtande und nach ihrem moraliſchen Zartgefühl die Frage zu entſcheiden: Iſt die Schrift (die That) inner den Schranken des Schicklichen und Anſtändigen geblieben, oder nicht? — Iſt ſie ehrverletzend für den Privatkarakter, oder nicht? — Iſt ſie Verrath am Geheimniß, oder nicht? — Iſt ſie Aufforderung zur eigenmächtigen Verletzung fremden Rechts, oder nicht? — Iſt ſie Liebenswürdigmachung eines Laſters, oder nicht? —

In den meiſten Fällen wird die Entſcheidung der Geſchwornen ohne alle Schwierigkeit ſein, weil hier nicht unbeſtimmt gefragt wird, ob die angeklagte That gegen die Religion, den Staat u. ſ. w. ſei, ſondern ob ſie den Ton anſtändig, das Wort für Verrath am Geheimniß, für Aufforderung zu Gewaltthaten u. ſ. w. halten?

Jeder Angeklagte hätte volles Recht, die Geſchwornen der Ungerechtigkeit zu zeihen, wenn ſie ihn wegen ſeiner gehabt haben ſollenden Abſicht verurtheilen wollten. Die bleibt ihnen unbekannt. Aber er kann ſie keiner Ungerechtigkeit zeihen, wenn ſie, bei einem gegebenen Fall, laut ihrem Eide und als ehrliche, gewiſſenhafte Männer nichts anders, als nur ihre eigene Anſicht, ihr eigenes ſittliches Zartgefühl ausſprechen. Dies können ſie auch weitaus mit größerer Sicherheit, als über eines Andern verborgene Geſinnungen urtheilen.

Nun iſt es allerdings möglich, daß Anſicht und moraliſches Gefühl des Schriftſtellers ſehr verſchieden ſei von derjenigen ſeiner Richter. Dies iſt aber auch hier ſehr gleichgültig. Es lag in jedem Fall dem Schriftſteller ob, weil er für das Publikum ſchrieb, nicht nur das Geſetz, ſondern auch das ſittliche Gefühl des Publikums und das zu achten, was es für ſchicklich und anſtändig hält. Die Geſchwornen aber ſind, als Stellvertreter des Publikums, ihm gegenübergeſtellt. Nicht dem Verklagten ſteht zu, Ausleger des Geſetzes zu ſein, auch nicht dem Richter, wenn der Fall zweifelhaft iſt, ſondern dem Geber des Geſetzes. Da nun jedes gute Geſetz als Ausdruck des öffentlichen Willens, als freier Ausſpruch des Volks anzuſehen iſt, ſo iſt auch nur das Volk allein befugt, durch ſeine Wortführer, die Geſchwornen, das Geſetz im gegebenen zweifelhaften Falle auszulegen. Es läßt ſich auch vorausſehen, daß die Geſchwornen wohl äuſſerſt ſelten etwas für anſtändig oder moraliſch halten werden, was vom Volke unſchicklich und unmoraliſch (nicht der Abſicht, ſondern der That nach) genannt wird.

Mehr, als das Wort „Schuldig“ in Rückſicht des Schicklichen, des Geheimnißbewahrens, der Ehre des Privatkarakters u. ſ. w., hat das Geſchwornen-Gericht nicht auszuſprechen. Mit dieſer Erklärung gehört der Schuldigbefundene dem gewöhnlichen Gericht an. Dieſes hat nun den Grad der Schuld zu beſtimmen und darauf das Strafgeſetz anzuwenden. Es muß ausmitteln, ob das Vergehen des Schriftſtellers vorſätzlich oder nur durch Irrthum, Leichtgläubigkeit und Leichtſinn geſchah. Denn auch durch Leichtſinn, Irrthum und Leichtgläubigkeit ſchaden, iſt ſtrafbar, um ſo mehr, da der Schriftſteller als Lehrer des Volks auftritt. Da er aber immer, und wäre er der Weiſeſte, irren und ein Verſehen begehen kann — welcher Sterbliche

iſt deſſen frei? — ſo wird dadurch ſeine Schuld um vieles geringer, ſo wie hingegen um vieles erſchwert, wenn er ſeine Schrift mit voller Anonymität, ſelbſt ohne Namen des Druckers und Verlegers, in die Welt ſandte.

In allen Fällen, wo das Gericht ſelbſt ſchwankt, ob Vorſatz, oder Irrthum und Leichtſinn bei der That vorwaltete, muß das Gericht durch das Geſetz ſelbſt angehalten werden, eher anzunehmen, der Fehlbare habe mehr durch Verſehen und Unbeſonnenheit, als mit Vorſätzlichkeit geſündigt. — Nicht nur ſoll das Geſetz damit den Richter in ſeinem Glauben an die Menſchheit ſtärken und daß nicht jeder ein Böſewicht ſei, der ihm zugeführt wird, ſondern auch die für das Heil des Staats und der Menſchheit wichtige Preßfreiheit muß darin ihre Aegide gegen Finſterlinge, tiranniſche Plager und Gewaltsherren finden.

Es verſteht ſich übrigens, daß nicht der Verfaſſer einer Schrift, als ſolcher, ſondern derjenige, welcher eine angeklagte Schrift zum Druck befördert hat, der Hauptſchuldige ſei. Der Verfaſſer iſt frei und ſchuldlos, wenn ſeine Arbeit wider ſeinen Willen der Welt mitgetheilt ward; ſeine Schuld iſt doppelt, wenn er ſchrieb und ſein Werk zum Druck beförderte. Nächſt dem Verfaſſer wird der Herausgeber einer Zeitſchrift oder Sammlung der Schuldige, oder wenigſtens der Verantwortliche. Denn er iſt der Erſte, welcher zu prüfen hatte, was er mit Rückſicht auf beſtehende Geſetze dem Publikum mittheilen dürfte, oder nicht. Doch nie kann er mit dem Einſender auf gleichen Grad der Strafwürdigkeit geſetzt werden, weil er ſelbſt kein Allwiſſender iſt und durch die Achtung für den Einſender oder durch das Unverfängliche des ſpäterhin angeklagten Artikels getäuſcht werden konnte. Er hat nur die volle Verantwortlichkeit und Strafe des Verfaſſers zu tragen, wenn er anonym eingeſandte Beiträge zum Druck befördert, oder ſchon gedruckte Artikel, derentwillen ein Verfaſſer ſchon beſtraft wurde, wenn er dies wußte, oder auch ſchon gedruckte Artikel, ſelbſt mit Angabe der Quelle, ſobald ſie den Preßfreiheitsgeſetzen buchſtäblich widerſprechen, neuerdings durch den Druck allgemein machte.

Nächſt dem Herausgeber ſind der *Verleger* und *Korrektor* verantwortlich, doch beide, ſo wie der Drucker, ſind es nur in ſehr untergeordneten Verhältniſſen. Der Verleger ſoll, dies darf man von jedem erwarten, keine Waare kaufen und verbreiten, die er nicht vorher geſehen, ob ſie des Verkaufs werth und keine geſetzwidrige ſei. Inzwiſchen iſt der Verleger mehr als Kaufmann, denn als Gelehrter, zu betrachten. Ihm weniger noch, als dem Herausgeber einer Zeitſchrift von mehrern Mitarbeitern, kann zugemuthet werden, alle Verhältniſſe zu kennen und zu überſehen und zu beurtheilen. Er wird nur ſtrafbar, wenn ihm bewieſen werden kann, daß er entweder ſelbſt geargwohnt hatte, die Schrift könne geſetzwidrig ſein, oder daß er durch Ton und Titel der Schrift nothwendig zum Argwohn hätte geleitet werden ſollen. Dann ſtand ihm zu, kenntnißreichere Männer um ihre Meinung anzufragen. Er trägt die volle Schuld, wenn er anonym eingekommene Handſchriften zum Druck beförderte.

Geringere Strafbarkeit fällt dem *Korrektor* zur Laſt. Zwar er hat die Schrift geleſen, mehr aber auf die Fehler des Setzers, als des Verfaſſers, zu achten. Dafür, nicht zum Zenſor,

beſoldete ihn der Buchdrucker. Aber kann er überführt werden, die Schrift ganz geleſen und ſie geſetzwidrig gefunden zu haben, ſo war es ſeine Bürgerpflicht, den Drucker zu warnen.

Den geringſten Theil der Strafbarkeit trägt der Drucker, weil er, ſo wie ſein Setzer, unbekümmert um den Inhalt der Schrift, ſie mechaniſch ſetzte und druckte. Er wird nur ſtraffällig, wenn er überführt werden kann, gewarnt worden zu ſein, oder den gefährlichen Gehalt der Schrift gekannt, ſie wohl gar mit beſonderer Geheimhaltung gedruckt zu haben. Er trägt aber die volle Schuld des Verfaſſers, wenn er die Schrift, ohne den Autor zu kennen, ohne ſie vorher von einheimiſchen Sachkundigen prüfen zu laſſen, mit aller daran haftenden Verantwortlichkeit zu drucken und zu verlegen übernommen hat.

Die nach den Graden der Schuld geordneten Abſtufungen der Strafen zu beſtimmen, ſcheint dem Referent die leichtere Arbeit zu ſein. Aber ſie iſt ſo lange entbehrlich, als die höchſte Behörde über Annahme oder Verwerfung der Grundſätze, welche in dieſem Gutachten aufgeſtellt wurden, nicht entſchieden hat.

Mannigfaltiges.

Aus Italien.

Die Schickſale des Malers Salathe unter den Räuberbanden in den Appenninen, von ihm ſelbſt erzählt.

Im Spätjahr 1819 geſchah faſt von allen deutſchen Zeitungen des Vorfalls Erwähnung, daß ein Schweizerkünſtler, Namens Friedrich Salathe, aus Binningen bei Baſel, von Räubern, in der Gegend von Rom, auf einem Landgute gefangen und fortgeſchleppt worden ſei.

Der Künſtler erzählt hier nun das Abentheuer ſelbſt mit allen Umſtändlichkeiten und mit jener Treue, die ſeinem einfachen, gemüthlichen Karakter eigen iſt. — Es iſt ein Sittengemälde ganz eigner Art, und weiht in die Kenntniß vom Leben und Treiben der italieniſchen Räuber heutiger Zeit ein.

Die Gegend von Olivano gefiel mir ſehr wohl; die Gebirge da haben ein ſchönes Kolorit und Gebilde. Man hat von da aus eine ausgedehnte Ausſicht auf die Ebene, die zwiſchen Paleſtrina, dem Gebirge von Cori und Monte Cavo liegt; über Veletri weg, links am Monte Cavo, ſieht man noch einen Streif vom Meer. Die Stadt ſelbſt liegt auf einem hohen Felſen mit einem zerſtörten Schloß. Aus meinem Fenſter hatte ich oben beſchriebene Ausſicht; im Rücken oder gegen das Gebirge zu verändert ſich dieſelbe; ungeheure Schluchten und ſpitzige Felſen, an vielen Orten unbewachſen; darüber weg ragen noch an verſchiedenen Orten die Gebirge von Subiaco hervor.

Rechts vom Städtchen, etwa eine halbe Miglia entfernt, liegt auf einem mit Olivenbäumen und Weinbergen bepflanzten Hügel, ein kleines Landhaus, das damals (ſo wie ſchon

vorhergegangene zwei Sommer) der Hr. Baron v. Rumohr bewohnte. Reizender und ſchöner gelegene Landhäuſer habe ich in Italien wenige geſehen; aus allen Fenſtern könnte man, ſo zu ſagen, ein vollſtändiges Bild malen. Faſt alle Sonntage verſammelten ſich hier die jungen Leute aus dem Orte; es wurde getanzt; der Hr. Baron bewirthete oft Alle mit Wein u. dgl. Dieſes und andere Wohlthaten, die er an Armen that, brachten ihn in den Ruf, daß er übermäßig reich ſein müſſe. Sonſt aber wurde er von allen Leuten geſchätzt und geliebt, als ob er der Herr des Dorfs wäre.

Mein guter Freund und Reiſegefährte Rambon ging als eingeladener Gaſt zu Hrn. Baron v. Rumohr, wo auch der arme Zerny, ein Landſchaftmaler aus Weimar, ſchon über ein Jahr krank lag. Auf die letzte Zeit wurde es immer ſchlimmer mit ihm, ſo daß er die allzufeine Luft auf dem Landhauſe nicht mehr ertragen konnte; er mußte alſo herunter ins Städtchen getragen werden, wo es ihm auch an nichts fehlte und er von den Leuten (den Beſitzern des Landhauſes) wie ihr eigenes Kind verpflegt wurde.

Baron Rumohr bewies auch dadurch an Zerny ſeine Menſchenliebe und Wohlthätigkeit, daß er die ganze Zeit ſeiner Krankheit hindurch ihn verpflegte und unterſtützte. Als Freund von Rambon kam ich oft dahin, aß auch beinahe jeden Abend da. Man plauderte und ſpielte oft bis ſpät, und es war in jeder Hinſicht recht angenehm.

Unterdeſſen wohnte ich im Städtchen bei einem alten Mütterchen; ſie war die einzige Bewohnerin ihres Hauſes. Eine ihrer erſten Fragen an mich war: ob ich ein Katholik wäre? Eine beſſere Bedienung werde ich in meinem Leben nicht wieder haben, als ich bei der Alten hatte. Beim Mittag- und Nachteſſen freute ſie ſich recht, mir viele Geſchichten und Mirakel von der Santa Margarita zu erzählen, weil ich ohne zu lachen ihr zuhörte; auch beſchenkte ſie mich mit einer Reliquie vom S. Franceſco und mit andern Sachen, damit mir nichts Böſes widerfahren möchte.

E, che sia per l' amor di Dio, rief mein Mütterchen aus, als am 16. Juni ein Fußbote von Rom mit einem Brief an mich kam und ich ihr ſagte, daß ich in größter Eile nach Rom verreiſen müßte. Sie geſtand mir mit Thränen in den Augen, ſie wollte, daß ſie mich nie gekannt hätte, weil es ihr jetzt ſo leid thue, daß ich ſie ſo bald verlaſſen müſſe.

Während des Einpackens fand ich noch ein Stammbuch vom B. Rumohr, in welches ich etwas hatte zeichnen ſollen. Ich war nun ganz fertig, akkordirte mit einem Maulthiertreiber, mir meine Sachen nach Paleſtrina zu bringen, ging noch vor der Abreiſe geſchwind zum Baron, um ihm das Buch zu bringen und Abſchied zu nehmen.

Rumohr war eben am Frühſtücken mit Rambon, als ich dahin kam; man hieß mich ſetzen, und ich trank auch eine Taſſe Kaffe mit. Es wurde von meiner Abreiſe und von meinem Akkord mit Hrn. Müller in Neapel geſprochen. So ſaßen wir etwa eine halbe Stunde; nun wollte ich wirklich Abſchied nehmen, aber es war ein ſo ſtarkes Gewitter im Anzuge, daß

unmöglich geweſen wäre, zu verreiſen. Bald darauf fing es an zu donnern und zu regnen, daß wir aufſtanden und ein wenig dem Gewitter zuſahen.

Auf einmal klopfte es an der Thür und es traten zwei mit braunen Mänteln umſchlagene Männer ins Zimmer, welche ſogleich fragten: C'è il padrone? (Iſt das der Hausherr?) Der Baron erwiederte: No, ma adesso vado a chiamarlo (Nein, aber ich will ihn gleich rufen), ſprang, während dem er es ſagte, zur entgegengeſetzten Thür hinaus, gleich hinter ihm drein der eine von den Männern; Rambon und ich wollten auch nach, aber der zweite Kerl erwiſchte mich noch unter der Thür, indem er mir das aufgezogene Gewehr auf die Bruſt hielt. Was wollte ich nun machen? Ich ging ein paarmal im Zimmer auf und ab und ſuchte ſo viel als möglich ruhig zu bleiben, obgleich es mir gar nicht wohl dabei war; denn der Kerl hielt immer die Mündung des aufgezogenen Gewehrs auf mich zu, ohne ein Wort dabei zu ſprechen. Das Jammern und Leiſeſprechen, das von unten kam, und ein lauter Schrei, in welchem ich die Stimme Rambons erkannte, ſo wie auch das Ausſehen meines Hüters, der nun ſeinen Mantel auseinander geſchlagen hatte, daß ich alſo alle ſeine Waffen deutlich ſehen konnte, ließen mich gleich das Schrecklichſte vermuthen. Ich dachte, du mußt dich zu retten ſuchen, gehe es wie es wolle.

Einmal ſtand ich nicht weit von der Thür, die in den Garten führt. Auf einmal ſprang ich darauf los, machte die Klinke auf, aber auch jetzt kam mir der Kerl wieder zuvor, hielt mir die Flinte auf die Bruſt und ſagte: Fermati, o ti amazzo! (Laß zu, oder ich bringe dich um). Ich ergriff mit der einen Hand ſein Gewehr und hielt den Lauf über meinen Kopf weg; mit der andern wollte ich die Thür aufmachen; er aber ſetzte mir ſeinen Dolch an den Hals, und ſo mußte ich dann wieder ſtill ſtehen, ließ aber die Thür nicht aus der Hand, und ich weiß ſelbſt nicht mehr recht, wie es zuging, der Räuber zog ſeinen Dolch wieder zurück, um an ſeinem Mantel etwas zurecht zu machen, der ihm durch die Bewegung über die Achſel herunterfiel. Dieſen Augenblick benutzte ich, ſprang zur Thür hinaus und mit einigen Sätzen die Treppe hinunter, die in den Garten geht. Ich glaubte mich ſchon frei; aber als ich um die Ecke des Hauſes herum kam, ſtand ein andrer Kerl da, der mir das nämliche Kompliment machte, wie der erſte, der nun auch hinter mir drein kam und mir, als ich gefangen war, ein paar tüchtige Kolbenſtöße in den Rücken gab, die ich noch lange nachher ſpürte. Jetzt wurde mir ſchnell die eine Hand auf den Rücken gebunden, und ich mußte vor einem Kerl her laufen, der mich an einem Stricke hielt und mir dann und wann einen Stoß mit der Flinte in den Rücken gab, je nachdem es ihm einfiel.

Nicht lange liefen wir ſo fort, ſo begegneten wir auf dem Wege einem Bauerburſchen, den ſie (wie es wenigſtens den Anſchein hatte) mit Gewalt mitnahmen. Dieſer diente ihnen nachher als Kurier. Etwas weiter fand ſich wieder ein andrer, den ſie, wie ich vermuthete, als Wegweiſer gebrauchten. Er mußte nämlich immer eine Strecke weit vorangehen, und ließ ſich von Zeit zu Zeit durch einen Pfiff hören, welchen ihm dann die Räuber erwiederten.

So ging es im heftigſten Regen, immer auf Abwegen, durch Weinberge, Gebüſch und Wald fort; ich wußte gar nicht, wer noch hinter mir war. Einmal ſah ich mich um und bemerkte, daß noch mehrere nachkamen. Wegen meines Umſehens glaubte mein Führer, daß ich Luſt zum Entfliehen oder zu ſonſt etwas hätte, trat auf einmal vor mich hin, hielt mir den Dolch vor und fragte, ob ich ein Meſſer bei mir trage. Ich ſagte: Nein; dann ſuchte er mich aus und fand ein Federmeſſer, wurde darüber entrüſtet, und drohte mir, wie gewöhlich, er wolle mich auf der Stelle umbringen. Ich machte ihm begreiflich, daß dies kein Meſſer, ſondern nur ein Temporin ſei; nun gab er ſich zufrieden und ſteckte es zu ſich. Unterdeſſen waren die Andern auch nachgekommen, und nun gingen wir mit einander ſteil abwärts, bis wir an einen vom vielen Regen angeſchwollenen Waldbach kamen, wo auch der Wegweiſer wartete. Hier wurde einige Augenblicke Halt gemacht, und ich konnte meine Feinde etwas beſſer betrachten, ſah auch hier den andern Gefangenen, in welchem ich den Sohn des Herrn der Villa erkannte. Der Wegweiſer ſchien denſelben auch zu kennen; denn er ſagte zu ihm: „Habe ich Dich nun einmal am rechten Orte? Warte nur, Du ſollſt nicht mehr lebendig vom Monte Serone (ſo heißt nämlich der Berg) kommen.“ Er erwiederte: „Aber was habe ich Dir denn gethan, daß Du mich ſo behandelſt?“ Nun ſchlug er ihn mit der Fauſt ins Geſicht und ſagte dabei: „Du biſt mein Unglück geweſen.“ Der Hauptmann wollte dies nicht leiden, zog ſeinen Dolch, nahm ihn beim Kragen und ſagte dabei, er ſolle ſich künftig nicht mehr unterſtehen, mit ſeinen Gefangenen ein Wort zu wechſeln. Weiter wurde hier nicht viel geſprochen, als über den Regen lamentirt. Um auch etwas ſprechen zu können, ſagte ich, daß mir das Wetter eigentlich am meiſten geſchadet hätte; denn wenn es ſchön geweſen wäre, ſo würde ich gewiß nicht hier ſein. Stati zitto! hai pure voglio de parlare, franmassone! (Halts Maul, du Freimaurer du!) ſchrie mich ſo ein bärtiger Kerl an, indem er den Flintenkolben gegen mich aufhob.

Nun gings durch den Bach und auf der andern Seite wieder ſteil den Berg hinan; es war an vielen Orten ſo ſteinicht und ſteil, daß ich mit meinen genagelten Schuhen ſehr ſchwer zu gehen hatte, hingegen die Räuber ſprangen mit ihren Sandalen ſehr leicht und ſchnell hinauf. Als wir ungefähr eine Viertelſtunde gelaufen waren, wurde ich ſchon ſo müde, daß ich mir mit den Händen nachhelfen mußte, und die Kolbenſtöße fing ich an recht zu fühlen, beſonders einer, den ich auf die Bruſt bekam, war mir beſchwerlich im Athemholen. Es dauerte nicht lange, ſo ſank ich ganz ermüdet auf einen Stein nieder und ſagte, ich könnte unmöglich weiter gehen, wenn ich nicht einige Minuten ausruhen dürfte; es wurde mir aber nicht geſtattet; man gab mir zur Antwort, wir ſeien jetzt bald angelangt. Zu meinem Glück hörte das Steile bald auf und wir kamen in einen Buchenwald, wo wieder bequem zu gehen war. Hier ſtießen wir auf ein paar Männer, welche mit Holzhauen beſchäftigt waren, aber, ſobald ſie uns ſahen, Reißaus nahmen und alles im Stich ließen. Die Räuber verfolgten ſie weiter nicht, nahmen aber da ein Beil und einen braunen Mantel mit, der ihnen nachher ſehr gut zu ſtatten kam. Nun gings ein Stück Weges auf einem Fußwege durch den Wald, welchen man aber bald verließ

uns wieder quer durch den Wald, der aber nach kurzem Gehen ein Ende nahm, und dann auf einer freien Weide in gemäßigten Schritten aufwärts. Auf einem Platz, wo man die ganze Gegend überſehen konnte, ward etwas ausgeruht. Recht gut ſah man die Villa von Rumohr, aber ſchon ziemlich entfernt. Die Räuber ſahen, während dem ſie ſich ſetzten, lachend dahin, mit dem Ausruf: ecco la, la! „O, hätten wir doch den Dickbauch (ſie meinten den Baron) erwiſcht; aber Du haſt für ihn auszuhalten (ſagte der Hauptmann, ſich zu mir wendend); wenn der Baron uns nicht zweitauſend Scudi ſchickt, ſo kommſt Du nicht lebend hier weg.“ Ich ſagte ihnen, daß der Baron dies wohl nie thun werde, daß er wahrſcheinlich ſchon nach Rom verreiſet wäre, und derſelbe, ſollte er auch noch in Olivano ſein, ſchwerlich eine ſo große Summe an einen Menſchen, den er weiter gar nicht kenne, wenden werde. Vielleicht, fuhr ich fort, wenn ihr nur etwas Weniges gefordert hättet, z. B. einhundert oder zweihundert Scudi, ſo würde ihn das nicht ſo abgeſchreckt haben. Auf dieſes drohten ſie mir ganz ſchrecklich und ſagten, daß ich meine Sache durch ſolche Ausreden nur verſchlimmere und daß ich nicht glauben ſolle, daß ſie Leute ſeien, die wegen zweihundert Scudi ſo einen weiten Weg machen. Der Hauptmann faßte mich an, entblößte den Dolch und ſagte, ich ſolle die Wahrheit reden oder er bringe mich auf der Stelle um; er wiſſe es ja, daß ich ein Freund des Barons ſei. Ich ſagte zu ihm: Fa quello che ti pare, ma altro non ti posso dire che gia ti ho detto (Thu, was Du willſt, anders kann ich Dir nicht ſagen, als was ich ſchon geſagt habe). Ferner ſagte ich ihm noch, daß ich ein armer Maler ſei und nur nach Olivano gekommen ſei, um da zu ſtudiren; daß ich früher Soldat geweſen ſei, weil mir aber dieſer Stand nicht gefallen, ſo habe ich mich der Malerei gewidmet und mir in Rom einige Bajok verdient. Nun knöpfte ich mein Bruſttuch auf und gab ihm die fünfzig Scudi, die ich in Gold bei mir hatte, und ſagte dabei: ecco li sudori miei. Ah bravo (ſagte der Hauptmann) almeno è oro (nun, es iſt wenigſtens Gold), und wog es in der Hand. „Das iſt aber auch Alles, was ich im Vermögen habe; wenn ich mehr hätte, ſo gäbe ich euch mehr.“ „Komm nur mit auf den Berg,“ erwiederten Mehrere, „dort wollen wir weiter mit Dir ſprechen; wo du dieſes her haſt, wird anders auch noch zu bekommen ſein.“

Es regnete noch immerfort ſehr ſtark, und dies war auch die Urſache, warum man den Boten nicht von hier aus abſchickte. Man ging alſo noch eine Strecke weiter, bis an eine Felſenwand, die mit etwas überhängendem Geſträuch bewachſen war; auch fanden ſich da wenigſtens ein paar trockene Steine, auf welche man ſich ſetzen konnte. Man wies mir einen derſelben an, wo ich ſitzen ſollte, mit den Worten: mettati a sedere, perche mi hai da scrivere (Setze dich, du mußt mir was ſchreiben). Aber da war die Frage: wie ſchreiben, ohne Dinte, Feder und Papier. Ce rimediamo al meglio (Wir wollen ſchon Mittel finden), ſagte der Eine, indem er den Deckel vom Pulverhorn abnahm, etwas Pulver darein that und vom Hute Waſſer dareintröpfeln ließ, und es mit einem Stäbchen ein wenig umrührte; das war nun die Dinte. Ein kleines Hölzchen gab man mir, nebſt dem Federmeſſer, das man mir vorher genommen

die Räuber ziemlich luſtig, fingen an geſprächig mit mir zu werden, fragten mich nach meinem Namen u. ſ. w. Unter andern fragte mich einer: hai freddo, Federico? (Frierſt du, Friedrich?) Ich gab ihm zur Antwort: Ja. Er ſagte: „So mußt du tanzen, das iſt das beſte Mittel dagegen," nahm mich an der Hand und fing an den Saltarello zu tanzen. Einige lachten und ſagten: „Stell dir vor, was dieſer für eine Luſt zum Tanzen haben muß." Ich lachte mit und ſagte, daß ich eben große Luſt zum Tanzen nicht hätte; indeſſen große Angſt hätte ich auch nicht; ich ſei ja unter Menſchen, und wenn es einmal geſtorben ſein müſſe, ſo ſei es eins, ein wenig früher oder ſpäter; dies ſei nicht das erſtemal in meinem Leben, daß ich dem Tode nahe ſei. Es wurde nachher noch vielerlei geſprochen. Erſt fragten ſie mich alles aus von Rom, was man da von den Aſſaſſini ſpreche u. ſ. w. Dann gaben ſie auch hübſche Räuberſtückchen zum Beſten, die äuſſerſt intereſſant waren; dann ſetzten ſie noch zu: wenn nur jetzt der Baron das Geld geſchickt hätte, ſo ließen ſie mich wieder gehen, und dann ſollte ich ein Bild malen von ihnen, wie ſie ausſehen, es dann auf den ſpaniſchen Platz heraushängen, daß wenn einmal einer von ihnen nach Rom ginge, er auch ſehen könne, wie ſie ausſähen. Endlich, als es Nacht war, wurde Holz zuſammengetragen und ein Platz ausgeſucht, wo man das Feuer anmachen könnte, und etwa um 8 Uhr in der Nacht zündete man es an; es that einem ſehr wohl, daß man ſich wärmen und trocknen konnte. Jetzt wurde der Wegweiſer abgeſchickt, und es kamen immer wieder andere Geſichter zum Vorſchein; aber fünf, nämlich diejenigen, welche in die Villa herunter kamen, blieben immer da und hielten Wache. Ungefähr um 10 Uhr kam ein Hirt mit Brod und einem kleinen Fäßchen Wein, das etwa zwölf bis fünfzehn Foglietten halten konnte. Dann ging einer von den Räubern und holte ein ſchönes Kalb auf der Weide, das wurde geſchlachtet, ganze Stücke davon aufs Feuer geworfen, auf dieſe Weiſe ein wenig gebraten und verzehrt. Freilich war es auswendig verbrannt und inwendig noch blutig. Doch aß und trank ich auch tapfer mit; ich ſagte ihnen, daß mich dies ans Soldatenleben erinnere, und mir gar nicht ſo übel gefalle. Der Hauptmann ſagte, ich ſollte bei ihnen bleiben, ich ſollte es gut haben. Ich erwiederte: Faſt hätte ich Luſt dazu; denn wenn ihr mich auch wieder loslaſſet, was muß ich anfangen? das Geld habt ihr mir genommen, ich bin in einem fremden Lande, wo ich weder Freunde noch Verwandte habe. Dice bene, Federico! ſagte der Hauptmann; aber warte nur, fuhr er fort, Du mußt jetzt noch einmal an den Baron ſchreiben, und es ihm recht ans Herz legen. Ich erwiederte ihm, daß dies alles unnütz ſei, und daß mir der Baron ganz beſtimmt nichts ſchicke. „Was machen wir denn mit dir?" Amazzarlo (ihn todt machen) ſchrien einige Andere, die ſchon etwas Wein im Kopfe hatten; beſonders der, welcher mich auf dem Zimmer gehütet hatte, ſagte, ich hätte es ſo ſchon verdient gehabt, denn ich hätte ihm das Gewehr nehmen und dann auf ihn ſchießen wollen. Ich ſagte ihm, das ſei nicht wahr, ich hätte mich nur vertheidigen wollen, und es wäre Einer ein elender Burſche, wenn er ſich in ſolchen Fällen nicht zu retten ſuchte. Dunque tu volevi fuggire? (Du wollteſt alſo davonlaufen?) Ich ſagte: Natürlich! Per questo solo meriti una balla in testa (Dafür allein hätteſt du ſchon

eine Kugel vor den Kopf verdient), ſagte der, dem ich entlief. No ſagte der Hauptmann; aveva ragione, fügte er noch hinzu," indem er mir die eine Hand auf die Achſel legte; vedi, Federico, per Cristo, ti tengo nel core. (Er hat Recht; ſieh, Friedrich, beim Chriſt, du biſt mir lieb.) Dieſe Worte klangen trefflich in meine Ohren, denn es war mir bei der Sache nicht mehr recht wohl zu Muthe; ich ſah, daß einige darunter waren, die wirklich Mordluſt hatten; der Wein und die getäuſchte Hoffnung, recht viel zu erbeuten, hatten auch noch viel dazu beigetragen.

Nicht lange dauerte es, ſo hörte man etwas pfeifen; Einer kam von der Wache zurück, zog den Hauptmann bei Seite und ſprach lange und leiſe mit ihm. Dieſer kam jetzt zum Baldi und ſagte zu ihm: „Sieh, was Dein Vater für ein Spitzbube iſt: anſtatt uns Geld zu ſchicken und dich vom Tode zu retten, läßt er das Dorf bewaffnen; und von Paliano ſind ſchon Truppen gegen den Berg marſchirt, das wiſſen wir alles; aber ich will ihnen einen Streich ſpielen, daß ſie ſich verwundern ſollen; uns erwiſchen ſie gewiß nicht." Nun band man uns wieder die Hände, zog uns die Schuhe aus und wir mußten uns auf den Boden legen. Jetzt ſchickte der Hauptmann ein paar Mann auf die Wache, und befahl, daß, wenn ſich weiter etwas ereigne, ſie es durch einen Schuß anzeigen ſollten. Dann wendete er ſich zu mir und ſagte: Pacienza, Federico, io non posso far di meno, bisogno dare un esempio a queste gente che ci tratteno in questa maniera. (Nur ruhig, Friedrich, ich kann nicht weniger thun; ich muß den Leuten, die uns auf ſolche Art behandeln, ein Exempel geben.)

Ich befand mich wirklich in einer fatalen Lage, die aber zum Glück nicht lange dauerte. Jedes kleine Geräuſch ſchreckte ſowohl die Räuber, als auch uns beide Gefangene auf. Es war eine ſchreckliche Stille. Bisweilen kamen wieder Kerl (mehrentheils junge Bauern), die mit dem Hauptmann leiſe ſprachen und dann wieder abgingen. Auf einmal hörte man etwas pfeifen, das von Andern wieder beantwortet wurde. Die Räuber kamen ſehr in Bewegung, machten ihre Flinten bereit, ſchütteten friſches Pulver auf die Zündpfannen u. ſ. w. Das Pfeifen kam näher und es kam einer angeſprungen, der dem Hauptmann meldete, daß der Wein aus Olivano käme. Es dauerte nicht lange, ſo kamen zwei Männer mit einem Saumpferd, auf welches ein Barille Wein, ein ganzer Käſe, einige Schinken und hinlänglich Brod gepackt war. Die erſte Frage, welche der Hauptmann an die Männer that, war: Habt ihr Geld? Als ſie es verneinten, ſagte er: Mich dünkt, aus dem Dinge wird eine ſaubere Geſchichte werden.

Wie nun die Männer am Entladen des Pferdes waren, ſo fragten einige Räuber ſie alles aus; z. B. wie weit das Militär ſchon gekommen ſei, das von Paliano ausgerückt ſei, und was es für eine Bewandniß habe mit dem Brief, den der alte Baldi nach obigem Orte geſchickt hatte. Die Männer antworteten, der Brief ſei an den Gobernatore von Paliano geſchickt worden, der ein Vetter von Baldi ſei, und er hätte ihn darin um Gotteswillen gebeten, er möchte doch das Militär zurückziehen, um das Leben ſeines Sohnes zu retten. Der Hauptmann ſchien dies nicht recht zu glauben und ſagte: „Kurz, wenn uns die Olivaneſen ſo

behandeln, wie wir noch nirgends ſind behandelt worden, ſo kommen wir einmal mit fünfzig bis ſechszig Mann ins Dorf und morden alles, was uns in den Weg kommt.“ Nun wurden wir beide wieder freigelaſſen an den Händen. Die Räuber wurden luſtig. Das Fäßchen Wein ward auf ein Geſträuch zwiſchen zwei Gabeln gelegt, ſo daß man oben aus dem Loch bequem trinken konnte. Baldi und ich hatten zuerſt die Ehre, daraus zu trinken, wahrſcheinlich aus gewiſſer Urſache. Nach dieſem zog Einer ſeinen eiſernen Ladeſtock aus, und es wurden Stücke Kalbfleiſch daran geſteckt; ich half auch das Fleiſch ſalzen und ward zum Bratſpießdrehen angeſtellt. Auf beiden Seiten wurden hölzerne Gabeln in die Erde geſteckt, der Ladeſtock mit dem Fleiſch darübergelegt und umgedreht. Bis der Braten fertig war, fraßen die Andern Schinken und Käſe und ließen ſich den Wein auch nicht übel ſchmecken.

Die Gruppe war ſehr maleriſch. Eine ſtockfinſtre Nacht; die vom Feuer beleuchteten Räuber in ihrem gräßlichen Ausſehen; das in der Nähe zerfetzte und zerſchnittene Kalb, blutig an einem Baum hängend; das Saumpferd; die braunen Mäntel der Räuber, die an Baumäſten zum Trocknen aufgehängt waren: kurz, dies alles zuſammen machte auf mich einen Eindruck, der mir noch lange bleiben wird. Ich mußte wider meinen Willen eſſen und trinken; kaum war ich mit meinem Stück Braten zu Ende, ſo ſtreckte mir ſchon wieder ein Andrer ein Stück an der Spitze ſeines Dolchs entgegen mit dem Zuruf: Mangi, Fuderi (ſo ſprachen ſie nämlich meinen Namen aus).

Bald darauf wurde es ruhig; die Räuber hielten abwechſelnd Wache, immer einer auf der Spitze des Berges und einer bei uns beiden. Wer nicht auf der Wache war, der ſchlief, mit dem geladenen Gewehr an der Seite. Ich konnte natürlich nicht viel ſchlafen. Es war ſehr ſtill, und dieſe Stille wurde nur durch das Ablöſen der Wachen unterbrochen, welches ungefähr alle Stunden geſchah. Ich ſchlummerte ſo ſitzend ein paarmal ein, und da träumte mir, wie ich eben nach Hauſe zurückgekommen ſei und wie mich Alle freundlich empfangen hätten. Ich wurde natürlich von jedem kleinen Geräuſch des Feuers oder ſonſt etwas aufgeſchreckt, und dann fand ich mich um ſo ärger getäuſcht, wenn ich mich von der ſaubern Geſellſchaft noch umgeben ſah.

Einmal hatte ich einen Wächter, der mich etwas beſſer unterhielt, als ſeine Vorgänger. Es war ein ſchöner, junger Burſche, wohl kaum zwanzig Jahre alt. Dieſem konnte ich nicht genug aus dem Kriege erzählen; ich mußte ihm eine lange Erklärung von Kanonen und Bomben machen, von welchen er gar keine Idee hatte. Er gab mir auch eine Menge von ſeinen Stückchen zu Beſten; doch verſicherte er ganz gutmüthig, daß ſie doch ein ſaures Handwerk hätten; ſie müßten auch oft vergebens auf die Lauer gehen, und man fände doch ſelten Leute, die recht viel baares Geld hätten. Auf die Straße von Terracina gingen ſie nur, wenn ſie ſonſt keine Arbeit hätten; da gebe es manchmal einen Wagen mit Fremden; es ſeien gewöhnlich gute Leute, die Alles gleich hergeben, aber das, was ſie bei ſich haben, belaufe ſich höchſtens nur auf ein paar Hundert Scudi. Nachher zeigte er mir ſeine ſchöne Flinte. Ich fragte ihn, ob

ſie auch gut ſei; er erwiederte: O ja; aber ich für meinen Theil arbeite lieber mit dem Dolch, denn man iſt ſeiner Sache viel gewiſſer; der kann nie fehlen. Am Ende ſagte er mir noch ganz leiſe ins Ohr, ich ſolle nur luſtig ſein, ſie werden mich nicht umbringen.

Endlich nach einer langen Nacht fing es doch an Tag zu werden. Es war ein prächtiger, aber kalter Morgen. Lange vor Sonnenaufgang hatte man das Feuer ausgelöſcht, damit man den Rauch nicht ſehen ſollte; aber bald kam die Sonne und wärmte.

Zwei Buben, von einem benachbarten Dorfe, kamen (vermuthlich um das Vieh zuſammen zu treiben) ganz luſtig ſingend den Berg heran, bis in die Nähe zu uns. Einige Räuber freuten ſich ſchon darauf, ein Späßchen mit ihnen zu treiben; der Hauptmann aber ſagte: Wenn ſie uns erblicken, ſo binden wir ſie zuſammen an einen Baum bis heute Abend; ſehen ſie uns aber nicht, ſo laſſen wir ſie laufen. Sie kamen uns ziemlich nahe, gingen zwiſchen den Schildwachen und uns durch, und zu ihrem Glück ſahen ſie uns nicht.

Der Morgen verſtrich ganz ruhig. Ich hatte Gelegenheit, die Karaktere der Räuber etwas kennen zu lernen. Es wurden allerhand Geſchichten erzählt, auch die letzte ihnen fehlgeſchlagene, und daß nur die vielen Thüren der Villa ſchuld daran wären, daß ſie den Baron nicht erwiſcht hätten. Dann erzählte der Hauptmann, daß er ihn (den Baron) bis in den Garten verfolgt habe, und wie er angeſchlagen, um ihm einen Schuß zu geben, ſei er ausgeglitſcht und auf den Boden gefallen.

Einer von den Nichtbewaffneten hatte ein Gebetbüchlein in der Taſche, zog es heraus, und ſie beſahen die Holzſchnitte darin, keiner aber konnte etwas leſen. Der Hauptmann nahm das Büchlein zur Hand, zeigte auf einen Heiligen und fragte, ob ich auch ſo was malen könne. Ei freilich, gab ich zur Antwort. Er erſuchte mich, ich ſollte ihm doch die Namen von den Heiligen ſagen, welches ich denn that; er küßte beinahe jeden. Nachher mußte ich ihnen die Litanei und andere Gebete vorbeten, welchen ſie alle a n d ä c h t i g zuhörten.

Noch ein beſonderes Geſchichtchen vom Hauptmann muß ich erzählen. Er ſaß nämlich einmal ganz finſter und nachdenkend neben mir, zog, ſo ganz in Gedanken vertieft, ſeinen Dolch heraus und ſagte: è una cosa curiosa che il sangue umana fà così negro i coltelli (Es iſt doch wunderbar, daß Menſchenblut die Meſſer ſo ſchwarz färbt)! Dann wendete er ſich zu mir und ſagte: Du biſt Soldat geweſen; wie habt ihrs gemacht, um eure Säbel rein zu halten? ich kanns nicht ſehen, wenn ich ſo roſtige Waffen habe. Ich ſagte ihm, wenn man Ziegelmehl und Eſſig nehme und dann mit einem Lappen reibe, ſo werde es rein. Er ließ ſich dies gefallen und ſagte nachher, es ſei aber ſonſt ein gutes Meſſer, mit der Verſicherung: entra come un Diabolo (das geht ein, wie der Teufel), und machte ſo den Akt gegen meinen Bauch zu, während er es ſagte. Ich dachte bei mir ſelbſt, jetzt ſticht er doch nicht, und fragte ihn, ob er immer von unten her ſteche. Er ſagte: Ei freilich, von oben her kann man nicht zum Herzen kommen, denn da iſt ein Bein (er meinte das Bruſtbein); aber, ſagte er, wenn man ſo von hier herein fährt (er erklärte an mir, mit der Spitze ſeines Dolchs, das Plätzchen, wo

man hereinfahren müſſe), ſo muß es das Herz treffen, es kann nicht fehlen. Nachdem nahm er ſeinen Dolch mit zwei Fingern an der Spitze und warf ihn ſo aufwärts, daß er ſich in der Luft zwei- bis dreimal umdrehte, und fing ihn dann wieder am Heft auf. Er meinte, ich ſolle es auch machen; ich ſagte ihm aber, ich könne es nicht, wiſſe aber ein andres Stückchen, das ich machen wolle. Er gab mir den Dolch in die Hand, und ich machte dann das einfältige Stückchen, das ich in der Schule gelernt hatte, wo man durch das geſchwinde Umdrehen des Meſſers gewiſſe Zeichen verſchwinden und wiederkommen machen kann; dies machte Allen viel Spaß und ich mußte es ihnen gewiß fünfzigmal wiederholen; ſie konnten nicht begreifen, wie das zuginge, bis ich es ihnen dann ſagte.

Nun ſollte ich die Räuber malen; ich redete mich aus, ich hätte nichts zum Zeichnen bei mir; ich ſollte Kohle nehmen, war die Antwort; kurz ich mußte anfangen zu zeichnen, und Einige ſpitzten mir ſorgfältig Kohlen. Den Hauptmann machte ich in Profil, nur den Kopf und die Bruſt. Ein Andrer wollte durchaus in ganzer Figur gemalt ſein, ſo viel ich ihm auch ſagte, daß das Papier zu klein ſein. Eine von den ſaubern Zeichnungen gaben ſie mir wieder zurück, mit der Anmerkung: questo e storto (das iſt verzerrtes Zeug). Den ganzen Morgen fiel nichts Beſonderes mehr vor, als daß der arme Baldi immer geplagt wurde; denn Alle waren unzufrieden, daß das Geld ſo lange ausblieb.

Endlich des Morgens um halb 11 Uhr kam es an. Der Hauptmann ſetzte ſich auf die Erde und fing an zu zählen; es ſollen dreihundert Piaſter geweſen ſein, ſo wie auch mehrere ſilberne Uhren und Löffel dabei, was er aber alles auf die Seite warf und ſagte, ſie ſollen dies nur wieder mit nach Hauſe nehmen. Jetzt wandte ſich der Hauptmann an die Männer und fragte, ob der alte Baldi glaube, er habe mit Narren zu thun, daß er ihnen, ſtatt zehntauſend, nur dreihundert Piaſter ſchicke. Nun befahl er den Baldi zu binden und wegzuführen. Die beiden Männer weinten und baten, aber er blieb ganz unbeweglich auf dem Boden liegen, als ob er gar nichts hörte. Man machte wirklich Anſtalt, als ob man ihn wegführen wollte. Dies geſchah aber, wie es mir vorkam, mehr um die Männer in Furcht zu ſetzen, damit ſie zu Hauſe die Sache recht ſchrecklich ſchildern ſollten. Einer ſetzte ihm auch das Meſſer an das Ohr und ſagte, er wolle doch ſeinem Vater vorläufig die Ohren ſchicken, es könne wohl ſein, daß er ſich anders beſänne. Der Hauptmann winkte ihm, er ſolle es bleiben laſſen, und ſagte zu den Männern: Geht geſchwind nach Hauſe und ſagt da, wie es da oben hergehe, und wenn bis heute Abend nicht zweitauſend Scudi hier auf dem Platz ſind, ſo ſchicke ich unfehlbar den Kopf des Gefangenen nach Olivano.

Die Männer gingen ab und es war wieder eine Zeit lang ruhig, nur bemerkte ich in dieſer Zeit, was für eine hölliſche Freude Einige an der Todesangſt des Baldi hatten; beſonders Einer unterhielt ſich, ihn zu plagen. Er ſtellte ſich mit entblößtem Dolch in der Hand vor ihm hin, ſchnitt fürchterliche Geſichter, und ſagte dabei, ſo durch die Zähne murmelnd: Wenn doch nur ich das Glück habe, dir das Eiſen in das Herz zu ſtoßen, das ſoll mir eine Freude ſein. Dann

wandte er ſich wieder gegen mich um, lachte recht teufliſch und winkte mir mit den Augen zu, ich ſolle doch ſehen, wie ſich der fürchte. — Der Nachmittag ging ziemlich ſtill vorüber, und erſt auf den Abend kamen wieder die Männer mit Geld, ich glaube es waren vierhundert Scudi. Dies aber war den Räubern noch nicht genug, und ſie fingen an ſchrecklich zu ſchimpfen, ſetzten dem Baldi das Gewehr auf die Bruſt, und thaten, als ob ſie ihn auf der Stelle umbringen wollten. Nun fragte der Hauptmann auch wegen mir. Die Männer ſagten, daß der Baron nach Rom verreiſet wäre und nichts für mich zurückgelaſſen hätte. Gut, ſagte der Hauptmann zu mir, du mußt mit uns kommen; wir gehn jetzt an einen andern Ort. Ich erwiederte: ich gehe mit, wohin ihr wollt; aber ich zweifle, daß ihr etwas für mich bekommen werdet; denn um mich bekümmert ſich weiter niemand. Ich wiederholte ihm noch einmal, daß, wenn ich mehr hätte, ich es ihm gern geben wollte. Er ſagte weiter nichts, als: Bene, bene, ging dann von mir weg, ſprach mit den Männern von Olivano und theilte Befehle aus. Unterdeſſen hatte ich ein Geſpräch mit Einem, der mir mit froher Laune ankündete, ich werde nicht umgebracht werden, und er glaube, ich könne bald nach Hauſe gehen; er griff mir dann in die Taſche und fragte, ob ich denn gar nichts anders, als das Gold bei mir gehabt hätte. Ich griff in die Taſche, zog eine Handvoll Silbermünze heraus und ſagte zu ihm: Da habe ich noch etwas; wenn Du es willſt, ſo kannſt Du es haben. Er ſagte: Behalt es nur, Du kannſt es auf der Reiſe nach Rom gebrauchen.

Die Räuber hatten ſich nun alle bereit gemacht, um weiter zu gehen. Der Hauptmann kam ganz gravitätiſch, mit ſeiner Flinte auf dem Rücken, auf mich zu, ſchlug mir mit der Hand auf die Schulter und ſagte: Federico, tu te ne vai in pace, scusa perche mi sono spaljato, — addio! (Friedrich, geh Du nun ruhig wieder Deines Wegs. Nimm nichts für ungut. Lebe wohl.) Ich wollte ſagen: Grazie Sor Nicola; aber er fuhr fort: Va, va, va, non vogliamo sentire queste cose! (Fort, fort, fort, wir wollens gut ſein laſſen!) Die Andern gaben mir alle die Hände und ſagten: Addio, Federico, stateri bene, scusate, perche voi vedete bene come sono andate le cose. (Lebt wohl und geſund; nehmt uns nichts übel; Ihr ſeht wohl, wie's geht!) Der Hauptmann rufte mir noch einmal zu, ich ſollte mit den beiden Männern nach Olivano gehen und ſie ja nicht verlaſſen.

Nun war es mir doch wieder um ein Gutes leichter auf der Bruſt. Ich ſtieg mit den beiden Männern den Berg hinunter. Aber kaum waren wir zwei Büchſenſchüſſe weit, ſo hörte ich wieder auf der Höhe rufen: O Fuderi, o Fuderi! Ich wendete mich um und ſah oben einen von den Kerls ſtehen, der mir winkte, ich ſolle wieder herauf kommen. Es hielt etwas ſchwer, mich dazu zu entſchlieſſen, aber doch ging ich. Er kam mir auch entgegen und ſagte, er hätte nicht geglaubt, daß ich wieder zurückkäme; er habe mich eigentlich nur gerufen, weil ich noch ein Schnupftuch von ihm habe (er hatte mir nämlich Tags vorher mein trocknes Schnupftuch abgenommen, um ſein Gewehr zu trocknen, und mir ſein naſſes dagegen gegeben). Ich gab es

ihm auf der Stelle zurück; dann nahm er noch einmal Abſchied von mir, umarmte und küßte mich ſogar, — und ich ging ſchnell wieder meines Weges.

In Olivano war noch Alles drunter und drüber. Das ganze Dorf wollte Alles von mir wiſſen, und Jedem ſollte ich wieder beſonders erzählen, ſo daß ich endlich grob werden mußte. Ehe ich in meine Wohnung ging, beſuchte ich die Familie von Baldi. Der alte Vater war durch den Unfall krank geworden und lag im Bette. Ich ſuchte ihn, ſo viel möglich, zu tröſten. Auch die junge Frau des gefangenen Baldi war untröſtlich und wollte wiſſen, was, wo und wie? Kurz, es war ein Jammer ohne gleichen. Die Leute glaubten, er wäre todt und ich wolle es nur nicht ſagen. Ein Anverwandter von der Familie nahm mich deswegen in ein Seitenzimmer und bat mich, ich ſolle ihm doch aufrichtig ſagen, ob er todt ſei oder nicht. Ich ſagte ihm: nein, er ſei nicht todt, und nun ging er wieder fort. Als ich mich umdrehte, ſah ich, daß ich im Zimmer meines Freundes Jerny war, der auf dem Bette lag, — aber mein Gott, in welchem Zuſtande! Durch die Störung im Hauſe hatte natürlich niemand an ihn gedacht, und er lag den ganzen Tag ohne Abwartung auf dem Bette. Er erkannte mich kaum noch, konnte faſt nichts ſprechen, und hatte einen Blutſturz gehabt, der noch fortdauerte, ſo daß das Bette und alles andere voll Blut war. Ich hob ihn auf und hielt ihn in meinen Armen. Ich glaubte, er würde in dem Augenblick ſterben; ich rief, was ich konnte, Leute herbei, und endlich kamen ein paar Weiber, die ich dann zum Arzt ſchickte, welcher bald herbei kam, aber alle Hoffnung aufgab und ſagte, er werde kaum noch ein paar Stunden leben. Ich ſagte zu ihm: Sei nur gutes Muthes, es wird jetzt wieder beſſer gehen; ich beſuche Dich Morgen wieder. Er aber ſagte ganz ſchwach: Du wirſt mich wohl zum letztenmal ſehen. Nun ging ich aus dem Hauſe weg. Ich könnte jetzt noch nicht beſtimmt ſagen, wo mir übler zu Muthe war, unter den Räubern oder hier.

Kaum war ich zu Hauſe angekommen, ſo kam ein Mann mit einem Billet vom Governatore, worin er mich erſuchte, ſobald als möglich auf ſein Zimmer zu kommen. Ich ging ſogleich zu ihm, und mußte nun alles haarklein erzählen, wie es gegangen ſei, und es wurde alles aufgeſchrieben. Mir aber dauerte das Ding zu lange; ich fing an zu fühlen, daß ich etwas geſchwächt war, und ſagte deshalb: Signor Governatore, io non posso più raccontare, lo finiremo domani (Herr Gouverneur, ich kann unmöglich mehr erzählen; fahren wir morgen fort damit); er wollte aber nicht und fragte: warum? Ich ſagte ihm, daß ich mich gar ſchwach fühle. Er ließ mir eine Flaſche guten Wein geben, und nun gings wieder beſſer.

Wie ich nach Hauſe kam, legte ich mich gleich zu Bette, hatte aber eine unruhige Nacht, und im Traume mit nichts als Räubern zu thun, ſprang auch einigemal im Schlafe auf u. ſ. w.

Des andern Morgens ſtand ich früh auf, es war Sonntag. Ich nahm zwei Mauleſel, einen um meine Sachen darauf zu packen, und auf den andern ſetzte ich mich. Es war ein ſchöner Morgen und meine Reiſe ging ſchnell Paleſtrina zu. Ich wäre gern mit denſelben Maulthieren am nämlichen Tage noch nach Rom gegangen, aber der Mann wollte nicht, und ſo mußte ich

abladen (in demſelben Hauſe, wo wir auf unſrer Rükreiſe von Neapel mit einander waren). Ich erſuchte den Mann, es Niemand zu ſagen, daß ich der ſei, der gefangen war, um mich gegen das ewige Fragen zu ſchüzen.

Die Wirthsleute kannten mich noch. Ich beſtellte mir ein Mittageſſen; da ſagten ſie, daß ſie mir nichts beſonders machen wollten, ſondern ich ſolle mit an ihrem Tiſche eſſen, was ich auch zufrieden war, und ich fand da eine luſtige Tiſchgeſellſchaft. Es waren nämlich zwei römiſche Mädchen zum Landbeſuch da, die recht luſtig waren. Sie ſahen mir bei Tiſche an, daß ich etwas habe, weil ich manchmal ſo in Gedanken war. Sie ſagten mir, ich werde wohl amore machen und nicht glücklich darin ſein; ich erwiederte aber, es wäre mir ſonſt nicht recht wohl. Ueber die Mittagszeit hatte es ein Gewitter gegeben und regnete ſehr ſtark, ſo daß ich über Nacht bleiben mußte. Aus Langerweile ſtimmte ich eine alte Guitarre, die da im Hauſe war, und fing an etwas zu klimpern. Die Mädchen kamen auf den Einfall, zu tanzen. Der Tiſch wurde auf die Seite geſchafft und der Spaß ging los. Es kamen noch mehrere Mädchen aus dem Dorfe; ich ſpielte ganz luſtig bis auf den Abend den Tarantella. Es war mir angenehm, ich konnte doch dabei die fatale Geſchichte ein wenig vergeſſen.

Des andern Tags trat ich meine Reiſe zu Fuß nach Rom an; mein Gepäck gab ich Einem mit, der Breter nach Rom führte. Ich ging ſchon ſehr früh weg, ohne etwas zu genieſſen, und nahm mir vor, in dem Wirthshauſe, das drei Stunden von Paleſtrina in der Campagna liegt, erſt zu frühſtücken. Bald hatte ich dieſes erreicht, und ſah, daß da eine Menge Carabiniere, welche ihre Pferde am Hauſe angebunden hatten, und auch ein ſchöner Reiſewagen war. Ich dachte, das wird wohl auf die Räuber losgehen, ging hinein in das Vorzimmer, wo eine Menge von den Kavalleriſten tranken und alſo kein Platz da war; ich ging noch in ein anders Zimmer, und rufte: Sor oste! es wollte mir aber Niemand Beſcheid geben. Nun ging ich in ein drittes Zimmer, und wer war da? der Baron Rumohr, Amsler und ein paar Offiziere. Das unverhoffte Wiederſehen konnte bei mir nicht den Eindruck machen, wie es bei ihnen der Fall war; denn ſie glaubten mich noch in den Händen der Räuber, und waren gerade auf dem Wege, mit dem Gelde mich auszulöſen.

Baron Rumohr ſetzte ſeinen Weg nach Olivano fort, Amsler und ich aber gingen mit einander zu Fuß nach Rom zurück.

Aus Aſien.

Bruchſtücke aus einem Privatſchreiben vom 20. Sept. 1819 aus Java. — Deutſche in Java. — Unruhiger Geiſt der zinsbaren Nationen. — Anekdoten vom Kaiſer in Java.

Wir verlieſſen Braſilien den 16. Jänner (1819). Das neue amerikaniſche Königreich befindet ſich in unbehaglichen Verhältniſſen mit den vielen links und rechts aufblühenden Republiken des jungen Welttheils. Es geht heutiges Tages im Politiſchen, wie zur Zeit der Reformation es im Religiöſen ging. Eine Partei will die andere von der Welt treiben. Am Ende werden

ſie doch einandee dulden lernen, und politiſche Katholiken und politiſche Proteſtanten müſſen ſich gewöhnen, bei einander zu wohnen und die Ketzernamen Ariſtokrat, Jakobiner u. ſ. w. abthun.

Nach einer ziemlich glücklichen Fahrt, einigen Stürmen, Donnerwettern u. ſ. w. kamen wir Alle, 132 Perſonen, die wir Europa zu Anfang verfloſſenen Novembers (1818) verlaſſen hatten, geſund und wohl am 14. Mai (1819) auf der Rhede von Batavia an. Unſre Konkordia kehrt nun (Oktober 1819) reichbeladen wieder nach Antwerpen zurück. Wir hatten auf der Fahrt von Rio Janeiro die Inſel St. Paul in der Südſee ziemlich nahe geſehen, ja beinahe die Küſte von Neuholland zu Geſicht bekommen.

Der Anblick des Landes von Java iſt äuſſerſt reizend. Kein Reiſender hat davon zuviel geſagt. Die Natur gab der Inſel jeden Schmuck, ohne einen zu vergeſſen. Daß ſich doch die Europäer um einige elende, armſelige Dörfer die Hälſe brechen! Warum ſchicken ſie ihre überzähligen Prinzen nicht an der Spitze abentheuerluſtiger Auswanderer nach Aſien und Amerika; machen neue Entdeckungen, wie Prinz Heinrich der Seefahrer im fünfzehnten Jahrhundert that, der edle Portugieſe; und gründen in ſchönern Weltgegenden neue Reiche, wie heute König Johann VI zu Rio Janeiro? — Dies prachtvolle Java gehört jetzt den Niederländern nur zum kleinſten Theil, ja iſt ihnen in den meiſten Gegenden, auch nach Jahrhunderten, noch faſt ganz unbekannt, und beinahe ſo groß, wie England. Aber weitaus der größte Theil des Volks iſt ein rohes, unwiſſendes, barbariſches Volk. Was könnte dies Java ſein, wenn es durchaus mit europäiſcher Einſicht angebaut würde!

Das Leben in Batavia iſt behaglich. Das ganze Jahr hindurch findet man alle mögliche Gartengewächſe Europa's. Auf dem nämlichen Platze, wo die Bäume noch blühen, ſieht man dicht daneben ſchon andere ſchwer mit reifen Früchten beladene. Fiſche, Wildpret, Geflügel aller Art ſind im Ueberfluß. Deutſchland, Frankreich, Portugal, Spanien liefern ihre Weine in äuſſerſt billigen Preiſen her. Kauft man z. B. Bordeauxwein faßweiſe, ſo hat man die Bouteille um acht, höchſtens zehn holländiſche Stüber. Von Kaffee, Zucker und andern Landeserzeugniſſen will ich nicht einmal reden. Aber auch das Selterſer Waſſer ſogar iſt in allen Häuſern zu finden.

Nicht ganz behaglich freilich iſt die große Hitze. Aber man gewöhnt ſich daran, ſo wie an den Anblick der vielen Schlangen, die man auch des Abends zuweilen in ſeinem Bett findet. An Skorpionen und anderm Ungeziefer fehlts auch nicht. Aber am widerlichſten iſt die Plage von den Muskiten, die einem Tag und Nacht keine Ruhe laſſen. Dazu kommt, daß gerade Batavia, wie bekannt iſt, in der allerungeſundeſten Gegend des Landes aufgebaut iſt.

Die Niederländer haben Mühe, ſich in ihren ausgedehnten oſtindiſchen Beſitzungen aufrecht zu halten; denn die Vaſallen-Könige und Vaſallen-Völker regen ſich aller Orten und wollen Freiheit und Unabhängigkeit, und haben doch wahrhaftig weder Thomas Payne's geſunden Menſchenverſtand, noch Rouſſeau's contrât social geleſen, nicht einmal eine deutſche landſtändiſche Zeitung. Ich glaube, die Luſt nach Freiheit iſt etwas Anſteckendes in der Luft. Das

Militär hat jetzt in der Nähe von Batavia, zu Weltevreden u. ſ. w., Lager bezogen. Es muß beſtändig auf dem Sprunge ſein. Die Engländer ſcheinen hier gar ungern die niederländiſche Flagge auf all den großen Inſeln der Sunda, der Molukken und auf dem feſten Lande in Malakka wehend zu ſehen. Sie heißen übrigens getreue Alliirte und gute Freunde. Aber Viele wollen behaupten, ſie blaſen bei den zinsbaren Fürſten und Völkern die Gluth des Aufruhrs heimlich an. Die vor einem Monat (im Auguſt 1819) nach Palimbano in Sumatra abgegangene große Expedition und ihr glücklicher oder unglücklicher Ausgang wird über das künftige Schickſal der oſtindiſchen Beſitzungen Hollands viel entſcheiden. Die Art, wie man hier in Oſtindien Krieg zu führen pflegt, iſt verzweifelt; man hat davon in Europa gar keine Vorſtellung.

Es leben jetzt hier viele Deutſche und meiſtens im Wohlſtand. Profeſſor Reichhardt reiſet, auf Unkoſten der Regierung, als Naturforſcher, im Lande herum. Er kann für die Wiſſenſchaft große Beute machen. Ein General Gaup, auch ein Deutſcher, lebt hier mit ſeiner Penſion den Muſen und der Freundſchaft. General von Lützow hat ſich ebenfalls in Ruhe geſetzt, iſt ſehr reich, konnte daher auch einen Gnadengehalt ausſchlagen, genießt große Achtung überall und wohnt ſehr angenehm zu Ryswik, nicht weit von Batavia. Eben ſo findet man Deutſche in andern Gegenden der Inſel, meiſtens Würtemberger, wie zu Samarang, wo ſich ein Hr. v. Winkelmann aufhält, und der Oberſt v. Jett Befehlshaber der zweiten Militärabtheilung iſt, desgleichen in den Wohnſtädten der Sultane von Java, Dſchukſchakatra u. ſ. w.

Die Sultane ſind, wie bekannt, den Niederländern zinsbar. Dieſe haben auch überall bei denſelben Garniſonen. Die javaniſchen Majeſtäten haben übrigens in der Ziviliſation ſo viel Fortſchritte gemacht, als man kaum erwarten ſollte. Sie haben ihren despotiſchen Orientalismus ziemlich abgelegt.

Der Kaiſer von Java (ich ſah ihn bei einem Anlaß mit ſeinem Hofe) geht, ſo wie ſein Generalſtab, europäiſch gekleidet; mehrentheils in einer rothen oder dunkelblauen Generaluniform mit dreiecktem Hut, worunter er jedoch, als Muhamedaner, ein weißes um den Kopf geſchlungenes Tuch trägt. Sein vermuthlicher Thronerbe, der junge Sultan, jetzt etwa ſechszehn Jahre alt, trägt ſich in orientaliſcher Tracht. Ohne Zweifel, wenn er einmal an die Regierung kommt, wird er Uniform anlegen. Die Könige wollen lieber Krieger, als Bürger ſein.

Uebrigens, wie man mir ſagt, iſt der jetzige Kaiſer, welcher ein Mann von vierzig bis fünfzig Jahren ſein mag, ein anſehnlicher und ſehr verſtändiger Mann, ob er gleich im Harem bei dreitauſend Weiber hat. Sein Bruder hat Dienſte als Major bei den Europäern genommen und iſt wirklich vor Kurzem mit dem General Antzing nach Europa gereiſet. Auch die kaiſerliche Garde iſt europäiſch gekleidet und beſteht aus einigen tauſend Mann.

Unlängſt verheirathete ſich ein niederländiſcher Offizier, deſſen Detaſchement auf der Straße von Samarang nach Suracarte lag. Er nahm ſich die Freiheit, den Kaiſer zur Hochzeit

einzuladen. Dieſer nahm die Einladung mit Vergnügen an und überraſchte, nebſt ſeinem ganzen Hofſtaat, der ſehr glänzend iſt, den Offizier mit dem Beſuch. Selbſt die Kaiſerin war mitgekommen, und eine Eskorte von mehrern hundert Mann Reiterei, alle in rothen Damaſt gekleidet, machte den Zug ſtattlicher.

Beim Anblick der Europäer ſetzte der Kaiſer alle orientaliſche Majeſtät beiſeite, unterhielt ſich beim Hochzeitfeſt, wie es ſchien, ſehr gut; nicht minder die Kaiſerin, die eine bildſchöne Frau iſt. Als Abſchied genommen wurde, fragte die Kaiſerin den Offizier, ob ihr erlaubt ſei, der Neuvermälten ein kleines Andenken zurückzulaſſen. Natürlich, einer ſo hübſchen Frau, beſonders einer hübſchen Kaiſerin, kann man unmöglich etwas abſchlagen. Und die junge Offizierfrau empfing von ihr einen prächtigen Brillantring von 10,000 Piaſter werth.

Der Kaiſer wäre im Stande, ein Heer von 40,000 Mann ins Feld zu ſtellen, alle europäiſch bewaffnet und geübt. Dennoch bleibt er zinsbar. Es iſt auffallend, daß die europäiſchen Handelsſtaaten von jeher ihre halbnackten Tod- und Erbfeinde in Afrika und beiden Indien aus Geldgier wider ſich ſelbſt bewaffnet und ſie die Kunſt gelehrt haben, auf europäiſch en masse und regelmäßig zu morden. Man hätte die ohnehin Grauſamen wohl etwas Beſſeres lehren können. — Es lieſſe ſich glauben, daß die Europäer, denen um ein Stück Geld Alles feil iſt, aller Klugheit entgegen gehandelt hätten. In der That iſt ihnen dieſer Vorwurf auch von einigen Unkundigen gemacht worden. Allein die Sache beim Licht betrachtet iſt ſo übel am Ende nicht. Die meiſten Orientalen ſind trotz dem in ihrer Abhängigkeit geblieben, ſo gut wie die Wilden und Barbaren andrer Welttheile. Flinten, Pulver, Uniformen, Kanonen, Taktik, perſönliche Tapferkeit an ſich geben noch keinem Volk ein Uebergewicht, ſondern Aufklärung, Kenntniß, Geiſt und Tugend, mit denen man das Material anwendet. Kenntniſſe laſſen ſich aber nicht ſo leicht verkaufen, wie Waffen; und ſtatt der Tugenden brachten die Europäer ihre Laſter in die fremden Weltgegenden.

Aber hätte man Kenntniß und Tugend ſo leicht an fremde Völker verkaufen können, wie Gewehre und Säbel, ich zweiſſe gar nicht, man würde ihnen auch die für Geld feilgeboten haben.

F. d. B.

Digitized by Google

Inhalt.

Ueber den neuen Homer, gefunden in der Ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand und herausgegeben von Angelo Maio. S. 145

Amtliches Referat über ein neu aufzuſtellendes Geſetz gegen die Preßvergehen. — 153

Mannigfaltiges. Aus Italien: Die Schickſale des Malers Salathe unter den Räuberbanden in den Appenninen, von ihm ſelbſt erzählt. — 176

Aus Aſien: Bruchſtücke aus einem Privatſchreiben vom 20. Sept. 1819 aus Java. — Deutſche in Java. — Unruhiger Geiſt der zinsbaren Nationen. — Anekdoten vom Kaiſer in Java. — 189

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint monatlich ein Heft, jedesmal ſechs bis ſieben Bogen ſtark, nebſt einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang beſteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht beſonders erlaſſen werden, ſondern das Abonnement iſt für einen ganzen Jahrgang feſtgeſetzt; dafür iſt der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheiniſch, und in Norddeutſchland franko Leipzig 7 Rthlr. ſächſiſch. — Jede gute Buchhandlung in Deutſchland und in der Schweiz, ſo wie alle Poſtämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Beſtellungen darauf an; die Verſendungen der Hefte geſchehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterariſche Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinſte Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreiſes dieſer Zeitſchrift. Beiträge für dieſelbe können unter der Adreſſe des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Poſt eingeſandt werden; in weiterer Entfernung können ſolche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem beſondern Couvert verſehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Verſendungen an mich abgehen, wo ſolche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Ueberlieferungen

zur

Geſchichte unſerer Zeit.

Jahrgang 1820.

Mai-Heft.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Von den Urſachen und Wirkungen der Volksbewegungen in England.

Das Geiſtige und Leibliche in der Politik.

Eine bange Unruhe vor der Wiederkehr oder Fortſetzung der völkerzerrüttenden Unordnungen, die Europa ſeit zwanzig Jahren geplagt haben, hat viele Gemüther ergriffen. Der Kampf der verſchiedenen, einander geradezu widerſprechenden *politiſchen Grundſätze* in mehrern Staaten, Grundſätze, die ihrer Natur nach ganz geeignet ſind, einander den Vertilgungskrieg zu machen, gibt zu großen Beſorgniſſen Anlaß.

Allerdings, die Gewalt der Grundſätze und Ideen iſt mächtig; wer wollte dies läugnen? Diejenigen haben ſich fürchterlich getäuſcht, welche ſie wie leere Schulmeiſtereien verſpotteten. Auch in Zukunft wird dies der Fall ſein.

Doch muß man aber auch auf das Daſein der bloßen Ideen und ihr Geprieſenwerden nicht zu unermeßlichen Werth legen. Es gibt Grundſätze, die bloß gelernt, nachgeſprochen und wie andre Gegenſtände des Wiſſens fortgepflanzt werden. Die haben auf Staatsverwandlungen ſelten oder nie raſche Einwirkungen. Sie ſind erſt impoſant, wenn ſie ſich nicht mehr als bloße Lehrſätze, ſondern als lebendige *Gefühle* des Volks im Streit mit der Wirklichkeit offenbaren. Dann ſind ſie *Fleiſch geworden* und kaum anders, als mit der Vertilgung der Nation ſelbſt zu vertilgen.

Bilde ſich aber ferner auch Niemand ein, daß die zum Gemeingefühl und Gemeinbedürfniß gewordenen politiſchen Ideen, ſo nett, ſo klar, wie ſie etwa in einem Schulkompendium ſtehen, für ſich allein wirken! Ganz und gar nicht. Sie haben, wie alles Geiſtige im Leben, ihr irdiſches Gegengewicht, von welchem ihr Gang, ihre Kraft, ihre Richtung abhängig iſt; abhängig, wie es der Geiſt des tiefſinnigſten Philoſophen unterm Monde von ſeinem Schneckenhauſe iſt, das er unter den Sternen mit ſich herumſchleppen muß, — von ſeinem Leibe. — Ohne dies irdiſche Gegengewicht, welches den leichten Aufſchwung mit bleierner Schwere mäßigt, wären längſt ſchon *Plato's* Republik, *Rouſſeau's* geſellſchaftlicher Vertrag, *Kants* ewiger Friede und *Alexanders* I heiliger Bund wunderſchön in die Wirklichkeit hinausgeblüht.

Daher kommts, daß großen Vorſätzen zuletzt eine mattherzige That nachhinkt, und einem mächtigen Anlauf, den man nimmt, nur ein ganz mäßiger Sprung folgt; daß die Griechen mit ihren *Solonen*, *Ariſtiden* und *Sokrateſſen* nicht weiter kamen; und die franzöſiſche Staatsumwandlung eben aus dem ätheriſchen Adlerflug, den ſie anfangs verkündete,

zuletzt einen feinbürgerlichen Gänſeflug nah über oder zwiſchen den alten Kirchen- oder Schloß-Thürmen machen mußte.

Die alſo, welche der Macht der politiſchen Wahrheiten Alles, und welche dieſer Macht ganz und gar Nichts zutrauen, irren ſich laut Zeugniſſen der Erfahrung eben ſo gröblich, als diejenigen, welche glauben, es laſſe ſich mit Armeen, Baſtillen, Kabinetsſtreichen, alten Gewohnheiten, Ständeverhältniſſen, Handelsverhältniſſen, Ordensbändern, baarem Gelde u. dgl. Alles, und Andere, es laſſe ſich damit ganz und gar Nichts ausrichten.

Ein Mann von Kopf, der in einer eben in Paris erſchienenen kleinen Schrift (Lettres de St. James, 1820) ſeine Gedanken über die ſchon oft befürchtete und geweiſſagte Revolution von Großbritannien mittheilt, hat obenerwähntes Gewicht und Gegengewicht, ſo gut ers konnte, gegen einander gehalten. Es iſt der Mühe werth, ihn anzuhören. Ich will ſeinen Ideengang verfolgen, ohne mich darum feſt an ihn zu halten. Denn die neueſten Bewegungen in England, die lärmeriſchen Prozeſſionen der Radikal-Reformers, welche mich gar lebhaft an die Schauſpiele der geiſtlichen Flagellanten auf den Kreuzwegen im Mittelalter erinnerten, haben allerdings eine Zeit lang große Bedenklichkeiten erregen müſſen.

Ungerechnet die billige Herzensangſt derer, die ihre Fonds in England angelegt haben, hat ganz Europa Urſache, von einer gewaltſamen Staatsumwälzung auf Albion ſchwere Stöße zu befürchten. Das berühmte politiſche Gleichgewicht unſers Welttheils verlöre damit abermals ſeinen Schwerpunkt und die Völker würden abermals verworren durcheinander taumeln.

Urſprung der gegenwärtigen politiſchen Bewegungen in England.

Mein Briefſteller geht von dem Hauptſatz aus, daß die Gährungen in England gar keine Folge von neuen ins Volksgefühl übergetretenen politiſchen Ideen ſeien, wie ſie etwa jetzt in Spanien, oder Deutſchland, oder, ſeit 1789, in Frankreich Sehnſucht nach höherer Volksberechtigung erweckten. Und er ſcheint darin keineswegs Unrecht zu haben. Denn keinem Engländer, nicht einmal einem Radikalreformer, kommt in Sinn, die bisherige Staatsverfaſſung vom Grund aus zu vertilgen und eine ganz friſche Verfaſſung aufzuſtellen. Die Reformers ſelbſt nennen ſich daher ſelbſt nur Reformers und nichts weiter. Sie wollen keine Revolution. Sie haben auch in der That keinen Grund dazu.

Denn was Andre in andern Ländern heut wünſchen, haben die Engländer ſchon bei ſich im Jahre 1688 abgethan; ſchon damals machten Patrizier, Volk und König ihren Staats-Vertrag, welcher, weil er auf ächtmenſchlichen Grundſätzen ruht, noch der heutigen Stellung des geſellſchaftlichen Zuſtandes gemäß iſt. Europa ringt ſeit dreißig Jahren nach nichts anderm, als dieſe Grundſätze und die darauf ruhenden politiſchen Inſtitutionen bei ſich einheimiſch zu machen. Die britiſche Nation hat von keinem neuen geſellſchaftlichen Vertrag mehr zu erwarten, als ſie wirklich vom jetzigen ſchon hat. Volk, Patrizier und Krone haben jeder und jede durch

dieſen Vertrag eine der drei höchſten Staatsgewalten empfangen, und ihr gemeinſames Zuſammenwirken iſt unentbehrlich, wenn auch nur ein Geſetz erſcheinen ſoll.

Die Erhaltung des britiſchen Reichs beruht lediglich auf dem Gleichgewicht jener drei Gewalten. Die Verfaſſung hatte vorausgeſetzt, es werde nothwendig zwiſchen ihnen, weil jede ein andres Intereſſe verficht, zu einer Art Nebenbuhlerei kommen müſſen. Daher ſuchte ſie auch ſchon im Voraus den Einfluß jedes Theils ſo ſorgfältig zu begrenzen, daß mit der Zeit nicht etwa Einer durch die Uebermacht des Andern verſchlungen werde.

Aber der Gang der Dinge machte dieſe Vorſicht nachher überflüſſig; denn ſtatt der befürchteten Nebenbuhlerei knüpfte ſich zwiſchen den drei Gewalten ein wahres Bündniß an. Die Urſache oder der Grund dieſes Bündniſſes war der Hauptkummer der Jakobiten, und der dauerte von 1688 bis 1746. Der König, das Volk und die Patrizier hatten während dieſer Zeit einerlei Bedürfniß, ſich feſt an einander zu ſchließen, um die Uſurpation zu behaupten und zu befeſtigen, die der Krone zum Rechtstitel und der Staatsverfaſſung zur Schutzwacht diente. Dies Verhältniß währte nothwendig ſo lange, bis der verſtoßene engliſche Kronprätendent einwilligte, ſtatt der angeſprochenen Krone, ſich mit einer Penſion zu begnügen. Seitdem aber hatte England auch keine Könige, die Luſt hatten, die Volksrechte zu vernichten; und hinwieder das Volk hatte noch weniger Luſt, die Rechte des Throns zu kränken, weil es dabei für ſich ſelbſt zuviel aufs Spiel ſetzte. Von der dritten Seite blieben die Patrizier ganz ruhig in der ihnen angewieſenen Stellung zwiſchen Thron und Volk, weil ſie nur in dieſer Stellung gleich unabhängig vom Einfluß des Volks und des Hofes ſtehen konnten.

Der Bund der drei engliſchen Staatsgewalten endete damit, daß die Krone zwar eine minder willkührliche Macht erhielt, aber doch eine vollkommenere, als man den Stuarten achtzig Jahre lang ſtreitig gemacht hatte. In der That, der Wille des Königs leidet keine andere Einſchränkung, als die der Zeit, um ſich von den zwei andern Staatsgewalten geſetzlich machen zu laſſen; eine Formalität, die eben ſo gar unerträglich nicht iſt. Denn es können hier keine andern Widerſprüche eintreten, als etwa über das Mehr oder Weniger der Vortheile, die jeder der beiden andern Bundesgenoſſen von einer vorgeſchlagenen Maasnahme zu erwarten hat.

Man könnte ſagen, eine ſolche Bundesgenoſſenſchaft der Volksgewalt mit dem Patriziat und der Krone habe etwas Unnatürliches. Meinethalben. Aber die Sache beſteht, und zwar weil ein Theil des Volks ſelbſt davon den höchſten Vortheil hat. Aus dieſem Vortheil entſprang Englands Wohlſtand; aus dem Wohlſtand ging Englands Hoheit in Europa hervor, der zufolge die übrigen Nationen den Briten zahlbar werden, wie es Schüler immer den Meiſtern ſind. Indeſſen hat auch dies wieder eine nicht erwartete Folge.

Wohlſtand erzeugt Reichthümer. Reichthum iſt in jedem Lande ungleich vertheilt; dadurch entſteht im Volke ſelbſt ein Gegenſatz der getrennten Menge, weil die eine hat, die andre begehrt; die eine gibt, die andre empfängt; die eine verkauft, die andre kauft. So trat das

britiſche Plebejat von ſelbſt in einer eigenen Spannung polariſch aus einander. Ich ſage aus einander, und nicht wider einander. Denn obwohl die Klaſſe der Begüterten nur ans Bewahren, und die Klaſſe der Unbegüterten nur ans Erwerben denkt, alſo ganz verſchiedene Intereſſen haben, waren ſie doch eben dadurch einander unentbehrlich und natürlich verknüpft.

Weil die reichere Volksklaſſe nur aufs Bewahren ſieht, empfängt ſie einen ariſtokratiſchen Anſtrich, einen Doppelkarakter; durch ihr Intereſſe iſt ſie ariſtokratiſch, durch die von der Verfaſſung empfangenen Rechtſame der Plebeier iſt ſie demokratiſch; durch jenes gibt ſie dem Staate das Unterpfand der größten Sicherung; durch dieſes dem Menſchengeſchlecht die tiefwirkendſten Lehren. Sie ſchließt ſich ſo von der einen Seite willig den beiden andern Staatsgewalten an, der Krone und dem Patriziat, und iſt von der andern Seite Gewährleiſterin des Volksrechts, weil ſie nur durch dies Volksrecht, an dem ſie Theil nimmt, im Staate etwas vermag und gilt.

So geſchah natürlich, daß ſich in dieſer Volksklaſſe die geſammte ſtaatsbürgerliche Macht und Berechtigung vereinte, die vermittelſt der Verfaſſung eigentlich dem geſammten Volke von England gehört. Darüber war das übrige, unbegüterte Volk ohne Sorge; es litt dadurch an ſeinen Rechtſamen nichts; es genoß durch den öffentlichen Wohlſtand ebenfalls auch ſeine Aernten.

Jetzt aber, da Englands Wohlſtand, aus denſelben unausweichlichen Urſachen, wieder abwärts geht, durch die er geſtiegen war, fängt die ärmere Klaſſe an zu leiden. Sie ſchreibt dieſes Uebel dem Umſtande zu, daß die Volksgewalt nicht mehr beim Volke, ſondern in der Hand der reichern Klaſſe iſt, welche die Intereſſen des Geſammtvolks aus Selbſtſucht vergeſſe. Sie verlangt nicht Auflöſung, nein Befeſtigung, Herſtellung der Staatsverfaſſung in ihrer rechten Urſprünglichkeit, und zwar vermittelſt eines verbeſſerten Wahlſyſtems ihrer Stellvertreter im Parlament. Sie verlangt alſo gar keine Revolution, wie ſich gewöhnliche Zeitungsleſer in andern Ländern einbilden, ſondern nur Reform.

Die Theilung der engliſchen Nation durch das Vermögen.

Wer über den Gang der Volksgährungen in England richtig urtheilen will, muß das Verhältniß der reichen und der armen Volksklaſſe in dieſem Lande gründlich verſtehen. In andern Ländern gibts auch reiche und arme Leute; aber ſie ſind nicht ſo ſchroff von einander geſchieden, wie in England.

Anderswo iſt das Vermögen der liegenden und beweglichen Güter in größern und kleinern Theilen unter zahlloſen Familien vertheilt. Die gänzlich Armen, die beinahe Nichtshabenden bilden da immer nur, im Verhältniß zur Geſammtheit der Nation, den kleinern Haufen. Vom Bettler, der aus Almoſen lebt, bis zum Eigenthümer vieler Millionen, ſtuft ſich die

lange Reihe der mehr und minder Beſitzenden in ſo allmäligen Uebergang auf, daß es ſchwer iſt, einen Scheidepunkt zwiſchen denen anzugeben, die nur bewahren, und denen, die nur erwerben wollen.

In England iſt das anders. Hier fällt die ſchärfſte Grenzlinie zwiſchen beiden ins Auge. England ſpielte ſeit einem Jahrhundert unwiderſprechlich die erſte Rolle in unſerm Welttheil. Alles machte ſich da früher und beſſer, denn anderswo. Es benutzte alſo ſeine frühere Reife in allen Arten der Induſtrie und Thätigkeit. Es gewann damit den ausſchließlichen Welthandel. Dieſer führte natürlich ein ſtarkes Verlangen nach Waaren und Arbeiten herbei, und dadurch ward unermeßlicher Gewinn angehäuft. Die Beſitzer des Gewinns, um ihre Kapitalien zu ſichern, legten ſie in Ländereien an. So wurden die Minderbegüterten nach und nach durch die Reichern aus dem Beſitz von Grundſtücken weggeſchoben. Während nun die Reichern ihre Domänen immer mehr und mehr ausdehnten, geſchah es, daß zuletzt die ganze Oberfläche des Bodens von England unter eine kleine Zahl großer Eigenthümer vertheilt lag.

Nun hätten dieſe freilich ihre weitläufigen Beſitzungen, wie das in andern Ländern wohl der Fall iſt, wieder an eine Menge unbegüterter Familien lehenweiſe verſtückeln können. Allein theils ſchien es ihnen leichter und vortheilhafter, ihre Domänen in großen Maſſen an reiche Pächter auszuleihen, theils hatte die britiſche Induſtrie zu vieler Arme vonnöthen, und der Kunſtfleiß belohnte die unbemittelte Klaſſe beſſer, als der Landbau.

Die nun überall im Großen getriebene Landwirthſchaft hatte zur Folge, daß man die Arbeiten im Felde zweckmäßiger ordnete und die Ackerwerkzeuge vervollkommnete, wodurch die Menge der Menſchenhände ganz entbehrlich ward. — Auf der andern Seite, weil mit Ausdehnung des Handels der Waarenbedarf ſtieg, vereinfachte man auch den Mechanismus in den Fabriken und Werkſtätten, und erſetzte durch Maſchinen, wo die Zahl der Menſchenhände nicht zureichte, zumal das zunehmende Nachfragen nach Arbeit und Waare den Arbeitslohn in die Höhe ſteigerte. Mithin gerieth der Beſitz aller Kapitalien in die Hand der großen Gewerbs- und der großen Gutsherren; das heißt in die Hand ungefähr des neunten Theils der Bevölkerung von England; die übrigen acht Neuntel der Volksmaſſe ſind, ohne Beſitzthum, zum Anbau des Feldes oder der Fabriken dienſtbar.

Nun wird man begreifen, daß die Menge der Aermern, das heißt die Mehrheit der Bevölkerung, beim erſten Stoß, welchen der Gewerbsfleiß erleiden mag, erſchrickt und gegen eine bisher beſtandene geſellſchaftliche Ordnung gemeine Sache macht, der ſie weder Gewährleiſtung zu ertheilen hat, noch die ihr Gewährleiſtung eines behaglichen Zuſtandes gibt.

Das ganze Unheil Englands, die gegenwärtigen Gährungen und Volksbewegungen liegen alſo nicht in der Verfaſſung, ſondern in der Oekonomie; nicht in neuen politiſchen Ideen, ſondern in dem ängſtlichen Zuſtand, in welchen ſich die Mehrheit der Nation durch den bisherigen Aufſchwung der Induſtrie verpflanzt erblickt. Und wenn die unzufriedene Mehrheit

gegen die Verfaſſung einſtreiten möchte, geſchieht es, nicht weil ſie eine beſſere aufſtellen, ſondern ſich in ihr eine minderbeſorgliche Stellung geben möchte.

Was über Englands Schickſal allein entſcheiden werde.

Der Ausgang dieſes Streits, die Löſung der Frage: Wie iſt die Mehrheit von der Bevölkerung Englands zu einer Beruhigung über ſich ſelbſt, zu einer gewiſſen Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit der Individuen, durch Theilhaben an Eigenthum zu bringen? — die Löſung *dieſer Frage wird über Englands Schickſal entſcheiden.*

Die Auseinanderſetzung der Revenuenſteuer (income tax) hat bewieſen, daß die Anzahl der Eigenthümer (ſei es der Guts- oder der Gewerbsherren) in England *ſich nicht über ein Neuntel der Bevölkerung* erhebt; ein zweites Neuntel des Volks begreift diejenigen Familien, die direkt von den Eigenthümern oder vom Staat *abhängig* ſind. Die ſieben übrigen Neuntel bilden alſo die große Maſſe der Armen, die auf dem Lande oder für die Gewerbe arbeiten müſſen.

Aus dieſen *amtlich gegebenen* Thatſachen fließt nun

Erſtlich, daß alle Erzeugniſſe des britiſchen Bodens, das heißt, die Nahrungsmittel der Nation, in den Händen von einem Achtzehntel der Nation, ſei es der Grundeigenthümer, oder Pächter, befindlich ſind. Zu Gunſten *dieſer* Anzahl ward die *Bill wegen der Nicht-Einfuhr-Artikel* gegeben.

Zweitens: ein andres Achtzehntel beutet, vermittelſt ſeiner Kapitalien und Kenntniſſe, den Ertrag der Werkſtätten und des Handelsverkehrs aus.

Drittens: dieſe beiden Achtzehntel alſo beſitzen ganz allein das geſammte in England angehäufte Geldkapital, ſo wie die Summe aller Nahrungs-, Induſtrie- und Kommerz-Erzeugniſſe.

Viertens: von dieſem Neuntel hängt unmittelbar ein andres Neuntel ganz ab, und zwar die *Klaſſe der Beamten*, der *Land-* und *Seeſoldaten*, *Matroſen*, der *Dienenden* aller Gattung.

Fünftens: jenes, ſo wie dieſes Neuntel bilden gewiſſermaßen eine unzertrennliche Gemeinheit, ein für ſich beſtehendes Ganzes, die *ariſtokratiſche Maſſe des Volks*, während die ſieben übrigen Neuntel die *plebejiſche Demokratie* bilden, deren Bewegungen und Murren jetzt ſich ſo laut äuſſern.

Von dieſen ſieben Neunteln, die ich die *Bedürftigen* nennen will, bearbeiten ungefähr vier Neuntel, oder etwa vier Millionen Menſchen (wenn man Englands Bevölkerung zu neun Millionen, ohne Wales, anſchlägt), das Feld, und arbeiten alſo für die Lebensmittel von neun Millionen (denn die Einfuhr fremder Lebensmittel beſchränkt ſich auf ein Geringes). Jeder Landarbeiter ernährt mithin etwa zwei bis drei Perſonen durch ſeinen Fleiß.

Drei Neuntel von den Bedürftigern oder Nichteigenthümern dienen dem Kunſtfleiß, das

Wort im weiteſten Sinn genommen. Da ſie durch ihre Thätigkeit die mannigfaltigſten Bedürfniſſe Europens in Kunſterzeugniſſen aller Art befriedigten, ſo kann man (aus dem Verhältniß des Waarenabſatzes berechnet) annehmen, daß ſie etwa für das Bedürfniß von wenigſtens ſechsundſechszig Millionen Menſchen geſchäftig waren, eine Perſon alſo für zweiundzwanzig Individuen das hervorbrachte, was man, bei heutiger Art zu leben, braucht.

Der franzöſiſche Krieg mit allen ſeinen Anhängſeln zerſtörte den ungeheuern Gang des britiſchen Alleinhandels nicht, ſondern änderte nur die Richtung deſſelben. Machte Frankreich auch eine Lücke, ward ſie von andern Weltgegenden ausgefüllt, wohin England nun ohne Konkurrenz handelte.

Allein eben dieſer Krieg nöthigte einen Theil Europens, wohin die Erzeugniſſe Englands nicht immer ununterbrochen gelangen konnten, auf Erſatz des Fehlenden zu denken und die eigene Induſtrie zu verbeſſern. Das geſchah in Frankreich beſonders und in Deutſchland. Die Verſuche dazu, anfangs zweifelhaft, glückten zuletzt in Vielem. Die Kriege endeten, und ſiehe, da ſtanden in Rückſicht des Kunſtfleißes gefährliche Konkurrenten da, z. B. Deutſchland mit der Schweiz in Baumwollenwaaren u. ſ. w., Frankreich in noch mehr andern Artikeln.

Mit dem Frieden, nach Napoleons Verbannung, ſah England wohl den vierten Theil ſeines alten Waarenabſatzes verſchwunden; denn nun trat auch Frankreich mit ſeinen Erzeugniſſen auf die Märkte hin; auch die Deutſchen und die Schweizer kamen. Die wohlfeilere Waare von gleicher Güte mit der theuern hat bei allen Käufern den Vorzug. Das Monopol des Seehandels freilich läßt ſich durch Gewalt wohl behaupten, aber keine Macht der Welt kann die Käufer zwingen, das Theure dem Wohlfeilen vorzuziehen.

Verhältnißmäßig zur Verminderung des britiſchen Waarenabſatzes mußten ſich in England die Werkſtätten vermindern. So fehlte es jählings ſechsmalhunderttauſend Arbeitern an Verdienſt.

Die Folge davon, daß mehr Arbeiter, als nöthig, vorhanden waren, mußte ſein, daß der Arbeitslohn fiel. So geſchah es. Allein eben das brachte Gefahr. Wenn in Deutſchland, in Frankreich, in Italien der Arbeiter allenfalls zuwarten kann, weil er doch auch ein Eigenthum, ein kleines Stück Land beſitzt, das ihm zur Noth die unentbehrlichſte Nahrung gibt: ſo iſt dies in England anders. Der Bedürftige darf hier nicht feiern, er kann nicht warten, er muß verdienen, weil er, will er Lebensmittel haben, auf den Markt gehen muß, wo ſich, was er gebraucht, mit Geld bezahlen läßt. — Fehlt Verdienſt, ſo muß er entweder verhungern, oder ſich, weſſen er bedarf, durch Bettel oder durch Gewalt verſchaffen.

Und auf dem Punkte ſteht nun wirklich ein beträchtlicher Haufen Volks in England. Daher die Maſchinenzerſtörer, die Tumulte in den Manufakturſtädten, das Geſchrei der Arbeiter um Erhöhung des Arbeitslohns, das Lärmen der Radikalreformer. Die Unzufriedenheit und Arbeitsloſigkeit der Volksmaſſe, weit entfernt, abzunehmen, wird mit den Jahren ſteigen, wenn die Mächte Deutſchlands einträchtig genug werden ſollten, einen freiern

Handelsverkehr im Innern des deutſchen Staatenbundes zu bewerkſtelligen und dadurch den Gewerbsfleiß ihrer Völker beleben, indem ſie ihn auſſer Abhängigkeit von Britanniens Alleinhandel und Induſtrie ſetzen; — oder wenn *Amerika*, volkreicher geworden, ſeine Gewerbe vermehrt, wozu ihm das verarmende, vielbedrängte Europa der auswandernden ſachverſtändigen Männer genug ſendet. — *Englands* Wohlſtand ſtirbt ab durch dieſelben Urſachen, an welchen *Venedigs* und *Genua's* und *Hollands* Blüthen erkrankten: *durch die Geſetze der Konkurrenz.*

Stellung der Plebejer zu den Staatsgewalten in England.

Bisher war von Thatſachen die Rede, durch welche erſichtlich iſt, daß die engliſchen Unruhen aus dem ganz eigenen Zuſtande der *britiſchen Nationalhaushaltung*, und nicht aus dem Verderbniß der britiſchen *Staatsverfaſſung* hervorgingen. Indeſſen muß man ſich auch nicht verhehlen, daß die Haushaltung allerdings wieder auf die Eigenthümlichkeit der Verfaſſung hinwirkt, und in der That nicht *auf* die vortheilhafteſte Art.

Die *Genoſſen der plebejiſchen Ariſtokratie* (wie wir die großen Eigenthümer im Volke nennen wollen) haben ſich der Reichthümer Englands, ſo wie ihres Anſehens, weder durch Verſchwörungen, noch durch keine Staatsſtreiche bemächtigt. Es ging ganz natürlich zu, ohne Gewaltthat, daß das Vermögen von einem Theil des Volkes ab- und dem andern in Uebermaas zufloß. Niemand kann deswegen angeklagt werden.

Eben ſo wenig trifft die Schuld vom jetzigen Zuſtande Englands die Regierung. Weder ſie, noch das konſtitutionelle Patriziat überſchritten ihre Befugniſſe. Jede der drei beſtehenden Gewalten, wie innig auch zuletzt ihr Bund war, hielt die andre in den altvorgezeichneten Schranken, oder vielmehr ward von den beiden andern in ihren Befugniſſen mit aller Ehrfurcht geachtet und bewahrt.

Auch die öffentliche Verwaltung war vortrefflich, wie jedermann eingeſtehen wird. Nur ein einziger Fehler ſchlich allmälig ein, den man anfangs für unbedeutend hielt und der anfangs in der That kaum wie ein Fehler ausſah, nämlich, daß die Regierung ſich in Rückſicht der *Finanzen* immer abhängiger von der Volksgewalt machte, ſo, daß ſie nicht nur im Kriege die Nation mit Auflagen ermüden, ſondern ſelbſt mitten im Frieden ein beſtändiges Bedürfniß neuen Kredits anwenden mußte, um das jährliche Defizit des Budjets zu decken.

So lange der ſteigende Wohlſtand des Staats ununterbrochen neue Kapitalien herbeiführte, ſo lange die Volksgewalt, welche, vermöge der Verfaſſung, die Subſidien zu bewilligen hat, des Vertrauens der Nation genoß, um alle an ſolchen Bewilligungen hangende Verantwortlichkeit zu tragen, hatte es gar keine Gefahr mit den Finanzen. Aber ſobald ſich die konſtitutionelle Volksgewalt durch Ariſtokratie des Reichthums *mehr von der Nation ſchied* und mit den beiden andern Staatsgewalten *vereinigte*, repräſentirte jene weit weniger die *Intereſſen der Geſammtbevölkerung*, als die *Intereſſen der Geldariſtokratie*.

Damit ging die bisherige Popularität verloren, und die Regierung ſelbſt hörte immer mehr dadurch auf, volksthümlich zu ſein. Sobald ſie dies nicht mehr war, mußte ſie auf die Kraft ihrer Stärke zählen; um dies aber zu können, hatte ſie ihre Stärke ſelbſt von allen Ereigniſſen und vom Kredit unabhängig zu machen. Da ſteht ſie jetzt.

Immer muß man darauf zurückkommen, daß heutiges Tages in England nur zwei große Körperſchaften ſind, die der Alles- und die der Nichtshabenden. Es iſt die Maſſe der Nation folglich in zwei ungleiche Theile getrennt, jede mit eigenen Intereſſen, und alle Meinungsverſchiedenheiten verlieren ſich immer wieder in dieſen Intereſſen. Die Torys können ſich bei allfälligen Stürmen nicht mehr unter den Schirm der Wighs begeben; denn die Wighs ſelbſt, durch ihren Reichthum, haben nur die Intereſſen der Torys, daher nicht mehr die alte Volksthümlichkeit. Man wird ſich einander klar erkennen, wenn ein Demagog, etwa ein Hunt, aufſtände und vorſchlüge, man ſolle zur Gütervertheilung ſchreiten.

Die Wighs können alſo nicht mehr, wie ſonſt, Vermittler zwiſchen Regierung und Nation ſein. Denn ihre urſprüngliche Beſtimmung war, Rechte und Grundſätze der Nation zu vertheidigen; aber nicht um dieſe handelt es ſich jetzt, ſondern um Intereſſeſachen. Weil nun die Partei der Wighs ihre wahre Weſenheit eingebüßt hat, kann ſie als ſolche Partei gar nicht mehr wirken. Sie wird, ſie muß ſich nothwendig, beim Andrang des Sturmes, zwiſchen den beiden einzig vorhandenen Korporationen der Nation theilen, je nachdem ihre Mitglieder vortheilhafter finden, auf die Seite der einen oder der andern zu treten. Was man im Unterhauſe als bisherige Oppoſition kannte, wird immer mehr verſchwinden müſſen, das heißt, der demokratiſche Karakter der plebejiſchen Ariſtokratie muß unter der Gewalt der Umſtände verſtummen, und ſo fällt das letzte hinweg, was die Konſtitution dieſem dritten Stande, dieſer dritten Staatsgewalt Ausgezeichnetes, Eigenthümliches, Wohlthätiges gegeben hatte. Und damit hat die ganze engliſche Verfaſſung den edelſten Theil ihrer Natur eingebüßt. Es bleibt überall nur der Kampf um Haben und Nichthaben, zwiſchen den Plebejern und der Ariſtokratie.

Macht und Schwäche der Radikal-Reformers.

Auf dieſe Weiſe ſehen wir in England die Rückkehr jenes Kampfes, der die Grundſäulen des alten Roms erſchütterte. Nur war in Rom die Ariſtokratie geſetzlichen, in England thatſächlichen Urſprungs; in Rom auf Geburt und Herkommen, in England auf die Fähigkeit eines Jeden gegründet, Reichthum zu gewinnen; dort auſſer dem Volk, erhaben über daſſelbe geſtellt, hier im Volk, aus demſelben hervorgehend und Jedem im Volk zugänglich. Aber dort, wie hier, hatten einerlei Intereſſen Herrſchaft. Die römiſche, wie die engliſche Ariſtokratie ſtanden und ſtehen einem armen Plebejat gegenüber.

Betrachten wir nun die Streitkräfte von beiden.

Die ärmere Volksklaſſe in England beſteht aus ſieben Millionen; die Klaſſe der Eigenthümer aus zwei Millionen. In offener Feldſchlacht müßte die letztere überflügelt werden.

Allein die nichtsbeſitzende Volksklaſſe ſteht beiweitem nicht insgeſammt in Reih' und Glied mit ihren gegenwärtigen Vorkämpfern, den Radikalen. Denn nicht alle Glieder dieſer Klaſſe leiden den gleichen Druck des Mangels; nicht alle haben denſelben Muth, der öffentlichen Ordnung Krieg zu erklären; nicht alle haben auch nur den Willen dazu, ſondern ehren, wie z. B. die große Zahl der Methodiſten, aus religiöſen und moraliſchen Grundſätzen die Obrigkeit, welche Gewalt hat. Man kann ſehr füglich die Hälfte dieſer Volksklaſſe als unthätig zum Kampf betrachten. Es würden alſo noch ungefähr drei bis vier Millionen übrig bleiben, die zu den Radikalen ſtänden. Die Anzahl iſt mächtig genug, um einen Staat zu beunruhigen, beſonders wenn ſie nach einerlei Plan und unter dem Befehl eines einzigen Hauptes handelte. Aber dieſe Einheit fehlt noch, und die Regierung ſorgt wohl dafür, daß ſie nie zur Reife komme.

Um eine ſolche Einheit zu bilden, müßte irgend ein allgemein und tief empörender Vorfall dazu wirken, oder der Anblick eines Mittels, das klar und deutlich einen ſichern und ungeheuern Gewinn darböte. Aber die bloße Parlamentsreform, die man als beſtes Mittel darſtellt, zeigt dem Volke den Gewinn zu undeutlich oder zu ſchwach, um davon begeiſtert zu werden. Denn auch ein reformirtes Parlament könnte zuletzt für die ärmere Volksklaſſe nichts leiſten, wenn es nicht alle Geſetze und Ordnungen umſtoßen und England zum Raube der Freibeuter machen wollte.

Und wenn zuletzt ein verwegener Demagog geradezu Gütertheilung und Plünderung der Reichen vorſchlüge; wenn zuletzt die Noth das Rechtlichkeitsgefühl eines großen Theils der Nation ſchweigen machte, was ließe ſich befürchten? Eine Revolution nach Art der franzöſiſchen?

In Frankreich war es aber doch um ganz andre Dinge zu thun, als in England. In Frankreich ſtand die Ariſtokratie ſo abgeſondert vom Volk, daß der Hof, daß die Großen nichts von dem wußten, was ſich im Volke bewegte, was immer der Fall iſt, wo zwiſchen Regierung und Nation das Mittelband fehlt und die Publizität unterdrückt iſt. In Frankreich hatte der Hof durchaus nichts gegen die Volksauflehnungen zu ſtellen, als ſeine Regimenter. Waren dieſe zerſtreut, aufgelöſet, blieb ihm nichts mehr.

In England aber iſt mit Veränderung der Verfaſſung nichts zu gewinnen, alles zu verlieren. Auch will ihr Niemand an. In England iſt die Ariſtokratie nicht vom Volke geſondert, ſondern mit demſelben als Beſtandtheil verwachſen. Sie nimmt durch ihre Natur an allen Bewegungen im Volk Theil, durchdringt daſſelbe und kann mit gleichen Waffen kämpfen. Die Stärke der unzufriedenen Plebejer iſt auf der ganzen Inſel zerſtreut; ſie ſind ohne Einrichtungen, innere Ordnungen und Hilfsmittel. Aber auch die Eigenthümer ſind überall; begegnen ihren Feinden überall, kennen deren Bewegungen überall und ſtehen einträchtig mit

den drei Staatsgewalten, in deren Händen alles *Haben* von England iſt, Geiſtesmacht, Geld, Heer, Marine, Beamte.

Bei dem allen iſt ſchon die Rüſtung zum Streit der Parteien ein öffentliches Unglück. Wehe dem Lande, in welchem die Regierung dahin gekommen iſt, mit ihrem Volk, durch welches allein ſie iſt, was ſie iſt, in geheimem Kriege zu ſtehen!

Wie aber iſt das Räthſel für England zu löſen? Soll die plebejiſche Ariſtokratie der Nation die konſtitutionelle Volksgewalt zurückgeben, welche ihr durch den Gang der Umſtände zu Theil ward? — Soll ſie das Volk, welches das verlangt, mit Gewalt zu Paaren treiben? — Oder ſoll ſie dem Volke neue Bahnen öffnen, in denen es für ſeine Intereſſen, ſeine Thätigkeit, ſeine Einbildungskraft Beſchäftigung findet? — Letzteres zieht billig die Ariſtokratie, auch der Briefſteller von St. James vor.

Stärke der oberſten Gewalten gegen die Reformers.

Machen wir den Verſuch, die Fragen zu beantworten. Di: plebejiſche Ariſtokratie in England, ſoll ſie ſich ihrer Stellung als Staatsgewalt entſchlagen? Was hat denn die Maſſe der Nichteigenthümer für Intereſſen zu repräſentiren? Sie hat keine. Alles was ſie hat, ihre Perſonen, ihre Arbeit, ihr Lohn und Gehalt iſt vom Geſetz geſchirmt. Mehr verlangen könnten rechtlich ihre Deputirten nicht. Sie könnten ihr nicht den fehlenden Verdienſt wieder verſchaffen, ſo lange Europa ſich weigert, alle Waaren zu nehmen, die ſie durch ihren Fleiß hervorbringen kann. Sie könnten ihr das Eigenthum, welches ſie veräuſſert hat, nicht wiedergeben, ohne alles zu vernichten, was zur Bildung einer menſchlichen Geſellſchaft gehört.

Eine Parlamentsreform in dieſem Sinne wäre alſo entweder unnütz und fruchtlos, oder eine gänzliche Umkehrung von England.

Laßt immerhin die Deputirten einiger kleinen, baufälligen Städte und Flecken wegfallen, und erſetzet ſie durch eine gleiche Zahl Repräſentanten der Nation. Damit wird nichts gewonnen. Die plebejiſche Ariſtokratie, auf Tod und Leben *durch einerlei Intereſſen* mit dem Patriziat und der Regierung verbündet, würde dennoch die *Majorität* bilden. Das Parlament hat, mit Rückſicht auf den engliſchen Staat ſelbſt, nur *ein* Ziel. Die Wörter Majorität und Minorität, Miniſterium und Oppoſition, Wighs und Torys haben ihre alte Bedeutung ganz verloren. Vielmehr Majorität und Minorität, Oppoſition und Miniſterium, Torys und Wighs ſind von *einerlei* Gefahr bedroht; ſind gegen das murrende Plebejat nur *eine* Partei.

Was iſt zu thun? Soll die Ariſtokratie das Plebejat mit Gewalt zum Schweigen treiben? Aber *wie* mit Gewalt? durch Bewaffnung gegen Unbewaffnete, wie die Spartaner einſt die Heloten, oder wie die Weißen die farbigen Menſchen in den andern Welttheilen? — Das verhindern die Sitten, die bürgerlichen Verhältniſſe und die Ungleichheit der Kräfte; die Verfaſſung von England ſelbſt, durch Gleichſtellung aller Bürger in ihren Rechten, hindert es.

Die ganze und rechtliche Selbſtvertheidigung der Ariſtokratie kann ſich nur auf kräftige

Vollziehung der Geſetze beſchränken, durch die ſie garantirt wird. Wollte ſie zu ihren Gunſten und zur Unterdrückung der Nationalmehrheit die geſetzgebende Gewalt mißbrauchen, ſo wäre die Konſtitution ſelbſt zerriſſen, ſo gäbe man der Nation den Vorwand und das Recht, *gegen die Verfaſſung aufzutreten*. Aber an Mitteln zur nachdrücklichen Vollziehung der Geſetze fehlt es in England nicht. Die Regierung bot gegen Ende des Jahres 1819 nur zehn- bis zwölftauſend Mann Infanterie auf. Allein in ihrer Gewalt lag's, zweimalhunderttauſend *Freiwillige* aufzubieten, weil ihr zwei Millionen von der Geſammtbevölkerung Englands durch *Intereſſe* verwandt ſind. Die Linientruppen brauchen nur als Hilfskorps der Freiwilligen angewendet zu werden, während dieſe, als Nationalheer, *der* Partei, für die ſie ſich erheben, ein ehrfurchtgebietendes Anſehen ſchaffen.

Die Stärke der britiſchen Ariſtokratie beruht aber nicht nur im Anſehen und Werth der Verfaſſung, in der Maſſe der Freiwilligen, die für ſie, des eignen Vortheils wegen, beim erſten Wink zu den Waffen bereit ſind, ſondern auch in den *Finanzen*. Aber mit den britiſchen Finanzen iſt's bis jetzt ganz beſtimmt übel beſtellt, was ſchon daraus unwiderſprechlich hervorleuchtet, daß die Regierung, auch vier, fünf Jahre nach dem Frieden, noch immer nicht im Stande war, ſein Budjet anders, *als durch Anleihen*, auszugleichen.

Die Regierung iſt alſo Sklavin ihres Kredits; ſie wäre gelähmt, wenn ſich, beim erſten Schein der Gefahr, die Anleiher zurückzögen. In bedenklichen Zeiten iſt das ein unbehaglicher Zuſtand. Der Ueberfluß an Kapitalien in England und die Gewohnheit, Vertrauen auf die Regierung zu haben, bewirkten bisher immer noch, daß ſich Anleiher fanden und das Defizit gedeckt wurde. Aber, wie lange kann England noch ſein ganzes Schickſal ſo zerbrechlichen Aushilfen anvertrauen?

Es fehlen der Regierung jährlich *eilf Millionen*, um ihre Ausgaben und ſchuldigen Zinſen zu beſtreiten. Sie muß ſich, will ſie geborgen ſtehen, ſchlechterdings dieſe Summe auf einem ſichereren Wege, als dem ſchon viel gemißbrauchten der Anleihen, verſchaffen. Dies iſt, wie die beſten Köpfe in England ſelbſt, freilich bisher noch immer vergebens, predigten, zum Theil durch *Erſparniß* möglich.

Es flieſſen jährlich ungeheure Summen aus dem Schatz für bloß dem Namen nach vorhandene Stellen und auſſerordentlich große Gehalte für einige wirklich nöthige, noch mehr für ganz überflüſſige Aemter. Dieſe Ausgaben entſtanden bloß daher, weil die Regierung die anwachſende und ſich bildende Ariſtokratie des Plebejats enger an ſich ſchlieſſen wollte. Aber die Vereinigung iſt nun geſchehen. Die Ariſtokratie kann, ohne eigene Gefahr, ſich nicht mehr von der Alliance mit der Regierung trennen. — Noch mehr, nicht die eigenthumsloſe Maſſe der Nation, ſondern die Ariſtokratie zahlt, was zu ihrer eigenen Aufrechthaltung noth iſt. Sie zahlt alſo im Grunde auch nur, um einzelne ihrer Glieder in jenen Stellen reichlicher auszuſteuern. Dies geſpart, und die Einkommentaxe der Eigenthümer, welche, zu einem Prozent gerechnet, 1,200,000 Pf. Sterl. einbringt, nach Bedürfniß des Defizit erhöht; die

Einkünfte von den Kolonien, durch eine beſſere Organiſation der Verwaltung, mehr, als bisher geſchah, in den Schatz des Mutterlandes geleitet; eine Reihe andrer Mittel in Benutzung gezogen, die bisher unbeachtet blieben — und die Regierung hätte Unabhängigkeit vom Kredit.

Großbritannien iſt, rückſichtlich der Finanzen, im Beſitz unermeßlicher Hilfsmittel, wie ſie gegenwärtig kein andrer Staat in der Welt hat. Von dieſer Seite böte ſich wahrlich für England die geringere Gefahr dar. Auch daran ſelbſt iſt nicht zu zweifeln, daß die Ariſtokratie, weil, ohne Feſtigkeit der Regierung und gegenwärtiger Ordnung der Dinge, ihre eigene Exiſtenz auf dem Spiele ſteht, ſich die Erhöhung der Einkommentaxe würde gefallen laſſen müſſen. Alle Ariſtokratien, große und kleine, haben von jeher dieſes Opfer bringen müſſen, weil ſie allein die größten Vortheile vom Staate zogen; in England wird es um ſo wichtiger, weil, im gegenwärtigen Zuſtand der Dinge, alles Eigenthum gleich ſehr bedroht iſt.

Von den Mitteln zur Beruhigung der Plebejer.

Wie ſtark auch immerhin in England die Regierung, das Patriziat und die plebejiſche Ariſtokratie unter einander gegen den androhenden Sturm von Seiten der eigenthumsloſen Bevölkerung verbunden, und wie zahlreich ihre Mittel zum Widerſtand ſein mögen, iſt doch mit dem allen die Grundurſache alles Uebels nicht beſeitigt. Da iſt ein von Auflagen gedrücktes Volk, welches den Schweiß ſeines Fleißes verzinſen muß; da iſt ein Theil dieſes Volks, deſſen Bedürfniſſe immer bleiben, während ſeine Einnahmen durch Gewerbloſigkeit ſchwinden, nahe daran, in Verzweiflung zu gerathen; da ſind ſechsmalhunderttauſend Arbeiter, durch den Flor der Gewerbe ins Leben gerufen, nun beim Sinken der Gewerbe brodlos.

Wer iſt denn ſicher, daß dieſe Menſchen, gereizt durch Langeweile und Elend, in den Feldern, wo ſie Zuſammenkünfte bei Tauſenden halten, nicht auch endlich Leute und Führer von Geiſt, Muth und Anſehen finden, die über irgend eine ſtolze Leidenſchaft ihren eigenen Geldvortheil vergeſſen? Wenn nun ſolche Anführer dieſem Pöbel die reichen Eigenthümer als ſeine Unterdrücker, und deren Eigenthum als ſeine Beute darſtellen: welche Religion, welche Ehrfurcht vor Geſetzen wird den Pöbel feſſeln?

Siegreich oder beſiegt, immer wird, ſollte es zum offenen Kampf kommen, der Staat verlieren. Siegreich würde er zu harten Maasregeln und deſpotiſchen Einrichtungen übergehen; beſiegt nur der Raub von drei Millionen wilder Plünderer und Schwärmer werden.

Die einzige Art, mit welcher die britiſche Regierung bisher der Noth der Arbeiter begegnete, war die ſogenannte Armentaxe, oder vielmehr Armenunterſtützung. Aber wahrlich, ſie iſt gegenwärtig nicht mehr zureichend. Sind wirklich ſechsmalhunderttauſend Arbeiter durch Stillſtand der Gewerbe brodlos geworden, ſo iſt dies einem Verluſt von achtzehn Millionen Pf. St. gleich, einen Taglohn zu zwei Schilling gerechnet. Die Summe iſt auch dann noch groß, wenn man ſie auf die Hälfte herabſetzen wollte.

Aber man weiß, daß, auſſer den vielen Tauſenden in den Armenhäuſern, gegen eine Million nahrungs- und gewerbsloſer Menſchen jetzt in England ſchmachtet; daß die Jahresbeiträge der Kirchſpiele, zur Unterſtützung der Bedürftigen, oft die Kräfte vieler Familien überſteigen; daß die Verarmung der Plebejer von Jahr zu Jahr fortſchreitet; daß die Vergantungen und Auspfändungen in einzelnen Grafſchaften ſo zunehmen, daß in mancher binnen zwölf Monaten fünfhundert bis tauſend ſolcher Fälle vorkommen; daß viele Kirchſpiele mit ihren Steuern in ſo ungeheuern Rückſtand gekommen ſind, daß die Summe derſelben zu Kapitalien von zwanzig- biß dreißigtauſend Pf. St. anſchwoll, die nicht zu erſchwingen ſind. Die Einkommenſteuer hatte freilich großen Einfluß auf dieſes ſchnelle Verarmen, auf die Menge der Konkurſe und Auspfändungen, weswegen man ſie auch aufzuheben gezwungen war; allein das Uebel dieſer Steuer lag theils in ihrer ungleichen Anwendung, theils darin, daß man ſie ſelbſt denen auflegte, welche nur über fünfzig Pf. Sterl. jährlich einnahmen, ohne Rückſicht, ob dieſe fünfzig Pf. Sterl. zur Lebenserhaltung einer zahlreichen oder kränklichen u. ſ. w. Familie ausreichend ſeien.

Das bloße Unterſtützen und Almoſengeben iſt der kürzeſte Weg, die volle Entſittlichung eines Volks zu bewerkſtelligen. Die müſſige Menge, der Arbeit entwöhnt, und doch ſeiner Ernährung ſicher, geräth bei geringerer Geiſtes- und Herzensbildung auf Abwege. Hier muß Beſchäftigung geſucht werden. Man glaube nicht, daß es nur um einige Jahre oder Jahrzehende zu thun ſei, in denen man dieſe Mengen aus Menſchlichkeit füttert; daß dieſer Ueberſchuß und Ueberfluß der Bevölkerung dann von ſelbſt durch die Pforten des Todes abziehen und enden werde. Nein, er pflanzt ſich vielleicht mächtiger in ſeinem Elende fort, als die Zahl der Reichen, deren Geblüt und Lebenskräfte der Luxus verzehren hilft. Man denke nicht, dem Uebel mit Geſetzen gegen die Naturtriebe des menſchlichen Geſchlechts zu wehren, und die Ehen derer zu verhindern, welche nicht im Stande ſind, durch ihr Einkommen Weib und Kinder anſtändig zu ernähren. Der Mangel prieſterlicher Einſegnung kann nur die rechtmäßigen, aber nicht die wilden Ehen vermindern, und nur die wüſteſten Sittenloſigkeiten erweitern.

Dieſen Leuten Arbeit in den Werkſtätten zu geben, während, bei zunehmender Induſtrie-Konkurrenz andrer europäiſcher Staaten, die engliſchen Werkſtätten immer weniger Waaren zu liefern haben, wäre ein unſinniger Vorſchlag.

Einen Troſt freilich behält England; das iſt der, das Monopol des Seehandels zu haben; ein Monopol, das ihm keine Macht der Erde entreiſſen kann. England hat ſeine Flotten und Kapitalien; mit den einen beherrſcht es den Ozean, indem es mit beinahe tauſend Kriegsſchiffen ſeine Kauffahrteiſchiffe und Hafen deckt; mit den andern leitet es Gang und Schwung der großen Handelsunternehmungen.

Dieſe richten ſich mit wenigerm Vortheil gegen Afrika und das nicht-britiſche Aſien, weil da die wenigſten Nationen von europäiſcher Geſittung ſind; mit deſto größerm Vortheil gegen

Amerika. Und dies Amerika wird noch lange Zeit für Englands Kunſterzeugniſſe ein Ausweg bleiben, weil Jahrhunderte dazu gehören, ehe der Landbau dieſer unermeßlichen Gegenden überflüſſige Hände zu Fabriken geben kann.

Das Monopol von *Braſilien* hat Großbritannien ſchon, und die Maasregeln, es zu behaupten, ſind keineswegs vernachläſſigt. Braſilien kann und wird, durch die Natur ſeines Bodens, ſeiner Lage, immer binnen zwanzig Jahren die eigne Bevölkerung verdoppeln; denn dies iſt das Verhältniß des Menſchenzuwachſes in Gebieten, wo alles denſelben begünſtigt, nichts ihn hemmt.

Das *ſpaniſche Amerika*, wenigſtens der nun freie Theil, bietet gleiche Hoffnungen an. Es kann den Völkern am La Plata und in den Venezuela's nicht mehr an ihrer Freiwerdung gelegen ſein, als dem britiſchen Kabinet. Schon hat England dahin den ungehinderten Abſatz ſeiner Produkte, und dieſer wird, mit der Befeſtigung des Friedens, mit der raſcher wachſenden Bevölkerung nothwendig wachſen.

Nordamerika fügt jedes Jahr zu ſeiner frühern Anzahl von Menſchen, die nach Erzeugniſſen britiſchen Kunſtfleißes fragten, fünfmalhunderttauſend neue hinzu. Dies war bisher ungefähr das Verhältniß der jährlichen Bevölkerungszunahme. In gleichem Verhältniß muß der britiſche Waarenabſatz gewinnen. Konkurrenz im Seehandel hat England keine von europäiſchen Mächten zu beſorgen. Der letzte Krieg hat alle Marinen zerſtört, nur die britiſche nicht. Es hängt von England ab, jedes Emporkommen einer neuen Schiffsmacht zu verhindern, denn es kann ſie im Werden zerſtören.

So beruhigend dieſe Ausſichten ſein mögen, ſind ſie doch aber nur erſt *aus weiter Ferne*, nicht für den nahen, dringenden Augenblick beruhigend. Wie ſchnell auch die Bevölkerung von Amerika wachſen möge, geht ſie dennoch zu langſam für die britiſchen Fabriken. Der Verluſt, welcher im Waarenabſatz entſtand, kam jählings; die Entſchädigung für das in Europa Verlorene erfolgt nur nach und nach.

Napoleon, mit ſeinem rieſenhaften Geiſt und ſeinen Rieſenmitteln, die er ſo gewandt zu handhaben wußte, hat dem britiſchen Staate Wunden verſetzt, an denen ſich derſelbe verbluten kann, wenn nicht durchgreifende Rettungsmittel gebraucht werden.

Oeffentliche Arbeiten. — Landvertheilung an die Plebejer. — Auswanderungen. — Kriege.

Ohne Zweifel das kräftigſte Mittel, ſagt unſer Briefſteller von St. James, großes Unglück zu verhüten, wäre der dürftigen Volksklaſſe *Beſchäftigung* zu geben, wäre dieſe Beſchäftigung auch für den Staat oder für die Partikularen, welche ſie geben, gar nicht von Nutzen. Genug, wenn nur für den Augenblick hunderttauſend Arbeiter ſich nähren könnten. England kann ſchon Stoff dazu liefern. Es hat gar nicht nöthig, Pyramiden, nach Art der alten Pharaonen, aufthürmen zu laſſen. Da ſind wohl noch Gegenden zu entſumpfen, Kanäle zu bauen, öde Felder urbar zu machen u. ſ. w. Nur *keine Arbeitshäuſer*, *keine philan-*

thropiſche Fabriken, wie man dergleichen auf dem feſten Lande häufig hat, wo man die Armen, um ſie zu unterhalten, ſelbſt mit Schaden für den Staat, der die Arbeitshäuſer aufrichtete, arbeiten läßt. Denn während der Staat da in menſchenfreundlicher Abſicht Summen aufopfert, ſchadet er zugleich durch neue Konkurrenz dem Beſtehen der Privatfabriken, und vernichtet er den freien Gewerbsfleiß der Nation. Um *ein* Uebel zu verbeſſern, ſtiftet er zwei neue. Lieber geradezu Pyramiden gebaut, als Unternehmungen gemacht, die Aehnlichkeit mit Gewerbsarten haben, welche von Partikularen getrieben werden können.

Oder man mache es mit den brodloſen Fabrikarbeitern in England, wie es im *Elſaß* bei vielen Fabriken der Fall iſt. Der Gewerbsherr gebe jedem ſeiner Arbeiter ein Stück Feld oder Gartenland zu bauen, wo ſie ſich Gemüſe und Erdäpfel pflanzen können; wo ſie, wenn in der Fabrik gefeiert werden muß, ſich, und ſonſt Weib und Kind, beſchäftigen; wo ſie für jeden Fall Bürgſchaft gegen Hungersnoth finden; wo ſie wieder mit der Natur, mit dem Reiz ländlicher Genüſſe, die Leib und Geiſt ſtärken, vertrauter werden, und wovon ſie durch die Einförmigkeit und den trocknen Mechanismus der Fabrikthätigkeit entwöhnt ſind.

So hat man auch den Taglöhnern, die man bei *Turin* braucht, in der ſchönen ländlichen Anlage von *la Mandria de Chivas* Gartenland vertheilt, und gerade dies knüpft den Eigenthümer und den Arbeiter, den Arbeiter und den vaterländiſchen Boden enger zuſammen.

Dieſe Gedanken unſers Briefſtellers ſind auch ſchon von andern Briten, bisher aber mit wenigem Erfolg, geäuſſert worden. Man kennt *Owens* Vorſchläge zur Verſorgung der Armen. Aber ſie wurden ſelbſt vom Parlament verworfen. Vielleicht weil ſie geradezu im Gegenſatz von der bisherigen Art der Armenunterſtützung ſtanden, waren ſie zu fremd. Inzwiſchen hat eben im gegenwärtigen Frühjahr (1820) der *König* die Idee friſch aufgenommen. Der Lordmajor von London und der Erzbiſchof von Canterbury haben den ganzen Plan der Verſorgungsanſtalt, und wie dabei die nöthige Aufſicht geübt werden müſſe, entworfen. Die weite Haide der königlichen Domäne von *Dartmoor* ſoll urbar gemacht werden, und zwar mit Karſt und Spaten durch bettelarme Familien. Freilich iſt das nur für die ungeheure Menge der Brodloſen eine Kleinigkeit; aber doch ein *Beiſpiel*, wenigſtens eine Ermunterung zur Beſchäftigung derjenigen, welche gegenwärtig in den eigentlichen Armenhäuſern gefüttert werden müſſen.

Am durchgreifendſten würde aber geholfen, wenn die reichen Eigenthümer geradezu *ihre großen Pachtgüter in viele kleine Lehen und Höfe zerſtückeln* würden. Es iſt wahr, dieſe weitläufigen Pachtereien werden jetzt vortrefflich durch beſſere Vertheilung der Arbeiter und vollkommenere Ackergeräthe angebaut, ſo daß ſie ganz und gar wohl der vielen Hände entbehren könnten. Es iſt wahr, die Getreidepreiſe in England ſind im Durchſchnitt immer ſehr niedrig, oft gar zu niedrig. Ward doch das Korn im Jahr 1815 auf den Märkten ſo wohlfeil verkauft, daß man mit dem gelöſeten Gelde kaum den Dünger bezahlen konnte, welcher zur Befruchtung des Ackers nöthig geweſen war. Allein die großen Gutsbeſitzer Englands gewinnen politiſch; ſie können das Vaterland retten, und ihrem Reichthum, der jetzt

leicht ein Gegenſtand des Neides von mehr als der Hälfte der Nation wird, durch Theilnehmenlaſſen der Nation einen ſtarken Schutz verleihen, wie ſonſt durch kein andres Mittel, wie durch kein Geſetz und durch keine Heeresmacht.

Zwei Millionen Acres wären für hunderttauſend arme Familien genug. Denn mehr als zwanzig Acres könnte eine ſolche Familie, die ohne Kapital iſt, nicht bewirthſchaften. Wohnung und Vieh müßten ihnen die Eigenthümer ebenfalls vorſtrecken. Die kleinen Lehenbauern würden ſogar Mühe haben, ihrem Herrn das Land u. ſ. w. mit baarem Gelde zu verzinſen. Man müßte ſich mit Naturalien begnügen. Und liegen nicht noch in England bei ſechs Millionen Acres Land ganz ungebaut und wüſte da?

So iſt klar, England hat zwar eine ungeheure Gefahr nahe, aber auch noch ungeheure Mittel, ſich zu retten, wenn es will, und zwar Mittel, durch welche ein Theil der zahlloſen Schaaren der Nichtshabenden, der furchtbaren Feinde der öffentlichen Ordnung, in eben ſo viele Vertheidiger der beſtehenden Ordnung verwandelt werden kann.

Wenn endlich aber auch die Zerſtückelung der großen Pachtungen wirklich allgemein vollzogen würde: auch das wäre noch beiweitem nicht hinreichend, die ganze Menge der Gutloſen zu verſorgen; ſo ungeheuer iſt ihre Zahl. Es bleibt nichts übrig, dieſe beträchtlich zu vermindern, als Auswanderung, als Gründung neuer Kolonien in fremden Weltgegenden, oder Bevölkerung der alten. Die Regierung iſt aber auch wirklich ſchon zu dieſer Maasregel geſchritten, indem ſie für die Niederlaſſung am Vorgebirge der guten Hoffnung Werbungen veranſtaltete. Doch was bisher dafür geſchah, war im Verhältniß zu dem, was geſchehen müßte, viel zu unbedeutend.

Für keinen europäiſchen Staat ſind Auswanderungen ſo vortheilhaft, als für England. Denn durch das Auswandern eines und deſſelben Mannes wird das Mutterland einen überflüſſigen Produzenten los und gewinnt es dagegen in der Kolonie einen Konſumenten mehr.

Allein die Veranſtaltung großer Auswanderungen hat ihre großen Schwierigkeiten. Das Bedürfniß iſt da, aber die Befriedigung deſſelben hat Grenzen. Denn der Transport koſtet unermeßlichen Aufwand. Zehntauſend Perſonen in einen andern Welttheil jährlich zu verpflanzen und dort einzurichten, iſt das Höchſte, was in den Kräften der Regierung liegt. Die Zahl iſt klein; doch von Jahr zu Jahr wiederholt, wird ſie anſehnlich und beruhigend.

Am Ende iſt auch Krieg ein treffliches, obgleich wüſtes Entvölkerungsmittel. Unſer Briefſchreiber aus St. James kann in ſeiner Menſchenfreundlichkeit ſich nicht erwehren, auch ſeiner zu erwähnen, findet aber doch zuletzt keine andre Macht, mit der England einſtweilen kriegen könnte, als allenfalls die dereinſt mit Großbritannien nebenbuhleriſch ringen werdenden vereinten Freiſtaaten Nordamerika's. Wir wollen ihm dies Mittel ſchenken und lieber eine Betrachtung über Englands wahrhaft gefährlichen Zuſtand von andrer Seite anſtellen.

Bemerkungen über die vorgeſchlagenen Beruhigungsmittel.

Unſer Mann aus St. James, bei allen Rettungsmitteln für England, die er anzugeben weiß, und die allerdings löblich ſind, und Vieles mildern können, hat doch auf zwei Dinge, oder wenn man will, auf drei Dinge nicht Acht genug gehabt, wie es ſcheint. Denn er will beweiſen, daß England wirklich noch, bei den Hilfsmitteln, die ihm zu Gebote ſtehen, in keinem unrettbaren Zuſtande ſei. Wir möchten nun freilich auch nicht eben das entſetzliche Gegentheil behaupten, und noch weniger beweiſen.

Allein eins iſt gewiß, und ſo gewiß, daß es der Politiker aus St. James, der uns in die bisher zu wenig gekannten Tiefen von den Quellen aller neuern Bewegungen und Unruhen jener Inſel führt, ſelbſt nicht läugnet. Nämlich: die Noth der Nation durch Verminderung ihres Waarenabſatzes, folglich der Induſtrie, iſt groß, iſt dringend, und läßt Alles beſorgen, wenn nicht ſchleunige Rettungsmittel angewendet werden.

Nun aber entſteht die Frage: Können dieſe Kanalarbeiten und öffentlichen Unternehmungen, um müßige Hände zu beſchäftigen, ſogleich angeordnet werden? Womit ſoll der Staat, bei ſeinen andern Ausgaben, bei ſeinem großen Defizit jährlich, die Maſſe der auf ſeine Koſten angeſtellten Taglöhner zahlen? — Es würden neue Taxen und Auflagen nothwendig werden, die das Parlament zu bewilligen hätte. Man wird in Verlegenheit gerathen, zu neuen Taxen Hand zu bieten. Inzwiſchen wächſt die Noth.

Können jene großen Pachtungen ſogleich in viele kleine Bauerlehen zerſtückelt werden? Wer weiß nicht, wie tauſend Schwierigkeiten ein ſolches Unternehmen ausgeſetzt iſt; wie tiefverändernd dies in die Oekonomie jedes großen Eigenthümers eingreifen muß? Wie vielem Verdruß er ſich hinliefert, mit dreißig, vierzig bis hundert armen Familien zu ſchaffen zu haben, die ihm am Ende lange Jahre ganz zur Laſt fallen dürften, da ſie des leichten Fabrikverdienſtes gewohnt und der ſchweren Feldarbeit entwöhnt ſind? Mancher brächte wohl noch gern ſein Geld, aber nicht ſeine Lebensruhe, dem Vaterlande zum Opfer. Dabei muß man nicht vergeſſen, daß die Fabrikarbeiter, und die Verarmten überhaupt, am wenigſten moraliſch-fein fühlen, am liebſten, was man ihnen in der Noth gibt, als Schuldigkeit der Reichen annehmen und am gewöhnlichſten mit grobem Undank bezahlen. Sie werden ſich immer von den ſelbſtgepflanzten Kartoffeln nach den Fleiſchtöpfen der Fabriken zurückſehnen. Zudem iſt der Ackerbau in England ſchlecht genug lohnend. Die Getreidepreiſe ſind zu niedrig; daher liegen in England allein ſechs bis ſieben Millionen Acres Bodens brach und öde. Wohl wäre dem zu helfen, wenn man die Getreide-Einfuhr verböte. Aber das Brod im Preis ſteigern, heißt nichts anders, als Alles im Preis ſteigern, und der größere Theil der Nation käme in neue Noth. Vielleicht hat dies Mittel ungefähr eben die Schwierigkeiten, wie dasjenige, welches die brodloſen Fabrikarbeiter ſelbſt vorſchlugen und in einigen Manufakturſtädten vollzogen, nämlich Zerſtörung aller Maſchinen in den Werkſtätten. Allerdings, wenn man die Maſchinen abſchaffte, würden viele tauſend Hände nöthig werden, die jetzt durch das Maſchinenweſen

entbehrlich geworden ſind. Aber die guten Leute bedachten dabei nicht, daß England, mit dem Verluſt ſeiner Werkmaſchinen, zugleich alle Konkurrenz mit dem Feſtlande einbüßen müſſe, das eben, weil es ſich der Maſchinen bedient, die Waaren wohlfeiler und beſſer liefern würde.

In keinem Fall ſind die patriotiſchen Vorſchläge ſo leicht vollſtreckt, als gegeben. Es hängen ſich an die Ausführung zu viele andere Rückſichten, ſelbſt wenn alle britiſche Eigenthümer voll der glühendſten Vaterlandsliebe, voll der unbegreiflichſten Großmuth, von allem Eigennutz frei wären, was doch vielleicht auch eben nicht gar feſt vorausgeſetzt werden darf. Daher mag geſchehen, daß die Briten, welche ihren Zuſtand ohne Zweifel wohl kennen, bisher ſo langſam an Vollſtreckung der ſchon mehrmals vorgeſchlagenen Maasregeln gehen.

Fortſetzung. Ueber die Kunſt, ein Land ſchnell zu entvölkern.

Um die gewaltige Oppoſition von ſieben oder acht Neunteln der engliſchen Nation, die ohne Beſitz iſt, gegen ein Neuntel, in deſſen Händen alles Eigenthum liegt, zu vernichten, oder auch nur zu lähmen, bleiben allerdings nur zwei Auswege: nämlich die Nichtshabenden theils durch Arbeit in Nahrung zu ſetzen, theils durch Auswanderung oder durch Kriege ihre Zahl zu vermindern. Der erſte Weg iſt, wie geſagt, voller unüberwindlicher Hinderniſſe; der zweite langſam und gefährlich. Langſam — denn was ſind jährlich zehntauſend Auswanderer gegen die Zahl derer, die auszuwandern Beſtimmung und Beruf genug haben? Und Krieg? Welche Niederlagen hätte ſich England zu bereiten, um ſeiner Uebervölkerung frei zu werden! Und dann fielen doch nur die Männer; wie aber iſts mit dem Ueberſchuß des weiblichen Geſchlechts zu halten?

Auch das noch ſcheint der Staatsmann von St. James viel zu gering anzuſchlagen, daß die Entvölkerungsmittel, Auswanderung und Krieg, allenfalls bisher nur zureichend geweſen ſind, den Stand der Volkszahl nicht noch wachſender werden zu laſſen. England hat faſt jährlich beträchtliche Auswanderungen nach Amerika; England hat ſeit zwanzig Jahren Kriege geführt; demungeachtet nahm die Volksmenge nicht ab.

Sehr natürlich. Jährlich werden der Kinder mehr geboren, die den Abgang erſetzen. Dort auf der Inſel, wie auf dem feſten Lande, haben gewöhnlich die armen Familien den reichlichſten Kinderſegen. Der Grund davon iſt bekannt genug. Nicht nur daß Ueppigkeit die Reichen entnervt, während Einfalt der Lebensart den Armen ſtärkt, meiden auch die reichen Häuſer die allzugroße Kinderzahl aus ökonomiſchen Gründen. Ferner iſts bekannt, daß eben die Fabrikarbeiter, bei ihrer Beſchäftigungsweiſe, bei ihrem Treiben im Leben, den meiſten Reiz zu wollüſtigen Genüſſen haben.

Der bekannte ſtaatswirthliche Rechner Maltus hat ſich gut mit ſeinem Grundſatz tröſten: die Bevölkerung eines Landes hält immer gleichen Schritt mit der Fähigkeit des Landes, ſeine Bevölkerung zu ernähren. Wenn ſchon in England der beſchränkte Waarenabſatz die Thätigkeit der Werkſtätten ſchwächt, behält das Land darum nicht minder das Vermögen, eine ungeheure

Zahl überflüſſig gewordener Leute zu füttern. Dies Vermögen beruht aber vorzüglich in der natürlichen Humanität der Nation, welche nicht geradezu Familien hundertweiſe vor ihren Augen des Hungertodes ſterben laſſen will; in den Kapitalien der Großbeſitzer, die, gern oder ungern, Aufopferungen machen müſſen, um die Hungrigen zu ſättigen und die Nackten zu kleiden; und endlich in der Leichtigkeit, die Lebensbedürfniſſe durch Zufuhr wohlfeiler herbeizuſchaffen aus der Fremde, als ſie im Inlande vom harten Boden gewonnen werden können.

Genug, welche Mittel man auch wähle, den Ueberfluß von Menſchen in England zu vermindern, ſie können nur ungemein langſam wirken. Und das eben ſcheint das Gefährliche für England zu ſein, weil beinahe eine Million brodloſer Menſchen dadurch den Gährungsſtoff in ſieben bis acht Millionen Unbegüterter zu nähren fortfährt.

Geſetzt endlich auch, England wüßte theils auf den vorgeſchlagenen Wegen, theils durch bis jetzt noch nicht bekannte Mittel den Ausbruch des innern Kriegs der verzweifelnden Nichtshabenden gegen die Alleshabenden zu verhindern; Ordnung und Geſetz zu behaupten; alles im verfaſſungsmäßigen Gang zu erhalten: ſo würde daraus zuletzt eine Ordnung der Dinge hervortreten, wie Europa bisher noch nirgends ſah. Und wer möchte behaupten, daß eine ſolche Ordnung der Dinge, wie die engliſche werden müßte, oder vielmehr wirklich ſchon iſt, glücklich, nachahmungswürdig oder von langer Dauer ſein werde? Und dies iſt das dritte, was der Mann mit den Briefen von St. James nicht ſcharf erwogen zu haben ſcheint.

Unausbleibliche Einwirkung des britiſchen Nationalzuſtandes auf die britiſche Verfaſſung.

Die engliſche Staatsverfaſſung, dieſe edle Frucht eines beſonnenen Nationalgeiſtes und der Gewalt der Umſtände, galt bisher allen gebildeten Völkern als ein bewundernswürdiges Vorbild. Aber auch dieſe Verfaſſung ſcheint das Schickſal aller menſchlichen Werke, auch der vortrefflichſten, leiden zu müſſen, daß ſie nämlich, wenn ſie ſich ſchon in ihrer urſprünglichen Reinheit bewahrt, dennoch durch die vollkommene Verwandlung der äuſſern Umſtände untauglich wird.

Als ſich die britiſche Verfaſſung ausbildete, war noch Vermögen und Eigenthum in der ganzen Nation gleichförmiger und in mildern Abſtufungen verbreitet. Daher, als ſich in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Deputirten der Grafſchaften von den Baronen und hohen Geiſtlichen im Parlament trennten und mit den Abgeordneten der Städte vereinigten, alſo, daß das Parlament in ein Unter- und Oberhaus geſchieden ward, hatte das Haus der Gemeinen noch, nicht nur Rechte, ſondern auch Intereſſen des Volks zu vertheidigen. Dies findet jetzt nicht mehr ſtatt. Das Volk hat wohl noch gewiſſe konſtitutionelle Rechte, aber die Intereſſen, welche vom Beſitz und Eigenthum entſpringen, liegen in der Hand Weniger, die jetzt die plebejiſche Ariſtokratie darſtellen. Die große Maſſe der Nation, acht Neuntel derſelben, iſt arm, dienſtbar, abhängig geworden vom Kleinſten, nicht durch das Geſetz, ſondern durch die ungleiche Vertheilung des Vermögens. Sie hat der plebejiſchen Ariſtokratie, dem

Patriziat, dem Hof nichts Impoſantes mehr entgegenzuſtellen, als ihre Menge, ihre phyſiſche Ueberlegenheit.

Angenommen, dieſer Zuſtand währe fort, ſo ſieht Europa in ſeinem Schooſe eine ganze Nation ohne Eigenthum, arm, zinsbar und mit allen ihren Kräften als wahres Eigenthum einigen tauſend Reichen angehörend; eine Nation, gewiſſermaßen aus Leibeigenen beſtehend, nur dadurch von den Leibeigenen des Mittelalters verſchieden, daß ſie mehr Bildung haben und in bürgerlichen Rechten ihren Leib- und Gutsherrn vor dem Geſetz gleich ſtehen. Ich zweifle beinahe, daß es vielen Europäern gefallen möchte, unter dieſer Bedingung das Glück zu haben, freie Engländer zu heißen.

Daß die Reichen ſo überreich, die Armen ſo nichtshabend geworden ſind, iſt weder die Schuld der Reichen, noch der Armen. Es geſchah allmälig, alles auf rechtliche Weiſe. Allein man muß nicht glauben, daß ein ſolcher Zuſtand, der, wie rechtlich er auch ſei, drückend bleibt, jemals irgend einer Nation in der Welt lange habe gefallen können.

Das Mißverhältniß des Vermögens, der ſchroffe Abſtand des Reichthums der Volksminorität gegen die Armuth der Volksmajorität war der erſte Keim aller Gährungen, welche das alte Rom zu innern Kriegen, zu ſtürmiſchen Verfaſſungsänderungen, endlich ſelbſt zum Untergang führte. Auch das ſouveräne römiſche Volk anerkannte die Rechtlichkeit und Geſetzlichkeit des Reichthums der Patrizier, aber gequält von der Freudenloſigkeit des eigenen Zuſtandes, von ſeinen Schulden niedergehalten, vor ſeinen Gläubigern und deren Härte zitternd, beſchloß es endlich Auswanderung und Gründung einer neuen Stadt. Es zog hinaus auf den heiligen Berg. Wollte das Patriziat wieder ein römiſches Volk haben, ſo mußte es unterhandeln. „Können arme, aber dennoch freie Bürger ſich mit reichen und ſo ehrſüchtigen Edeln vereinigen?" fragten die Ausgewanderten. Man mußte ihnen die Schulden erlaſſen und Gewährleiſtung für die Zukunft durch Abänderung der Konſtitution, durch Aufſtellung von Volkstribunen geben. So entſprang der Kampf der Tribunen gegen die Senatorialmacht. So nachher das Liciniſche Ackergeſetz: niemand ſolle über fünfhundert Jugera vom Gemeinland beſitzen, alles übrige unter die Plebeier vertheilt werden; ein Geſetz, welches, mit der Zeit wieder auſſer Acht gelaſſen, nach zweihundert Jahren die Gracchen erneuerten.

In England beſteht, rückſichtlich des Vermögensverhältniſſes, derſelbe Zuſtand. Die Wirkungen werden dieſelben ſein müſſen, ſie mögen früh oder ſpät eintreten. Wer weiß, welchen heiligen oder unheiligen Berg ſich die britiſchen Plebeier zur Rettung auswählen werden? Schon unter König Richard II erhob ſich das gemeine Volk, damals noch im Beſitz von Grundeigenthum, als die willkührlichen Auflagen zu widerlich wurden. Daraus folgte zuletzt die Befreiung des Landvolks und das Verſchwinden der Leibeigenſchaft.

Der geſpannte Zuſtand, in welchem ſich gegenwärtig ein Theil der engliſchen Nation gegen den andern befindet, und nothwendig befinden muß, kann unmöglich, weder für den einen noch den andern Theil, angenehm ſein, noch ohne Einwirkung auf die Verfaſſung. Dieſe Einwir-

kungen können und werden nicht ausbleiben, je nachdem eine oder die andere Partei das Uebergewicht empfängt. Ja, ſie haben ſchon begonnen durch mancherlei Exzeptionen und Suspenſionen einzelner Geſetze, wozu die Ariſtokratie zu ihrem Schutz greifen mußte. Aber eben dieſe Exzeptionen ſind Beeinträchtigungen der Rechte und Freiheiten beſonders desjenigen Theils der Nation, der auſſer dieſen Rechten nichts mehr hat. Muß man ſich denn wundern, wenn die Radikal-Reformers eine andre, dem Zuſtand der Nation angemeſſenere Repräſentation der Nation verlangen? Iſt denn ihr Begehren wirklich ſo ganz chimäriſch, wenn ſie auch die Mehrheit des britiſchen Volks mit deren Rechten im Parlament vertreten ſehen will?

Wirklich iſt nicht nur die Maſſe alles Grundeigenthums und aller Kapitalien, ſondern zugleich damit auch die Staatsgewalt in den Händen eines Neuntels der Nation ausſchließlich. Nicht nur iſt das Recht, Deputirte zum Parlament zu wählen, durch beibehaltene Oertlichkeitsvorzüge höchſt ungleich geworden, ſo daß elende verfallene Burgflecken es üben können, während große Städte deſſelben genußlos ſind, ſondern es ſind nur Perſonen ins Parlament wahlfähig, die von ihren eigenen Gütern jährlich fünfhundert Pf. Sterl. Einnahme haben und von der Krone durch kein Amt abhängig ſind. Weil aber auch derjenige, welcher in der Wahlverſammlung nur ſein Stimmrecht ausüben will, als Freeholder ein Vermögen aufweiſen muß, das wenigſtens jährlich zwanzig Pf. Sterl. Einkünfte abwirft, ſo geſchieht es, daß nur ein ſehr geringer Theil der Nation an der Wahl ihrer Stellvertreter theilnehmen kann, und daß, wie man berechnet hat, beinahe die Hälfte der Deputirten im Parlament nur durch etwa fünf- oder ſechstauſend ſtimmfähige Leute ernannt ſind. Weder in Deutſchland, noch in Frankreich, noch weniger in Amerika wird man ein ſolches Verhältniß der Stimmfähigen und der Wählbaren zu der Maſſe der Nation gerecht und weiſe nennen, oder ſich ſelbſt wünſchen.

Wie man auch die Lage des engliſchen Volks betrachten mag, es bleibt in ihr viel Unnatürliches, welches durchaus von keiner bleibenden Dauer ſein kann. Der Drang der Plebejer gegen die beſtehende Geldariſtokratie wird nicht enden, und eben durch dieſen heimlichen Bürgerkrieg wird England geſchwächter ſtehen, als es bei ſeinen Heeren, Flotten und Handelsmonopolen zu ſein ſcheint. Wer kann die Eingriffe der künftigen Zufälle in den Gang ſo vielfach verwickelter Dinge berechnen?

Sollten die Plebejer, durch dieſe Zufälle, oder weil die Ariſtokratie, um nicht alles einzubüßen, gutwillig weicht, Eintritt ins Parlament, verhältnißmäßigere Repräſentation der geſammten Nation erringen, ſo iſt vorauszuſehen, daß nicht nur die Exzeptionen und Suspenſionen plötzlich verſchwinden, ſondern auch ſolche Veränderungen in der britiſchen Geſetzgebung erfolgen würden, durch welche der Nation das Erwerben von Eigenthum wieder erleichtert werden müßte, und ſollte es zuletzt durch ein neues Ackergeſetz ſein. Das aber wäre der vollendete Umſturz der Verfaſſung; das die Hervorrufung des Bürgerkriegs; das eine Unabhängigkeits-

erklärung des britiſchen Oſt- und Weſtindiens; das eine Zerſplitterung des jetzt monopoliſirten Welthandels; das eine Kultur-Verwandlung Europens.

Greifen wir den Propheten nicht ins Amt!

Hoffentlich werden die Leſer dieſer Abhandlung aber, indem ſie nun einen tiefen Blick in das bedenkliche Hausweſen der Engländer geworfen haben, ſich mancherlei räthſelhafte Erſcheinungen des Tages erklären können, als da ſind: die Klagen der engliſchen Manufakturen über Abſatz der Waaren bei ihrem ausſchließlichen Handel; — die Nachgiebigkeit des Unterhauſes und die Eintracht deſſelben mit Oberhaus und Miniſtern in den allerwichtigſten Angelegenheiten Englands; — die ängſtliche Thätigkeit Britanniens zur Erweiterung ſeiner Beſitzungen und Rechte in andern Welttheilen; — das Zurückhalten eines Königs von Portugal in Braſilien; — die ſtille Begünſtigung der Inſurrektionen des ſpaniſchen Amerika's; — die wunderbaren Züge der Reformer und Radikalen in Altengland, ihr geſpenſterhaftes Erſcheinen und Verſchwinden, ihr lockerer und immer leicht zu theilender Zuſammenhang; — der Ruhm der britiſchen Verfaſſung und ihre Untauglichkeit in gegenwärtigen Zuſtänden der Nation.

Mannigfaltiges.

Aus der Schweiz.

Landwirthſchaftliche Armenſchule im Kanton Zürich.

Die Regierung von Zürich hatte im Jahr 1817, durch die damalige aus Theurung der Lebensmittel und Mangel an Arbeitsverdienſt entſtandene Noth veranlaßt, eine eigene Kommiſſion, unter dem Vorſitz des Hrn. Staatsraths *Eſcher von der Linth*, beauftragt, ſich mit den Verhältniſſen der durch jene Noth vorzüglich gedrückten Gebirgsgegend des Landes und der ärmern Gemeinden des Kantons ſorgfältig bekannt zu machen, um, was von Seite der Regierung Zweckmäßiges, nicht für ihre augenblickliche Unterſtützung — denn dafür war bereits geſorgt worden — ſondern für eine gründliche Abhilfe ihres phyſiſchen, ökonomiſchen und ſittlichen Verfalles geſchehen könnte, derſelben vorzuſchlagen. Unter den ſeither durch dieſe Beauftragten gemachten und von der Regierung genehmigten Vorſchlägen zeichnet ſich die Stiftung einer *landwirthſchaftlichen Armenſchule*, nicht durch die Größe und Koſtbarkeit des Unternehmens, hingegen aber durch die prunkloſe Einfachheit ſeiner Einrichtung und durch ſeine in den zwei erſten Jahren bewährte Nutzbarkeit aus.

Der Beſchluß für die Gründung der Anſtalt ward im Jänner 1818 gefaßt und in ungeſäumte Vollziehung gebracht. Sein weſentlicher Inhalt iſt folgender: 1. Ein dem Staat zugehöriges Pachtgut, von 160 Juchart Umfang, in der Kirchgemeinde Töß, nahe bei Winterthur (der

Bläſihof genannt), wird, auf eine Probezeit von vier Jahren, zu Errichtung einer landwirthſchaftlichen Armenſchule beſtimmt, in welche Knaben aus den erwerbloſen Berggegenden des Kantons aufgenommen werden ſollen, um da zu tüchtigen Güterarbeitern erzogen zu werden. 2. Eine Aufſichtskommiſſion von fünf Mitgliedern übernimmt die Einrichtung und Leitung der Schule ſowohl, als diejenige der Bebauung des Pachtgutes. 3. Dieſelbe iſt ermächtigt, einen Schaffner mit einer Gehilfin, drei Oberknechte, drei Unterknechte und zwei Mägde anzuſtellen, welche das Pachtgut nach ihrer Anleitung und mit Hinſicht auf die Zwecke der Lehranſtalt, auf Rechnung des Staats bebauen. 4. Die Aufſichtsbehörde nimmt im erſten Probejahr bis auf fünfzehn Knaben aus den ärmern Gemeinden als Zöglinge an, von denen die eine Hälfte im Alter von ſechszehn, die andre von vierzehn Jahren ſich befinden ſoll; ſie bleiben vier Jahre in der Anſtalt und werden in derſelben genährt, gekleidet, zu allen landwirthſchaftlichen Arbeiten angehalten und unterrichtet. Neben dem landwirthſchaftlichen Unterricht wird dafür geſorgt, daß die Zöglinge in Religion und Sittlichkeit, ſo wie im Leſen, Schreiben, Rechnen und Geſang Unterricht empfangen, und daß ſie zu guten und nützlichen Menſchen gebildet werden. 5. Für den Unterricht der Zöglinge, ſowohl in den landwirthſchaftlichen Arbeiten, als auch in den übrigen in der Schule zu erwerbenden Kenntniſſen und Fertigkeiten, wird ein Lehrer angeſtellt, der ſich ausſchlieſſend mit den Zöglingen beſchäftigt, mit ihnen arbeitet, ſie beſtändig im Auge behält und zu allem Guten anleitet. 6. Zur unmittelbaren Aufſicht und zu wöchentlichem Beſuch der Anſtalt wird ein in der Nähe wohnender, gebildeter und mit den Zwecken der Anſtalt vertrauter Mann als Aufſeher geordnet, der alle Rechnungen des Schaffners unterſucht, und dafür ſorgt, daß ſowohl die Benutzung des Gutes, als auch der Gang des Lehrinſtituts genau den Zwecken deſſelben und den hierüber zu ertheilenden Anweiſungen gemäß geſchehen. 7. Die Aufſichtsbehörde ertheilt ſowohl dem Aufſeher, als auch dem Schaffner und dem Lehrer der Anſtalt, in umſtändlicher Inſtruktion, die Vorſchriften, nach denen das Gut benutzt und die Angeſtellten und Zöglinge der Anſtalt behandelt werden ſollen, ſo wie über die Verhältniſſe, worin dieſelben gegeneinander ſtehen.

Das Staatsgut befand ſich in einem ſehr vernachläſſigten Zuſtande, und ein großer Theil der für das erſte Jahr der neuen Anſtalt angewieſenen ſechszehntauſend Franken mußte auf die Verbeſſerung ſeiner Gebäude und Güter verwandt werden. Auf einen erſten befriedigenden Jahresbericht wurden für die Bedürfniſſe der Anſtalt, zum Theil nochmals für Bauten im Jahr 1819 (über den Ertrag der Güter hinaus), 6000 Fr., und zu Anfang 1820, für dieſes Jahr, worin die Zahl der Zöglinge auf fünfundzwanzig vermehrt werden ſoll, fünftauſend Fr. angewieſen. Dem umſtändlichen zweiten Jahresbericht ſind die nachſtehenden Angaben enthoben, welche über den Geſammtzweck und die Ergebniſſe der Schule Aufſchlüſſe ertheilen, die vermuthlich einer allgemeinen Theilnahme werth gefunden werden dürften.

Die Anſtalt (ſo drückt ſich der Bericht aus) befaßt jetzt ſiebenzehn Zöglinge, aber ſie hat auch dem Staate im verfloſſenen Jahr unmittelbar und mittelbar zur Verbeſſerung der ihr

übergebenen Güter, eine ſo bedeutende Geldaufopferung und der Aufſichtsbehörde ſo viele Mühe verurſacht, daß ſich zunächſt die Frage darſtellt: Lohnt es ſich auch der Mühe für den anſcheinend ſo beſchränkten Zweck, einen ſolchen Aufwand verſchiedenartiger Kräfte zu machen? Die Beantwortung dieſer Frage mag ohne Zweifel am ſicherſten aus einem Rückblick auf die Entſtehung und den eigentlichen Zweck der Anſtalt hervorgehen.

Als im letzten Viertheil des abgewichenen Jahrhunderts der Handelsgeiſt unſrer Stadtbürgerſchaft und der damalige Zuſtand der europäiſchen Fabrik-Induſtrie der Baumwollen-Manufaktur im Kanton Zürich eine ſolche Ausdehnung gaben, daß ſich ein Viertheil von deſſen Bevölkerung mehr und minder ausſchlieſſend damit beſchäftigte, und dadurch in den rauheren Berggegenden des Kantons die bloß Fabrikarbeit treibende eigenthumsloſe Menſchenklaſſe auf eine faſt unglaubliche Art ſich vermehrte, erhob ſich im Kreiſe der Regierung ſowohl als auſſer demſelben, unter ängſtlich beſorgten Freunden des Vaterlands, manche Stimme über das Gefährliche dieſes Ganges des einheimiſchen Gewerbsfleißes. Was ſoll einſt aus dem unverhältnißmäßigen Bevölkerungs-Zuwachs werden, wenn der Induſtriezweig, welcher ihn hervorrief, ins Stocken geräth? — fragte man ſich einander. Niemand wußte beruhigenden Beſcheid, aber die auffallende Vermehrung des Wohlſtandes im Lande und das auſſerordentliche Anſteigen des Ertrags der Handelsabgabe, wodurch jede andere Staatsabgabe entbehrlich ward, beſeitigte jede Maasnahme gegen die Folgen dieſes einſeitigen Ganges des Gewerbsfleißes und des ihn begleitenden Bevölkerungs-Zuſtandes. Und in der That, wenn auch die damalige Regierung ſchon die Hunderte von Spinnmaſchinen und die Hemmung jedes freien Induſtrieverkehrs in Europa vorausgeſehen hätte — welche vorbiegende oder hemmende Anſtalten konnte oder ſollte ſie treffen? Es gibt Verhältniſſe im Gang der menſchlichen Geſellſchaften, und faſt alle ſeine höhern, tiefeingreifenden Verhältniſſe ſind von dieſer Art, gegen welche auch die kräftigſten Anſtrengungen der Regierungen nichts vermögen, und wohl eher noch die gefürchteten Entwickelungen befördern helfen. So mußte auch die ängſtlichſte Sorgfalt dem immer weiter greifenden Uebergewicht einer unſichern Handels- und Fabrikations-Induſtrie unthätig zuſehen. Die gefürchtete Kataſtrophe der Stockung dieſes Gewerbszweiges entwickelte ſich unerwartet ſchnell, und das Hungerjahr 1817 ſteigerte die Folgen der eingetretenen Erwerbloſigkeit zu einer furchtbaren Größe. Durch auſſerordentliche Anſtrengungen wurde dem ſchreiendſten Elende möglichſt entgegengearbeitet, und die Zeit der Noth ging ohne ſehr nachtheiligen Einfluß auf Bevölkerung und Geſundheitszuſtand vorüber. Die Erwerbloſigkeit der vormaligen Baumwollenſpinner fand inzwiſchen einen ſehr unvollkommenen Erſatz in dem wieder eingetretenen Ueberfluſſe der Lebensmittel, und ſie blieb fortdauernd ein Gegenſtand landesväterlicher Aufmerkſamkeit der Regierung. Wie kann aber auch die wohlwollendſte und mit den kräftigſten Hilfsmitteln verſehene Regierung auf ſolche Verhältniſſe einwirken? Wir haben Regierungen geſehen, die mit großer Machtvollkommenheit gegen nachtheilig erachtete Verhältniſſe des Gewerbsfleißes und andrer Angelegenheiten ihrer Völker entſcheidende Maasnahmen anwandten: die Armentaxe in

England, die Sperrung der Einfuhr fremder Fabrikerzeugniſſe in faſt allen Staaten Europa's, und das ſogenannte Kontinentalſyſtem ſind ſprechende Beiſpiele dieſer Art, welche auch den Beweis leiſten können, wie leicht der Erfolg dem urſprünglichen Zwecke ſolcher großen Maasregeln ſich völlig widerſprechend zeige.

Ungeachtet es keineswegs an lauten Stimmen fehlte, welche auch die Regierung von Zürich zu (si magna licet componere parvis) großen Maasnahmen aufriefen, um den innern Arbeits- und Gewerbsfleiß kräftig zu heben, und ihnen ſowohl als der Landwirthſchaft, durch Einfuhrverbote, Einfuhrtaxen u. ſ. w., unter die Arme zu greifen, ſo iſt dieſelbe doch unverrückt in derjenigen Stellung geblieben, die ihren Verhältniſſen, und eigentlich den Verhältniſſen jeder Regierung angemeſſen ſind. Sie unterließ jede gewaltſame Maasregel, welche leicht ganz andre Folgen, als die beabſichtigten, haben konnte, und ſie begnügte ſich, Einleitungen zu treffen und Winke zu ertheilen, um neuen, veränderten, den Zeitbedürfniſſen angepaßten Erwerbszweigen Weg zu bahnen. Sie gebot nicht den, wahre Induſtrie ertödtenden, ausſchließenden Gebrauch inländiſcher Fabrikerzeugniſſe, zum Beiſpiel des Landtuchs für die Milizen; aber ſie ſetzte die inländiſchen Fabriken in eine wohlthätige Konkurrenz mit den ausländiſchen. Der Gebrauch fremder Taglöhner bei verſchiedenen Handwerkern ward nicht verboten, aber junge Leute aus den erwerbsloſen Gegenden des Landes wurden durch Unterſtützung zu dieſem ſichern Erwerb aufgemuntert. Daß ein paar Dutzend Jünglinge, die bis dahin zu dieſem Erwerbe hingeleitet wurden, dabei ihr Auskommen finden, iſt freilich, mit Hinſicht auf das viel größere Bedürfniß, nicht ſehr wichtig; deſto wichtiger aber iſt die Aufſtellung dieſer Beiſpiele für jene erwerbsloſen Gegenden. Ob dieſelben nachgeahmt werden oder nicht, das ſteht dahin; es muß dies dem freien Willen der Menſchen überlaſſen werden; durch irgend einen Zwang würde die Regierung aus ihrem wahren Verhältniß heraustreten und in Gefahr kommen, mehr Schaden als Nutzen zu ſtiften; das aufgeſtellte Beiſpiel, die dargebotene Erleichterung hingegen waren ihrer Stellung angemeſſene Vorſorgen.

Von ähnlicher Art iſt die Einrichtung der landwirthſchaftlichen Armenſchule. Die Hinleitung der erwerblos gewordenen Bevölkerung der armen und rauhen Berggegenden zur Landwirthſchaft mußte als eines der zuverläſſigſten Hilfsmittel gegen die Folgen der eingetretenen Stockung des Fabrikerwerbs erſcheinen. In den mit Landbau beſchäftigten Gegenden des Kantons wird über Mangel für die Landwirthſchaft tauglicher Arbeiter und Dienſtboten geklagt, und wer die weiten, flachen Höhen zwiſchen den Thälern des Glatt- und des Töß-Fluſſes durchwandert, wird wohl kaum mehr zu behaupten geneigt ſein, daß die Landwirthſchaft im Kanton Zürich die höchſte Stufe ihrer Kultur und ihres Umfangs erreicht habe.

Die Gründung einer Pflanzſchule für wohlerzogene Güterknechte war alſo unter den eingetretenen Umſtänden eine der wohlthätigſten Maasnahmen, und die Verlegung dieſer Pflanzſchule in jene noch ſo mangelhaft angebaute, für ziemlich unfruchtbar gehaltene, ausgedehnte, hohe Gegend war ein Umſtand, welcher den Werth der Anſtalt noch vermehrte, durch den

darin allmälig zu leiſtenden Beweis der genügenden Fruchtbarkeit des Bodens bei zweckmäßiger Bearbeitung.

Daß eine ſolche landwirthſchaftliche Pflanzſchule nicht die ganze Zahl derjenigen erwerbsloſen Jünglinge aus den Berggegenden aufnehmen kann, für die es wünſchbar wäre, daß ſie der Landwirthſchaft zugewandt würden, iſt leicht begreiflich, und es konnte weder in den Abſichten, noch in den Pflichten der Regierung liegen, durch unmittelbares Einſchreiten auf einmal eine Umwälzung in dem Beruf und in der Lebensweiſe der Bewohner jener bedrängten Landesgegend zu bewirken. Ein Wink an ſie über das, was ihr eigner Vortheil erheiſche, die wirkliche Aufſtellung eines Beiſpiels deſſen, was Zeitbedürfniß geworden iſt, und die Darbietung einer Anſtalt, in welcher ganz hilfloſe Zöglinge zu dem ſichern und befriedigenden Beruf der Landwirthſchaft hingeführt werden, war alles, was verlangt werden konnte. Mehr zu leiſten, kräftiger einzuſchreiten, würde, wenn auch der Regierung alle erforderlichen Hilfsmittel zu Gebot geſtanden wären, völlig unzweckmäßig geweſen ſein. So wie der einzelne Menſch nur dann die volle Entwickelung ſeiner Kräfte erhält, wenn er dieſe gehörig zu brauchen erlernt hat, eben ſo mögen Gemeinheiten und ganze Bezirke ſich zu einem ſelbſtſtändigen, ökonomiſchen Zuſtand nur alsdann erheben, wenn ſie durch eigene Anſtrengung und freien Willen ihre Erwerbsquellen öffnen.

Dem beſtimmten Auftrag der Regierung gemäß war das Hauptaugenmerk der Aufſichtsbehörde dahin gerichtet, die Zöglinge vor allem aus zu einer ſittlich-religiöſen, ununterbrochen thätigen Lebensart zu gewöhnen. Sie wurden nicht im Winter aufgenommen, wo mehr ſitzende Beſchäftigung und regelmäßiger Schulunterricht ſtatt hat, ſondern man nahm dieſelben in ſolchen Jahrszeiten auf, wo ſie auch ſogleich den ganzen Tag in freier Luft mit landwirthſchaftlicher Händearbeit zubringen konnten, deren Angewöhnung, als Hauptzweck der Anſtalt, alſo ſich darſtellen ſollte, daß der Schulunterricht nur untergeordnet, im Winter und bei ſchlechter Witterung betrieben wird. Es gereichte der Aufſichtsbehörde zu großer Beruhigung, theils bei ihren öfteren Beſuchen der Anſtalt, theils durch die regelmäßig eingehenden Berichte des Lehrers, die Ueberzeugung ſchöpfen zu können, daß die Anſtalt, in Hinſicht einer guten Erziehung der Zöglinge, allen billigen Erwartungen und Wünſchen vollkommen entſpricht. Einige derſelben wurden dem Bettler- und Vagabunden-Leben entriſſen; andre kamen aus dumpfigen Spinnmaſchinen, und alle ohne Ausnahme ſo ſchrecklich vernachläſſigt in die Anſtalt, daß die Behörde mit ſchmerzlichen Empfindungen die furchtbare Stufe von phyſiſcher und ſittlicher Vernachläſſigung, und zum Theil ſelbſt Verdorbenheit, wahrzunehmen Gelegenheit hatte, die leider in gewiſſen Landesgegenden unter der Jugend angetroffen werden. So ſchwierig nun die beſſern Angewöhnungen der zuerſt aufgenommenen Zöglinge, an Reinlichkeit, Ordnung, Anſtand und ununterbrochene Thätigkeit, auch waren, ſo kamen ſie dennoch durch die ausharrende Anſtrengung des Lehrers glücklich zu Stande, und die mitgebrachten Verkehrtheiten und Unarten wurden gänzlich verſcheucht. Die Zöglinge unterhalten ſich von ihren Arbeiten; ſie

unterrichten einander ſelbſt, weiſen ſich freundſchaftlich zurecht, lieben und unterſtützen ſich gegenſeitig brüderlich; ſie ſind an regelmäßiges Gebet, angeſtrengte und ununterbrochene Arbeit gewöhnt und haben Freude am Unterricht; ſie reinigen ihren Körper und ihre Kleidung ſelbſt, tragen für dieſe die möglichſte Sorge; ſie blühen auf, ihre Kräfte und Anlagen entwickeln ſich, und gewiß wird Niemand ohne freudige Empfindungen dieſe kleine Schaar muntrer Knaben an ihr Tagwerk gehen ſehen, wenn er an ihren vorigen vernachläſſigten Zuſtand zurückdenkt. Werden jetzt neue Zöglinge aufgenommen, ſo finden ſie ſich gleichſam in eine andre Welt verſetzt; niemand nimmt mehr an ihren Unſittlichkeiten Theil, ſie zeichnen ſich überall durch Unbehilflichkeit, Unordentlichkeit und Trägheit aus, ſie fühlen ſich verlaſſen, — und die Erfahrung beweiſet, daß ſie ſich durch das ihnen von allen Seiten vorſchwebende gute Beiſpiel eben ſo leicht und eben ſo bald angezogen fühlen, als der noch unverdorbene Knabe vom böſen Beiſpiele hingeriſſen wird, wenn er ſich von dieſem umgeben ſieht.

Wie einleuchtend und befriedigend aber auch der bisherige Erfolg der Anſtalt aus dem Vorgeſagten ſich darſtellt, ſo iſt doch ihre Nützlichkeit noch ausgedehnter, als beim erſten Anblicke ſcheinen möchte. Es iſt nun durch dieſe Pflanzſchule erwieſen, daß der bis in ſein ſechszehntes Jahr in Spinnſtuben erzogene Knabe noch keineswegs für die landwirthſchaftlichen und für andre, körperliche Anſtrengung erheiſchende Berufsarten verdorben iſt. Pflichttreue und gewiſſenhafte Gemeindsvorgeſetzte ſehen jetzt das Beiſpiel vor ſich, wie die erwerbloſe Jugend ohne Schwierigkeit zum Landbau angeführt und an einen ſittlich thätigen Lebenswandel gewöhnt werden kann. Es iſt nun die Sache der für das Wohl ihrer Gemeinden ernſtlich beſorgten Vorſteher, dieſes Beiſpiel zu benutzen, und, nicht zwar überall die Form dieſer Anſtalt, aber ihr inneres Weſen und ihren Geiſt für eine beſſere, zeitgemäße Erziehung der Jugend nachzuahmen. Es iſt nicht die Regierung, welche ſich mit dieſen innern Angelegenheiten der Gemeinden zu befaſſen hat; ein ſolches, dem erſten Anſchein nach vielleicht für ſehr landesväterlich geachtetes Einſchreiten der Regierung müßte ſehr bald in eine grauſame Tirannei ausarten; — ſo wie es der Regierung obliegt, die Angelegenheiten der geſammten Staatsgeſellſchaft zu beſorgen, ſo liegt den Gemeinderäthen und Sittenbehörden (Kirchenſtillſtänden) die Beſorgung der innern Angelegenheiten ihrer Gemeinden ob; das Eingreifen der einen Behörde in den Kreis der andern führt Unordnung herbei. Die Regierung hat pflichtgemäß den Gemeinden den Weg gezeigt, auf dem ſie ihre eigenthumsloſen Jünglinge zu Handwerken oder zur Landwirthſchaft hinleiten können. Die große Zahl tiroliſcher Maurer und Zimmerleute, welche im Kanton Zürich Arbeit und Nahrung finden, iſt eben ſo allgemein bekannt, als der Mangel an tüchtigen und beſcheidenen Güterknechten und Mägden. Die Klage über Erwerbloſigkeit iſt ungerecht gegen die göttliche Vorſehung, ſo lange noch ſo ſichere Quellen des Erwerbs im Lande unbenutzt vorhanden ſind, und Klagen gegen die Regierung wären ungerecht, wenn ſie den Gemeinden Anleitung ertheilt und durch Beiſpiele zeigt, wie die Jugend auf jene ſichern Erwerbsquellen hinübergeleitet werden mag. Freilich aber darf der Erfolg und die

Wirkung ſolcher Beiſpiele nicht eben ſchnell und auf einmal erwartet werden, und man ſoll ſich durch hier und da vorkommende, wenn auch grelle und anſtößige Vernachläſſigungen und Verkehrtheiten nicht abſchrecken laſſen. Zur Beſeitigung der Vorurtheile und zur Aufweckung guter, aber noch unkräftiger Entſchlüſſe iſt der Fortbeſtand der getroffenen Einrichtungen wichtig und wohlthätig, und es wäre kurzſichtig gehandelt, wenn man die Koſten und Aufopferungen, welche die landwirthſchaftliche Armenſchule erheiſcht, als einzig nur auf die vorhandenen Zöglinge verwendet betrachten und ſie auf ihre Zahl vertheilen wollte, um zu wiſſen, wie viel jeder derſelben dem Staat koſte.

Es iſt das den Gemeinden vor Augen gelegte Beiſpiel und die Anleitung zu zweckmäßigerer Bildung der durch die Stockung des Fabrikverdienſtes erwerblos gewordenen Jugend — die eigentliche Beſtimmung unſrer Anſtalt; darum wäre dann auch eine Steigerung oder Erweiterung des Unterrichts in derſelben ihrem wahren Zweck völlig zuwider. Die Verſorgung und Erziehung einzelner armer Jünglinge, welche ohne die Anſtalt ihren Gemeinden zur Laſt fielen, ſo wohlthätig auch dieſe iſt und ſo dankbar ſie von den Gemeinden anerkannt wird, iſt doch nur ein untergeordneter Vortheil, welcher keineswegs als erſter, und noch viel weniger als Hauptzweck der Anſtalt betrachtet werden muß.

Nicht unwichtig iſt daneben auch, in land- und ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht, die bis jetzt auf dem anſehnlichen Staatsgut des Bläſihofs gemachte Erfahrung, daß weder der Grund und Boden dieſer ausgedehnten Höhe, noch ihr Klima, der Landwirthſchaft ungünſtig ſind. Ganz unerwartet zeigte es ſich, daß ein guter Theil des hochgelegenen Landes verſauert und verſumpft war, daher das wichtigſte Hilfsmittel zur Verbeſſerung dieſes Bodens in Oeffnung von Graben und Anlegung von Waſſerdolen beſteht. Jedem Beobachter iſt auffallend, wie ſehr ſich bereits die Fruchtbarkeit des Gutes vermehrt hat, ſeit dieſes Hilfsmittel allmälig angewandt wird. Das Getreide gedeiht bei gehöriger Pflege auf dieſer nahe an ſiebenhundert Fuß über der Waſſerfläche des Zürcherſees liegenden Erhöhung vortrefflich; ſelbſt für die Obſtbaumzucht iſt die Lage, wie einzelne noch vorhandene alte Stämme beweiſen, ſehr gut. Auch zeigt die durch Vernachläſſigung entſtandene Verſaurung des Bodens, daß ſich auf dieſer flachen Höhe viel Waſſer ſammelt, welches zur Wäſſerung von Wieſen, vielleicht ſelbſt für Anlegung von Streurietern, benutzt werden kann.

Von ungefähr ähnlicher Beſchaffenheit ſcheint die ganze hohe Ebene zu ſein, welche ſich zwiſchen dem Toßfluß und dem Waſſerbecken der Glatt bis zum Landſtädtchen Bülach hinauszieht und in landwirthſchaftlicher Hinſicht noch ſo äuſſerſt mangelhaft benutzt wird. Das im Bläſihof aufzuſtellende Muſterbild einer beſſern Benutzung dieſes erhöhten Landes erſcheint demnach nicht wertblos. Zwar mag die Koſtbarkeit der landwirthſchaftlichen Verbeſſerung und Benutzung dieſes Staatsguts allerdings von Anwendung ähnlicher Verbeſſerungsmittel abſchrecken; allein wenn einſt Ueberfluß von kräftigen, für landwirthſchaftliche Arbeiten tüchtigen Menſchen vorhanden iſt, ſo werden ſich allmälig auch ausführbarere Benutzungs-Maasnahmen entwickeln,

um ſowohl dieſe hohe, faſt unbewohnte Gegend, als auch andre Abtheilungen unſers Landesgebiets, die noch lange nicht zweckmäßig genug angebaut ſind, landwirthſchaftlich beſſer zu benutzen.

Den ſehr befriedigenden Zuſtand der Anſtalt, als Erziehungsmittel für die Zöglinge, hat die Aufſichtsbehörde vorzüglich dem regen Eifer und dem ſittlich-frommen Sinne des in Hofwyl gebildeten Lehrers, Johannes Ruegg, aus dem Zürcheriſchen Dorfe Bauma, zu danken, der mit vieler Treue und mit zuſehends ſich entwickelnder Kraft die Zöglinge nicht bloß unterrichtet, ſondern ſorgſam erzieht. Den Unterricht ertheilt er mit verſtändiger Rückſicht auf die Perſönlichkeit jedes Zöglings; ohne den wechſelſeitigen Unterricht in ſeinen vollſtändigen Formen anzuwenden, benutzt er jedoch die fähigern Schüler zur Nachhilfe für die ſchwächern. Der Unterricht wird nach Bedürfniß, gemeinſam oder in verſchiedenen Abtheilungen ertheilt, und die zurückgebliebenen Zöglinge werden öfters allein unterrichtet, um ſie ſchneller den übrigen nachzubringen. Im Winter wird ſchon Morgens um halb ſechs Uhr Unterricht ertheilt, und dieſer mit landwirthſchaftlichen Arbeiten alſo abgewechſelt, daß der Wechſel die erforderliche Erholung gewährt, indem der letztern keine eigenthümliche Zeit eingeräumt iſt. Die Kleider, Betten (dieſe jedoch einſchläfig), Nahrung und ganze Lebensart der Zöglinge ſind ſo eingerichtet, wie es für Glieder der ärmſten Volksklaſſe angemeſſen iſt, und überall wird ein möglichſt ſparſamer Haushalt ſorgfältig beobachtet. Täglich müſſen zwei Zöglinge, der Reihe nach abwechſelnd, bei der Beſorgung des Viehes behilflich ſein, um ſich mit dieſem wichtigen Zweige der Landwirthſchaft recht genau bekannt zu machen. Es wird zwar kein theoretiſcher Unterricht der Landwirthſchaft ertheilt, aber die Zöglinge werden in jedem Arbeitsfache geübt und überall auf die Zwecke der Arbeiten aufmerkſam gemacht. Bei der Behandlung des Düngers, dieſer Hauptgrundlage unſers Landbaues, werden die Zöglinge vielfältig gebraucht, und faſt täglich werden ſie zum Austragen der Jauche angehalten, um ſich an dieſes Geſchäft zu gewöhnen. Mit einem Wort, der ganzen Erziehung dieſer jungen Leute liegt die Abſicht zum Grunde, ſie zu tüchtigen Bauerknechten zu bilden, und ſchwerlich dürfte ein Bauersmann der hieſigen Landſchaft von der Anſtalt Mehreres verlangen können, um einſt aus ihren Zöglingen ſich mit Beruhigung gute Arbeiter zu wählen.

Es hat ſich der Ertrag des Gutes im Jahr 1819 bedeutend vermehrt. Im Jahr 1818 betrug die Getreideärnte hundert Mütte, wovon vierzig wieder angeſäet wurden. Letzten Sommer war der Ertrag, ungeachtet das Getreide in der Gegend bedeutend durch den Brand litt, hundert und fünfzig Mütte, wovon wieder ungefähr vierzig Mütt zur neuen Ausſaat gebraucht wurden; alſo war der reine Getreide-Ertrag beinahe der gedoppelte des vorjährigen. Eben ſo war der reine Haſer-Ertrag im Jahre 1818 ungefähr zwanzig Mütt, in der letzten Aernte ſtieg er gleichfalls nahe an das Doppelte. Weil die Heuärnte im verwichenen Sommer meiſt ſehr ſchlecht war, ſo betrug die ganze Heu- und Emd-Aernte nur ungefähr vierhundert Zentner, während ſie im vorhergehenden Jahr nahe an fünfhundert Zentner ertragen hatte, wodurch ein

beträchtlicher Heuankauf für den des vermehrten Haushaltes wegen auch vermehrten Viehſtand unentbehrlich wurde.

Aus Spanien.

Zuſtand der Religion und der Wiſſenſchaften im Jahr 1819.

Dieſe Darſtellung und die ſie begleitenden Anmerkungen rühren von einem kenntnißreichen und mannigfach gebildeten jungen Manne her, dem Hr. John Bonring, welcher ſich lange und bis ins Jahr 1819 in Spanien aufhielt; ſie ſind auszugsweiſe aus den Annales protestantes (1820. Livr. 5. et 6.) überſetzt, und es wäre überflüſſig, zu bemerken, welchen erhöhten Werth die Anſichten des verſtändigen und unbefangenen Beobachters durch die ſeitherige Staatsumwälzung des darin nach einigen ſeiner wichtigſten Verhältniſſe geſchilderten Landes erhalten. U.

Den Berechnungen des Hrn. Antillon zufolge [1]) befinden ſich in Spanien zweihunderttauſend Geiſtliche. Der Einfluß dieſer mit ungemein reichen Einkünften verſehenen Geiſtlichkeit auf die Volksmaſſe iſt unberechenbar groß; und obgleich derſelbe allerdings von Tag zu Tag abnimmt, ſo iſt hingegen das ganze Thun und Streben der Regierung dahin gerichtet, ihn zu erhalten und neu zu befeſtigen.

Es wäre ungerecht, wenn man die Weltgeiſtlichkeit Spaniens nicht von der Menge der Mönche unterſcheiden wollte, von denen die Halbinſel wimmelt, die zum Theil in reich ausgeſtatteten, vieles Grundeigenthum und ein großes bewegliches Vermögen beſitzenden Klöſtern wohnen, zum Theil (die Bettelorden) ſich vom Schweiße des Landbauers mäſten und von der arbeitenden Klaſſe den Unterhalt ihres frommen Müßiggangs fordern. Die Weltgeiſtlichkeit, obgleich ebenfalls allzuzahlreich, iſt zum größern Theil human und gebildet; ihre Glieder erzeigen ſich in ihrem Kirchſpiele wohlthätig und tröſtend; manche unter ihnen ſind auch Freunde der Wiſſenſchaften und der Freiheit. Die Mönche hingegen, mit ſehr wenigen, jedoch bemerkenswerthen Ausnahmen, [2]) ſind eine ſtörrige, unwiſſende und träge Menſchenklaſſe. [3]) Sie leben, dem Ausdruck eines ſpaniſchen Dichters zufolge, zwiſchen Kirche und Refektorium in einem Zuſtand ſinnlicher Genüſſe, mit welchem verglichen alle andern Freuden nur ein Fegfeuer ſind. [4]) Das Band, welches ſie mit dem Glück und Wohl ihrer Mitmenſchen verknüpfte, iſt für allezeit zerriſſen; ſie kennen weder Familien- noch Freundſchafts-Verhältniſſe; ihre Macht gründet ſich auf die Barbarei und Unwiſſenheit des Volks, und ihr großes Beſtreben muß dahin gerichtet ſein, ſich allem dem zu widerſetzen, was Kenntniſſe und Freiheit befördern kann, die etwas früher oder ſpäter dem Lande ihre unnütze Laſt abnehmen werden. Eine Staatsgeſellſchaft, die ihren wahren Vortheil erkennt, wird niemals einen ſo zahlreichen Verein beibehalten, deſſen Glieder ihr nutzloſes Leben, auf Koſten der fleißigen und thätigen Staatsbürger, in Ueberfluß und ſinnlichen Genüſſen hinbringen, und die auſſer dem Schmucke der eigenthümlichen Kleidung, dem langen Barte und dem geſchornen Haupte, kein andres Verdienſt

beſitzen. Wie ſehr auch Spaniens Ziviliſation gegen andre Nationen ſich noch im Rückſtand befindet, und welche Rückſchritte das Land unter der jetzt auf ihm laſtenden Deſpotie machen mußte, ſo kann man ſich deſſenungeachtet nicht verhehlen, daß die Fortſchritte der Aufklärung in der Nation, ſeit Anbeginn der letzten Staatsumwälzung, unermeßlich groß geweſen ſind. [5])

Dieſe Staatsumwälzung hat bereits einen ſehr günſtigen Einfluß auf die Verfaſſung und die Verhältniſſe der Geiſtlichkeit gehabt, und ſie wird ihn noch weiterhin haben. Ohne der Zahl Prieſter und Mönche zu gedenken, welche während des Ueberfalls und der Beſetzung des Landes von fremden Heerſchaaren umgekommen ſind, und abgeſehen von den vielen nicht mehr vorhandenen Klöſtern, von der Veräuſſerung von Kirchengütern und von den vielen, während der Unruhen und Wirren des Krieges minder bemerkten und minder auffallenden, freiwilligen Rücknahmen religiöſer Gelübde, haben ſich noch andere wichtigere Veränderungen ereignet. Der Beſchluß der Cortes, dem zufolge keine Kloſternovizen angenommen werden durften, [6]) hat dem Einfluß der Mönche einen tödtlichen Streich verſetzt; die dadurch entſtandene Lücke iſt ſeit der Rückkehr des vormaligen Deſpotismus nicht mehr ausgefüllt worden, und ſie dürfte es vermuthlich nie wieder werden. Mit Ausnahme der reichen Klöſter, klagen die übrigen meiſt, daß ſie wenige andere als ſolche Novizen erhalten, die den unterſten Volksklaſſen angehören und nicht geeignet ſind, den Einfluß und das Anſehen des Ordens zu erhalten. Höchſt ſelten nur kommen noch Fälle von Söhnen vornehmer oder reicher Familien vor, die ins Kloſter treten wollen und ihre Aufnahme durch Reichthümer und Anſehen zu erwiedern geneigt ſind. Ein andrer Umſtand, welcher, als Folge der Staatsumwälzung, den Einfluß der Ordensgeiſtlichkeit auf das gemeine Volk kräftig vermindern half, iſt dieſes, daß die Mönche ſich gezwungen ſahen, ihre Zellen vielfältig zu verlaſſen, ſei es, um vor den feindlichen Bajonetten zu fliehen, oder weil ſie ihre Klöſter den kranken und verwundeten Kriegern einräumen mußten, und daß ſie nun auſſer den Ordenshäuſern dem Volke ganz anders erſchienen, als innerhalb ihrer Mauern. In dem Verhältniß, wie man ſie näher kennen lernte, ſank die Achtung, welche man für ſie gehegt hatte, und das Vorurtheil der Menge, das ihnen ſo lange Zeit allgemeine Ehrfurcht gezollt hatte, verlor ſich, ſobald ſie, ihrer äuſſern Unterſcheidungszeichen beraubt, eben die Schwächen und die gleichen Thorheiten wie andere Menſchen zu Tage legten. [7]) Derjenige, den man bei einer impoſanten Prozeſſion oder vor einem geſchmückten und beleuchteten Altar für einen Heiligen oder Propheten genommen hatte, ward ungleich kleiner oder vollends zu nichts geworden, wenn er ſich im gemeinen Leben, unverſchleiert, dem unbefangenen Beobachter darſtellte. Man überzeugte ſich damals zum erſtenmal, daß die Mönche für die Erhaltung der Religion keineswegs unentbehrlich ſeien. Die Meſſen wurden geleſen wie zuvor, die Hoſtie ward mit gewohnter Feier und Pomp durch die Straßen getragen, die rührenden Gebräuche, welche den Menſchen, bei ſeinem Eintritt, wie bei ſeinem Ausgang dieſes Thränenthals, empfangen und begleiten, wurden in der nämlichen Ordnung vollzogen, die frommen Gebete, welche den Segen des Himmels für die Arbeiten des Landmanns erflehen, wurden nicht vermißt,

und die reichen Aernten erfolgten wie zuvor. Inzwiſchen ward das Vaterland, ohne Zuthun der Mönche, von dem ſchmählichen Joche der Eroberung befreit; die Anſtrengungen der Spanier und ihrer Waffengefährten wurden mit Sieg und Ruhm gekrönt, und wenn die Verachtung, mit welcher dieſe letztern die ganze Horde der weißen, ſchwarzen und grauen Mönche behandelten ſich ihren katholiſchen Bundesgenoſſen nicht in gleichem Grad mittheilte, ſo iſt doch gewiß, daß auch bei ihnen die angewöhnte vormalige Achtung für die Kloſterbewohner einen mächtigen Stoß erlitt.

Wie gern man inzwiſchen auch dem Zeitpunkte nachdenkend voraneilt, wo die ſpaniſche Nation vom Mönchsjoche frei ſein wird, ſo darf man nicht vergeſſen, wie viele angenehme und dichteriſche Erinnerungen eben dieſer Einfluß in ihrer Phantaſie weckt. Ihre Feſte, ihre Romeria's,[8]) ihre ländlichen Vergnügungen, jede theure Erinnerung vermengt ſich mit demſelben und ſchließt ſich irgend einem zur Ehre eines Heiligen gefeierten Tage an. Mit einer Meſſe beginnt der Spanier jede ſeiner Erholungen, und eine Mönchs- oder Brüderſchafts-Prozeſſion iſt ein nothwendiger Beſtandtheil der Gemälde, bei denen ſein Gedächtniß gern verweilt. Aehnlichen und vielleicht noch ſtärkern Eindruck erzeugt in ſeinem Geiſt die in Spanien ſo allgemein herrſchende, enthuſiaſtiſche Vorliebe für die Tonkunſt.[9]) Der Spanier lebt und webt in einem Lande der Poeſie und der Dichtungen. Er hört mit immer gleichem Entzücken die Romanceros,[10]) welche die Feſttage ſeiner Helden feiern und ſeine Mönche und Einſiedler zum Range von Heiligen und Engeln erheben. Aufmerkſam horcht er auf die Geſchichten ihrer Großthaten, ihrer Leiden und ihres Martyrthums, und dieſe mit den Reizen des Versbaues geſchmückten Erzählungen ſind ſeinem Geiſt angenehmer, als alle Schönheiten der heiligen Schriften. Der Vortrag der Mönche, welche die unbefleckte Jungfrau ihrer beſondern Gunſt würdigen ſoll, gilt dem Spanier als Orakel, und ihre Thaten für Wunder. Ihnen verdankt das Land die Gunſt, der zufolge es unter dem beſondern Schutze der Engelskönigin und Gottesmutter ſteht; in jedem Kloſter findet der Spanier die Protokolle, welche die durch das Mittel ihrer frommen Bewohner vielfältig erprobte mächtige Dazwiſchenkunft des Himmels bezeugen. Die Altäre ſind mit den Opfergaben derer beladen, welche durch des Kloſters fromme Verwendung von Krankheiten genaſen oder aus Gefahren errettet wurden. Der Spanier hält ſich, vor allen andern Gläubigen aus, für ein bevorrechtetes Volk. Unſre hilfreiche Mutter (del Amparo) lächelt ihm freundlich zu, und die Jungfrau vom Karmel neigt ihr gnadenreiches Haupt ihm entgegen.[11]) Zehntauſend Glanzſtrahlen bilden die Glorie ſeines Schutzengels; was die begeiſterte Stimme ſeines Karmelitermönchs verkündet, das ermuntert und beruhigt ihn; durch ſein Skapulier, wenn jener es geſegnet hat, glaubt er ſich vor allen Gefahren ſicher; eine päpſtliche Ablaßbulle ſchmückt ſein Haus, ein Gefäß mit Weihwaſſer hängt über ſeinem Kopfkiſſen: was ſollte ihm noch fehlen und welche Gefahr könnte ihm weiterhin drohen? Sein Geiſt überläßt ſich unbedingt dem vertrauensvollen Glauben, der ihn beruhigt und ihm keine Freiheit des Unterſcheidens mehr übrig läßt. In dieſem Glauben beſteht alle ſeine Religion und ſein

ganzes Chriſtenthum. Wie ſchwer muß ihm dann nicht die Unterſcheidung des Guten und Böſen werden, wenn er einmal dazu gelangen mag? Welche Feſtungswerke müßten erſt umgeworfen werden, wenn Vernunft und Wahrheit nur einige Schritte vorwärts machen ſollen? Wie mögen ſo ſüße Träume, ſo lebhafte Erinnerungen, ſo entzückende Hoffnungen vergeſſen werden? Wer darf ſich berechtigt halten, dem Spanier einen ihm ſo köſtlichen Wahn zu entreiſſen? Kann dieſe Unwiſſenheit nicht ſogar auch für wohlthätig geachtet werden? Iſt es nicht Thorheit, dieſelbe gegen Weisheit austauſchen zu wollen?

Noch aber haben wir leider nur eine Ecke des Vorhangs gelüftet. Wie gefällig das Bild der mit ſich ſelbſt vergnügten Unwiſſenheit die Phantaſie immerhin auch darſtellen mag, ſo muß ſich hingegen der ſittliche Einfluß eines ſolchen Syſtems jederzeit als der Vernunft höchſt verderblich erzeigen. Jeder Irrthum iſt als ein Uebel zu betrachten, und derjenige, welcher die äuſſern Formen des Kultus an die Stelle des Einfluſſes bringt, den die Religion auf das Gemüth ausüben ſoll, iſt ein unermeßlich großes Uebel. In Spanien ſehen wir eine Religion, wenn ſie anders ſo genannt werden kann, die auf ausſchließlichen Zeremoniendienſt beſchränkt iſt. Die Pflichten des täglichen Lebens, welche ſie auflegt, beſtehen hier zu Land in keinen frommen und liebreichen Geſinnungen; ſie beſtehen im Meſſehören, im Herſagen des Paternoſters und des Ave Maria, im Opfern für die Seelen im Fegfeuer und in tauſend kindiſchen Gebräuchen, die ſich in Lebensart und Karakter überall wieder abſpiegeln. Der Spanier bringt ſeine Zeit in der Kirche zu, um ein Meßamt in einer ihm unbekannten Sprache zu hören; [12]) er biegt ſeine Knie oder ſchlägt ſich auf die Bruſt, wenn er gewiſſe, ſeinem Ohr vertraute, übrigens ihm unbekannte Konſonnanzen hört; er geht zur Beichte und zum Abendmahl, mit einer Regelmäßigkeit, von der er nie abweicht, [13]) und die Predigt, die er im beredſamen Vortrag der ſchönen Sprache ſeines Vaterlandes anhört, belehrt ihn keineswegs über die ſittlichen Gebote ſeiner Religion, ſondern ſie beſchäftigt ſich mit Verherrlichung der Tugenden und mit Erzählung der Wunder irgend eines Heiligen oder Martyrers, deſſen Feſt gefeiert wird. Seine Religionspflichten lieſet er nicht in der Bibel, ſondern in einem Kalender, und dieſer Kalender iſt anders nichts, als eine Art chriſtlicher Götterlehre. Wenn die Zahl ſeiner Heiligen größer iſt, als die der Gottheiten des Pantheons, [14]) ſo kommen, die Wahrheit zu geſtehen, darunter ſolche vor, die den letztern nicht zur Seite ſtehen dürfen.

Man ſagt dem Spanier, es ſtelle ſein Land den ſchönſten Triumph chriſtlicher Rechtgläubigkeit dar; die Schismatiker und die Ketzer ſeien, wo nicht vertilgt, doch verſtummt. Wenn nebenbei durch ganz Spanien menſchliches Elend überall zur Schau liegt; wenn die Spitäler gänzlich vernachläſſigt oder eigennützigen und feilen Menſchen anvertraut, wenn die Gefängniſſe mit Verbrechern aller Art, und mit Unſchuldigen zugleich in der kläglichſten Vereinbarung, angefüllt ſind — was liegt daran? Spanien, das katholiſche Spanien, hat ſeinen Glauben unverletzt und rein erhalten; ſeine Prieſter bezeugen uns, ein Irrthum des Glaubens ſei viel gefährlicher, oder, um mich ihres milden Ausdrucks zu bedienen, viel verdammlicher,

als eine Menge Verirrungen des Betragens. 15) Ein verdorbenes Herz kann Gnade finden, der irrende Geiſt hingegen niemals. Dies iſt das eigentliche Verhältniß des verderblichen Grundſatzes, deſſen Gift ſich über das ganze genau zuſammenhängende Syſtem verbreitet. Ihm müſſen alle Verkehrtheiten, Verirrungen und Verbrechen, deren Schauplatz Spanien iſt, zugerechnet werden. Dieſer Grundſatz iſts, der die Dominics und Torquemada's erzeugt hat.

Mit einem Wort, die Unduldſamkeit, in ihrem vollendeten und verderblichſten Umfange, iſt die Grundlage von Spaniens kirchlichen Einrichtungen. Sie ward die Grundſäule der Verfaſſung genannt, und ſie hat ſich mit den Gewohnheiten und Vorurtheilen der Nation dermaßen vereinbart, daß die Cortes, bei all' ihrem Freiſinn, die Ausübung keiner andern Religion, auſſer der römiſch-katholiſch-apoſtoliſchen (catholica apostolica romana unica verdadera) erlauben durften. 16) Das Geſchrei über Neuerung wäre im Spanien, wie an ſo viel andern Orten mehr, ein furchtbares Schwert in der Hand derer geworden, die dafür halten, der Irrthum werde durch ſeine lange Dauer geheiligt. Unſtreitig, wenn durch langen Beſtand das Böſe gut werden könnte, ſo müßte die Verfolgung auf jedem Blatte der Geſchichte Spaniens, von der Zeit an, wo der Gothenkönig Recaredo den Arianismus aufgab, ihre Rechtfertigung finden; als einzige Ausnahme ſtellt ſich der duldſame und unglückliche Witiza dar. Lange vor der Zeit, in welcher die Inquiſition ihre furchtbaren Strafurtheile dem Syſteme beigeſellte und ihr blutiges Schwert geltend machte, lebte und wirkte ihr Geiſt bereits ſchon in Spanien. Tauſende von Juden und Mauren waren Schlachtopfer deſſelben, und die Stifter des Inſtituts haben anders nichts gethan, als durch Abſolution des Papſtes und der Könige Mordthaten für geſetzlich erklärt, die wahrſcheinlich ein von Mönchen und aufrühriſchen Prieſtern aufgereizter, barbariſcher und fanatiſcher Pöbel ohnedies verübt hätte.

Die Fortſchritte der Zeit und der Denkart haben allerdings die Inquiſition gar viel menſchlicher gemacht; um in einem aufgeklärtern und ans Forſchen und Prüfen gewöhnten Zeitalter ſich Einfluß zu ſichern, mußte ſie Männer von höherm Talent aufſuchen; dieſe haben ihre Härte gemildert und der Verkehrtheit ſowohl als den Bedrückungen ihrer untergeordneten Werkzeuge einen Damm entgegengeſetzt. Wenn gleich ihre Strenge und ihre Verfolgungen noch fortdauern, ſo wagt ſie doch keine Scheiterhaufen mehr zu errichten. Gegenwärtig iſt der Eifer der Inquiſition vorzüglich gegen die Freimaurer gekehrt, deren eine Menge in ihren Kerkern und Schlöſſern verwahrt werden. Ich habe mit vielen aus ihren Gefängniſſen entlaſſenen Perſonen geſprochen, welche mich einſtimmig verſicherten, die Tortur werde nicht mehr angewandt. 17) Hingegen iſt die Herrſchaft der Inquiſition über Literatur und Bücherweſen vielleicht größer als jemals. Obgleich Spanien an vorzüglichen Schriftſtellern gegenwärtig keineswegs Mangel leidet, ſo waren die Druckerpreſſen doch zu keiner Zeit weniger beſchäftigt. Der Deſpotismus, welchem Verfaſſer 18) und Herausgeber ſich unterziehen müſſen, iſt ſo unerträglich, daß nur Wenige den Muth haben, ihn freiwillig zu erdulden. Nicht ſelten wird, nachdem die Bekanntmachung eines Werkes bewilligt war, daſſelbe dennoch unterdrückt und die ganze Auflage

verbrannt, ohne daß jemals den ſo empfindlich Geſchädigten irgend ein Erſatz zu Theil würde. Die Anmaßung der Inquiſitoren, welche Alles verurtheilen, was ſie nicht verſtehen,[17]) ihre Hausſuchungen, ihre willkührlichen Befehle, gegen die weder Schutz noch eine weitere Berufung ſtatt findet, machen aus ihnen eben ſo furchtbare Feinde, als unzuverläſſige Freunde.

Die Schwierigkeit, der lange Verzug, die Koſten und die öftere Unmöglichkeit, für die Herausgabe eines guten Buches Erlaubniß zu erhalten, ſtehen im auffallenden Kontraſt mit der Menge und dem Ueberfluß nichtswürdiger und lächerlicher Erzeugniſſe, welche die ſpaniſchen Preſſen emſig zu Tage fördern. Erzählungen der durch viele Muttergottesbilder bewirkten Wunder;[20]) Lebensgeſchichten heiliggeſprochener Mönche und Nonnen; Romanzen, welche irgend eine wunderbare Bekehrung beſingen; Schmähſchriften gegen die Juden,[21]) die Ketzer und die Freimaurer; Geſpenſtergeſchichten und was dazu weiter gehört: dies ſind die nicht etwa mit Bewilligung der Inquiſitoren, ſondern durch Veranlaſſung und mit Aufmunterung derſelben, überall ausgegebenen Druckſchriften.

Die Bemerkung iſt gar nicht neu, daß die grauſamſten nnd unduldſamſten Verfolger öfters Menſchen waren, welche ſelbſt keine religiöſen Grundſätze hatten; Menſchen, welche die Staatsreligion als ein Polizeifach anſahen und jede Abweichung von dem ſogenannten Nationalglauben als eine Verletzung des Geſetzes, oder vollends als eine Art Hochverrath. Umſonſt mag man ſich auf ein Recht zur Prüfung, auf Gewiſſenszweifel, auf redliche Ueberzeugung berufen; ihr grimmiger und wüthender Zorn verſteht davon nichts und fordert unbedingte Selbſtverläugnung und blinden Gehorſam. Dies iſt im Allgemeinen der Karakter derer, welche die religiöſe Unduldſamkeit am ſtrengſten handhaben, und ihre Zahl iſt groß in Spanien. Es gibt andere, die ſich einbilden, aus dem Pomp und der Pracht des römiſchen Zeremoniendienſtes gehe ein bewundernswerthes Syſtem von Täuſchung hervor, das die unwiſſende Volksklaſſe blenden und ſogar auch beglücken könne. Dieſe halten ſich für Geſchöpfe höherer Art; während ſie ſelbſt das Licht der Vernunft und des menſchlichen Wiſſens gebrauchen und benutzen wollen, mögen ſie den unwiſſenden Pöbel gern in der Finſterniß laſſen und zu ihren Füßen erniedrigt ſehen. Warum ſollten ſie ihre Perlen vor die Schweine werfen? Was ſollen, meinen ſie, Wahrheit und Tugend denen, welche in Laſter und Irrthum verſunken ſind?

Eine bedeutendere Klaſſe, welche die Mehrheit des gebildeten Klerus von Spanien begreift, beſteht aus Menſchen, deren vernünftige Meinungen ſich einigermaßen zur Ketzerei und zum Unglauben hinneigen. Leider ſind die Intereſſen dieſer Klaſſe mit dem wirklichen Beſtand der Dinge ſo genau verknüpft, daß ihnen kein Sinn daran kommt, jene Vortheile höhern Rückſichten des Rechts und der Wahrheit zum Opfer zu bringen. Sie ſehen in dem vorhandenen Syſtem einen ehrenvollen und einträglichen Aberglauben. Wenn ſie ſich vollends noch bereden können, daß er ganz unſchuldig ſei, ſo ſind ſie gänzlich zufrieden. Sie gehen noch weiter; ſie ſagen, es ſei dieſer Aberglaube eine Wohlthat, und ſie haben das ſo oft wiederholt, daß ſie es am Ende ſelbſt glauben. Wollten ſie um ſich her blicken, ſo könnten ihnen die beklagenswerthen

Folgen, welche der Aberglaube und die Unduldſamkeit in ihrem unglücklichen Vaterlande erzeugt haben, nicht verborgen bleiben. Was iſt aus Sevilla, der Königin der Städte, mit ihren hundert fünfundzwanzig Kirchen und Klöſtern geworden? eine Zufluchtſtätte und ein Heiligthum der Unwiſſenheit, in welchem die Charte der ſpaniſchen Freiheiten, unter dem aus tauſend Kehlen wiederhallenden Ausruf: Hoch leben König und Inquiſition! Verderben der Konſtitution! mit Füßen getreten ward; und Cordova, die Stadt, welche lange Zeit eine Wiege der Künſte und ein Tempel der Weisheit genannt werden konnte, iſt zur Wohnſtätte des Laſters und der Barbarei geworden. Die Druckerpreſſen, welche während der nur allzukurzen Herrſchaft der Freiheit hier frei geweſen waren, wurden durch einen fanatiſchen Pöbel zertrümmert, der, von Mönchen aufgereizt, durch die Straßen lief und Jedem Tod drohte, deſſen Name in irgend einer Verbindung mit der Sache der Freiheit geſtanden hatte. Wie viel einſt berühmte Städte ſind untergegangen? [22]) Was iſt von ihrem vormaligen Ruhme übrig geblieben? Trümmer der Häuſer, Werkſtätten, Manufakturen und Paläſte; neben dieſen aber Kirchen, Klöſter und Spitäler, die aufrecht ſtehen und das Elend überlebt haben, welches durch ihre Bewohner iſt verſchuldet worden. [23])

(Der Schluß folgt im nächſten Heft.)

Noten und Belege.

1) Ich kann dieſen berühmten Namen nicht vorbeigehen, dem, welchem er angehörte, verdienten Dank und Bewunderung zu zollen. Ein den Wiſſenſchaften und der Tugend geweihtes Leben, ein unerſchütterlicher Muth in Vertheidigung bürgerlicher und religiöſer Freiheit, und zum Lohn dafür der Dolch eines gedungenen Mörders: ſolche Verdienſte und ein ſolches Schickſal müſſen wohl dauernde Erinnerungen in den Herzen zurücklaſſen.

2) Niemand bezweifelt, daß die Einſamkeit der Klöſter dem Nachdenken und wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen dermaßen günſtig ſei, daß allerdings die Literatur ihnen in früherer und ſpäterer Zeit Vieles zu danken hatte. Ein flüchtiger Blick auf die Spalten von Nicolas Antonio's biographiſchem Wörterbuch kann davon den überzeugenden Beweis liefern.

3) In manchen Klöſtern trifft man keine andern Bücher an, als Meßbücher und ſolche, welche die Statuten des Ordens enthalten. In andern finden ſich vortreffliche Bibliotheken, deren Werth die Ordensleute nicht kennen. Im Kloſter St. Michael de Los-Reyes bei Valenzia ſah ich manche ſehr merkwürdige Handſchriften, die unter der Obſorge einer höchſt unwiſſenden Brüderſchaft von Geronimiten ſtehen. Der Bibliothekar wollte mir eine berühmte Handſchrift des Romans von der Roſe (roman de la Rose) nicht zeigen, weil der Verfaſſer ein Ketzer ſein ſolle. Er habe, ſagte er, auf das Titelblatt des Buchs einige Verſe geſchrieben, die jeden Neugierigen, der daſſelbe zufällig aufſchlagen würde, zu ſchrecken geeignet wären. Er hatte eine prächtige Handſchrift der divina comedia mit kolorirten Zeichnungen den Flammen

geopfert, weil, ſagte er, der verwegene Dichter ſogar auch Päpſte in die Hölle zu ſenden ſich erfrecht habe.

4) „Alle Glückſeligkeit, die man genieſſen kann, iſt nur ein Fegfeuer, wenn ſie mit derjenigen verglichen wird, welche die Mönche zwiſchen dem Chor und dem Refektorium genieſſen.“ Montalvan, Principe persequido.

5) Man hat die Rückkehr der Jeſuiten gefürchtet. Sie erfolgte; aber es waren nicht mehr die vormaligen gelehrten und berühmten Väter. Statt ihrer erſchien eine Handvoll unwiſſender Greiſe, kraftloſer, zum Guten und -- wie zu hoffen ſteht — auch zum Böſen unfähiger Leute. Der Pater Juan André iſt zu Rom im Jahr 1817 verſtorben.

6) Die Pflicht aller Jünglinge, für die Vertheidigung des Vaterlands die Waffen zu tragen, diente zu Begründung oder zum Vorwand des Beſchluſſes. Die Mönche ſelbſt konnten dawider nichts einwenden.

7) An Beiſpielen von Mönchen, welche die abſcheulichſten Verbrechen auf dem Schaffotte büßten, fehlt es nicht, und leicht könnte ich eine Menge Betrügereien, Gewaltſamkeiten und Mordthaten, welche durch Mönche ſeit der Rückkehr des Königs verübt wurden, und die an Gräßlichkeit ihres Gleichen kaum finden, hier aufzählen.

8) Romerias: nächtliche Stell-dich-ein bei einem Heiligenbild. Jedermann weiß, wie leicht ſolche Andachtsübungen überall Unordnungen aller Art veranlaſſen. Calderon ſelbſt bezeugt ihre Gefahren. In ſeinem Theaterſtück: A Maria el Corazon drückt er ſich alſo aus:

„Dieſe Verſammlungen haben anfangs fromme Zwecke der Andacht; nachher werden daraus Luſtparthien; zunächſt findet ſich die muntere Freude ein, dann kommen Mahlzeiten hinzu, zuletzt Spiel und Tanz, und an all' dieſen Klippen ſcheitert die Andacht.“ — Ein ſpaniſches Sprichwort ſagt: „Wer viel andächtigen Stell-dich-ein nachläuft, der wird ſpät oder gar nicht fromm.“

9) Die römiſch-katholiſche Kirche hat ein rühmliches Bündniß mit den ſchönen Künſten geſchloſſen; jede derſelben half ihre Zwecke befördern, und hat durch ſie hinwieder die eigenen Fortſchritte geſichert erhalten. Die Dichtkunſt, die Malerei und die Tonkunſt haben große Verpflichtungen gegen den römiſchen Kultus, der ſich aus ihnen ſeine reiche Ausſtattung bildete, eingegangen.

10) Hier folgen zwei kleine Proben der Schreibart der romanceros. Die erſte aus einer Hymne zum Preis der Jungfrau.

„Du Königin der Himmel, allmächtige Gebieterin, Quelle der Liebe und Milde, Strom der Güte und Gnaden, aller Vollkommenheit Ozean, ſtilles Meer der Hulden, der Herzensheiterkeit Regenbogen, der Morgenſtern und Pol, der den Himmel leitet.“

Saint Onufre.

Die zweite iſt einem Gedicht auf das Kreuz von Grao enthoben, und man wird finden, daß auch die eifrigſte Andacht die Höhe eines ſolchen Styls nicht erreichen mag.

„Die Bewegung aller Himmel, Luft, Feuer, Erde und Waſſer, ſtehen ſtille vor dem Kreuze von Grao; die Sonne, der Mond, die Sterne, die Planeten und die Morgenröthe bleiben nicht minder vor ihm ſtehen, während meine Feder die himmliſche Betfahrt ſeines Standortes beſingt.“

11) Die Karmelitermönche behaupten, der Prophet Elias (welchen Thomas Waldenſe die Königin der Jungfrauen unter den Männern nennt, wie Maria es unter den Weibern iſt) habe der Mutter Gottes auf dem Berge Karmel, neunhundert Jahre vor ihrer Geburt, einen Tempel geweiht. Wer die erſtaunlichen Wunder der Jungfrau vom Karmel kennen zu lernen wünſcht, der kann davon eine, von dem Mönche Jean Serrer bekannt gemachte, reiche Sammlung zu Rathe ziehen; jedes einzelne derſelben iſt von Prieſtern, Notaren, Magiſtratsperſonen und Ordensleuten beglaubigt.

12) Nebenbei iſt auch noch zu bemerken, daß viele Spanier von dem durch Weltprieſter bedienten Gottesdienſt durch die ſchimmernden Vorrichtungen abgezogen werden, womit die Mönche die Andächtigen nach ihrer Kloſterkapelle locken.

13) Spanien liefert auffallende Beweiſe vom Einfluß der Beichte auf die öffentliche Sittlichkeit, und es iſt nur allzugewiß, daß alle Arten der Ausgelaſſenheit in dieſem Lande mächtig durch dieſelbe ſind befördert worden.

14) Der Benediktinermönch Feijoo verſichert, ſein Orden zähle fünftauſend kanoniſirte Heilige.

15) Unter dem Raubgeſindel, das in Spanien jederzeit zahlreich war, dürfte ſich nicht leicht Einer finden, der nicht allen bei den Katholiken verpflichtend erachteten Zeremoniendienſt regelmäßig erfüllt.

16) Daß die Aufnahme einer ſo ungereimten Verfügung in die Staatsverfaſſung von den einſichtsvollen Männern, die das Werk zu Stande brachten, zugelaſſen ward, iſt im höchſten Grade karakteriſtiſch. Man glaubt, die Abſicht ſei geweſen, jedem Zweifel über ihre Rechtgläubigkeit einſtweilen auszuweichen, um ſpäterhin mit deſto beſſerm Erfolg die Plane der Kirchenreform vorzunehmen.

17) Die Tortur iſt ſeit mehrern Jahren in Spanien abgeſchafft, und dennoch trug E . . . kein Bedenken, davon Gebrauch zu machen.

18) Don Gonzalez Carbajal, ein Dichter von ausgezeichnetem Talent, deſſen Arbeiten denen von Luis de Leon mit Recht ſind verglichen worden, iſt gegenwärtig mit der Ausgabe einer Ueberſetzung der Pſalmen beſchäftigt. Die Handſchrift ward den Zenſoren der Inquiſition mitgetheilt, welche antworteten: ſie hätten zwar nichts gegen die Bekanntmachung des Buches einzuwenden, fänden jedoch ſehr befremdlich, daß darin des Papſtes nirgends gedacht werde!

19) Von vielen Zügen, die ich hier anführen könnte, will ich eines einzigen erwähnen. Weil ich gern alles vermied, was mir von der Inquiſition her Unannehmlichkeiten zuziehen konnte, ſo führte ich auf meiner Reiſe kein engliſches Buch bei mir, auſſer einer kleinen Anthologie.

In Miranda del Ebro, einer Stadt, wo eine ſehr ſtrenge Bücherzenſur ſtatt findet, ward das Buch von den Inquiſitoren erhaſcht. Sie rathſchlagten lange, ob es verboten ſei oder nicht, bis einem aus ihnen ein Wort auffiel, das dem Namen einer ſpaniſchen Stadt glich. „Es iſt ein Reiſebuch," ſagte jetzt der gelehrte Herr, und gab es mir zurück.

20) Es hält ſchwer zu ſagen, welchem der vielen Muttergottes-Bilder, denen die andächtigen Spanier huldigen, in der öffentlichen Meinung der erſte Rang gebührt; jeder trifft ſeine eigene Wahl; es ſind aber, wie ich glaube, unſere liebe Frau von Mont-Serrat in Katalonien und unſere liebe Frau zur Säule in Saragoſſa, die den Mönchen, welchen ihre Obhut anvertraut iſt, die meiſten Opfer zugebracht und die reichſten Aernten geſammelt haben.

21) Als Probe der Falſchheit, der Lüge und des Unverſtandes, womit die untern Volksklaſſen bearbeitet werden, gedenke ich, aus viel andern ähnlichen Schriften, der Centinela contra judios, eines volksthümlichen Buches, worin zuerſt die Inquiſition geprieſen wird, und hernach die Verbrechen und Beſtrafungen der zwölf Stämme des jüdiſchen Volkes folgendermaßen aufgezählt ſind:

„Der Stamm Juda hat den Herrn verrätheriſcher Weiſe ausgeliefert: dreißig ſeiner Glieder müſſen alljährlich durch Verrätherei ſterben. Der Stamm Ruben hat den Herrn im Garten ergriffen: darum bleibt all' ſeine Ausſaat unfruchtbar und keine Blume entfaltet ſich über ſeinen Gräbern. Der Stamm Gad hat dem Herrn die Dornenkrone aufgeſetzt: ſo oft der 25. März wiederkehrt, öffnen ſich blutende Wunden an denen, die ihm angehören. Die Kinder Aſſers haben den Herrn Chriſtus auf den Mund geſchlagen: ihre rechte Hand bleibt allezeit kürzer als die linke. Der Stamm Nephtali hat den Herrn wegen einer Schweinheerde verſpottet: ſeine Kinder kommen mit Hauern zur Welt und haben eine ſchweinigte Geſtalt. Der Stamm Manaſſe hat ausgerufen: „Sein Blut komme über uns und unſre Kinder!" Bei jedem Neumond werden die Söhne Manaſſe mit blutigen Geſchwüren überdeckt. Der Stamm Simeon hat unſern Herrn ans Kreuz geſchlagen: jeden 25. März zeigen ſich an Händen und Füßen aller Juden dieſes Stammes vier tiefe und ſchreckliche Wunden. Die Kinder Levi haben unſerm Herrn ins Angeſicht geſpieen: was ſie ausſpeien, das treibt der Wind ihnen ins Geſicht zurück, ſo daß ſie beſtändig mit Unflath überdeckt ſind. Der Stamm Iſaſchar hat den Herrn gegeißelt: am 23. März rieſelt Blut von den Schultern der Juden dieſes Stammes ab. Der Stamm Zabulon hat über ſeine Kleider das Loos gezogen: am nämlichen Tage wird ihr Gaumen von ſchmerzhaften Geſchwüren wund. Der Stamm Joſeph hat die Nägel zur Kreuzigung Chriſti geſchmiedet, und, um ſeine Schmerzen zu vermehren, ihre Spitzen abgeſtumpft: ſeither leiden alle Kinder Joſephs an blutig zerriſſenen Händen und Füßen. Die Söhne Benjamins haben dem Herrn Eſſig gereicht: darum ſind ſie alle ſcheeläugig und lahm; ihr Mund iſt mit ekelhaftem Ungeziefer ausgefüllt; und die gleiche Strafe wird allen Jüdinnen, die über fünfundzwanzig Jahre alt ſind, zugetheilt, weil es ein jüdiſches

Weib war, das dem Stamme Joſeph gerathen hat, die Nägel zur Kreuzigung des Herrn nicht ſpitz zu machen.“ Dies iſt ein treues Muſter vom Inhalt des Buches, das zweihundert und zwanzig Seiten hat.

22) Sevilla, Cordova, Santiago, Burgos, Toledo, mit einem Wort, alle Städte, in denen die geiſtliche Herrſchaft am thätigſten iſt, waren auch die, welche der bürgerlichen Freiheit, um nicht zu ſagen, der religiöſen Freiheit, den eifrigſten Widerſtand entgegenſetzten. In ganz Spanien ſieht es nirgends finſterer aus, als gerade in dieſen Städten. Was die Geiſtlichkeit von Santiago gethan hat, um die Bemühungen des großherzigen Porlier, für die Wiederherſtellung der Verfaſſung, zu vereiteln, iſt bekannt.

23) In ganz Spanien ſtößt man überall auf Dinge, welche traurige Erinnerungen wecken. Als ich in Alcala de Henares das Haus beſuchen wollte, worin Cervantes zur Welt kam, war es kurz zuvor niedergeriſſen worden, um den Gemüſegarten eines Kloſters zu vergrößern; ich erkundigte mich, wo die berühmte Handſchrift Ximenes Cisneros zu finden ſei; man hatte ſie zur Fütterung der Raketen bei einem Feuerwerk gebraucht!

Aus Perſien.

Die Stadt Theheran und ihre Umgebungen. *)

Theheran, gegenwärtig die Hauptſtadt von Irak-Adſchemi und von ganz Perſien, liegt im Hintergrunde einer großen, zwiſchen zwei, der Provinz Maſenderan zur Grenze dienenden Gebirgsketten eingeſchloſſenen Ebene, und lehnt ſich auf der Mitternachtſeite gleichſam an den Berg Elvend an, der ſie von dem Gebiete von Guilan abtrennt, und eine unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen ihr und den Nordwinden errichtet zu haben ſcheint. Eine faſt immer mit Schnee bedeckte Spitze, Demavend genannt, krönt, in einer Entfernung von etwa zehn Stunden von der Stadt, die Gebirge in Oſten. Gegen Norden hin zieht die Ebene ſich immer näher zuſammen. Sie iſt hier und da fruchtbar, doch auch, einem nicht kleinen Theile nach, ſandig und dürr. Die Stadt Theheran liegt dreißig Meilen ſüdwärts vom kaſpiſchen Meere, hundert Meilen nördlich von Iſpahan, ſechshundert ſüdöſtlich von Konſtantinopel, und ungefähr zwölfhundert von Paris. Noch vor dreißig Jahren war ſie nichts weiter als ein wenig bekannter Marktflecken, deſſen, mit Ausnahme Peters della Valle, welchen Olivier anführt, kein Reiſender der letztverfloſſenen Jahrhunderte Erwähnung thut. Erſt unter dem Eunuchen Aga-Muhammed-Khan, dem Oheim des jetzt regierenden Königs, fing ſie an

*) Aus den ſo eben erſchienenen Lettres sur la Perse et la Turquie d'Asie par *J. M. Tancoigne*, attaché à la dernière Ambassade de France en Perse et depuis interprête et chancelier du consulat de la Canée (Ile de Candie). Paris 1819. 2 Vol. 8. fig. Der Verfaſſer hatte in den Jahren 1807 und 1808 den General Gardanne auf ſeiner Geſandtſchaftsreiſe nach Perſien begleitet. Aus einer im Jahre 1818 von ihm zu Tage geförderten: Reiſe nach Smyrna u. ſ. w. haben ebenfalls einige Auszüge in dieſen Blättern geſtanden.

die königliche Reſidenz zu werden. Dieſer Monarch verſchönerte und befeſtigte ſie und ließ in derſelben einen weitläufigen Palaſt aufführen, den er mit Gräben und hohen Mauern umzog, und der nun, mitten in der Stadt ſelbſt, eine zweite Stadt bildet. Seit dieſer Zeit hat Theheran ſich immerfort vergrößert, und gegenwärtig wird ihre Bevölkerung auf 45—50,000 Seelen geſchätzt. Für die Hauptſtadt eines großen Reichs iſt freilich dieſe Bevölkerung ſehr gering. Iſpahan, in den ſchönſten Zeiten der Regierung der Sephis, zählte bis auf 600,000 Einwohner. Damals war aber Perſien glücklicher, ruhiger und noch nicht durch blutige Revolutionen entvölkert. Bei der Verlegung der königlichen Reſidenz nach Theheran ging die Abſicht des Aga-Muhammed-Khan hauptſächlich dahin, näher bei ſeiner Heimath, Mazenderan, zu ſein, wo er ſich einen bedeutenden Anhang wußte und wohin er, als nach ſeinem künftigen, auf den Fall, daß das Glück ihm untreu werden ſollte, hierzu bereits angeordneten Zufluchtsorte, bald alle Tage einen Theil ſeiner Schätze bringen ließ. Sein Neffe, der jetzige König Feth-Ali-Schach, hat zwar die Reſidenz auch nicht nach Iſpahan zurückverlegt; dürfte aber lange nicht ſoviel zu befürchten haben; vielmehr ſcheint ihm ſeine milde und billige Regierung den Thron, deſſen er ſeiner rühmlichen Eigenſchaften wegen würdig iſt, auf lange Jahre zuzuſichern. *)

Theheran hat keine andern Befeſtigungen, als eine Einfaſſung von erdenen Wällen. Dazu iſt jedes ſeiner Thore durch einen kleinen, mit etwas Artillerie verſehenen Thurm geſchützt. Dieſe Thore, ſechs an der Zahl, werden von einer Anzahl von Füſilieren und Mauthbeamten bewacht. Die Stadt bietet, rückſichtlich auf Gebäude, öffentliche ſowohl als Privathäuſer, was das Aeuſſere betrifft, nichts dar, das einer beſondern Aufmerkſamkeit werth wäre. Die Straßen ſind ungepflaſtert, mit Mauern von Erde eingefaßt, und gleichen eher Dorfgaſſen, als den Straßen einer Hauptſtadt. Kein Hauptgebäude, ja nicht einmal ein Fenſter, geht auf die

---

*) Dieſen jetzt regierenden König von Perſien ſchildert Hr. Tancoigne, der ihn mehrmals ganz in der Nähe zu ſehen und zu beobachten Anlaß gehabt, mit folgenden Zügen. Feth-Ali-Schach iſt gegenwärtig (1808) vierzig bis fünfundvierzig Jahre alt. Er hat ein ſchönes und majeſtätiſches Ausſehen. Seine Augen ſind groß, ſchwarz und mit dichten Augenbraunen eingefaßt; ſeine Phyſiognomie aber hat nicht das Mindeſte von jenem Ausdrucke der Wildheit und Rohheit, den man in dem Geſichte eines aſiatiſchen Monarchen glaubt ſuchen zu müſſen. Sein langer Bart fällt bis auf den Gürtel herab. Er beſchützt und ermuntert durch ſeine Freigebigkeit die Gelehrten, und vor allen die Dichter, in deren Gebiet er ſelbſt nicht fremd iſt. Seiner Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe hat Perſien das Glück und die Ruhe, deren es, nach langwierigen Stürmen, ſeit mehrern Jahren genießt, zu verdanken. Der König hat zweiundvierzig Söhne, und die Zahl ſeiner Töchter ſoll ſich über hundert belaufen, was jedoch, auſſer den Frauen des Königs und ſeinen Verſchnittenen, niemand genau wiſſen kann, indem alles, was im Innern des Harems vorgeht, in den Schleier des undurchdringlichſten Geheimniſſes gehüllt iſt. (Hr. Tancoigne ſpricht hier vom Jahre 1808. Seit dieſer Zeit ſoll ſich die Zahl der königlichen Prinzen bedeutend vermehrt haben, und Mir-Dawoud-Zadour, der im Jahr 1816 mit Aufträgen des Königs von Perſien nach Frankreich kam, hat verſichert, es habe ſich bei ſeiner Abreiſe aus Perſien die Zahl der Schach-Zades auf mehr als ſechzig belaufen.

öffentliche Straße hinaus, und der Ankömmling aus der Fremde, durch den Anblick der vielen hohen Thürme getäuſcht, würde in Verſuchung gerathen, eine geraume Zeit mitten in der Stadt ſelbſt die Stadt zu ſuchen, wenn er ſich nicht bereits in andern Provinzen Perſiens unvermerkt an ein ähnliches Schauſpiel gewöhnt hätte. Oft erblickt man in einer beträchtlichen Weite nichts als Häuſer, die durch die Gewalt der Erdbeben zuſammengeſtürzt ſind; dann kommt man zu öffentlichen Plätzen und Bädern, oder zu Moſcheen und Kirchhöfen; weiterhin folgt etwa ein Garten oder ein angebautes Feld. Dies alles zuſammengenommen, macht, daß die Bevölkerung eines ſolchen Bezirks ungleich geringer iſt, als ſich aus ſeinem Umfange ſollte vermuthen laſſen.

Aller Aufwand wird zu Theheran auf das Innere der Häuſer verwandt; wer übrigens ein einziges derſelben geſehen hat, der kennt ſie alle. Die Eintheilung der Zimmer iſt im Palaſte des Königs und in der beſcheidenſten Hütte des geringſten ſeiner Unterthanen dieſelbe, und der ganze Unterſchied beſteht darin, daß die Gemächer größer oder kleiner, mehr oder weniger reich verziert, mit dem einen Hauſe mehr, mit dem andern weniger Gärten und Höfe verbunden ſind.

Die gewöhnliche Eintheilung eines perſiſchen Hauſes iſt folgende. Der in der Regel gewölbte Haupteingang führt allernächſt in einen geräumigen Hof, deſſen Umkreis mit auf die ſchmale Seite eingelegten Ziegelſteinen gepflaſtert iſt. Die zwei dem Mittelpunkt am nächſten liegenden Räume bilden ein mit Jasmin, Roſenſträuchen und Platanen bepflanztes Parterre, und der Hof ſelbſt wird durch ein ablanges, mit einigen kleinen Springbrunnen verſehenes Baſſin in zwei gleiche Theile getheilt. Im Hintergrunde dieſes Hofes findet ſich das Hauptgebäude, welches gewöhnlich aus drei Zimmern im Erdgeſchoſſe und zwei Kabinetten im erſten Stockwerke beſteht. Das mittlere Gemach, von allen das geräumigſte, heißt Divan-Khane, iſt bei den Großen das Audienz- und Geſellſchaftszimmer, hat kein Fenſter und wird nicht anders verſchloſſen, als vermittelſt eines großen Vorhanges, der mit Hilfe von Rollen und Stricken nach Belieben aufgezogen und heruntergelaſſen werden kann. Die beiden Nebenzimmer ſind klein, manchmal aber reich verziert. Die Fenſter ſind von ſehr fein geſchnitzter Tiſchlerarbeit, und die Scheiben, welche nie über vier Quadratzoll halten, von verſchiedenen Farben, wie in alten chriſtlichen Kirchen. In den Häuſern der Minderbegüterten werden die Glasſcheiben mit weißem Papier oder leichtem auf einen Blindrahmen aufgeleimtem Wachstuche erſetzt. Die drei übrigen Seiten des Hofes bieten bloß eine Mauer dar, in welcher kleine Zimmer für die Dienerſchaft angebracht ſind. In einem zweiten oder dritten, jenem erſten vollkommen ähnlichen Hofe befindet ſich der Harem oder das Frauenzimmer. Das Innere eines perſiſchen Zimmers enthält keine andern Geräthſchaften, als einen der bei uns ſo ſehr geſchätzten, ſchönen Teppiche und drei ſehr feine Filze, von denen die zwei ſchmälern der ganzen Länge des Zimmers nach auf den Fußboden gelegt ſind, der breiteſte aber neben dem Fenſter den Ehrenplatz bezeichnet. Andre Sitze haben die Perſer nicht. Ihre gewöhnlichſte Stellung, in der ſie einen ſehr beträchtlichen Theil ihres Lebens verbringen, iſt, auf den Ferſen zu kauern und mit dem Rücken ſich

an die Mauer zu lehnen. Der Gebrauch der Seſſel, Lehnſtühle, ja ſelbſt der türkiſchen Sopha's iſt ihnen gänzlich unbekannt.

Bei den Vornehmern iſt die Gipsverkleidung mit allerlei ſehr feinen Fresko-Arbeiten von Blumen und Vögeln übermalt. Hin und wieder ſind Vertiefungen von einem halben Fuß angebracht, in welche man Portraits oder andere Gemälde hineinſtellt. Die Zimmer der Bedienten oder minderreichen Partikularen ſind mit Kalk geweißt, oder auch bloß mit einem erdenen, mit gehacktem Stroh vermiſchten Kitte beworfen. Die Kamine ſind ſelten; ſie haben die Geſtalt von Thronhimmeln und dienen einzig zur Zimmerverzierung. Ueberhaupt wärmt man ſich hier, wie in der Türkei, bloß mit Kohlen, die in eiſernen, kupfernen oder erdenen Glutpfannen angezündet werden. Jede Behauſung geht in eine, mit zuſammengeſchlagener Erde bekleidete, nicht ſelten ſich in eine kleine Kuppel zurundende Terraſſe aus.

In ganz Theheran iſt eigentlich nicht mehr als ein Platz, der dieſen Namen verdient, nämlich der Meidan. Er befindet ſich gegenüber dem königlichen Palaſte, hat die Form eines Parallelogrammes und iſt ſo lang und breit, als der Carouſſel-Platz zu Paris. Der königliche Palaſt iſt einer ganzen Seite nach mit Wällen und Gräben, auf den drei übrigen mit einer zuſammenhängenden, erdenen Mauer, mit einer weißen Randleiſte, umgeben. In dieſer Mauer ſind mehrere Quartiere für Leute, die zum Hauſe des Königs gehören, angebracht. Der königliche Platz iſt mit einigen Raſenplähen und kleinen Bäumen verziert. Von einem auf demſelben aufgerichteten Maſte wird bei Hinrichtungen Gebrauch gemacht. Den Platz durchfließt ſeiner ganzen Länge nach ein kleiner Bach, an deſſen Ufern die öffentlichen Barbiere ihre Niederlage haben. Hier ſcheeren ſie den Vorübergehenden den Kopf, laſſen Ader, und nehmen, als die einzigen Chirurgen des Landes, auch noch andre Operationen vor. Auf den Meidan führen zwei Thore, deren eins nahe bei den Bazars ſteht, die ſehr weitläufig, aber nicht ſo ſchön ſind, als die von Kasbin, welcher Ort überhaupt einen ungleich angenehmern Aufenthalt, als Theheran, gewähren würde. In eben dieſem Revier wird eine prächtig ſein ſollende Moſchee erbaut, an deren bereits beendigter Kuppel jedoch jene Kühnheit und Leichtigkeit, die man an den ältern perſiſchen Denkmälern und an ähnlichen Gebäuden bei den Türken ſo ſehr bewundert, vermißt wird.

Die Gebirge und Ebenen in der Nähe von Theheran liefern einen Ueberfluß an mancherlei Gattungen von Geflügel und Wildpret. In Menge finden ſich Rebhüner, Faſanen, Gazellen, wilde Schweine, Haſen, und wilde Ziegen und Eſel. Das Fleiſch des wilden Eſels lieben die Perſer; es hat, obwohl es etwas feſt iſt, einen nicht unangenehmen Wildpretgeſchmack. Deſto ſeltener ſind in der Hauptſtadt Perſiens die Fiſche. Die wenigen, welche es gibt, werden in einem kleinen, nicht weit von der Stadt ſich vorbeiziehenden Fluſſe und aus moraſtigen Kanälen, die dieſer mit Waſſer verſieht, gefangen. Sie riechen nach dem Schlamme und werden nicht häufig gegeſſen. Was von Meerfiſchen zu Markte gebracht wird, iſt alles geſalzen oder getrocknet, und kommt aus dem kaspiſchen Meere.

Nicht ohne Mühe — erzählt Hr. Tancoigne — konnten wir erhalten, daß man einmal einen Ochſen für uns abſchlachtete. In die perſiſche Küche kommt kein Rindfleiſch. Die Ochſen werden einzig zum Feldbau gebraucht; auch hat ihr Fleiſch einen ſo äuſſerſt faden Geſchmack, daß wir bald auf daſſelbe Verzicht thaten. Das Hammelfleiſch iſt ſo gut, als das von Konſtantinopel, und blieb das einzige Schlachtfleiſch, von welchem wir, während unſers Aufenthalts zu Theheran, für unſre Küche Gebrauch machten. Eine große Aushilfe waren uns die Tauben und Kaninchen.

Die thätigſte Klaſſe der Einwohner von Theheran und die, welche ſich, dem größern Theile nach, durch die Noth getrieben fühlt, den allen Theheranern gemeinen Hang zur Ruhe und zum Müßiggange zu verläugnen, ſind die Krämer und das gemeine Volk. Die erſtern begeben ſich bei guter Zeit an die zum Handel beſtimmten Oerter hin, ſchließen aber ihre Buden während der heißeſten Stunden des Tages zu, um zu ſchlafen, und behalten ſie hinwieder bis neun oder zehn Uhr Abends offen, wo ſie dann nach Hauſe kehren. Von zwei bis fünf Uhr Nachmittags trifft man ſehr wenige Menſchen auf der Straße an; die Nacht hindurch herrſcht ebenfalls eine tiefe Stille. Die Reichern verbringen den Abend in ihren Männergeſellſchaften, welche nicht ſelten bis Mitternacht und noch länger dauern, und in denen Tabak geraucht, Thee und Kaffee getrunken, Sorbett geſchlürft und, bald in ernſthafterer, bald in leichterer, geiſtreicher Unterhaltung, abwechſelnd über religiöſe Gegenſtände, über Poeſie und Literatur, auf eine auch für Ausländer anziehende Weiſe geſprochen wird. Auch an koſtbaren Nachtmahlzeiten laſſen es die begüterten Theheraner nicht fehlen. Oft werden bei ſolchen Anläſſen, wo auch das Spiel der Muſikanten und Tänzer zur Erhöhung der Fröhlichkeit beiträgt, die Schranken der gewohnten perſiſchen Mäßigkeit, zumal von denen, die ſich erlauben, Wein oder Branntwein zu trinken, überſchritten. Letzterer, den ſie leidenſchaftlich lieben und der ſie nicht ſelten zu ſchrecklichen Ausſchweifungen verleitet, wird ihnen von Rußland geliefert und iſt ein ſchlechter Kornbranntwein, an dem höchſtens der Gaumen eines Koſaken Gefallen finden könnte.

Ungefähr eine Meile von Theheran liegt das kleine, dem königlichen Prinzen Abbas-Mirza zugehörige und von ſeinem Großvezier Mirza-Burzuk für ihn erbaute Luſtſchloß Nigbiariſtan. Es iſt mit einer Mauer von Erde eingefaßt und wird auf der Morgenſeite von einem kleinen Thurme beſtrichen, von welchem, wohl mehr zum Schein, als weil ſolches Noth thäte, auf einer plumpen Laffette, eine lange eherne Feldſchlange herabſpielt. Nigbiariſtan bedeutet einen Ort, von welchem aus man ſieht, eine Warte. Ohne Zweifel hat das Schloß ſeinen Namen von jenem Thurme erhalten, von deſſen Höhe ſich wirklich über die ganze Stadt und die umliegende Landſchaft eine ausgebreitete Fernſicht eröffnet, welche jedoch ungleich angenehmer und mannigfaltiger ſein würde, wenn die Umgegend von Theheran ſelbſt etwas anders als eine ganz unbebaute und dürre Ebene darböte.

Die Zimmer von Nigbiariſtan ſind nicht ſehr geräumig. Von allem dem aſiatiſchen Aufwande, den man darin zu finden gewärtigt, iſt nichts vorhanden, und in ihrer äuſſerſten

Einfachheit legt ſich der Geſchmack ihres Beſitzers zu Tage. Sehr wohl unterhalten iſt der etwa ſechshundert Schritte lange und dreihundert Schritte breite Garten. Er bildet ein längliches Viereck, iſt mit Blumen geziert und mit noch ſehr jungen Pappeln bepflanzt. Seiner ganzen Länge nach wird er von einem drei Fuß breiten Kanale durchſchnitten, in deſſen mit allerlei ſchönen Steinen bekleidetem Bette ein vortrefflicher, aus einer Quelle, deren Tiefe wir nicht haben ergründen können, herkommendes Waſſer fließt. Dieſes Waſſer wallt mit großer Lebhaftigkeit hervor und verbreitet Kühlung und Friſche über ein Marmorpavillon, in welchem ſich ein Baſſin und ein Springbrunnen befindet. Der nämliche Kanal trägt ſeinen Tribut noch weiter fort, nach einem der nächſten Brunnen in der Stadt, deſſen Eigenthumsrecht der König ſeiner Perſon vorbehalten hat, und der, aus beſonderer Vergünſtigung ſeiner Hoheit, der franzöſiſchen Geſandtſchaft für die Zeit ihrer Anweſenheit zu beliebigem Gebrauche überlaſſen blieb.

Ueber Nighiariſtan hinaus, eine Paraſange (anderthalb Meilen) weiter nordwärts von Theheran, liegt, amphitheatraliſch auf einen Felſen gebaut und am Fuße des die Ebene von dieſer Seite begrenzenden Gebirges, das königliche Luſtſchloß Kaſri-Kadjar. Dieſes Gebäude, das ſeiner hohen Lage wegen aus einer weiten Entfernung in die Augen fällt, iſt ganz von weiß angeſtrichenen Backſteinen aufgeführt. Die Hauptpforte iſt von Erz. Nachdem man durch lange dunkle Korridors und neben Badegemächern, die links liegen und ganz mit Marmor bekleidet ſind, vorbeigegangen, tritt man in einen geräumigen, von ſchönen Platanen überſchatteten Hof ein. Hier iſt das Frauenquartier. Jedem andern Sterblichen, auſſer dem Könige und ſeinen Verſchnittenen, ganz unzugänglich, kann dieſer Ort höchſtens etwa zur Zeit der Abweſenheit ſeiner Bewohnerinnen in Augenſchein genommen werden. Man würde ſich ſehr irren, wenn man hier irgend etwas von Pracht oder Prunk zu finden glaubte. Die Gemächer der Frauen des Königs ſind kleine, viereckige Zellen. Im Hintergrunde jeder derſelben erhebt ſich ein kleiner, hölzerner Auftritt, der mit Matratzen belegt iſt. Die übrigen Zimmergeräthſchaften ſtehen mit der Einfachheit des Lokals in völligem Einklang. Am äuſſerſten Ende des Hofes erblickt man zwei große, al fresco reich ausgemalte Säle, die mit den Bildniſſen mehrerer perſiſcher Könige und Helden verziert ſind. Die Nacht hindurch bleiben die Frauen, zu fünfen hoch, in Kameradſchaften von einander abgeſondert und werden von ihren furchtbaren Hütern bewacht; den Tag über ſteht es ihnen frei, in dem Hofe zuſammen zu leben; auch iſt es ihnen geſtattet, ſich zum Zeitvertreibe in einem großen, den Hofraum in zwei gleiche Hälften theilenden Baſſin zu baden. In das Schlafgemach des Königs wird auf einer kleinen Treppe von zwölf bis fünfzehn Stufen hinaufgeſtiegen. In dieſem Zimmer, das von mehrern in den Hof des Harems und nach den Gärten gehenden Fenſtern durchſchnitten iſt, herrſcht ein eigentlich aſiatiſcher Luxus. Die Wände ſind mit Spiegelglas bekleidet und mit vier weiblichen Bildniſſen in perſiſchem Geſchmacke verziert. Die Decke und einige andre Parthien machen ſich durch ſehr fein gearbeitete Fresco-Malereien bemerkbar, in denen jedoch die Richtigkeit der Zeichnung der Friſchheit des Kolorites bei weitem nicht gleich kommt. Was aber hier den

Blick des Beſchauers vor allem andern feſſelt, ſind zwei Thüren von eingelegter, prächtiger Arbeit. Ebenholz, Elfenbein, Perlmutter und mancherlei ſehr koſtbare Holzarten ſind an denſelben mit äußerſter Kunſt ineinandergemiſcht und verarbeitet, und bilden ein eigentliches Meiſterſtück, deſſen ſich die ſchönſten europäiſchen Paläſte keineswegs zu ſchämen hätten. Oft ſoll ſich der König, wenn er nach Kasri-Kadjar kommt, an die Fenſter dieſes Pavillons hinſetzen, alsdann ſeinen Frauen befehlen, ſich in dem großen Baſſin des Harems zu baden, und an dieſem Schauſpiele nicht wenig Vergnügen finden.

Unterhalb des Schloſſes, auf der entgegengeſetzten Seite des Harems, findet ſich eine ſchöne Terraſſe, welche von einem, unter einem Gewölbe durch, in mehrern Fällen bis in die Gärten hinabfließenden Kanale durchſchnitten wird. Eine bedeckte, ſehr ſteile Treppe führt auf eine zweite und dritte Terraſſe hinab, worauf man zu einem ſchönem Kiosk kommt, deſſen Inneres mit Malereien und Bildniſſen verziert iſt.

Hier — fährt Hr. Tancoigne in ſeiner Erzählung fort — genoſſen wir ein, auf Befehl des Königs für uns bereitetes Frühſtück. Von den Fenſtern dieſes Kiosks hat man die ganze Ebene von Theheran, nebſt den Gartenanlagen von Kasri-Kadjar vor Augen, und im Vorgrunde ein großes Waſſerſtück, auf welchem der König mit ſeinen Favoritinnen Luſtfahrten anſtellt. Eine letzte Treppe führte uns in die Gärten hinab. Dieſe Gärten ſind zwar nicht groß, aber wohl unterhalten. Es ſtehen in denſelben ſehr viele Obſtbäume, auch einige Zipreſſen. Eben der Kanal, der von den obern Terraſſen, die erwähnten Kaskaden bildend, herabkommt, ſetzt durch dieſelben, ihrer ganzen Länge nach, ſeinen Lauf fort und fließt auch durch ein Marmor-Kabinet, welches in eben dem Geſchmacke, wie jenes zu Nighiariſtan, gebaut, nur größer iſt. Der ganze Palaſt mit allen ſeinen Zuthaten iſt mit einer erdenen Mauer umgeben, die von mehrern Thürmen beſtrichen wird, und mit vier, insgeſammt mit Pavillons überbauten Eingängen verſehen iſt.

Anderthalb Meilen ſüdwärts von Theheran, auf der Straße nach Iſpahan, erblickt man die Ruinen der Stadt Rhages, auf welchen gegenwärtig ein armſeliges Dörfchen, Namens Rey, ſteht. Wie die in der Regel etwas übertreibenden Morgenländer behaupten, hätte Rhages, zur Zeit der Eroberung Perſiens durch Alexander, zwanzig Meilen im Umfange und mehrere Millionen Einwohner gehabt. Auf jeden Fall läßt der Raum, den die wenigen Trümmer der Stadt einnehmen, auf eine ſehr beträchtliche Größe ſchließen. Dieſe Ueberreſte beſtehen gegenwärtig einzig noch aus Höhlungen, die mit Backſteinen und zerſchlagenen, erdenen Gefäßen ausgefüllt ſind, aus einer großen Anzahl von Häuſer-Fundamenten und einigen Stücken Backſteingemäuer auf einem kleinen Hügel auf der Oſtſeite, wo vermuthlich eine Zitadelle geſtanden hat. Das Dorf Rey liegt am Ufer eines ſehr fiſchreichen Teiches. Das Recht des Fanges in dieſem Teiche kommt ausſchließlich dem Könige zu. Ganz nahe bei dem Dorfe ſteht, als ein etwas moderneres Denkmal, ein etwa ſechzig Fuß hoher Thurm von wohl zuſammengekitteten Backſteinen. Er iſt vermuthlich aus der Zeit der Dynaſtie der

Seldjeueiben, von runder Form und ſtützt ſich auf vierundzwanzig dreieckige Rippen, deren Feſtigkeit ihm noch eine lange Dauer zuzuſichern ſcheint. Rings um den Kranz geht eine Inſchrift in Kufiſcher Schrift. Eine Achtelsmeile weiter hinaus iſt auch noch der Burgflecken Chab-Abdul-Azun bemerkenswerth. Es iſt dies ein geheiligter Ort, nach welchem der König und der Hof öfters zum Grabe eines Imams-Sade wallfahrten. Dies Grabmal liegt mitten in einem Garten und nahe bei einer Moſchee, über welcher ſich mehrere Kuppeln wölben. Eine Menge Bettler ſtehen hier dem Wallfahrtenden zu Wege und nehmen im Namen des Heiligen ſeine Mildthätigkeit in Anſpruch. Auch abgeſehen von dieſem Wallfahrtsplatze iſt Chab-Abdul-Azun eine der bedeutendſten Ortſchaften in der Nähe von Theheran und ein Hauptſitz der Mollahs oder perſiſchen Prieſter. H.

Bibliographiſche Anekdote.

Bei der Verſteigerung der Bibliothek des Herzogs von Roxburgh, von welcher 1812 zu London ein gedruckter Katalog erſchienen iſt, wurde unter andern ein Decamerone di Boccaccio, Valdarfer 1471, von dem Marquis von Blanford, dermaligem Herzog von Marlborough, zu dem unglaublichen Preiſe von 2260 Pf. Sterl., und zwar, wie es hieß, in der Abſicht erſtanden, um aus demſelben fünf oder ſechs Blätter, zur Ergänzung eben ſo vieler fehlender oder verdorbener in einem ſchönern Exemplare, das die Blanfordiſche Familie beinahe ſeit hundert Jahren beſeſſen hatte, herauszunehmen. Zum Gedächtniſſe dieſes in den Jahrbüchern der Bibliomanie ſo denkwürdigen Ereigniſſes haben britiſche Liebhaber unter dem Namen des Roxburghs-Klubs eine Geſellſchaft geſtiftet, in welcher ſie ſich ausſchließlich von ſolchen Gegenſtänden unterhalten, die auf Bücher, auf ſchöne Typographie, bibliographiſche Seltenheiten, innere und äuſſere Verzierungen der Bücher Bezug haben, oder überhaupt dem Gebiete der Bibliomanie angehören. Alljährlich am 17. Juni feiern ſie mit einer Mahlzeit den Jahrestag des Verkaufs jenes Boccaccio. Einer der wichtigſten Punkte ihres geſellſchaftlichen Vertrags iſt die Verpflichtung, welche jedes Mitglied über ſich nimmt, ſo wie die jährliche Reihenfolge es mit ſich bringt, eine alte, ſeltene Schrift neu gedruckt und ausſchließlich für die Mitglieder des Klubs, deren nicht über einunddreißig ſein dürfen, in einer Auflage von genau einunddreißig Exemplaren zu liefern. Bereits ſind mehrere dieſer neu aufgelegten ſeltenen Drucke, jedoch nicht gerade nach der preiswürdigſten Auswahl, unter die ſämmtlichen Geſellſchafter ausgetheilt worden. H.

Digitized by Google

Inhalt.

Von den Urſachen und Wirkungen der Volksbewegungen in England. S. 193

Mannigfaltiges. Aus der Schweiz: Landwirthſchaftliche Armenſchule im Kanton Zürich. — 215

Aus Spanien: Zuſtand der Religion und der Wiſſenſchaften im Jahr 1819. — 223

Aus Perſien: Die Stadt Theheran und ihre Umgebungen. — 233

Bibliographiſche Anekdote. — 240

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint monatlich ein Heft, jedesmal ſechs bis ſieben Bogen ſtark, nebſt einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang beſteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht beſonders erlaſſen werden, ſondern das Abonnement iſt für einen ganzen Jahrgang feſtgeſetzt; dafür iſt der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheiniſch, und in Norddeutſchland franko Leipzig 7 Rthlr. ſächſiſch. — Jede gute Buchhandlung in Deutſchland und in der Schweiz, ſo wie alle Poſtämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Beſtellungen darauf an; die Verſendungen der Hefte geſchehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterariſche Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinſte Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreiſes dieſer Zeitſchrift. Beiträge für dieſelbe können unter der Adreſſe des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Poſt eingeſandt werden; in weiterer Entfernung können ſolche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Chriſtian Wilhelm Vogel mit einem beſondern Couvert verſehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Verſendungen an mich abgehen, wo ſolche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Ueberlieferungen
zur
Geſchichte unſerer Zeit.

Jahrgang 1820.
Juni-Heft.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Napoleon Bonaparte, nach ſeiner Wiederkehr von Elba, als Menſch und im häuslichen Leben dargeſtellt.

Als Vorwort.

Die Heimkehr eines verbannten ehemaligen Kaiſers von ſeinem Felſen im Mittelmeer zum alten Thron, von dem herab er viele Jahre, ein Donnerer Zeus, die Welt beherrſcht oder geſchreckt hatte, — die Flucht eines Königs vor dieſer Geſpenſtererſcheinung, eines Königs, der kaum das Zepter ſeiner Altvordern wieder empfangen hatte, und einen Tag über Millionen gebot, den andern ohne Heer, ohne Volk, ohne Land war, — der Aufſtand Europens gegen den einzigen Mann, deſſen Name mehr als ein großes Heer galt, — der kurze, doch blutige Heldenkampf vom Rhein bis unter die ſtolzen Mauern von Paris, — — dies in ſeiner Art einzige, weltgeſchichtliche Ereigniß iſt in ſeinen Urſachen und Wirkungen ſchon vielfach beſchrieben. Aber in der Verkettung aller der ungeheuern Begebenheiten, wie glänzend, wie furchtbar und lehrreich ſie ſein mochten, bleibt doch der Mann ſelbſt, welcher ſie plötzlich hervorrief, weitaus der anziehendſte Gegenſtand. Die Welt mag ihn verabſcheuen oder bewundern, wer aber möchte den auſſerordentlichen Mann nicht während jener letzten hundert Tage ſeiner Herrſchaft in der Nähe geſehen und durch das Spiel ſeiner Worte und Mienen einen Blick in das Innere ſeines Gemüths geworfen haben?

Von Allen, die in jener Zeit um Napoleon Bonaparte waren, hat ihn kaum Einer näher beobachten können, wenigſtens Keiner genauer gezeichnet, als ſein ehemaliger Geheimſchreiber Baron Fleury de Chaboulon, ein junger, geiſtreicher Mann, der jetzt in England lebt. Wenn er ſchon in ſeinen ſo eben erſchienenen Mémoires pour servir à l'histoire de la vie privée du retour et du regne de Napoléon en 1815. (Londres 1819, 1820. 2 tomes.) nicht die Achtung verläugnet, welche er dem ehemaligen Herrn noch gern zollt, ſtrebt er doch unverkennbar, treu und wahrhaft zur Welt und Nachwelt zu reden. Er gibt manche neue Aufklärung über die damaligen Begebenheiten. Andre mögen ſie prüfen. Wir nehmen hier keine Rückſicht auf Aktenſtücke, Proklamationen, Gang der Kriegsſchickſale und Staatshändel, von denen die Denkſchrift redet, ſondern wollen verſuchen, aus den vereinzelten Zügen ein Gemälde vom Sein und Leben Napoleons während ſeines ungeheuern Abentheuers zuſammenzuſtellen.

Napoleon auf Elba. — Was ihn zur Rückkehr nach Frankreich bewog.

König Ludwig XVIII war mit den Bourbonen und allen Ausgewanderten nach Frankreich zurückgekommen. Auch einem Fürſten von ſeltenem Herrſchergeiſte wäre hier und damals ein

ſchweres Spiel geworden. Die Heimgekehrten nahmen es als Leichtes. Sie verwechſelten allzugeläufig Hoheit der Stellung mit Höhe des Geiſtes, und Befehlen mit Herrſchen. Die Franzoſen des neunzehnten Jahrhunderts ſahen dieſe Ausgewanderten des achtzehnten Jahrhunderts wie Fremdlinge unter ſich. Sie hatten derſelben ehemaliges Leben und Treiben vergeſſen. Nicht ſo die Ausgewanderten. Sie hatten noch nichts vergeſſen, aber auch, wie Napoleon nachher von ihnen treffend bemerkte, nichts gelernt.

Jedermann weiß, welchen Gang der Hof nahm und welchen die öffentliche Meinung. Schöne Verheißungen waren gegeben und die königliche Karte dazu. Man hatte Vergeſſenheit des Vergangenen, man hatte den Beamten Beibehaltung ihrer Stellen, den tapfern Kriegern Bewahrung ihrer Ehren verheißen. Bald aber ſtellte ſich der alte Adel ſtolz dem neuen gegenüber, die Geburt dem Verdienſt, und ſtatt der beendeten Staatsumwälzung bereitete ſich eine Gegenumwälzung vor. Man demüthigte auf mancherlei Art die alten Bonapartiſchen Krieger und erbitterte ſie; man ſetzte den Werth der Ehrenlegion herab und belohnte die Chouans, ja adelte ſelbſt das Geſchlecht jenes Georges, der einſt an Napoleon Meuchelmord hatte üben wollen; man verbannte die, welche einſt für den Tod Ludwigs XVI geſtimmt hatten; hob Söhne des alten Adels in die erſten Plätze und verdrängte die erfahrnern Amtleute; man erhob Zweifel gegen Rechtmäßigkeit des Verkaufs der Nationalgüter und ſprach von Rückerſtattung derſelben, was das Verderben von neun bis zehn Millionen Menſchen werden mußte, die jene Güter durch Tauſch, Kauf und Erbſchaft als ihr Gut betrachtet hatten; man ſah, wie den Adel, ſo die Geiſtlichkeit, begierig nach ihren ehemaligen Triumphen und Vorrechten zurückſtreben; man wollte ein Frankreich wiederſchaffen, wie man es vor dem Jahre 1789 geſehen, aber die Franzoſen von 1814 waren nicht mehr die von 1789. — Als nun die Eigenthümer ihr Eigenthum, die Krieger ihre Ehre, die Beamten ihre Stellen, alle Stände ihre Rechte und Freiheiten unſicher ſahen, hatte die Regierung hinlänglich dem verbannten Napoleon den Weg zur Rückkunft angebahnt.

Dieſer lebte zu Elba in ruhiger Beſchauung, anfangs freilich, wie er nachher ſelbſt geſtand, unbehaglich, weil er, aus dem Ozean von Geſchäften geriſſen, ſich gleichſam in einem widernatürlichen Zuſtande befand. Elba war nichts weniger als ſtreng von Schiffen bewacht; nur eine einzige engliſche Korvette, unter Befehl des Kapitän Campbell, ſchien das Meer zu beobachten; das heißt, ſie fuhr unabläſſig von Porto Ferrajo, dem Hafen von Elba, nach Livorno, und wiederum von Livorno nach Porto Ferrajo. Der Geſchäftsloſe muſterte und übte aus Langeweile ſeine ſechs- bis achthundert Soldaten fleißig, die ihm aus Frankreich gefolgt waren, machte Baupläne, las Zeitungen, ritt umher, ſchrieb, und dachte nicht mehr an Rückkehr nach Frankreich. Er, deſſen Machtwort einſt über die Hälfte Europens gebot, befehligte jetzt über eine Inſel, deren Bevölkerung kaum der Volkszahl einer mäßigen franzöſiſchen Stadt gleich kam, und er, den man einſt im Palaſt der Cäſarn mit bedecktem Haupte thronen ſah, während acht Könige ehrfurchtsvoll und den Hut in der Hand um ihn herſtanden,

wohnte in einem niedrigen, ſtillen Hauſe, ohne andre Huldigungen, als die ſeiner nächſten Umgebungen.

Er hätte vielleicht noch nicht an das Wagſtück eines Zuges nach Frankreich zur Wiedereroberung des verlornen Throns gedacht, wenn er nicht aus den Zeitungen den traurigen und verkehrten Geſchäftsgang, die Reibungen der Parteien, die Anmaßungen der zurückgekommenen Ausgewanderten erfahren hätte. Ein Zufall, wenn wirs ſo nennen wollen, bewirkte, daß der dunkle Gedanke in ihm klar und zum Entſchluß ward.

Ein franzöſiſcher Offizier, der mißvergnügt in Frankreich ſeine Entlaſſung gegeben hatte, begab ſich verkleidet nach Elba, um bei Napoleon, dem er noch immer ſehr anhänglich war, Dienſte zu ſuchen. Er hatte bei drei angeſehenen Perſonen zu Paris, die ehemals des Kaiſers ganzes Vertrauen beſaßen und die ihm im Herzen noch immer ergeben waren, um Empfehlungen und Aufträge angeſucht. Zwei derſelben bezeugten viele Theilnahme, aber wagten nicht, etwas Schriftliches auszuſtellen. Die dritte Perſon theilte ihm eine kurze Note mit, die an ſich ganz unverfänglich war und nur als allfällige Urkunde ihres Zutrauens zu dem Reiſenden gelten konnte. Aber eben dieſe Perſon regte in dem Offizier zuerſt den Gedanken an, daß er vielleicht den Kaiſer durch die Nachrichten von der Stimmung Frankreichs zur Rückkehr bewegen könne. Dieſer Gedanke begeiſterte den Offizier. Er kam nach Elba, wandte ſich an den General Bertrand, um dem Kaiſer vorgeſtellt zu werden, und wurde zur Thür des Gartens beſchieden, wo der Kaiſer luſtwandle.

Napoleon, von ſeinen Offizieren begleitet, ging da, die Hände nach ſeiner Gewohnheit auf dem Rücken, auf und ab, mehrmals an dem Ankömmling vorüber, ohne ihn anzublicken, ſtellte ſich dann, als würde er ſeiner von ungefähr gewahr, und fragte ihn italieniſch, weß Landes er ſei. Der Offizier erwiederte auf franzöſiſch: „Ich bin Pariſer; Geſchäfte riefen mich nach Italien, und ich konnte der Sehnſucht nicht widerſtehen, meinen alten Souverain zu ſehen.“ — „Schön, erzählen Sie mir etwas von Paris und Frankreich!“ ſagte der Kaiſer, ſetzte ſeinen Spaziergang fort, that allerlei unbedeutende Fragen und ließ den Antwortenden endlich zu ſich ins Zimmer treten, wo er mit ihm allein blieb. Der Offizier mußte ſich zu ihm ſetzen.

„Der Großmarſchall hat mir gemeldet, Sie kämen aus Frankreich!“ ſagte der Kaiſer mit einer kalten, gleichgültigen Miene.

— Ja, Sire.

„Was wollen Sie hier thun?“

— Ihnen meine Dienſte anbieten, Sire; mein Betragen im Jahr 1814 . . . .

Der Kaiſer ließ ihn nicht ausreden: „Ich zweifle nicht, daß Sie ein guter Offizier ſind; aber ich habe der Offiziere ſchon ſo viele bei mir, daß ich ſchwerlich für Sie etwas thun kann. Doch, wir wollen ſehen. Sie kennen, ſcheint es, den Hrn. X.“ (Hier nannte Napoleon die

Perſon, welche dem Offizier in Paris zuletzt den Gedanken an des Kaiſers Zurückführung eingegeben hatte.)

— Ja, Sire.

„Hat er Ihnen einen Brief für mich gegeben?“

— Nein, Sire.

„Ich ſehe wohl, er hat mich vergeſſen, ſo gut wie es die Andern thun. Seit ich hier bin, höre ich von Niemandem mehr reden.“

— Er iſt Ew. Maj. noch eben ſo innig ergeben, wie alle rechtſchaffene Franzoſen es ſind.

„Was? ſo denkt man doch meiner noch in Frankreich?“

— Man wird Sie da nie vergeſſen können.

„Nie? das will viel ſagen. Die Franzoſen haben jetzt einen andern Souverain, und ihre Pflicht und ihre Ruhe gebieten, nur an ihn zu denken. Aber was urtheilt man von mir?“

— Man beklagt Ew. Majeſtät.

„Ja, und macht auch auf meine Rechnung allerlei Fabeln und Geſchichtchen; bald ſoll ich närriſch, bald krank geworden ſein, und Sie ſehen nun ſelbſt (indem er ſeine Wohlbeleibtheit betrachtete), wie es um mich ſteht. Man ſagt auch, ich ſolle nach St. Helena oder Malta geführt werden. Ich rathe nicht, den Verſuch dazu zu machen. Ich habe auf ſechs Monate Lebensmittel, Kanonen und Tapfere zur Vertheidigung. Der ſchändliche Verſuch käme ihnen gewiß theuer zu ſtehen. Aber ich kanns nicht glauben, daß Europa ſich entehren und gegen einen einzigen Mann ins Feld ziehen will, der weder ſchaden will noch kann. Kaiſer Alexander achtet die Nachwelt zu ſehr, um in ſolchen Schandſtreich zu willigen. Sie haben mir die Souverainetät von Elba durch feierlichen Vertrag geſichert. Ich bin nun hier zu Hauſe. Und ſo lange ich keine Händel mit meinen Nachbarn ſuche, hat Niemand Recht, mich zu beunruhigen.“ Plötzlich brach er bei dieſen Worten ab und fragte den Offizier, wo er gedient, bei welchen Gelegenheiten er ſich ausgezeichnet u. ſ. w., kam dann wieder auf Frankreichs Lage und auf die alte Frage zürück, ob der Offizier keinen Brief für ihn mitgebracht habe. Als dieſer nun durch Erzählung kleiner Umſtände, die er von obengenanntem Hrn. X... in Paris erfahren, ſeine Vertrautheit mit dieſem erwieſen hatte, dann von den Fehlern der jetzigen Regierung, von der Sehnſucht der Nation nach Napoleons Wiederkehr ſprach, unterbrach er ihn, ſtand auf, ging mit großen Schritten her und hin und ſchien ſehr bewegt.

„Ich glaubte auch, als ich abdankte,“ ſagte er, „die Bourbonen würden, durch Unglück belehrt und gebeſſert, nicht wieder in den Fehler fallen, der ſie im Jahr 1789 geſtürzt hat. Ich hoffte, der König werde als ein lieber, guter Mann regieren, das einzige Mittel, um euch Andern vergeſſen zu machen, daß ihr ihn von den Fremden bekamt. Aber ſeit die Menſchen da den Fuß wieder auf franzöſiſchen Boden geſetzt haben, machten ſie einen verkehrten Streich um den andern. Ihr Vertrag vom 23. April hat mich empört; mit einem einzigen Federzug brachten ſie Frankreich um Belgien und alles, was es ſeit der Revolution gehabt, um Zeughäuſer,

Flotten, Schiffswerften, Artillerie und Material, die ich in Feſtungen und Häfen angehäuft hatte. Talleyrand hat an der ganzen Schmach Schuld. Man wird ihm wohl Geld gegeben haben. Ja, auf die Art iſts leicht Friede ſchlieſſen. Hätt' ich, wie die da, Frankreichs Ruin unterzeichnen wollen, ſie ſäßen nicht auf meinem Thron! (heftig) aber lieber hätt' ich mir die Hand weghauen laſſen! Lieber wollt' ich auf den Thron verzichten, als ihn auf Unkoſten meines Ruhms und der Ehre Frankreichs behalten — — eine entehrte Krone iſt eine ſchreckliche Laſt — — meine Feinde haben überall ausgeſtreut, ich hätte hartnäckig den Frieden verweigert; ſie haben mich wie einen Narren, nach Blut und Metzelei gierig, geſchildert. Sie mußtens wohl. Will man ſeinen Hund tödten, ſo muß man ihn für wüthend ausgeben. Aber Europa ſoll noch die Wahrheit erfahren, erfahren, was alles geſagt worden und was zu Chatillon vorging. Ich will mit ſtarker Hand die Engländer, die Ruſſen, die Oeſterreicher entlarven. Wäre ich ſo von Kriegswuth beſeſſen geweſen, ich hätte mich ja nur hinter die Loire zurückziehen und recht nach Herzensluſt im Gebirgskrieg ſchwelgen können. Aber ich wollte nicht. Ich war der Metzeleien müde. Mein Name und meine Tapfern, die mir treu geblieben, machten die Verbündeten noch in der Hauptſtadt zittern. Sie boten mir, als Entſchädigung für Frankreich, Italien an. Ich ſchlugs aus. Wenn man Frankreich beherrſcht hat, muß man nicht mehr anderswo herrſchen. Ich wählte bloß die Inſel Elba; ſie waren allzuglücklich, damit abzukommen. Aber die Stellung eben ſagte mir zu. Ich konnte über Frankreich und die Bourbonen wachen. Alles, was ich gethan, immer geſchah es nur für Frankreich. Nur für dies, nicht für mich, wollte ich das franzöſiſche Volk zum Erſten des Erdbodens machen. Mein Ruhm iſt gemacht. Mein Name wird leben, wie der Name Gottes. Hätte ich nur an meine Perſon denken wollen, würde ich, den Thron verlaſſend, in den Privatſtand zurückgetreten ſein; aber ich mußte den Kaiſertitel erhalten, für meine Familie, für meinen Sohn — — mein Sohn iſt mir, nächſt Frankreich, in der Welt das Liebſte.«

Während dieſer Reden ging der Kaiſer immer ſtark auf und ab. Er ſchwieg einige Augenblicke, dann hob er wieder an: »Sie wiſſens wohl, die heimgekommenen Ausgewanderten, daß ich hier bin; ſie möchten mich gern meuchelmorden laſſen. Sie haben einen von Georges Dolchrittern nach Korſika geſchickt, einen Elenden, den die engliſchen Blätter ſelbſt als einen Meuchler und Bluthund öffentlich bezeichneten. Aber der hüte ſich; verfehlt er mich, ich verfehle ihn nicht. Ich laſſe ihn durch meine Grenadiere holen und füſiliren, Andern zur Warnung.«

Nach einer kurzen Pauſe ſagte er wieder: »Gehen meine Generale an Hof? Die müſſen da doch traurige Figur machen.«

— Ja, Sire; aber ſie ſind auſſer ſich, immer die Ausgewanderten vorgezogen zu ſehen, die nie Pulver gerochen haben.

»Die Ausgewanderten werden immer die Gleichen bleiben. So lange es nur darum zu thun war, Krabfüße in meinen Vorzimmern zu machen, hatte ich deren mehr, als ich mochte.

Kam es aber darauf an, ſich wie Männer zu zeigen, ſo zogen ſie ſich zurück, wie H.... Es war ein groſser Fehler von mir, dieſe antinationale Menſchenrace nach Frankreich zurückzurufen; ohne mich wären ſie alle in fremden Ländern Hungers geſtorben. Aber ich hatte damals gute Gründe; ich wollte Europa mit uns ausſöhnen; die Revolution ſchlieſſen. Was ſagen denn die Soldaten von mir?“

— Sire, ſie reden immer nur noch von Ihren unſterblichen Siegen. Nie nennen ſie ohne Ehrfurcht, Bewunderung und Schmerz Ihren Namen. Wenn die Prinzen ihnen Geld geben, trinken ſie zu Ihrer Geſundheit, und nöthigt man ſie zu rufen: Es lebe der König! ſetzen ſie leiſe hinzu: von Rom!

„Sie haben mich doch alſo noch lieb?“ ſagte der Kaiſer lächelnd.

— Ja, Sire, und ich darf ſagen, mehr, denn je.

„Und was ſagen ſie von unſern Unfällen?“

— Sie betrachten ſie als Frucht von Verrätherei; behaupten, ſie wären nie beſiegt, hätte man nicht Frankreich den Feinden verkauft. Beſonders ſind ſie gegen die Kapitulation von Paris erbittert.

„Sie haben Recht. Ohne den Abfall des Herzogs von Ragusa waren die Verbündeten verloren. Ich war ihnen ſchon im Rücken Meiſter und Meiſter von allen Hilfsmitteln zum Krieg. Nicht ein einziger wäre davongekommen. Sie hätten auch noch das neunundzwanzigſte Bulletin bekommen. Marmont iſt ein Elender; er hat ſein Vaterland unglücklich gemacht und ſeinen Fürſten ausgeliefert. Seine Konvention mit Schwarzenberg ſchon iſt hinlänglich, ihn zu entehren. Wenn er nicht gewuſst hätte, daſs er, als er ſich ergab meine Perſon und mein Heer bloſsſtellte, er hätte nicht nöthig gehabt, für meine Freiheit und mein Leben Sicherheit auszubedingen. Das aber iſt nicht die einzige Verrätherei. Er hat mit Talleyrand Umtriebe gemacht, um der Kaiſerin die Regentſchaft und meinem Sohn die Krone zu rauben. Er hat auf eine ſchändliche Art den Caulincourt, Macdonald und die andern Marſchälle betrogen und hintergangen. All' ſein Blut reicht nicht hin, um das Uebel auszuſühnen, was er über Frankreich gebracht hat. Ich weihe ſeinen Namen dem Fluch der Nachkommenſchaft. Es freut mich aber, daſs mein Heer das Gefühl der eignen Ueberlegenheit bewahrt hat, und daſs es unſre groſsen Unfälle auf die wahren Urheber derſelben wirft.“

„Ich bemerke mit Zufriedenheit, nach Allem, was Sie mir geſagt haben, daſs die Vorſtellung, die ich mir von Frankreichs Lage machte, richtig ſei. Die Race der Bourbonen iſt nicht mehr fähig, einen Staat zu verwalten. Das iſt gute Verwaltung für Prieſter, Edelleute und alte Gräfinnen von Ehemals, aber nicht für das heutige Geſchlecht.“

„Das Volk hat ſich durch die Staatsumwälzung gewöhnt, im Staat für etwas gezählt zu werden. Nie gibt es wieder zu, in ſeine alte Nichtigkeit zurückzuſinken und das Laſtthier des Adels und der Kirche zu werden. Das Heer wird nie den Bourbonen angehören. Zwiſchen ihm und mir haben Siege und Niederlagen ein unzerſtörbares Band befeſtigt; nur mit mir iſt Rache,

Macht und Ruhm finden; mit den Bourbonen ſtößt es bloß auf Schmach und Schläge. Die Könige halten ſich bloß durch Liebe der Völker aufrecht oder durch Schrecken. Die Bourbonen aber ſind weder gefürchtet noch geliebt; ſie werden ſich am Ende ſelbſt vom Thron herabwerfen, können aber noch eine gute Weile ſich droben behaupten; denn die Franzoſen verſtehen ſich nicht auf Verſchwörungen.“

Während der Kaiſer ſo ſprach, ging er haſtig auf und ab und mit den Händen die Worte begleitend, als wenn er mit ſich ſelbſt und nicht mit jemand Anderm ſpräche. „Was meint Hr. X . . .“ fuhr er fort und warf einen Seitenblick zum Offizier; „werden die Menſchen ſich noch lange halten können?“

— Sire, er denkt, wie jeder in Frankreich, die Regierung eilt ihrem Verderben entgegen. Prieſter und Ausgewanderte ſind die einzigen Anhänger derſelben; alle Männer von Herz und Vaterlandsſinn ſind gegen ſie.“

„Ja,“ rief er mit Nachdruck: „ſie muß jeden zum Gegner haben, dem franzöſiſches Blut in den Adern rollt. Wie ſoll das aber enden? Meint man, es gebe wieder eine neue Staatsumwälzung?“

— Sire, die Gemüther ſind ſo gereizt und verſtimmt, daß die geringſte theilweiſe Bewegung irgendwo nothwendig den allgemeinen Aufſtand zur Folge haben und kein Menſch erſtaunen würde, wenn er nächſter Tage ausbräche.

„Aber was würdet ihr thun, wenn ihr die Bourbonen wieder wegjagtet? Würdet ihr wieder die Republik herſtellen?“

— Republik, Sire? daran denkt Niemand. Vielleicht würde man eine Regentſchaft errichten.

„Regentſchaft?“ rief der Kaiſer beſtürzt und heftig; „wozu das? Bin ich ſchon todt?“

— Aber, Sire, Ihre Abweſenheit . . .

„Meine Abweſenheit iſt nichts. Wenn mich die Nation riefe, wäre ich binnen zwei Tagen in Frankreich. Was denken Sie? Thäte ich wohl daran, wenn ich hinkäme?“ — Indem der Kaiſer dies ſagte, wandte er die Augen weg und man merkte, daß er mehr Wichtigkeit auf die Frage ſetzte, als es das Anſehen haben ſollte. Auch ſchien er mit Aengſtlichkeit der Antwort entgegen zu horchen.

— Sire — ſagte der Offizier — ich für meine Perſon wage kaum eine Frage, wie dieſe, zu entſcheiden, aber . . .

„Das verlange ich nicht zu wiſſen!“ rief er haſtig. „Antworten Sie mir Ja oder Nein.“

— Nun denn, Sire, ja!

„Wirklich? glauben Sie?“ ſagte Napoleon im Innern bewegt.

— Ja, Sire, ich bin überzeugt, Volk und Heer würden Sie mit Begeiſterung als Befreier empfangen und für Ihre Sache aufſtehn?

„Alſo auch Hr. X . . . iſt der Meinung, ich ſolle zurückkommen?“

— Wir hatten vorausgeſehen, daß Ew. Majeſtät mich über den Punkt fragen würde, und hier iſt buchſtäblich, was er mir auftrug: melden Sie, hat er geſagt, dem Kaiſer, daß ichs nicht auf mich nehme, eine ſo wichtige Frage zu entſcheiden, aber daß es unwiderſprechliche Thatſache ſei, die Regierung habe ſich beim Volk und Heer ſchon zu Grunde gerichtet; die Unzufriedenheit ſei ſo groß, daß man Ueberzeugung habe, die Regierung werde nicht mehr lange gegen den allgemeinen Unmuth ankämpfen können. Setzen ſie hinzu, der Kaiſer ſei der Gegenſtand des Leidweſens und Wunſches bei Volk und Heer. Der Kaiſer möge in ſeiner Weisheit entſcheiden, was zu thun ſei.

Der Kaiſer ſchwieg nachdenkend. Endlich, nach langem Ueberlegen, ſagte er: „Ich will mich beſinnen. Ich behalte Sie bei mir. Kommen Sie morgen um 11 Uhr.“ Beim Hinausgehen ſtieß der Offizier auf den General Bertrand, der ſich über die lange Unterredung des Kaiſers mit ihm verwunderte, aber beſorgte, es könne Andern aufgefallen ſein. „Wir ſind von engliſchen Laurern umringt,“ ſagte der Großmarſchall: „die kleinſte Unbeſonnenheit könnte uns theuer zu ſtehen kommen. Beſuchen Sie mich auch morgen zum Frühſtück. Sie müſſen uns erzählen, wie es in Frankreich geht. Wir erfahren nichts, als unzuſammenhängendes, oft unbedeutendes Zeug dann und wann von Reiſenden oder aus Zeitungen, daß wir nie wiſſen, woran wir ſind.“

Der Großmarſchall wohnte mit ſeiner Gemahlin in einem Flügel des Maireriegebäudes. Man ſah in ſeinen Zimmern faſt nur die kahlen Wände. „Nicht ſo, Sie ſtutzen?“ ſagte er. „Man denkt in Europa, der Kaiſer habe unermeßliche Schätze mit ſich genommen. Er hat nichts behalten und behalten wollen, als ſein Feldſilberzeug, ſein Feldbett und einige halbruinirte Pferde. Wie Saladin könnte er unſre Elendslappen vor der Thür zur Schau ſtellen und ſchreien: Sehet her, das iſt Alles, was Napoleon der Große, der Ueberwinder der Erde, von ſeinen Eroberungen ausgebeutet hat!“

Um eilf Uhr begab ſich der Offizier zum Kaiſer. Er ward in einen Saal des Erdgeſchoſſes geführt, wo die Wandmalerei, in bunter Seidenart gemacht, halb verwiſcht und verblichen, der Fußteppich, die Fäden zeigend, hin und wieder geſtickt war und die Stuhle ärmliche Ueberzüge hatten. Freilich gegen die ehemalige Pracht der kaiſerlichen Paläſte ein klägliches Seitenſtück.

Napoleon kam. Man las in ſeinen Augen, daß die äuſſere ruhige Haltung von ihm nur angenommen war. Er fing damit an, dem Offizier zu erklären, daß er ihn in ſeinen Dienſt treten laſſen wolle. „Ich hoffe,“ ſagte er, „Sie werden gegen mich die Pflichten eines guten, treuen Unterthanen erfüllen. Nicht wahr, Sie ſchwören mir das?“

— Ja, Sire, das ſchwöre ich.

„Gut denn. Was Frankreich betrifft, ſah ich dieſen Lauf der Dinge voraus, aber ich glaubte nicht, daß es damit ſchon ſo weit gekommen wäre. Ich war Willens, mich durchaus gar nicht mehr in Staatsſachen zu miſchen. Was Sie mir aber geſagt haben, ändert meinen

Entſchluß. Ich bin die Urſache von Frankreichs Unglück; an mir alſo iſts, es wieder gut zu machen. Ehe ich aber Partbie ergreife, muß ich die Lage der Dinge von Grund aus kennen. Wiederholen Sie mir, was Sie geſtern ſagten. Ich höre Sie gern.“

Jetzt machte der Offizier ein lebhaftes Bild von Frankreichs Zuſtand. Der Kaiſer ward bewegt. Er warf Zweifel auf, bald ob der Erzähler nicht vielleicht ſich von ſeiner Einbildungskraft zu ſehr blenden lieſſe, bald, wenn er als Kaiſer in Frankreich lande, ob nicht Ausgewanderte und Chouans über die Patrioten ſogleich herfallen, ſie einkerkern, umbringen würden. — Der Offizier ſagte: „Sire, das Volk lieſſe es nicht zu.“ — „Möchten Sie,“ ſagte Napoleon, „ſich nicht irren! Uebrigens würde ich auch ſo wetterſchnell nach Paris kommen, daß ſie nicht Zeit hätten zum Beſinnen. Ich wäre ſo ſchnell dort, wie die Nachricht von meiner Landung.“ Der Kaiſer that einige Schritte und ſagte dann wieder: „Ja, ich bin entſchloſſen ... Ich habe den Franzoſen die Bourbonen gegeben, ſo iſts an mir, ſie wieder von denſelben loszumachen. Ich will abreiſen ... Die Unternehmung iſt groß, ſchwierig, gefahrreich, aber nicht über meine Kräfte. Das Glück hat mich noch nie bei großen Gelegenheiten verlaſſen. Ich werde nicht allein gehen. Ich will mich nicht von Gendarmen handfeſt machen laſſen. Ich gehe mit meinem Degen, meinen Polen, meinen Grenadieren ... ganz Frankreich iſt für mich. Ich gehöre ihm. Ich will ihm mit Freuden meine Ruhe, mein Glück opfern!“

Hier ſchwieg der Kaiſer. In ſeinen Augen funkelten Hoffnung und hoher Geiſt; ſeine ganze Haltung ſprach Vertrauen, Kraft und Sieg aus. Er war in der That groß; er war ſchön; er war zum Bewundern. Dann fing er wieder an: „Glauben Sie, die Bourbonen werden ſich unterſtehen, mich zu erwarten?“

— Nein, Sire.

„Ich glaubs auch nicht. Wenn ſie meinen Namen donnern hören, werden ſie zittern müſſen und fühlen, daß ſie mir nur durch raſche Flucht entrinnen. Aber was wird die Nationalgarde thun? Glauben Sie, die werde ſich für ſie ſchlagen?“

— Ich denke, Sire, die wird ſich neutral halten.

„Das iſt ſchon viel. Und da ihre Leibgarden und rothen Kompagnien die fürchte ich nicht; das ſind Greiſe oder Knaben, die fürchten ſich vor den Schnurrbärten meiner Grenadiere. (Mit gehobener Stimme.) Aufpflanzen ſollen meine Grenadiere die Nationalkokarde. Ich will einen Aufruf an meine alten Kriegsleute machen. Ihrer Keiner wird die Stimme ihres alten Feldherrn verkennen. Das Heer, wahrhaftig, kann zwiſchen der weißen und der dreifarbigen Fahne, zwiſchen mir, der ſie mit Ruhm und Wohlthaten überhäufte, und den Bourbonen, die ſie entehren wollten, nicht wanken. ... Und die Marſchälle, was werden die thun?“

— Die Marſchälle, Sire, mit Ehren und Reichthümern bedeckt, haben nichts mehr zu wünſchen, als Ruhe. Sie werden befürchten, wenn ſie eine noch zweifelhafte Partbie nehmen, ihr Glück aufs Spiel zu ſetzen. Vielleicht könnte auch Beſorgniß, Ew. Majeſtät möchte ſich

rächen wollen; weil Sie von ihnen im J. 1814 verlaſſen und verrathen wurden, viele bewegen, ſich zum König zu ſchlagen.

„Ich werde deswegen Keinen ſtrafen. Verſtehen Sie? Sagen Sie das ja dem Hrn. X... Ich will Alles vergeſſen. Wir haben uns Alle Vorwürfe zu machen.“

— Ich werde es ihm gewiß freudig ſagen, Sire, denn mit dieſer Zuſicherung vollenden Sie die Eroberung aller Gemüther. Und gewiß, Sire, ſelbſt unter Ihren Anhängern ſind Männer, die Ihre Rückkunft nur deswegen ſcheuen, weil ſie fürchten, Sie würden Rache üben wollen.

„Ich weiß wohl, man hält mich für rachluſtig und ſogar für blutdürſtig; man ſieht mich für eine Art Währwolf und Menſchenfreſſer an. Man iſt irre. Ich will nur, Jeder ſoll ſeine Schuldigkeit thun, mir gehorchen; das iſt Alles. Ein ſchwacher Fürſt iſt für ſein Land eine wahre Plage. Sobald er Verräthern und Böſewichtern den Glauben gibt, er wiſſe nicht zu ſtrafen, ſind Staat und Bürger unſicher. Strenge beugt mehr Böſem vor, als ſie unterdrückt. Herrſcht man, muß man mit dem Kopf herrſchen, nicht mit dem Herzen. Sagen Sie inzwiſchen doch dem Hrn. X..., daß ich von der allgemeinen Verzeihung den Talleyrand, Augereau und Herzog von Raguſa ausnehme; die haben alles Unheil geſtiftet; das Vaterland muß gerächt werden.“

— Aber, Sire, warum dieſe ausſchlieſſen? Dürfte eine ſolche Ausnahme Ihnen nicht die Frucht aller übrigen Huld rauben, und wegen der Aufrichtigkeit Ihres Sinns für die Zukunft Zweifel wecken?

„Der Zweifel wären gewiß noch mehr, wenn ich denen verziehe.“

— Allein, Sire ...

„Miſchen Sie ſich darein nicht ... Wie ſtark iſt die Kriegsmacht jetzt?“

— Ich weiß es nicht, wohl aber, ſie iſt durch Ausreiſſer und Urlaube beträchtlich geſchwächt, ſo daß die meiſten Regimenter kaum noch drei Kompagnien haben.

„Deſto beſſer; die ſchlechten Soldaten ſind fort, die beſſern ſind geblieben. Wiſſen Sie die Namen der Offiziere, die an der Küſte und in der achten Diviſion befehligen?“

— Nein, Sire.

„Wie? Und X... läßt mir das nicht einmal melden?“

— Er, wie ich, Sire, waren weit entfernt, zu vermuthen, Ew. Majeſtät würde ſo auf der Stelle den edeln Entſchluß faſſen, in Frankreich wieder zu erſcheinen. Er konnte übrigens auch glauben, dem allgemeinen Gerücht trauend, die Agenten Ew. Majeſtät würden Sie von Allem, was Sie etwa wiſſen möchten, unterrichtet haben.

„Ich weiß wohl, die Zeitungen behaupteten wirklich, daß ich meine Agenten habe ... das iſt Mährchen. Es iſt wahr, ich habe ein paar Leute nach Frankreich geſchickt, um zu wiſſen, was vorginge. Aber die haben mir das Geld abgeſtohlen und mich mit Lumpereien unterhalten. C... war hier, aber der wußte nichts. Sie ſind der Erſte, der mir die Lage Frankreichs und der Bourbonen gegen einander unter großen Geſichtspunkten darſtellt. Ohne Sie hätte ich nur

nicht gewußt, daß die Stunde zur Rückkehr für mich ſchon geſchlagen habe; ohne Sie hätte man mich hier in meinem Garten Beete umgraben laſſen. Man hat mir zwar, ohne genau zu wiſſen, von woher, angezeigt, es wären Meuchelmörder gegen mich gedungen; ein oder zwei Briefe ohne Unterſchrift und von derſelben Hand, ſagten mir, ich ſolle mich nur ſtill halten, die Stickereien fingen an wieder Mode zu werden, und andere dergleichen Narrenpoſſen. Aber das war auch Alles. Und mit ſolchem Zeug macht man ſich nicht gleich an einen Umſturz der Dinge. Nun, und was denken Sie, wie werden die Fremden meine Rückkehr nehmen? Das iſt ein wichtiger Punkt!“

— Die Fremden, Sire, waren einſt durch Ew. Majeſtät genöthigt, ſich gegen uns zu vereinigen, um, erlauben Sie mir es zu ſagen ....

„Nur zu! nur zu!“

— Um ſich den Wirkungen Ihrer Ehrbegier und dem Mißbrauch Ihrer Gewalt zu entziehen. Heute, da Europa wieder unabhängig und Frankreich nicht mehr furchtbar iſt, werden die Fremden wahrſcheinlich nicht wohl das Wagſtück eines neuen Kriegs wollen, der uns über ſie wieder ein neues Meiſterthum geben könnte.

„Wären die Souveräne in ihren Hauptſtädten, ſo würden ſie ſich gewiß zweimal beſinnen, ehe ſie wieder Krieg begönnen. Aber in Wien ſind ſie noch einander Geſicht im Geſicht, und es iſt zu beſorgen, ſie machen aus dem Kriege eine Angelegenheit ihrer Eigenliebe. Glauben Sie, es ſei an dem, daß ſie unter ſich etwas mißhellig ſind?“

— Ja, Sire, es ſcheint, im Kongreß herrſchen Mißverſtändniſſe und daß ſich jede der großen Mächte den beſten Theil aus der Beute zueignen möchte.

„Es ſcheint auch, die Völker ſind nicht ganz zufrieden. Nicht wahr?“

— Allerdings, Sire, Könige und Völker ſcheinen zu unſern Gunſten thätig zu ſein. Sachſen, Genueſen, Belgen, Rheinländer und Polen wollen die neuen Herren nicht, die man ihnen geben will.

Und ſo machte der Offizier eine Schilderung von Europa, die im Ganzen viel Gutes verſprach, nur England ausgenommen. „Das iſt alles ganz ſchön und gut,“ ſagte Napoleon, indem er den Kopf ſchüttelte; „indeſſen denke ich doch, die Könige, die mir den Krieg gemacht haben, werden wohl jetzt nicht mehr dieſelbe Eintracht, dieſelben Anſichten, dieſelben Intereſſen haben.“ Er durchmuſterte nun flüchtig die verſchiedenen Mächte Europens; ſagte, wäre Alexander ſein Freund geblieben, hätte er ihn größer, als er je werden könne, gemacht; Oeſterreich habe nie offen gegen ihn gehandelt; auf Italien zähle er; Murat in Neapel habe zwar wenig Kopf, aber Arm und Herz und ſeine Frau wiſſe ihn zu leiten. „Indeſſen,“ fügte er hinzu, „die Fremden mögen Entſchlüſſe nehmen, welche ſie wollen, ſie haben keinen Einfluß auf die meinigen. Frankreich ſpricht, und das genügt. Im Jahr 1814 hatte ich ganz Europa bei mir, und es würde mir gewiß nicht das Geſetz gemacht haben, hätte mich Frankreich nicht ganz allein gegen die ganze Welt ſtreiten laſſen. Jetzt aber, nun Frankreich weiß, was ich gelte, nun

es ſeine Kraft und Vaterlandsliebe wiedergefunden hat, ſoll es, wenn man es angreift, über ſeine Feinde triumphiren, wie in den ſchönen Zeiten der Revolution. Die Erfahrung bezeugts, daß Armeen nicht immer hinreichen, eine Nation zu retten, während eine Nation, wenn ſie ſich ſelbſt vertheidigt, immer unüberwindlich iſt.«

Nach dieſem befahl er dem Offizier, ſich über Italien zurück nach Paris zu begeben, da dem Hrn. X... zu ſagen: er werde kommen, Allen verzeihen, die Vergrößerungsplane fahren laſſen, feſten Frieden herſtellen. Man müſſe inzwiſchen Volk und Heer im Guten beſtärken. Aber im Fall ſchon, ehe er lande, die Bourbonen vertrieben werden ſollten, verlange er durchaus, man ſolle nur eine proviſoriſche Regierung aus Gliedern, die er ſelbſt angab, beſtellen, ſich hingegen nichts von Regentſchaft oder dergleichen beifallen laſſen. Er verabredete darauf, wie der Reiſende ihm Briefe könne zuſenden, und gab ihm geheime Schriftzeichen dazu.

Beſonders empfahl er noch, daß man, im Fall das Volk früher aufſtände, als er lande, Alles verhüte, daß ſich das Volk nicht, vor ſeiner Ankunft, ſelbſt Genugthuung verſchaffe. »Eine ſolche vom Volk herausgehende Revolution« ſagte er, »würde die fremden Mächte aufſchrecken. Sie fürchten das anſteckende Beiſpiel; ſie wiſſen, das Königthum hängt nur an einem Faden; iſt nicht mehr in den Ideen des Jahrhunderts. Sie würden lieber ſehen, daß ich mir den Thron eroberte, als daß ich ihn mir vom Volke geben lieſſe. Sie wollten eben beweiſen, die Rechte der Souveraine ſeien heilig, unverjährbar; das ſollten die Nationen lernen; darum ſtellten ſie die Bourbonen wieder her. Sie machten einen albernen Streich. Sie hätten für die Legitimität mehr gethan, meinen Sohn zu laſſen, als Ludwig XVIII wieder einzuſetzen. Mein Herrſcherſtamm war ſchon anerkannt von Frankreich, von Europa, vom Papſt geweiht, man mußte ihn ehren. Wollten ſie ihren Sieg mißbrauchen, konnten ſie mir den Thron nehmen; aber ungerecht, gehäſſig, unklug war es, einen Sohn wegen des Vaters Fehler zu ſtrafen, ihn ſeiner Erbſchaft zu berauben. Ich war kein bloßer Uſurpator; wenn ſie es ſchon jetzt gern ſagen, man wird es ihnen nicht glauben. Die Engländer, die Italiener, die Deutſchen ſind heutiges Tags ſchon zu aufgeklärt, um ſich veraltete Ideen, alte Traditionen aufbinden zu laſſen. Der Souverain durch Wahl eines ganzen Volks wird in den Augen der Nationen immer der legitime Souverain ſein. Fürſten, die, nachdem ſie mir ehrfurchtvoll ihre feierlichen Geſandtſchaften ſchickten, mir eine Tochter von ihrer Race ins Bett gaben, mich ihren Bruder hießen, und mich hintennach einen Uſurpator genannt haben, ſpuckten ſich ſelbſt ins Geſicht, indem ſie mich anſpeien wollten. Sie haben die Majeſtät der Könige ſelbſt verächtlich gemacht und mit Koth beworfen. Und was iſt denn der Name eines Kaiſers mehr? Ein Wort, wie jedes andere. Hätte ich keinen andern Titel, als den, um mich der Nachwelt geltend zu machen, ſie würde mir ins Geſicht lachen. Aber meine Einrichtungen, meine Gutthaten, meine Siege, — das ſind meine wahren Titel des Ruhms. Nenne man mich immerhin den Korſen, den Caporal, den Anmaßer — — daran liegt wenig; ich werde darum nicht minder Gegenſtand des Erſtaunens, vielleicht der Bewunderung für künftige Weltalter bleiben. Mein Name, wie neu er

auch ſei, lebt von Jahrhundert zu Jahrhundert fort, während der von all' dieſen Königen, von Vater und Sohn, ſchon wieder vergeſſen ſein wird, ehe die Würmer Zeit hatten, ihre Leichname zu verdauen."

Der Offizier reiſete ab, über Neapel, Rom und Turin. Hier kaum angekommen, hörte er ſchon, Napoleon ſei in Frankreich gelandet. *)

Ueberfahrt nach Frankreich. — Zug nach Lyon.

Wirklich kurz nach der Abreiſe des Offiziers hatte Napoleon Alles zum Aufbruch veranſtaltet. Am 26. Februar 1815 um 1 Uhr erhielt alles Kriegsvolk auf Elba Befehl, ſich zur Reiſe zu rüſten. Jeder glaubte, der Kaiſer wolle nach Italien überſetzen; Keiner wußte recht wohin. Abends 8 Uhr gab ein Kanonenſchuß das Zeichen zum Einſchiffen. Die kleine Flotte beſtand aus der Brik, der Unbeſtändige benannt, ſechsundzwanzig Kanonen und vierhundert Grenadiere tragend, aus ſechs andern kleinen, leichten Fahrzeugen, mit zweihundert Mann Infanterie, zweihundert korſiſchen Jägern und ungefähr hundert polniſchen leichten Reitern beſetzt. Die Felulen und die Brik waren ſo eingerichtet, daß ſie keine Mannſchaft ſehen lieſſen, und nur den Schein von Kauffahrteifahrzeugen hatten.

Wie Napoleon in ſein Schiff ſtieg, rief er, wie Cäſar: das Loos iſt geworfen! — Er hatte ein ruhiges Geſicht, die Stirn heiter und ſchien weniger mit ſeinem großen Wagſtück, als mit den Mitteln beſchäftigt, nur ſchnell fortzukommen. Graf Bertrands Augen funkelten von Hoffnung und Freude; General Drouot war ernſt und nachdenkend; General Cambronne ſchien ſich weniger um die Zukunft, als um das Nöthige des gegenwärtigen Augenblicks zu bekümmern. Die alten Grenadiere hatten ihr kriegeriſches, trotziges Weſen wieder angenommen. Der Kaiſer plauderte und ſpaßte beſtändig mit ihnen, zupfte ſie bei den Ohren, bei den Schnurrbärten, und erinnerte ſie an die ehemaligen Gefahren, an ihren Ruhm, und flößte ihnen das ſtarke Vertrauen ein, deſſen er ſelbſt voll war.

Noch wußte aber Keiner, wohin es ging, und Keiner wagte zu fragen. So ſchwamm die Flotte dahin. Endlich brach der Kaiſer das Stillſchweigen und ſagte: „Grenadiere, wir gehen nach Frankreich, wir gehen nach Paris!" — Bei dieſen Worten hellten ſich alle Geſichter auf, und es ward allgemeines Jauchzen: Es lebe Frankreich!

In dem Augenblick, als man von Elba abgefahren war, befand ſich die engliſche Korvette mit dem Kapitän Kampbell zu Livorno. Von dieſem alſo war vor der Hand nichts zu beſorgen. Aber eine eintretende Windſtille erregte Beſorgniß; nicht minder, als man in der Entfernung von einigen Stunden Schiffe über das Meer ſchweben ſah. Man weiß indeſſen aus

---

*) Hr. Fleury de Chaboulon nennt dieſen Offizier nicht, ſondern bezeichnet ihn bloß mit dem Buchſtaben Z., und bemerkt, daß er ſeinen Tod nachher auf Mont St. Jean in der Schlacht, unter Napoleons Fahnen, fand.

der unterm 22. März bekannt gemachten amtlichen Nachricht (ſie iſt das Werk Napoleons ſelbſt), wie auſſerordentlich glücklich die Fahrt vollbracht ward. Während derſelben diktirte Napoleon ſeine beiden Proklamationen an die Armee und an das Volk von Frankreich (beide datirt vom 1. März 1815 im Golf Juan) in die Feder, verbeſſerte ſie, ließ ſie ſich wieder vorleſen und dann von ſo vielen, als auf den Schiffen gut ſchreiben konnten, abſchreiben.

Kaum war man fertig damit, ſah man von fern die Küſten von Antibes. Sogleich begrüßten der Kaiſer wie die Soldaten den vaterländiſchen Boden mit dem Ruf: „Es lebe Frankreich! Es leben die Franzoſen!“ und ſteckten die dreifarbige Kokarde auf.

Am 1. März um drei Uhr fuhr man in den Golf Juan ein. General Drouot mit Offizieren und Soldaten auf einer Feluke kamen zuerſt ans Land. Der Kaiſer war auf der Brik noch weit zurück. In dem Augenblick zeigte ſich von weitem rechts ein großes Schiff, das geradewegs auf die Brik zuzuſegeln ſchien. Gleich warf man Gepäck, Kaſten, Lavetten, Kanonen, Alles aus dem Fahrzeug ans Ufer auf den Sand, und Matroſen und Grenadiere ruderten nun aus Leibeskräften zur Brik. — Da hörten ſie ſeitwärts rufen. Es war der Kaiſer. Sei es aus Vorſicht oder Ungeduld, er war aus der Brik in ein einfaches Kanot geſtiegen. Nun ſchwand die Bekümmerniß, und die Grenadiere, die Arme gegen ihn ausgeſtreckt, empfingen ihn unter den rührendſten Aeuſſerungen der Ergebenheit und Freude.

Um fünf Uhr trat er ans Land. Er geſtand nachher, ſo eine tiefe Gemüthsbewegung hätte er nie, wie damals, gefühlt. Sein Zelt ward in einem von Oelbäumen umpflanzten Feld aufgeſchlagen. „Sieh da,“ ſagte er, „ein glückliches Vorzeichen; möchte es ſich erwahren!“

Man erblickte einige Bauern. Der Kaiſer ließ ſie rufen und befragte ſie. Einer derſelben hatte ehemals unter ſeinen Befehlen gedient; er erkannte ſogleich ſeinen alten General, und wollte ihn nicht wieder verlaſſen. Napoleon drehte ſich lachend zum Großmarſchall und ſagte: „Wohlauf, Bertrand! da haben wir ja ſchon Verſtärkung.“

Er verplauderte den ganzen Abend vertraulich mit ſeinen Generalen und Hausoffizieren. „Ich denke mir ſchon die Furcht, die die Bourbonen überfallen wird,“ ſagte er, „und die Verlegenheit derer, die mir den Rücken gewandt haben.“ Dann, indem er fortfuhr, über den nämlichen Gegenſtand Scherz zu treiben, bezeichnete er mit ſeiner gewöhnlichen Scharfſichtigkeit die Gemüthsart der Marſchälle und der andern Vornehmen, die ihm ſonſt gedient hatten, und machte ſich luſtig, wie ſie ſich anſtrengen würden, um „den Schein zu retten und klüglich den Augenblick abzuwarten, wo ſie ſich für die ſtärkere Parthie erklären könnten.“

Die Gefahren ſeines Wagſtücks ſchienen ihn weniger, als die Gefahren ſeiner Anhänger und Freunde, die er bloß mit dem Namen Patrioten bezeichnete, zu beſchäftigen. „Was wird aus den Patrioten werden, ehe ich nach Paris komme!“ wiederholte er vielmals. „Ich ängſtige mich, die Vendeer, die Auswanderlinge morden ſie früher. Wehe aber, wenn ſie ſie anrühren; ich werde ohne Erbarmen ſein!“ (Wer aber mag entſcheiden, ob er nicht auch unter dieſen

Aeuſſerungen ſeiner zärtlichen Bekümmerniß den Beſorgniſſen um den Ausgang ſeines eigenen Wagſtücks verkappter Weiſe Luft machen wollte?)

Gleich nach der Landung hatte er einen Gardehauptmann mit fünfundzwanzig Mann nach **Antibes** geſchickt, die ſich da für Ausreiſſer von Elba ausgeben, die Stimmung der Beſatzung ausborchen, dann, wenn Alles günſtig wäre, ſie für Napoleon überreden ſollten. Aber dieſe Menſchen, voll wilder Unbeſonnenheit, traten in die Stadt mit dem Schreien: Es lebe der Kaiſer! — Der Befehlshaber ließ die Zugbrücke aufziehen und die Lärmer verhaften.

Da ſie nicht wieder kamen, ließ Napoleon einen bürgerlichen Beamten von der Garde rufen und ſagte zu ihm: „Sie begeben ſich auf der Stelle unter die Mauern von Antibes, übergeben dem General Corſin dieſen Brief, geben aber nicht in die Stadt, weil man Sie feſthalten könnte, locken die Soldaten herbei, leſen ihnen meine Proklamationen vor und machen Anreden. Was? müſſen Sie ſagen: Wie? Ihr wißt alſo nicht, daß euer Kaiſer da iſt? daß ſich ſchon die Beſatzungen von Grenoble und Lyon im Sturmſchritt zu ihm begeben? Warum wartet ihr denn? Wollt ihr denn Andern die Ehre laſſen, daß ſie euch zuvorkommen? die Ehre, bei ſeinem Zug durch Frankreich den Vortrab zu bilden? Kommt, grüßt unſre Adler wieder, unſre dreifarbigen Fahnen! Kaiſer und Vaterland befehlen es; kommt!“

Aber auch dieſer Offizier kam unverrichteter Sache zurück. Die Thore waren geſchloſſen geweſen; er hatte den General Corſin nicht ſehen können. Napoleon ſchien ſich über die Widerwärtigkeit wenig zu beunruhigen. Eilf Uhr Nachts brach er auf, nahm vier Stück kleines Geſchütz mit; die Polen hatten wohl ihr Sattelzeug, aber nicht ihre Pferde von Elba mitnehmen können. Sie trugen jenes auf dem Nacken und gingen luſtiger Dinge voran. Napoleon ließ für ſie alle Pferde aufkaufen, wo ſich welche fanden, und machte ſo einen nach dem andern von ſeiner kleinen Reiterei beritten. Ueber **Cannes** und **Graſſes** kam er den zweiten des Abends ins Dorf **Cerenon**; überall mit Empfindungen begrüßt, die das Beſte weiſſagten. So hatte er den erſten Tag zwanzig Wegſtunden zurückgelegt. So rückte er den 3. nach **Bareme** vor, den 4. bis **Digue**, den 5. bis **Gap**. In dieſer Stadt ließ er das erſtemal ſeine Proklamationen drucken. Dieſe verbreiteten ſich von da mit der Schnelligkeit des Blitzes und entflammten die Köpfe. Ueberall ward er mit Begeiſterung empfangen. Seine Soldaten forderten nichts. Was ſie verlangten, ward bezahlt; keineswegs ward, wie von Räubern, geplündert, wie nach der zweiten Wiederherſtellung der Bourbonen in öffentlichen Schriften gelogen ward.

Der fernere Zug des Kaiſers iſt aus den gedruckten Amtsberichten bekannt. Hier wollen wir nur Einzelnes dabei anmerken, was dort nicht geſagt iſt. Als Napoleon am 6. März durch **St. Bonnel** kam, und die Leute da ſeine winzige Armee ſahen, wollten ſie Sturm lauten und alle Dorfſchaften vereinigen und in Maſſe mit ihm ziehen. „Nein, Kinder,“ ſagte er, „bleibt! Meine Soldaten werden nicht ſchlechter denken, als ihr, und ſoviel ich ihrer begegne, ſo viel werden ihrer zu mir ſtoßen.“

Als General Cambronne denſelben Tag, begleitet von vierzig Mann, die den Vortrab machten, in Mure einrückte, waren alle Beamte entflohen. Das Volk bot fröhlich Lebensmittel und Wohnung an. Indem rückte ein von Grenoble abgeſchicktes Bataillon an, um den Weg zu verſperren. Cambronne wollte Unterredung; man hörte ihn nicht an. Der Kaiſer, von dem Widerſtande benachrichtigt, begab ſich ſogleich ſelbſt dahin. Seine Garde, durch den langen Wanderzug über Schnee und Felswege halb zu Grunde gerichtet, konnte ihm nur zum Theil folgen. Die Soldaten aber halfen einander, unterſtützten die, deren Füße lahm und blutig waren, oder trugen ſie auf Bahren, von ihren eigenen Gewehren gemacht, mit ſich fort. So kamen ſie alle zum Ort der erſten Gefahr. Als der Kaiſer ſah, wie ſich die Muthigen heranſchleppten, drückte er ihnen die Hände und rief: „Mit euch, ihr meine Braven, fürchte ich zehntauſend nicht!“.

Unterdeſſen hatten ſich die von Grenoble Gekommenen auf drei Stunden von Gorp zurückgezogen und Stellung bei einem Dorfe zwiſchen den Seen genommen. Der Kaiſer ließ ſie rekognoſziren. Es ſtanden ihm gegenüber ein Bataillon vom fünften Linienregiment, eine Kompagnie Sapeurs und eine Kompagnie Minirer, in allem ſieben- bis achthundert Mann. Er ſchickte den Eskadronchef Roul an ſie ab; ſie wollten ihn nicht anhören. Napoleon wandte ſich zum Marſchall Bertrand und ſagte: „Z... (der Offizier in Elba) hat mich betrogen. Aber macht nichts! Vorwärts!“ Er ſtieg vom Pferde, ging geradeswegs auf das Detaſchement zu, gefolgt von ſeiner Garde, das Gewehr geſenkt. Da ſtellte er ſich hin und rief: „He, Freunde, wie? Kennt ihr mich nicht mehr? Ich bin euer Kaiſer! Iſt ein Soldat unter euch, der ſeinen General, ſeinen Kaiſer tödten will, — er kanns; da ſteh ich!“ und bot ſeine Bruſt dar. — Ein frohes, jubelndes: „Es lebe der Kaiſer!“ war die Antwort. Sie vereinigten ſich mit den Garden.

So ging der Zug nach Grenoble. Man weiß, wie hier General Marchand und der Präfekt Widerſtand leiſten wollten; wie hingegen Beſatzung, Volk, Nationalgarden ſich dem Kaiſer jauchzend hingaben, die geſchloſſenen Thore auſſprengten, ihn im Triumph hereinholten. Bald darauf unter Trompetenſtößen kamen die Bürger, brachten dem Kaiſer Trümmern des Stadtthors und ſagten: „In Ermanglung der Schlüſſel der guten Stadt Grenoble, die wir überreichen ſollten, — da, da ſind die Thore ſelbſt!“

Napoleon hatte nun einen feſten Stützpunkt, voller Munition, Waffen und Artillerie gewonnen. Er verbarg ſeine Freude nicht. „Jetzt iſt Alles entſchieden,“ ſagte er wiederholt zu den Offizieren: „Nun kommen wir ſicher nach Paris.“ Er fragte den Oberſt Labedoyere, der mit ſeinem Regiment ſchon vor Grenoble zu ihm übergegangen war, über Paris viel und über die allgemeine Lage Frankreichs. Dieſer junge Oberſt, voll edeln Sinns, drückte ſich mit einer Freimüthigkeit aus, die den Kaiſer manchmal ganz ſtumm und beſtürzt machte. „Sire,“ ſagte der Oberſt unter andern einmal: „die Franzoſen werden für Ew. Majeſtät Alles thun; aber Ew. Majeſtät muß auch für ſie alles thun. Keinen Ehrgeiz mehr, keinen Deſpotismus!

Wir wollen frei ſein und glücklich. Sie müſſen nun dem Machterweiterungs- und Eroberungsſyſtem abſchwören, Sire, das Sie und Frankreich unglücklich gemacht hat.“

„Wenns mir glückt,“ antwortete Napoleon, „ſo werde ich Alles thun, um die Erwartung der Nation zu befriedigen. Dieſer ihr Glück iſt mir theurer, als das meinige. Um ſie frei und glücklich zu machen, warf ich mich in ein zweifelhaftes Unternehmen, das mir hätte das Leben koſten können; aber wir hätten doch den Troſt dabei gehabt, auf vaterländiſcher Erde zu ſterben.“

— Und für ſeine Ehre und Freiheit zu ſterben! — ſetzte Labedoyere hinzu.

Der Kaiſer ließ die ganze Nacht in Grenoble Proklamationen drucken und nach allen Richtungen Ausgeſchickte geben, die ſeine Ankunft in Grenoble verkündigen und ſagen mußten: Oeſterreich wäre einverſtanden mit ihm; der König von Neapel folge ihm ſchon mit 80,000 Mann. Alles, um durch Schrecken die Anhänger der königlichen Regierung einzuſchüchtern. Man mußte über ſeine Dreiſtigkeit und kecke Charlatanerie zuweilen, wenn man doch wußte, wie ſeine Sachen ſtanden, lächeln. So ſagte er, als er zu Grenoble am 8. März die verſchiedenen bürgerlichen und Kriegs-Behörden empfing, unter anderm: „Ich will weniger der Souverain von Frankreich, als vielmehr deſſen erſter und beſter Bürger ſein. Ich hätte die Bourbonen auch mit Schiffen und zahlreichen Flotten angreifen können. Allein ich mochte weder Murats noch Oeſterreichs Beiſtand. Ich kenne meine Mitbürger und die Vertheidiger des Vaterlandes; ich zähle auf ihren Patriotismus.“

Man ſieht ſchon aus dieſen Worten nebenbei, daß Bonaparte's Feinſinn ganz andre Luft in Frankreich witterte, als die zu ſeiner Kaiſerzeit geweht hatte. Geſchmeidig fügte er ſich dem etwas republikaniſchern Tone an, um ſeiner Leute ſicherer zu werden. Labedoyeres Worte: „Freiheit und Glück“ kamen ſeitdem viel aus ſeinem Munde. — Aber als ihm auch Lyon zugefallen war, ſeine Macht ſich verhundertfacht hatte, ſprach er ſchon wieder ganz ſelbſtherrſcheriſch, gebietend, wie ehemals, oder, wenn er es nicht geradezu wagte, dunkel, zweideutig. Er ſagte, eine recht nationale Verfaſſung wolle er Frankreich geben, und von der Zeit an war ihm das Maifeld in die Gedanken gekommen. Es iſt ſchwer zu ſagen, welche Wirkungen er ſich von ſolchen Maifeldsverſammlungen verſprach. Aber der edle Labedoyere hatte ihm Worte in die Seele geraunt, die nicht ſo leicht wieder zu vergeſſen waren.

Eben dieſer junge Oberſt ward, nach der zweiten Wiederherſtellung der Bourbonen, von dieſen vor ein Kriegsgericht geſtellt und wegen ſeines Uebergangs zu Napoleon füſilirt. Ganz anders betrug ſich Napoleon gegen die entſchiedenſten ſeiner Feinde unter den Anhängern der Bourbonen. Es iſt bekannt, wie Ludwig XVIII den Graf Artois abgeſchickt hatte, Lyon gegen Bonaparte zu ſchirmen, und wie zuletzt dieſer Artois, nur von einem einzigen Gendarmen begleitet, aus Lyon entwich, ungeachtet die Nationalgarde zu Pferde, meiſtens aus Adelichen zuſammengeſetzt, kurz vorher dem Prinzen Treue bis in den Tod geſchworen hatte. Dieſe Art, nicht National-, ſondern Nobelgarde, hatte den Prinzen, mit Ausnahme

eines einzigen Mannes, ſobald Napoleon vor Lyon ankam, verlaſſen, und wollte nun den Dienſt der Ehrenwache vor des Kaiſers Wohnung verrichten. Napoleon hatte Alles erfahren und wies ſie ab: „Ihr habt euch gegen Graf Artois ſchlecht betragen. Ich mag nichts von euch.“ Hingegen den Einzigen lobte er öffentlich, der dem Prinzen treu geblieben war. Er ließ ihn rufen: „Ich ließ nie eine ſchöne That unbelohnt,“ ſagte er, „ich ernenne Sie zum Mitglied der Ehrenlegion.“

Aufenthalt in Lyon.

Auch Hr. Fleury de Chaboulon befand ſich eben beim Einzug des Kaiſers ſchon in Lyon; und ſobald dieſer es erfahren, ließ er ihn zu ſich rufen, um bei ihm wieder die Stelle ſeines Kabinetsſekretärs einzunehmen. Bekanntlich pflegte der Kaiſer ſeinen Sekretären und Hausbeamten immer zu empfehlen, ſorgfältig Alles, was er bei beſondern Anläſſen und auf Reiſen ſprach, aufzuzeichnen. So mußte es auch Chaboulon thun. Dieſer aber gab nachher ſeine Noten nicht, wie die Andern, ab, und ward dadurch in Stand geſetzt, ſeine Memoires zu bilden, die wir hier benutzen.

Man kann ſich leicht denken, der Kaiſer war zu Lyon in einem wahren Ozean von Geſchäften verloren. Aber das hielt ihn nicht ab, wenn er einen alten Vertrauten wieder erſcheinen ſah, mit ihm ſich vergnügt abzuplaudern.

„Gelt, Chaboulon,“ ſagte er lächelnd, als dieſer zu ihm hereintrat, „ſo bald hat man mich hier doch nicht erwartet?“

— Nein, Sire, Ueberraſchungen der Art kann nur Ew. Majeſtät geben.

„Was ſchwatzt man in Paris davon?“

— Ei nun, man freut ſich da gewiß auch der glücklichen Rückkehr Ew. Majeſtät.

„Und die öffentliche Stimmung? Wie iſts mit der?“

— Sire, ſtark geändert. Sonſt dachten wir an nichts, als den Ruhm; jetzt nur an Freiheit. Der ſtille Kampf der Nation gegen die Bourbonen hat uns wieder unſre Rechte zum Bewußtſein gebracht; hat in allen Köpfen einen Haufen freiſinniger Ideen geweckt, an die man zur Zeit Ihrer Majeſtät gar nicht dachte. Man fühlt, man erkennt das Bedürfniß, frei zu ſein; das ſicherſte Mittel, den Franzoſen zu gefallen, wäre, ihnen wahrhaft volksthümliche Geſetze zu verſprechen und zu geben.“

„Ich weiß ſchon, Diskuſſionen, dergleichen die Bourbonen haben aufkommen laſſen, haben die Macht oben geſchwächt und geſchmälert. Die freiſinnigen Begriffe haben ihr gerade wieder ſo viel Gebiet entriſſen, als ich ihr gewonnen hatte. Ich will es auch nicht zurückfordern. Man muß nie gegen eine Nation ankämpfen; das iſt der Eiſentopf gegen den irdenen Topf. Die Franzoſen ſollen mit mir zufrieden ſein. Ich fühle, es liegt Genuß und Ruhm darin, ein großes Volk glücklich und frei zu machen. Ich werde dem franzöſiſchen Staat ſichere Bürgſchaft geben; ich war für ihn nicht karg mit Ruhm, ich werde es auch nicht mit Freiheit ſein. Ich

will nicht mehr Macht für mich behalten, als hinlänglich, um regieren zu können. Macht von oben iſt nichts weniger, als mit Freiheit des Volks unverträglich; vielmehr die Freiheit iſt nie ſtärker, als wenn die Macht droben wohlgeordnet beſteht. Iſt dieſe ſchwach, wird ſie argwöhniſch; iſt ſie ſtark, ſchlummert ſie ruhig und läßt der Freiheit den Zaum auf dem Nacken hängen. Ich weiß, was den Franzoſen dient; das wird ſich machen; nur keine Zügelloſigkeit, keine Anarchie; denn Anarchie brächte uns wieder unter den Deſpotismus der Republikaner, der an Gewaltthaten der furchtbarſte iſt, weil ſich alle Welt hineinmengt. —— Glaubt man, wir werden uns ſchlagen müſſen?"

— Daran denkt Keiner. Die Regierung hat bei den Soldaten nie Zutrauen gehabt und machte ſich den Offizieren verhaßt. Soviel Truppen man Ew. Majeſtät entgegenſchickt, ſoviel Verſtärkungen für Sie.

„Ich denke es auch. Und die Marſchälle?"

— Sire, ſie werden beſorgen, Ew. Majeſtät erinnere ſich an Fontainebleau; vielleicht wäre angemeſſen, daß man ihnen einzeln perſönlich die Geſinnung Ew. Majeſtät bekannt machte, Alles vergeſſen zu wollen.

„Nein, ich ſchreibe keinem; ſie könnten es dann nehmen, als wäre ich ihnen verpflichtet; ich will keinem verbunden ſein. Die Truppen ſind gutgeſinnt; die Offiziere ſind gut, und wollten die Marſchälle ſie halten, würden ſie mit fortgeriſſen. —— Wo iſt meine Garde?"

— Zu Metz und Nancy glaube ich.

„Der bin ich ſicher. Die verderben ſie mir nicht. Was machen Augereau und Marmont?"

— Ich weiß nicht.

„Was macht Ney? Wie ſteht er mit dem König?"

— Bald gut, bald übel. Er hat, glaube ich, Verdruß am Hofe wegen ſeiner Frau gehabt.

„Seine Frau iſt eine Precieuſe, und die alten, vornehmen Wittfrauen werden ſich über ſie aufgehalten haben. Hat Ney ein Kommando?"

— Sire, ich glaube nicht.

„Gehört er uns an?"

— Sire, ſein Antheil bei Ihrer Thronentſagung . . . .

„Ja, ich habe das in Porto Ferrajo geleſen. Er hat ſich gerühmt, er habe mich mißhandelt, habe die Piſtolen auf meinen Tiſch gelegt. Iſt Alles falſch. Hätte er ſich unterſtanden, ſich gegen mich zu verfehlen, ich hätte ihn auf der Stelle füſiliren laſſen. Man hat einen Schwall von Geſchichtchen über meine Entſagung gemacht. Ich dankte ab, nicht auf empfangenen Rath hin, ſondern weil meine Armee den Schwindel hatte; und übrigens, ich mochte keinen Bürgerkrieg; der war nie nach meinem Geſchmack. Eben ſo hat man auch geſagt, Augereau habe mich, als ich ihm begegnete, mit Schimpfworten überhäuft, — Alles gelogen. Keiner meiner Generale hats gewagt, in meiner Gegenwart zu vergeſſen, was er mir ſchuldig war. Hätte ich damals ſeine Proklamation ſchon geleſen gehabt, ich hätte ihn fortgejagt aus

meiner Nähe; nur Niederträchtige, Feige bieten dem Unglücklichen noch Hohn. Seine Proklamation, die ich bei der Zuſammenkunft mit ihm ſchon in der Taſche gehabt haben ſoll, wo ich ihn noch ſo freundlich empfing, ward mir erſt nachher bekannt. General Koller brachte ſie mir. Aber laſſen wir das Pöbelmährchen. Was hat man aus den Tuilerien gemacht?“

— Nichts verändert, Sire. Sogar die Adler ſind noch nicht abgenommen.

(Lachend.) „Sie haben wittern mögen, ich würde ſie bald wieder aufſtellen.“

— Vermuthlich. Man ſagt, der Graf Artois habe gleich nach ſeiner Ankunft alle Zimmer durchlaufen und ſie nicht genug bewundern können.

„Ich glaubs gern. Was iſt aus meinen Gemälden geworden?“

— Einige ſind weggethan, aber das von der Schlacht bei Auſterlitz ſteht noch im Rathsſaal.

„Und das Theater?“

— Man hat es nicht angerührt und braucht es gar nicht.

„Was macht Talma?“

— Ei nun, Sire, der hat und verdient noch immer den alten Beifall.

„Ich freue mich, ihn wiederzuſehen. Waren Sie am Hofe?“

— Ja, Sire, ich bin vorgeſtellt worden.

„Es heißt, ſie haben alle die Miene von neuen Emporkömmlingen; wiſſen kein Wort, keinen Schritt rechter Art zu machen. Haben Sie ſie in großer Zeremonie geſehen?“

— Nein, Sire; allein ich kann Ew. Majeſtät verſichern, man iſt bei ſich zu Hauſe nicht freier, als dort; man geht da in beſpritzten Stiefeln, im Frack und runden Hut ohne Umſtände.

„Das muß einen majeſtätiſchen Anblick gewähren! Aber die alten Krüppel (vieilles ganaches), wie verthun ſie denn ihr Geld? Denn man hat ihnen ja alles wiedergegeben.“

— Aber, Sire, wenn ſie nun gern ihre alten Röcke abtragen wollen?

„Armes Frankreich, in was für Hände haſt du dich ſtecken laſſen? Und der König, was hat er für eine Miene?“

— Er hat einen ziemlich ſchönen Kopf.

„Iſt ſeine Münze hübſch?“

— Ew. Majeſtät kann ſelbſt urtheilen; hier iſt ein Zwanzigfrankenſtück.

„Wie, nicht einmal die von Ludwig her wieder vorgenommen? Das wundert mich ſehr. (Indem er die Münze hin- und wiederkehrt.) Der ſieht nicht aus, als ließ er ſich Hungers ſterben. Aber ſeh doch, da haben ſie Dieu protège la France weggelaſſen, um ihr Domine, salvum fac regem hinzuſetzen. So machten ſie's beſtändig. Alles bloß für *ſie*, und nichts für *Frankreich*. Wo iſt Caulaincourt, Lavalette, Fouché?“

— Alle zu Paris.

„Und Molé?“

— Desgleichen. Ich ſah ihn neulich bei der Königin.

„Gibts vielleicht hier in der Gegend herum Perſonen, die bei mir ſonſt nahe ſtanden?“

— Ich wußte nicht.

„Man muß ſich erkundigen und ſie kommen laſſen. Ich bin froh, den Geiſt des Tages recht auf den Grund kennen zu lernen und wieder ein wenig mit dem Stand der Geſchäfte vertraut zu werden. Was macht Hortenſie?“

— Sire, ihr Haus iſt noch immer der Sammelplatz Aller, die Sinn für Anmuth und Geiſt haben. Und die Königin, obgleich ohne Thron, empfängt nichts deſto weniger Huldigungen von ganz Paris.

„Sie hat einen linkiſchen Streich gemacht, ſich vor Gerichtshöfen zur Schau zu geben. Die ihr das riethen, waren Dummköpfe. Warum auch den Herzogin-Titel begehren?“

— Sire, ſie hat ihn aber nicht begehrt. Kaiſer Alexander wars, der . . .

„Gleichviel. Weder begehren noch nehmen hätte ſie ihn ſollen. Frau Bonaparte hätte ſie ſich nennen müſſen; der Name iſt wohl ſo viel werth, wie jeder andre. Was für ein Recht übrigens hatte ſie dazu, aus ihrem Sohne einen Herzog von St. Leu und einen Pair der Bourbonen zu machen? Ludwig that ganz recht, ſich zu widerſetzen; er fühlte, der Name ſeines Sohnes war zu ſchön, als daß er ihn verändern ließe. Hätte Joſephine noch gelebt, ſie hätte den ſaubern Narrenſtreich wohl verhütet. Hat man Joſephinen ſehr betrauert?“

— Allerdings, Sire. Ew. Majeſtät weiß, wie ſehr ſie von den Franzoſen geliebt und geachtet war.

„Sie verdiente es auch. Es war ein herrliches Weib und von großem Sinn! Ich habe ſie ſehr beklagt, und gewiß, der Tag, da ich ihren Tod erfuhr, war einer meiner unglücklichſten. Hat man öffentlich Trauer angelegt?“

— Nein, Sire. Ich vermuthe ſelbſt, man hätte ihr die ihrem Range gebührenden Ehren verweigert, wenn Kaiſer Alexander ſie nicht gefordert haben würde.

„Ich ließ es mir damals ſagen, glaubte aber nicht daran. Das ging ihn nichts an.“

— Der Edelſinn Alexanders ließ ſich durch nichts beſchränken. Er ward Beſchützer der Kaiſerin, der Königin, des Prinzen Eugen, des Herzogs von Vicence, und einer Menge andrer ausgezeichneter Perſonen, die ohne ihn verfolgt und mißhandelt worden wären.

„Sie haben ihn lieb, ſcheints?

— Sire . . . .

„Iſt die Pariſer Nationalgarde von gutem Geiſt?“

— Verſichern kann ichs nicht, aber ich bin wenigſtens ſicher, gegen Ew. Majeſtät wird ſie nicht handeln.

„Ich hoffe es. Was glaubt man, daß die Fremden zu meiner Rückkehr ſagen werden?“

— Man denkt, Oeſterreich werde ſich Ew. Majeſtät nähern und Rußland den Unfall der Bourbonen ohne Kummer ſehen.

„Wie ſo?“

— Man behauptet, Sire, Alexander ſoll zu Paris mit den Prinzen nicht zufrieden geweſen

ſein; auch die Vorliebe des Königs von England und die Huldigung, welche er dem Prinz Regent mit ſeiner Krone erwies, habe ihm mißfallen.

„Gut, daß man es weiß. Hat er meinen Sohn geſehen?“

— Ja, Sire, man hat mich verſichert, er habe ihn mit recht väterlicher Zärtlichkeit umarmt und gerufen: O wie liebenswürdig! Wie man mich auch belogen hat!

„Was wollte er damit ſagen?“

— Man hatte ihm erzählt, der junge Prinz ſei rhachitiſch und habe blöden Verſtand.

„Die Elenden! Das Kind iſt zum Bewundern; es hat alle Kennzeichen, daß es einen Mann von Karakter gibt. Es wird ſeinem Jahrhundert Ehre machen. Iſts denn wahr, hat man Alexandern in Paris ſo gefeiert?“

— Ja, Sire, man ſah nur auf ihn; die andern Souveraine ſchienen nur ſeine Aides-de-Camp zu ſein.

„In der That, er hat viel für Paris gethan. Ohne ihn hätten es die Engländer zerſtört, die Preußen verbrannt. Er hat ſeine Rolle gut geſpielt, und (mit Lächeln) wäre ich nicht Napoleon, möchte ich vielleicht wohl Alexander ſein.“

Man kennt aus öffentlichen Blättern die Reden, die Napoleon in Lyon, wo er ſo ſehr vergöttert ward, bei verſchiedenen Anläſſen hielt. Jeder konnte leicht bemerken, daß Zeit, Ueberlegung und Unglück in ſeiner Sinnesart eine große Veränderung bewirkt hatten. Ehemals, wenn etwa unvorhergeſehene Hinderniſſe plötzlich gegen ſeine Pläne eintraten, wütheten ſeine Leidenſchaften, gewohnt, keine Schranken zu achten, wie ein wilder Sturm. Er ſprach, befahl, entſchied, wie wenn er der Herr der Erde und der Elemente wäre; ihm ſchien nichts unmöglich. Seit ſeinen Unfällen hatte er in der ſtillen Einſamkeit und Betrachtung ſeinen Ungeſtüm meiſtern und ſich der Klugheit und Vernunft unterwerfen gelernt. Er hatte ſehr aufmerkſam die Schriften, Flugblätter und ſelbſt die Schmähſchriften gegen ſich geleſen, und mitten unter den Beſchimpfungen, Verleumdungen und Albernheiten, die ſie oft enthielten, nützliche Wahrheiten, richtige Bemerkungen, tiefe Blicke gefunden, aus denen er Vortheil ſchöpfte.

Den Tag vor ſeiner Abreiſe aus Lyon erfuhr der Kaiſer, daß Marſchall Ney ein Kommando vom König erhalten habe. Napoleon war ſehr zufrieden damit, nicht weil er mit Ney Einverſtändniß hatte, ſondern weil er deſſen Karakterſchwäche und Veränderlichkeit kannte. Er befahl dem Großmarſchall, ihm zu ſchreiben: „Melden Sie ihm, wie Alles, was gegen mich geſchickt wird, zu mir übergeht. Mit ſeinen Truppen werde er kein andres Schickſal haben, höchſtens den Sturz der Bourbonen nur um ein paar Tage verzögern. Sagen Sie ihm, er ſei gegen Frankreich und mich verantwortlich, wenn er Bürgerblut vergieſſe. Sagen Sie ihm Artigkeiten, aber nicht zuviel Liebkoſungen, ſonſt könnte er glauben, ich fürchte ihn; und er lieſſe ſich nur länger bitten.

Einzug in die Hauptſtadt.

Am 13. März ging der Zug von Lyon ab. Es war von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf Triumphzug. In Macon hielt einer der Maire-Adjunkten ein langes Gewäſch von Rede an den Kaiſer. Als er fertig war, fragte Napoleon: „Sie waren alſo wohl nicht wenig erſtaunt, da Sie von meiner Landung hörten?"

— Ah, meiner Treu, das glaube ich! — ſagte der Redner — Wie ich vernahm, Sie wären gelandet, ſagte ichs aller Welt; der Mann muß ein Narr ſein; der kommt nicht wieder draus.

Napoleon konnte ſich des Lachens nicht enthalten. „Ich weiß es wohl," verſetzte der Kaiſer und lächelte dazu etwas boshaft; „Sie ſind dem Schreck ein wenig unterworfen; das bewieſen Sie beim letzten Feldzug. Sie hätten es machen ſollen, wie die von Chalons. Aber Sie haben die Ehre der Burgunder nicht gut emporgehalten." Einer der nebenſtehende Bürger antwortete: „Sire, unſer Fehler war das nicht; wir waren übel geleitet; Sie hatten uns einen elenden Maire gegeben!" — „Das iſt wohl möglich," entgegnete Napoleon: „Wir haben insgeſammt uns nichts vorzuwerfen, man muß das vergeſſen. Glück und Heil Frankreichs, das ſoll jetzt unſer Aller Ziel ſein." Er entließ die Leute ſehr freundſchaftlich.

In Auxerre kam Marſchall Ney zum Kaiſer. Sobald ihn Napoleon erblickte, ſagte er zu ihm: „Umarmen Sie mich, mein lieber Marſchall. Ich bedarf keiner Erklärung, keiner Rechtfertigung. Ich habe Sie jederzeit als den Braven der Braven geſchätzt."

— Sire, die Tagblätter haben einen Haufen Lügen ausgeſtreut, die ich vernichten wollte. Ich habe mich immer als ein guter Soldat und als guter Franzoſe betragen.

„Ich weiß, und habe auch nie an ihrer Ergebenheit gezweifelt."

— Sie hatten recht daran, Sire, Ew. Majeſtät kann ſtets auf mich zählen, wenns fürs Vaterland gilt. Fürs Vaterland habe ich mein Blut vergoſſen, und ich bin bereit, meinen letzten Blutstropfen dafür zu vergieſſen. Ich liebe Sie, Sire, aber das Vaterland vor Allem, vor Allem! . . . .

„Nun, und Vaterlandsliebe hat mich auch nach Frankreich zurückgebracht. Ich wußte, es war unglücklich; jetzt bin ich da, es von den Auswanderlingen und von den Bourbonen zu befreien. Ich will ihm Alles gewähren, was es von mir erwartet."

— Ew. Majeſtät kann ſicher ſein, wir werden Sie unterſtützen. Wenn man gerecht iſt, macht man aus den Franzoſen, was man will. Die Bourbonen haben ſich zu Grunde gerichtet, weil ſie Alles nach ihrem Kopf machen wollten und die Armee hinter ſich wegſtellten.

„Prinzen, die nie wußten, was ein blanker Säbel iſt, konnten keine Armee ehren; die mußten von deren Ruhm vielmehr gebeugt und voll Eiferſucht werden."

— Ja, Sire, es war nur darauf abgeſehen, uns zu demüthigen. Ich ärgere mich noch immer, wenn ich daran denke, daß ein Marſchall von Frankreich, ein alter Kriegsmann, wie ich, vor ſo einem . . . . Herzog von B. . auf den Knien liegen mußte, um das Ludwigskreuz

zu empfangen. Das konnte nicht länger mehr ſo dauern; und wären Sie nicht gekommen, ſo hätten wir ſie ſelbſt fortgejagt.

„Wie ſind Ihre Truppen geſtimmt?“

— Sehr gut, Sire; ich glaubte, ſie wollten mich vor Freude erwürgen, als ich ihnen ankündigte, wir gingen mit einander zu den Adlern.“

„Welche Generale haben Sie bei ſich?“

— Lecourbe und Bourmont.

„Sind Sie ihrer ſicher?“

— Für Lecourbe ſtehe ich gut; aber für Bourmont nicht ſo ſehr. — — Das Geſpräch verlor ſich darauf ins Allgemeinere.

Sowohl aus aufgefangenen Briefen, als auch ſonſt, ergab es ſich nur zu deutlich, daß man von Seiten der Konigiſchen Pläne ſchmiedete, um Bonaparten durch Meuchelmörderei aus der Welt zu ſchaffen. Die franzöſiſche Regierung hatte ihn ja ſogar vogelfrei erklärt. — Graf Bertrand, General Drouot, Baron Chaboulon und andre ſeines unmittelbaren Begleits wachten, als dies bekannt ward, nur um ſo ängſtlicher über ihn. Der Kaiſer wußte Alles, was man gegen ihn Verbrecheriſches im Schilde führe, aber er ſchien ſich eine rechte Luſt daraus zu machen, den Mörderdolchen Trotz zu bieten. In den Städten, bei Muſterungen, mengte er ſich immer keck unter Volk und Soldaten, die ſich zu ihm drängten, und ſeine Begleiter wurden mehrmals mit kräftigen Rippenſtößen beſeitigt. Wenn die nachher wieder zu ihm kamen und klagten, lachte er herzlich, und recht zu ihrer Plage warf er ſich dann nur deſto tiefer in die Volksmenge, wo ihn ſein Gefolge aus den Augen verlor.

Inzwiſchen verdroß ihn doch die Niederträchtigkeit, mit der man von Seiten ſeiner Gegner wider ihn zu verfahren Luſt hatte. „Ich kanns nur gar nicht begreifen,“ ſagte er zum Chaboulon, wie Menſchen, die nahe daran ſind, in meine Hände zu fallen, unaufhörlich zum Meuchelmord gegen mich auffordern und einen Preis auf meinen Kopf ſetzen. Ich hätte ja ſo gut, wie ſie, die Georges, Brularts und Maubreuils gegen ſie finden können. Wohl zwanzig Mal, wenn ichs gewollt hätte, würde man mir ſie an Händen und Füßen gebunden, lebendig oder todt gebracht haben;' ich hatte aber immer den närriſchen Stolz, ihre Wuth zu verachten, und ich verachte ſie noch jetzt. Aber Gott ſei ihnen und ihrer ganzen hölliſchen Bande gnädig, wenn ſie ſich erfrechen, an einen der Meinigen Hand zu legen! Das Blut kocht mir, wenn ich daran denke, daß ſie im Angeſicht der Nationen, ohne alles Gericht, Tauſende von Franzoſen, die mit uns ziehen, ächten konnten. Weiß etwa die Armee davon?“

— Ja, Sire, — antwortete Baron Chaboulon — man hatte die Unklugheit, laut werden zu laſſen, wir alle wären vogelfrei erklärt und die königlichen Gardes du Corps und die Chouans wären ſchon unterwegs, um Sie zu meuchelmorden. Auch haben die Truppen geſchworen, ihnen keinen Pardon zu geben. Zwei Spione wären beynahe unter meinen Augen niedergemacht worden.

„Deſto ſchlimmer, deſto ſchlimmer! Das ſoll nicht ſein. Es ſoll kein Tropfen franzöſiſches Blut vergoſſen, keine Zündpfanne abgebrannt werden. Man muß dem Girard *) empfehlen, die Soldaten zuſammenzuhalten. Schreiben Sie!“

Der Kaiſer diktirte: „General Girard, man verſichert mich, Ihre Truppen, bekannt mit den Dekreten von Paris, haben beſchloſſen, vermöge Gegenrechts, ſich über die Royaliſten herzumachen, die ihnen begegnen. Sie werden nur Franzoſen begegnen; ich verbiete ihnen, einen einzigen Schuß zu thun. Beruhigen Sie die Soldaten; unterdrücken Sie die Gerüchte, die ſo empören; ſagen Sie Ihren Leuten, ich wolle an ihrer Spitze nicht in meine Hauptſtadt einziehen, wenn Franzoſenblut an ihrer Waffe wäre.“ — Einen ähnlichen Befehl hatte er früher auch ſchon an den General Cambronne ausgeſtellt, und denſelben mit den Worten geſchloſſen: „Meine Krone ſoll keinem Franzoſen einen Tropfen Blutes koſten.“

Der Kaiſer ließ die ganze Nacht marſchiren. Er wollte mit Tagesanbruch in Fontainebleau ſein. Chaboulon machte ihm Vorſtellungen, er möchte doch aus Vorſicht nicht im Schloſſe ſchlafen. Er antwortete: „Sie ſind ein Kind. Soll mir was begegnen, helfen alle Vorſichtsmaasregeln nichts. Unſer Schickſal (indem er mit dem Finger zum Himmel zeigte) ſteht droben geſchrieben!“ — Wirklich war der Kaiſer nicht nur voll feſten Glaubens an Vorherbeſtimmung, ſondern auch dabei etwas abergläubig. Es gab nach ſeiner Meinung gewiſſe Glücks- und Unglückstage. Man wird über dieſe Schwäche bei ihm erſtaunen, und doch hatte er ſie, wie mancher große Mann alter und neuer Zeit ſie hatte.

Chaboulon glaubte, der Anblick des Palaſtes von Fontainebleau, des Ortes, wo er einſt den Thron verlaſſen mußte, und wo er jetzt als Sieger und Souverain wieder einkehrte, werde mächtigen Eindruck auf ihn machen; werde ihn an die Unzuverläſſigkeit menſchlicher Größe mahnen. Nichts weniger, als das. Chaboulon beobachtete ihn genau. Er ſchien nichts aus Allem zu machen, durchlief mit dem Baron den Garten und den Palaſt ſo vergnügt, ſo neugierig, als wenn er zum erſtenmal davon Beſitz nähme. Napoleon nahm für ſich die kleinen Zimmer ein und machte dem Baron ſehr gefällig die auſſerordentliche Zierlichkeit derſelben bemerkbar; führte ihn nachher in ſeine Bibliothek, und ſagte auf dem Rückwege: „Es wird uns hier wohl behagen.“ — „Allerdings, Sire,“ erwiederte Chaboulon, „es behagt einem bei ſich zu Hauſe immer am beſten.“ — Er lächelte; die kleine Schmeichelei ſchien ihm wohl zu thun.

Das königliche Miniſterium hatte in Paris ſich noch immer mit erbärmlichen Lügen über Bonaparte's nahe Niederlage beholfen, und ſich eingebildet, es handle gar klug und fein; bis das Lügen nichts mehr half und man geſtehen mußte, Napoleon ſei nur noch wenige Stunden von der Hauptſtadt entfernt. Da floh Alles. Der König, den man lange getäuſcht, und der nun ſah, woran er war, hatte kaum Zeit genug, auf Flucht zu denken. Er zeigte in dieſer ſchmerz-

*) Er hatte den Befehl über den Vortrab des Heeres empfangen.

lichen Lage einen Geiſtesmuth, über alles Lob erhaben. Sein Benehmen war nicht das eines kriegeriſchen Fürſten, der ſeine Hauptſtadt Schritt um Schritt vertheidigt, und ſie nur vor Wuth und Verzweiflung ſchnaubend verläßt, ſondern es war das Benehmen eines herzguten Vaters, der ſich nur mit Kummer von ſeinen Kindern und von dem Haus entfernt, das ſie zur Welt kommen geſehen. Die Bonapartiſten ſelbſt, die einen großen Unterſchied zwiſchen dem König und ſeiner Familie machten, blieben bei den Thränen des erlauchten und unglücklichen Fürſten nicht ungerührt.

Napoleon erfuhr kaum die Flucht des Hofes, ſo beſchloß er, ſtatt von Fontainebleau weg in Eſſonnes zu übernachten, geradewegs bis Paris zu eilen. Den 20. März um 2 Uhr Morgens machte er ſich ſchon auf. Abends war er in Paris. Er ſetzte Werth darauf, daß er eben am Geburtstage ſeines Sohnes wieder in Paris ankam.

Die Hauptſtadt war voller Erſtaunen und Taumel; im Schloß der Tuilerien Alles bunt durch einander. Noch denſelben Abend unterhielt ſich Napoleon über die Lage Frankreichs mit dem Herzog von Otranto, mit den andern Großwürdeträgern; alle ſchienen trunken von Glück und von Hoffnung. Der Kaiſer ſelbſt konnte ſeine Freude nicht verbergen. Nie hatte man ihn ſo ausgelaſſen vor Vergnügen und ſo freigebig mit Ohrfeigen geſehen. (Denn die waren eine ſeiner Lieblingsſchmeicheleien. Je lieber er Einen hatte, je öfter gab er ſie und je ſtärker.) Seine Reden ſagten, was ſein Inneres fühlte. Unaufhörlich kamen ihm dieſelben Worte in den Mund. Man muß aber geſtehen, gar ſchmeichelhaft für den Haufen der Höflinge und großen Herren, die ihn ſchon wieder umlagerten, waren ſie eben nicht. — „Die Leute, die mich nach Paris zurückführten,“ ſagte er, „waren Leute ohne Eigennutz und Abſicht für ſich. Es waren Unterlieutenants, es waren Soldaten. Dem Volk, der Armee, dieſen allein bin ich Alles ſchuldig!“

Den folgenden Tag ernannte er ſeine Miniſter und ordnete den Staatsrath, die Zahl ſeiner Aides de Camp u. ſ. w. Auch den General Labedoyere verſetzte er unter dieſe, um ihn für ſein Betragen zu Grenoble zu belohnen. Labedoyere aber lehnte die Güte ab und ſagte ganz laut: „Man ſoll nicht glauben von mir, daß ich mich aus Lüſternheit nach Belohnungen an den Kaiſer angeſchloſſen habe. Ich ergriff ſeine Sache, weil ſie Sache der Freiheit und des Vaterlandes war. Iſt das, was ich gethan, meinem Vaterland nützlich, ſo genügt mir dies, ich verlange ſonſt nichts. Der Kaiſer perſönlich iſt mir gar nichts ſchuldig.“ — Napoleon ließ nicht nach; es mußten mehrere Perſonen mit Labedoyere reden, und dieſer mußte endlich nach drei Tagen kapituliren.

Das war Napoleons Art. Gern lohnte er ausgezeichnete Handlungen recht auszeichnend, recht öffentlich. Aber an demſelben Tage, wo er Jemanden mit Lob überhäuft, mit Beweiſen ſeiner Zufriedenheit beehrt hatte, konnte er zuweilen die nämliche Perſon mit Verachtung, mit Härte behandeln, damit ſie nicht etwa zu viel aus ihrem eigenen Verdienſt mache, oder ſich einbilde, der Kaiſer ſei ihr bleibende Verbindlichkeiten ſchuldig. Immer wollte er, als Herrſcher,

ganz mit freier Hand daſtehen, unbeengt. Er wollte Recht auf Alle, Keiner ſollte Recht auf ihn haben. Er war das volle Gegentheil andrer fürſtlichen Karaktere, die nichts für ſich, Alles durch Andre, daher ſchwach und ſchwankend und beherrſcht ſind. Ich weiß nicht, welche Art zu ſein an einem Fürſten, wie am Privatmanne, widerlicher, und welche für Freiheit und Wohlſein der Nationen nachtheiliger iſt. Napoleon war unſtreitig ein Mann von ſeltenen, aber doch von keinen ſchönen Anlagen. Er war Alles, was er durch Macht des Verſtandes und des Muthes werden konnte; ſonſt durchaus nichts mehr. Er war nie groß genug, einem reinen, tugendhaften Gemüth Ehrfurcht einzuflößen; nicht einmal groß genug, wie Alexander von Macedonien, Julius Cäſar, Karl Magnus oder Friedrich der Große, je den Gebieter in ſich vergeſſen zu laſſen, weil er, entkleidet von der Gewalt, fühlte, er ſei zu wenig liebenswürdig, um noch als Privatmann durch Eigenſchaften des Gemüths zu feſſeln. Daher er nur aus der Ferne Begeiſterung, in der nächſten Nähe aber Mißbehagen derer erregen mußte, die neben ihm bloß das Gefühl der Nichtigkeit und Knechtſchaft behielten.

Die erſten Tage in Paris. Napoleons Leben im Kabinet.

Sobald die dringendſten Verfügungen, Ernennungen, Heerſchauen u. ſ. w. abgethan waren, um den Lebensgang des Staats in der Gewalt zu haben, nahm der Kaiſer ſogleich die Arbeiten im Kabinet vor. Wie er in dies Kabinet trat, fand er Manches anders. Sein Schreibtiſch war mit myſtiſchen Andachts- und Erbauungs-Büchern bedeckt. An deren Stelle ließ er Karten und Heerpläne legen. „Das Kabinet eines franzöſiſchen Monarchen,“ ſagte er, „muß nicht wie eine Betſtube ausſehen, ſondern eher wie das Zelt eines Generals.“ Auf der Karte von Frankreich verweilten ſeine Augen bei den neuen Grenzen des Landes. „Armes Frankreich!“ rief er mit ſchmerzlichem Ton. Dann ſchwieg er einige Augenblicke und ſang ſich dann zwiſchen den Zähnen ſein gewöhnliches:

S'il est un tems pour la folie,
Il en est un pour la raison.

König Ludwig XVIII war ſo eilfertig abgereiſt, daß er nicht Zeit behalten hatte, ſeine perſönlichen Schriften mitzunehmen. Man fand in ſeinem Schreibtiſch ſeine Familienbriefe, darunter viele von der Herzogin Angouleme und einigen Prinzen. Napoleon durchging einige, gab das Portefeuille dem Baron Chaboulon und befahl es ſorgfältig zu bewahren. Er forderte Ehrfurcht für die Majeſtät des Königs und was die Perſon des Königs anging. — So befahl er auch, ein Tiſchchen, deſſen ſich der König gewöhnlich bedient hatte und das noch aus dem Exil von Hartwell in England mitgebracht war, auf die Seite zu thun und aufzubewahren, nachdem er ſelbſt einige Stunden darauf gearbeitet hatte. Der künſtliche Ruheſeſſel des Königs, der für Napoleons Geſundheit und Kraft ſehr überflüſſig war, mußte auch hinaus ins Hinterkabinet. Als einſt Jemand darauf ſaß in einem Augenblicke, da Niemand den Kaiſer erwartete, warf dieſer ihm im Vorbeigehen einen zornigen Blick zu, und der Ruheſeſſel ward fortgenommen.

Als eines Tages einer ſeiner Kammerdiener ihm recht den Hof zu machen glaubte, wenn er auf das Kamin für die Bourbonen beleidigende Karrikaturen ſtellte, warf ſie der Kaiſer ärgerlich ins Feuer und verbot für alle Zukunft ähnliche Frechheiten.

Gewöhnlich ſechs Uhr Morgens ging Napoleon in ſein Kabinet, und oft verließ er es vor Nachts nicht wieder. Ungeduld und Lebhaftigkeit ſind ſonſt eben nicht mit pünktlicher Ordnungsliebe ſehr verträglich. Der Kaiſer, der gewöhnlichen Menſchen ſelten glich, verband mit allem Feuer ſeines ſtürmiſchen Geiſtes eine Pünktlichkeit in ſeinen Sachen, die ans Kleinliche grenzte. Er ſelbſt meiſtens ordnete ſeine vielen Papiere; Alles hatte ſeinen Platz. Da lag was das Kriegsweſen anging, dort die Budgets und der tägliche Stand der Finanzen und des Schatzes, weiterhin Polizeiberichte, dann daneben geheimer Briefwechſel mit ſeinen beſondern Agenten u. ſ. w. Alles that er, hatte er es gebraucht, wieder an ſeine Stelle.

Sein erſtes Geſchäft war, die über Nacht eingekommenen Briefſchaften zu leſen; was ihm merkwürdig war, legte er auf die Seite; das Uebrige flog unter den Tiſch, das nannte er ſein „Geantwortet.“ — Dann durchging er die Abſchriften von den auf der Poſt geöffneten Briefen und warf ſie unmittelbar ins Feuer, als wollte er ſeinem Gewiſſen keinen Augenblick lang die Spuren vom verbrecheriſchen Mißbrauch der Gewalt zeigen, deſſen er ſich ſchuldig machte. — Dann durchflog er die neueſten Zeitungen. Manchmal ſagte er: „Das iſt ein trefflicher Artikel. Von wem iſt der?“ Denn er wollte Alles wiſſen. Bedeutende Artikel machte er für die Zeitungen ſelbſt.

Dann gings ans Arbeiten, und da war er ſo einzig in ſeiner Art, wie an der Spitze ſeiner Heere. Weil er Alles, als Herrſcher, ſelbſt kennen, ſich in Nichts ganz auf Andre verlaſſen wollte, kann man leicht denken, auf welche Maſſe der verſchiedenſten Dinge ſich ſeine Aufmerkſamkeit warf. Ungerechnet die Menge der Berichte von den ſämmtlichen Miniſterien, kamen täglich ausführliche Berichte vom Herzog von Baſſano, dem Kommandanten der erſten Diviſion von Paris, dem Polizeipräfekt, dem Generalinſpektor der Gendarmerie, dem Generalmajor der Garde, dem Großmarſchall des Palaſtes, den Großbeamten der Krone, den Aides de Camp, den Ordonnanzoffizieren auf Sendung u. ſ. w. ein, die er las und auf der Stelle beantwortete. Denn es war ihm Grundſatz, nichts auf den andern Tag zu verſchieben. Und man glaube nicht, daß er ſich begnügte, nur oberflächlich zu muſtern. Er las genau jeden Bericht und alle Belege dazu. Oft bemerkte er darin Irrthümer, Lücken, die den Augen der Miniſter entgangen ſein konnten; dann berichtigte er ihre Arbeit, ja, machte ſie oft von Anfang bis zu Ende neu, und das vierzehntägige Geſchäft eines Miniſteriums that er in wenigen Viertelſtunden ab.

Er ſaß ſelten, ſondern diktirte gehend, wiederholte ſein geſprochenes Wort nicht gern. Hatte man ihn nicht recht verſtanden und fragte, ſo antwortete er ungeduldig: „Ich habe es geſagt!“ und fuhr fort. Hatte er Gegenſtände, ſeiner würdig, zu behandeln, ward ſeine Schreibart, ſonſt gedrängt und körnigt, erhabener, majeſtätiſcher, reicher. Fehlte ſeinem Gedanken das ihn ganz bezeichnende Wort, ſchuf er wohl ſelbſt das angemeſſenere. Er ſoll in ſeiner

Jugend eine *Geſchichte Paoli's* und des *Freiheitskriegs* geſchrieben haben. Möchte er auf St. Helena in der Verbannung jetzt die Geſchichte ſeiner Regierung ſchreiben. Sie würde ein Gegenſtück zu Cäſars Kommentarien.

Oft im Diktiren, vom Ungeſtüm hingeriſſen, nahm er ſich nicht Zeit, ſeine Worte, Begriffe und Willensmeinungen zu wägen. In ſolchen Fällen pflegten die Kabinetsſekretäre ihm die Ausfertigung erſt folgenden Tags vorzulegen. Da ward der Aufſatz dann gewöhnlich von ihm ſelbſt gemildert oder zerriſſen. Nie nahm er es übel, wenn man ihn ſo von Uebereilungen abhielt. Wenn er in gewiſſen Umſtänden einen unbeugſamen Willen zeigte, war er in hundert andern Fällen für Gegenvorſtellungen ſehr nachgiebig.

Er ſelbſt ſchrieb ſelten eigenhändig. Mehrſilbige Wörter langeweilten ihn; ungeduldig, ſie zu vollenden, verſtümmelte er ſie. Dieſe Gewohnheit und ſeine ſchlechten, flüchtigen Schriftzüge machten ſeine Hand ganz unleſerlich. Oft aus Sorgloſigkeit oder Zerſtreuung machte er wohl gar Schreibfehler. Er kannte die Rechtſchreibung ſehr gut.

In ſeinen öffentlichen Akten nahm er jetzt bloß das »Empereur des français« an und ließ die etc. etc. weg; in ſeinen vertrauten Briefen mußte auch am Schluß das gewöhnliche »Ueberdies bitte ich Gott, daß er Sie in ſeinen heiligen Machtſchutz nehme,« wegfallen. »Laßt dieſen alten Plunder fort!« ſagte er; »der iſt für die Könige von Gottes Gnaden recht gut.« Er wollte jetzt mit und im Geiſt des Volks gehen, denn er fühlte, daß nur darin die Macht der Herrſcher wohne. Darum gab er die Preſſe vollkommen frei. Daß der Censeur européen unterdrückt ward, geſchah, ohne ſein Vorwiſſen, durch Fouché. Er erfuhr es, befahl den Herausgebern ſogleich die konfiszirten Blätter zurückzuſtellen und ihnen freien Umlauf zu geben.

Es kamen nun von allen Seiten die gewöhnlichen Glückwunſchadreſſen ein, in denen die öffentlichen Beamten und Behörden, die kurz zuvor noch dem Himmel und dem König Ludwig ihre Wünſche zur Vertilgung des Korſen, des Anmaßers, des Tirannen offenbart hatten, nun den Kaiſer ihren legitimen Souverain, den Helden, den Befreier nannten. — Sein Zug durch Frankreich nach Paris war mit ſolcher Schnelligkeit geſchehen, daß noch, nach des Königs Abreiſe, viele jener Adreſſen an den König aus entfernten Departements einliefen neben den neuen an den Kaiſer. Baron Chaboulon machte ihn darauf aufmerkſam. Er erwiederte, mitleidig lächelnd: »*So ſind die Menſchen!*«

Der Kaiſer wollte zwar, daß die königliche Familie Frankreich verlaſſe, auf keinen Fall aber, daß man ſie unanſtändig behandle oder wohl gar verhafte. Er hatte einen Brief des Herzogs von Orleans an den Marſchall Mortier geleſen, worin der Herzog, bei der Abreiſe aus Frankreich, ſeine bisherige Befehlshaberſtelle in Lille dem Marſchall in aller Form und mit edelm Sinn übertrug. »Der da hat immer ein ächtfranzöſiſches Herz gehabt!« ſagte Napoleon. Er verlangte nachher auch Briefe von der Herzogin von Orleans zu leſen. Chaboulon gab ihm einen derſelben. Napoleon las ihn und ſagte: »Ihre Mutter ſoll mit aller Hochachtung, die ſie verdient, behandelt werden.« Er befahl, weil die Güter der Herzogin unter Sequeſter lagen,

ihr aus dem öffentlichen Schatz jährlich 300,000 Franken Entſchädigung zu geben; zugleich bewilligte er der Herzogin von Bourbon eine von 150,000 Franken.

Nur der Herzog und die Herzogin von Angouleme, im Süden Frankreichs befindlich, verſuchten einen kurzen, ohnmächtigen Widerſtand gegen Napoleon. Man weiß, wie ſchnell das endete. Der Kaiſer bekam die Nachricht von der Abreiſe der Angoulemes, als er im Begriff war, über die Pariſer Nationalgarde das erſtemal Heerſchau zu halten. Das hatte er immer aufgeſchoben, weil er unaufhörlich die Muſterung der Linientruppen hatte vornehmen müſſen. Man fing ſchon an, ſein Zögern für Furcht zu halten. Wirklich hatten einige von den ehemaligen freiwilligen Grenadieren des Königs Flüche und Drohungen gegen ihn ausgeſtoßen. Mehr bedurfte es nicht, um am Hofe Beſorgniſſe zu haben. Der Kaiſer lachte dazu; man beſchwor ihn, aus Vorſicht einige Bataillons Garden unter die Pariſer zu ſtellen. Ob ers gleich durchaus verwarf, ließ man ihn doch durch zehn, zwölf Grenadiere zu Pferd begleiten, die ihn, ohne ſein Wiſſen, nie aus den Augen verlieren ſollten.

So lange er in den Reihen der Nationalgarden Schritt ritt, merkte er ſeine Begleiter gar nicht. Wie er ſich aber in Galopp ſetzte, und die Grenadiere mitgaloppirten, hielt er an. „Was machſt du hier? Packe dich, du alter Brummbart!“ Den Namen gab er ſeinen alten Grenadieren gern und ſie hörten ihn gern. Der Brummbart aber, der wohl wußte, man ſei für das Leben des Kaiſers in Furcht, ſchien nicht Luſt zu haben, umzukehren. Da ſchüttelte ihn Napoleon beim Haar der Grenadiermütze und ſagte lachend: „Fort, ihr Alle! ich bin von ächten Franzoſen hier umgeben, und bei ihnen ſo ſicher, wie bei euch!“ — Das Wort elektriſirte die Menge. „Ja, ja, Sire,“ ſchrien ſie, „Sie haben Recht. Wir laſſen das Leben für Sie!“ — Durch ſeine Vertraulichkeit dreiſter, verließen die Nationalgarden ihre Glieder, drängten ſich um ihn her, drückten ihm die Hände, küßten ſie, und bezeugten ihm unter dem anhaltenden Geſchrei: „Es lebe die Nation! Es lebe der Kaiſer!“ ihre Empfindungen.

Napoleon handelte immer nach eigenen Ueberzeugungen, weil er ſeine Geiſtesüberlegenheit fühlte. Daher kamen Belehrungen bei ihm ſelten zur rechten Zeit. Doch hatte er ſichs zum Geſetz gemacht, in Staatsangelegenheiten immer ſeine Räthe und Miniſter zu hören. Da wurden dann die Gegenſtände mit der größten Freimüthigkeit behandelt. Der Kaiſer, weit entfernt, ſich durch Widerſpruch gekränkt zu fühlen, hörte ihn gern und nahm ohne Widerſtand die Meinung ſeiner Gegner an, wenn ſie ihm beſſer als die ſeinige ſchien.

Noch von Elba her hatte er Zorn theils gegen einige Glieder der proviſoriſchen Regierung, theils gegen Agenten von der königiſchen Partei gehegt, die ſchon vor ſeiner Thronentſagung an dem Umſturz der kaiſerlichen Regierung gearbeitet hatten; dahin gehörten der Prinz von Benevent, der Herzog von Raguſa, der Herzog d'Alberg u. a. m. Im April, zu Paris, diktirte er dem Baron Chaboulon das Dekret in die Feder, vermöge deſſen die erwähnten Perſonen vor Gericht gezogen und ihre Güter in Beſchlag genommen werden ſollten. Der Baron, ſobald das Dekret geſchrieben war, mußte es zum Graf Bertrand tragen, der die Gegenunterſchrift

machen ſollte. Der Marſchall las es, gab es dem Baron zurück und ſagte: „Das unterzeichne ich nie. Nicht das hat uns der Kaiſer verſprochen. Nur ſeine ärgſten Feinde konnten ihm das rathen. Ich werde ihn aber ſelbſt ſprechen. Chaboulon brachte dieſe feſte und muthige Antwort dem Kaiſer Silbe für Silbe. Der Baron mußte wieder zum Marſchall gehen, ihn zu bewegen ſuchen, und wenn er beharrte, ihn zum Kaiſer führen. Bertrand folgte dem Baron auf der Stelle in das Kabinet Napoleons.

„Es wundert mich doch,“ ſagte der Kaiſer trocken, „daß Sie ſoviel Schwierigkeiten machen. Dieſe Strenge, die ich üben muß, iſt zum Wohl des Staats nöthig.“

— Ich glaube nicht, Sire! — antwortete Bertrand.

„Aber ich! und das zu beurtheilen iſt meine Sache. Ich habe Ihnen keine Beiſtimmung, ſondern Ihre Unterſchrift verlangen laſſen, die bloße Formenſache iſt und Sie gar nicht kompromittirt.“

— Sire, ein Miniſter, der einen Akt ſeines Souverains mit der Gegenunterſchrift verſieht, iſt moraliſch verantwortlich, und ich glaubte gegen Ew. Majeſtät und vielleicht gegen mich zu fehlen, wenn ich meinen Namen zu Maasregeln der Art ſetzen würde. Will Ew. Majeſtät nach den Geſetzen regieren, ſo haben Sie kein Recht, willkührlich über Leben und Eigenthum Ihrer Unterthanen durch ein bloßes Dekret zu verfügen. Ew. Majeſtät hat durch eine Proklamation allgemeine Verzeihung verkündet; ich unterzeichnete die Proklamation von Herzen; jetzt kann ich keine Widerrufung unterſchreiben.

„Aber Sie wiſſen doch, ich habe immer geſagt, ich werde dem Marmont, Talleyrand und Augereau nimmermehr verzeihen; daß ich nur verſprochen habe, das zu vergeſſen, was ſeit meiner Entſagung auf den Thron geſchehen iſt. Beſſer muß ich doch, als Sie, verſtehen, was ich zu thun habe, um Wort zu halten und die Ruhe des Staats zu ſichern. Ich habe angefangen, bis zur Schwäche Nachſicht zu üben, und die Royaliſten, ſtatt meine Mäßigung zu würdigen, mißbrauchen ſie nur, wiegeln auf, verſchwören ſich, und ich ſoll und will ſie endlich zur Vernunft bringen. Ich will mit meinen Streichen lieber die Verräther, als die Verführten treffen. Uebrigens ſind alle im Dekret genannte Perſonen, nur nicht Augereau, auſſer Frankreich oder ſonſt verſteckt. Ich will ihrer gar nicht habhaft werden; ich will ihnen weniger Leid, als Furcht machen. (Mildern Tons.) Sie ſehen nun wohl, lieber Bertrand, Sie faſſen die Sache falſch auf. Unterzeichnen Sie mir das; es muß ſein.“

— Ich kann nicht, Sire. Erlauben Sie, daß ich meine Bemerkungen ſchriftlich einreiche.

„Mit dem Allem geht nur Zeit verloren, mein Lieber. Sie machen ſich hier ganz unnützerweiſe Grillen, ich verſichere Sie. Unterzeichnen Sie, ſage ich; ich bitte Sie, Sie thun mir einen Gefallen.“

— Erlauben Sie mir, Sire, zu warten, bis Ew. Majeſtät meine Bemerkungen geleſen haben.

Der Marſchall ging fort. Dieſer Widerſtand beleidigte den Kaiſer gar nicht, ſo wie niemals die Sprache der Ehre und Wahrheit, wenn ſie aus einem reinen Herzen kam. Bertrand

gab ſeine Bemerkungen ein; ſie bewirkten keine Aenderung des Entſchluſſes, ſondern nur dem Dekret eine geſetzmäßigere Form. Das auf die Art neu abgefaßte Dekret ward dem Marſchall gar nicht vorgelegt und erſchien ohne Gegenunterzeichnung. Die Wirkung, nachdem es erſchienen war, rechtfertigte die Anſichten des Großmarſchalls. Man ſah es als ein Werk der Rache und des Despotismus an; als einen erſten Bruch der gegebenen Verheißungen. Das öffentliche Murren hallte bis in den kaiſerlichen Palaſt wieder. Labedoyere ſagte in einem Augenblick, da Napoleon eben vorbeiging, laut genug, um gehört zu werden: „Wenn das Reich der Proſkriptionen und Sequeſtrirungen wieder beginnt, iſts bald vorbei!“ — Der Kaiſer aber, nach ſeiner Gewohnheit in ſolchen Fällen, nahm die Miene an, als wäre er mit ſich recht wohl zufrieden, und ſchien ſich wegen des Stürmens gar nicht zu beunruhigen.

Verwickelte Verhältniſſe. Diplomatiſche Fechterſtreiche.

Dieſen Mann unter den Streichen eines finſtern Schickſals ſtürzen zu ſehen, iſt für den Menſchenbeobachter nicht minder lehrreich und anziehend, als ihn zu erblicken, wenn er mit Schlauheit oder Klugheit, Verwegenheit oder Kühnheit einem ſtolzen Ziel entgegeneilt, oder wenn er die ganze auſſerordentliche Fülle ſeiner Geiſteskraft im Sonnenſchein des Glücks auseinanderfaltet. — Er ſcheint nicht derſelbe Menſch zu ſein. Wie ein geiſtvoller Schachſpieler, wenn ihm die erſten Züge wider den gleichſtarken Gegner geglückt ſind, durch die Kraft des Vertrauens geſtärkt wird, mit erhöhterm Scharfſinn, mit feinerer Vorberechnung ſpielt, und kühner durch des Gegners Erſchrockenheit, vermeſſener durch deſſen Verwirrung, keck mit einer augenblicklichen Gefahr tändelt, im rechten Augenblick zaudert, im rechten Augenblick wagt, blendet, überwältigt, zerſtört, unüberwindlich ſcheint und es wirklich durch das freudigere, erhöhtere Leben ſeiner Seelenkräfte iſt; — wie eben dieſer, wenn ein übler Zufall plötzlich im Innern ſeines Spielplans Zerrüttung bringt, und er, im Siegerzug begriffen, ſich nirgends gedeckt, überall bloßgeſtellt ſieht, betäubt, verlegen wird, dann, der innern Zuverſicht beraubt, Gefahr ahnet, wo keine iſt, und wo ſie iſt, keine bemerkt, wie geblendet irre Züge thut, ſchlechter ſpielt, als ers vermöchte, und früher, als er ſollte, „Schach“ und „Matt“ aus dem Munde des Gegners hören muß, — ſo Napoleon. — Das Herrſcherleben war für ihn Schachſpiel.

Allerdings, ſein Flug vom Golf Juan zu den Tuilerien war Triumphflug geweſen. Allerdings, nicht das Heer nur, das ganze franzöſiſche Volk empfing ihn mit Entzücken, mit großen Erwartungen. Denn die Handlungsweiſe der Bourbonen war zu wenig dem Tone und der Denkart der Nation, den hellern, freiern Begriffen des Jahrhunderts zuſagend geweſen. Aber Napoleon fand die Nation nicht mehr, deren er ſich einſt, gleichſam wie willenloſer Schachfiguren, zum großen Spiel bedienen konnte. Die Franzoſen wollten Frieden und Freiheit. Sie haßten nicht minder die Baſtillen, lettres de cachet, privilegirten Kaſten, die geiſtlichen Hoheiten, die adelichen Anmaßungen der ehemaligen Bourbonenzeit, als den Napoleoniſchen

Militärdeſpotiſmus. Sie wollten Frieden, geſetzliche Ordnung, Freiheit. Dies erwarteten, dies forderten ſie vom zurückkehrenden Kaiſer. Er hörte dieſe ungewohnte Sprache; er mußte ſie hören, mußte ſeinen Eigenwillen zum Opfer bringen, um des kaum beſtiegenen Thrones ſicher zu bleiben, der ihm eben ſo leicht von dem bewegten Volke, als von den fremden Mächten genommen werden konnte.

Er horchte die Stimmung der Nation, er horchte die Stimmung der fremden Mächte aus, um ſeine Maasregeln zu nehmen. Beide waren ihm gleich unbefriedigend und ſeinem Sinne widerſpenſtig. In der Nation fand er wohl noch die alte Bewunderung, ſeine blinden Vergötterer, aber auch unter Adel und Geiſtlichkeit Gönner der Bourbonen, dieſe Gönner ſelbſt unter ſeinen berühmteſten Waffengefährten, welche nun die Früchte ihres Ruhms und Glücks in Gemächlichkeit genieſſen wollten, in einer Gemächlichkeit, die ſie eher unter den Bourbonen, als unter dem regſamen Napoleon zu erhalten hofften. Er fand noch eine größere Menge von ſolchen Männern, die gleichgültig, ob ein Bourbon oder Napoleon an der Spitze ſtände, nur das Vaterland anſahen, nur eine feſtgeordnete, geſetzliche Freiheit unter dem Zepter eines beſchränkten Monarchen begehrten. Er fand ſogar Viele, die, abgeſchreckt durch Napoleoniſche und Bourboniſche Regierungsart, von keinem Könige oder Kaiſer mehr Gutes hofften, ſondern republikaniſche Verwaltung wünſchten.

Hier allem Hader vorzubeugen, die Nation mit ſich eins zu machen, hatte er eine neue, freiere, feſtere Staatsverfaſſung verheißen, welche für die Nation eine unzerſtörbare Bürgſchaft der bürgerlichen Freiheit in ſich tragen ſollte. Er hatte verheißen, dieſe Verfaſſung der freien Berathung aller Abgeordneten der Nation vorzulegen. — Statt deſſen fühlte er ſich, durch Kürze der Zeit, durch den Drang der Ereigniſſe, genöthigt, einſtweilen die alten Konſtitutionen beſtehen zu laſſen und ſie nur mit Zuſatzartikeln zu bereichern, welche die verſprochene Bürgſchaft enthielten. Zudem war er, vermöge jener alten Konſtitutionen des Reichs, Herr der Krone von Frankreich geworden, und die Aufhebung jener Konſtitutionen, Schöpfung einer neuen Verfaſſung gab den Schein, als finge er ſeine Regierung neu an. Aber das wollte er nicht. „O der menſchlichen Schwachheit!“ ruft ſelbſt Chaboulon aus; „Napoleon, der ſo gern Ludwigs XVIII als eines Königs von Hartwell ſpottete, wenn derſelbe ſeine Regierungsjahre aus Zeiten zählte, da er nichts zu regieren hatte, war ſelbſt geneigt, ſich glauben zu machen, daß ſeine eigene Regierung durch den Aufenthalt in Elba nicht unterbrochen geweſen ſei!“

Daß ſtatt der verheißenen neuen Staatsverfaſſung nur Zuſatzartikel zu den alten kaiſerlichen Konſtitutionen erſchienen, mißfiel allgemein; ſchwächte die Zuverſicht der Nation. Man hatte eine Verfaſſung auf der Grundlage bürgerlicher Rechtsgleichheit erwartet, ſo hatte ſie Napoleon verſprochen, und nun erſchien ſogar im vollen Widerſpruch dagegen die Wiederaufſtellung einer Pairskammer, die von den Bourbonen aus England mitgebracht worden war. — Da fiel der Geiſt der Nation von Napoleon ab. — Statt der verheißenen, offenen Berathung der

Verfaſſung ward nun ſogleich zur Annahme-Erklärung der Zuſätze geſchritten, und die unter Anregung hoher Erwartungen berufene Verſammlung aller Deputirten auf dem ſogenannten Maifelde ward zur gemeinen, faden, kalten Zeremonie. Napoleon war unausbleiblich verloren, denn die Nation gehörte ihm ſchon jetzt nicht mehr. Das wußte er nicht; das glaubte er nicht; das wußten und glaubten noch ſogar die wenigſten Franzoſen, weil, was einzeln in jeder Bruſt vorging, noch keinen Anlaß zur allgemeinen Offenbarung gefunden hatte. So können mancher Fürſt und manches Volk längſt ſchon von einander abgeſchieden ſein und noch ſcheinbar beiſammen leben, während ſie nur in den mürben, lockern Bändern des Hergebrachten zuſammenhängen, bis ſie ein Stoß trennt. Napoleon hatte Frankreich aus demſelben Grunde verloren, wie es die Bourbonen verloren hatten; weil das Volk die ewigen Geſetze des geſunden Menſchenverſtandes, die ewigen Gebote des Menſchenrechts, die ewige Würde des Menſchenthums höher, als den alten Kram widernatürlicher Satzungen und Kaſten, Privilegien, Unterſchiede der Geburt, Willkühren u. ſ. w. achtete; weil Napoleon und die Bourbonen hofften, die Nation müſſe ſich nach ihnen bequemen, mit ihnen zuſammenwachſen, ſtatt daß die Einzelnen leichter ſich in den Geiſt der Millionen fügen und demſelben zuwachſen können. Aber die da herrſchen, täuſchen ſich immer nur gar zu leicht, weil ſie gar zu leicht bloße Macht mit dem Recht verwechſeln, bloße äuſſere Würde für innere, und die Gaben des Glücks für Wirkungen eigener Klugheit halten.

Der Kaiſer fühlte das Fremdartige wohl, das ihm überall entgegentrat, aber er ſchmeichelte ſich theils, daß dies nur vorübergehende Wirkung der aufeinander gefolgten Thronveränderungen ſei, theils daß ſein Glück, ſein Name zuletzt Alles entſcheiden würde. „Wir haben dereinſt Zeit genug zu langen Diskuſſionen, aber nur jetzt nicht,“ ſagte er: „ſoll Frankreich gerettet werden, müſſen wir nicht Ueberlegungen, ſondern Thaten haben; nicht lange Erörterungen, ſondern Siege!“ — Er fühlte, daß er fähig ſei, Frankreich wieder zur vollen Eigenthümlichkeit herzuſtellen, aber nur er mußte die Macht haben, ſein Wille mußte als der einzige gelten. Die Nation zu nehmen, und zu begeiſtern und anzuwenden, wie ſie jetzt war, das wußte er nicht, und wenn er es erkannte, wollte er nicht. Das hatte er in Gewohnheit langer Alleingewalt verlernt.

Inzwiſchen hoffte er für ſich und die Nation das Beſte und mit der Zeit Alles leiſten zu können, wenn er nur erſt Sicherheit von Auſſen, das heißt, Anerkennung und Frieden von auswärtigen Mächten erhalten hätte. Allein dazu waren die Ausſichten dunkel. Schon war die Erklärung des Wiener Kongreſſes vom 13. März 1815 erſchienen, in welcher die verbündeten Mächte Europens ihren feſten Willen ausgeſprochen hatten, den Pariſer Vertrag vom 30. März 1814 gegen Napoleon Bonaparte aufrecht zu halten, den ſie nur als einen Feind und Friedensſtörer der Welt bezeichneten.

Der Kaiſer ſuchte umſonſt, während er ſich mit gewohnter Thätigkeit zu kriegeriſcher Vertheidigung rüſtete, noch den Weg der Unterhandlungen einzuſchlagen. Da ihm jeder Weg

verſperrt ward, zeigte ſich ihm durch Zufall einer, der, wenn auch nicht wegen des Erfolgs, doch wegen der ſeltſamen Art erwähnt zu werden verdient, mit der er entdeckt und benutzt ward.

Unter allen Miniſtern Napoleons war keiner, dem er, man möchte ſagen, blinder vertraute, und der hinwieder ihm feierlichere Verſicherungen der Ergebenheit geweiht hatte, als Fouché, Herzog von Otranto. Der Kaiſer erſtaunte daher nicht wenig, als er vom Herzog von Vicenza erfuhr, es ſei ein geheimer Agent des Hrn. von Metternich aus Wien in Paris angekommen, der mit Fouché Verkehr zu haben ſcheine. Der Agent ward verhaftet und erklärte, Hr. v. Metternich habe ihm einen Brief an Fouché mitgegeben, ein Baron Hr. v Werner, diplomatiſcher Agent, werde den erſten Mai in Baſel eintreffen, um Fouché's Antwort zu empfangen; eine Art Bordereau ſollte als Erkennungszeichen zwiſchen Hrn. Werner und demjenigen dienen, den Fouché ſenden würde. Das Bordereau war ebenfalls ſchon in Fouché's Händen, aber der Verhaftete mußte es aus dem Gedächtniß niederzeichnen. Der Kaiſer, um hinter die geheimen Umtriebe des Herzogs von Otranto zu kommen, ſchickte zur beſtimmten Zeit den Baron von Chaboulon nach Baſel, als wäre er Fouché's Mann, und verhinderte heimlich die Abſendung des wirklichen Agenten von Fouché.

Chaboulon fand Hrn. v. Werner zu Baſel im Gaſthof zu den drei Königen, ſah deſſen Bordereau, zeigte ihm das ſeinige, doch etwas aus der Ferne, und der Verkehr leitete ſich ſogleich ein. Chaboulon, der nicht wußte, wie weit Fouché ſchon mit dem Hrn. v. Metternich eingetreten war, und doch aushorchen wollte, benahm ſich mit vieler Gewandtheit. Er ſah bald, die Frage ſei zu behandeln, wie man am ſchnellſten Bonaparte's loswerden und die Bourbonen wieder nach Frankreich zurückrufen könne. In Wien hoffte man, Hr. Fouché würde am leichteſten in Paris ſelbſt das Mittel finden, Frankreich zu befreien, ohne daß ein neuer Krieg und neues Elend der Völker nöthig würde. „Das wäre doch nur möglich auf zwei Wegen,“ ſagte Chaboulon lauernd: „entweder durch Meuchelmord gegen Napoleon, oder . . .“

— Meuchelmord! — ſchrie Hr. v. Werner mit Abſcheu — Nein, ein ſolcher Gedanke kam nie in die Seele des Hrn. v. Metternich!

„Oder Frankreich gegen Bonaparte aufzuwiegeln,“ fuhr Chaboulon fort, zufrieden, daß er wußte, es ſei nicht auf des Kaiſers Leben gemünzt. Und nun benutzte er dieſen Anlaß, um der Unterhandlung eine für Napoleon günſtige Wendung zu geben, indem er zeigte, wie verhaßt ſich die Bourbonen gemacht, wie theuer Napoleon den Franzoſen geworden, wie vergebens man ſtreben werde, die Franzoſen zur freiwilligen Wiederaufnahme der Bourbonen zu bewegen. Nun kamen nach einander, weil Werner verſicherte, die verbündeten Mächte hingen nicht ſo ſehr an den Bourbonen, als an dem Zweck, Napoleon dürfe nicht Inhaber des franzöſiſchen Thrones ſein, der Herzog von Orleans, der Sohn Napoleons unter Regentſchaft des Prinzen Eugen in Vorſchlag. Man beſchloß, ſich über das Weitere bei den Sendern zu erkundigen und binnen acht Tagen wieder in Baſel zuſammenzutreffen.

Unterdeſſen war dem Herzog von Otranto vermuthlich bange geworden, Napoleon könne

von ſeinem geheimen Verkehr mit Metternich erfahren; er hatte alſo dem Kaiſer Alles bis auf die kleinſten Umſtände darüber, ſelbſt mitgetheilt, doch Alles, als wäre es Einleitung, zum Beſten Napoleons Unterhandlungen mit Oeſterreich anzuſpinnen. Der Kaiſer, nun wieder von der redlichen Abſicht ſeines Staatsdieners überzeugt, machte ihm auch kein Geheimniß mehr aus der Abſendung des Baron Chaboulon.

Sobald dieſer von Baſel zurückgekommen war, berichtete er dem Kaiſer über Alles. „Ich dachte es mir leicht, daß Hr. v. Metternich keine Anſchläge gegen mein Leben gehabt habe,“ ſagte Napoleon; „er liebt mich nicht, allein er iſt ein Mann von Ehre. Wenn Oeſterreich wollte, Alles lieſſe ſich ohne Mühe abthun; aber es hat eine immer erſt abwartende Politik, die Alles verdirbt; es hat nie einen eigenen Entſchluß faſſen können. Der öſterreichiſche Kaiſer iſt übel berathen; er kennt Alexandern nicht; er weiß nicht, wie ſchlau und ehrgeizig zugleich die Ruſſen ſind. Würden die einmal Meiſter, wäre ganz Deutſchland umgekehrt. Alexander lieſſe den guten Franz und alle kleine Könige, denen ich Kronen gegeben habe, „Kämmerchen-Vermiethen“ ſpielen. Wenn ich nicht mehr bin, werden es die Ruſſen dahin bringen, Herren der Welt zu ſein. Europa wird erſt begreifen, was ich taugte, wenn man mich zu Grunde gerichtet hat. Es war Niemand ſtark genug, als ich, um England zu zähmen und Rußland in Schranken zu halten. Ich will ihnen die Mühe erſparen, ſich zu bedenken, wohin ſie mich thun wollen. Wenn ſie dürften, würden ſie mich in einen eiſernen Käfich ſperren und mich, wie ein wildes Thier, ihren Pflaſtertretern zeigen. Aber ſie ſollen mich nicht bekommen. Sie ſollen erfahren, daß der Löwe noch lebt und ſich nicht anketten läßt. Sie kennen meine Stärke nicht! Wollte ich morgen die rothe Jakobinerkappe aufſetzen, ſie wären alleſammt verloren. Haben Sie durch Hrn. Werner Nachrichten von der Kaiſerin und meinem Sohn gehabt?“

— Ja, Sire; er ſagte mir, die Kaiſerin befände ſich wohl, und der junge Prinz ſei äuſſerſt liebenswürdig.

„Haben Sie,“ rief der Kaiſer mit Heftigkeit, „haben Sie ſich nicht beklagt, daß man in Rückſicht auf mich, das Recht der Völker, nein, die erſten Geſetze der Natur verletze? Haben Sie geſagt, wie grauſam es ſei, das Weib ſeinem Manne, den Sohn ſeinem Vater zu entziehen; daß eine Handlung der Art durchaus aller geſitteten Völker unwürdig ſei?“

— Sire, — erwiederte Chaboulon — ich war nur Abgeſandter des Hrn. Fouché.

Chaboulon ſelbſt mußte nun dem Herzog von Otranto ſeine ganze Verhandlung mit Hrn. v. Werner erzählen und Inſtruktionen von ihm für die nächſte Zuſammenkunft in Baſel begehren. Chaboulon bemerkte bald, ungeachtet der Verſtellungskunſt des Herzogs, daß dieſer beiweitem ſo rein nicht ſei, als der Kaiſer wähnte; ſagte ihm daher, damit er ihm nicht zuvorkomme, nicht den wahren Zeitpunkt der Zuſammenkunft, ſondern nannte ihm dazu den 1. Juni. Erſt im Augenblick der Abreiſe nach Baſel verlangte er, zur großen Ueberraſchung Fouché's,

Inſtruktion von demſelben und empfing zwei Briefe an den Hrn. v. Metternich. Der Kaiſer las dieſe, fand ſie unverdächtig und Chaboulon reiſete ab.

Werner war ſchon in Baſel und eröffnete: daß die verbündeten Souveräne von ihren Beſchlüſſen gegen Napoleon nicht abſtehen würden, aber daß ſie Verzicht darauf thäten, die Bourbonen auf den Thron zurückzuführen, und einwilligen wollten, ihn dem jungen Prinzen Napoleon zu bewilligen. — Darüber neue Unterhandlungen. Chaboulon ſuchte für Napoleons Beibehaltung zu ſtimmen. Man verabredete wieder einen Tag der Zuſammenkunft. Napoleon faßte einige Hoffnungen; aber bald ſpürte er ſelbſt, daß Fouché treulos gegen ihn ſei. Als ſich Chaboulon zum drittenmal nach Baſel begeben wollte, ſagte der Kaiſer zu ihm: „Gehen Sie; aber Fouché hat ohne Zweifel den Hrn. v. Metternich ſchon benachrichtigt, und wahrſcheinlich, daß ſein Agent gar nicht mehr erſcheint.“ — Der Kaiſer hatte Recht. Chaboulon kam zur beſtimmten Zeit in Baſel an, aber Hr. v. Werner ließ ſich nicht mehr ſehen.

Niederlage, Sturz und Thronentſagung.

Es blieb nichts übrig; das Kriegsglück mußte entſcheiden. Es entſchied. Die Tapferkeit der Franzoſen war fruchtlos; der Deutſchen, Engländer und Ruſſen Tapferkeit ſiegte. Die Heere Napoleons wurden zerſchmettert in jenen blutigen Schlachten. Lange wußten ſelbſt die Beſiegten nicht, was aus dem Kaiſer geworden ſei.

Chaboulon und der Herzog von Baſſano, unter den weit umher zerſprengten Flüchtigen, vernahmen, Napoleon habe ſich nach Philippeville gerettet. Sie fanden ihn auch da. Als Napoleon den Baron erblickte, ſtreckte er ihm traurig und ſtumm die Hand entgegen, indem eine Thräne aus ſeinen Augen fiel. Er diktirte ihm ſogleich Befehle an verſchiedene Generale, ſich in Eilmärſchen nach dem neubefeſtigten Paris zu begeben, und zwei Briefe an den Prinzen Joſeph. „Noch iſt nicht Alles verloren,“ ſagte er unter andern in einem derſelben; „ziehe ich alle meine Streitkräfte zuſammen, bleiben mir, denke ich, noch 150,000 Mann. Die Föderirten und Nationalgarden haben Muth und liefern mir 100,000; die Depotbataillons 50,000. Ich hätte alſo doch dem Feind 300,000 Mann entgegenzuſtellen. Ich laſſe die Artillerie mit Luxuspferden beſpannen; will 100,000 Konſkribirte ausheben und ſie mit den Gewehren der Royaliſten und der übeldenkenden Nationalgarden bewaffnen. Ich will Dauphiné, das Lyoniſche, Burgund, Lothringen und die Champagne in Maſſe aufbieten. Ich will den Feind ermüden. Aber man muß mich kräftig unterſtützen, mich nicht noch mehr verwirren.“

Es zeigten ſich ſchon in der Gegend von Philippeville und Marienburg feindliche Schwarmhaufen. Man rüſtete eilig eine elende Poſtchaiſe mit ein paar Bänken und Stroh zur Abreiſe für den Kaiſer; da kamen ein paar dem Marſchall Soult gehörige Wagen in das Städtchen hinein. Man nahm dieſe und fuhr davon. Zwei- bis dreihundert Flüchtlinge, die man aufſammelte, Soldaten von allerlei Uniformen, mußten Napoleons Eskorte ſein. So ungefähr entrann einſt Karl XII nach der Schlacht von Pultawa den Händen ſeiner Sieger. In Rocroy

hielt der Kaiſer an, um etwas Nahrung zu nehmen. Während man hier noch ſaß und berieth, kam Nachricht, die Feinde wären nur noch vier bis fünf Stunden weit. Man meldete es dem Marſchall Bertrand. Nur mit Mühe konnte man den Kaiſer, der im Geſpräch mit dem Herzog von Baſſano war, bewegen, ſich zu entfernen.

Zu Laon ſtieg er vor der Stadt aus. Man wußte hier ſchon von der Niederlage. Eine Abtheilung der Nationalgarde kam dem Kaiſer entgegen. „Unſre Kinder, unſre Brüder ſind in den feſten Plätzen,“ ſagte der befehlhabende Offizier, „aber, Sire, verfügen Sie über uns, wir wollen fröhlich für Sie ſterben!“ Der Kaiſer dankte mit Herzlichkeit. Einige Bauern ſtanden um den Zug her und ſtierten ihn an. Sie ſchrien mehrmals: „Es lebe der Kaiſer!“ aber dieſes Rufen war zum Uebelmachen. Im Glück gefällt es wohl, aber nach einer verlornen Schlacht zerreißt es das Herz.

Bald nach dieſem kamen ungefähr dreitauſend Mann Fußvolk und Reiterei an, die der Marſchall Soult, Prinz Hieronimus und andere Generale hatten zuſammenbringen können. „Jetzt bleibe ich in Laon,“ ſagte der Kaiſer, „bis ich den Reſt der Armee vereinigt habe. Ich habe Befehl gegeben, alle vereinzelte Soldaten auf Laon und Rheims zu ſchicken; Gendarmerie und Nationalgarden ſind aus, die Flüchtlinge zuſammenzuleſen. Damit halte ich den Feind ſo lange auf, daß General Grouchy Zeit gewinnt, heranzukommen, und die Nation Zeit, ſich vom Schreck zu erholen.“ — Nur mit den triftigſten Vorſtellungen redete man dem Kaiſer den verwegenen Vorſatz aus. „Nun denn,“ ſagte er, „weil ihr glaubt, es müſſe ſein, will ich zwar nach Paris gehen; aber mein wahrer Platz iſt hier.“ Er diktirte darauf dem Herzog von Baſſano und dem Baron Chaboulon einige Befehle und vollendete das Bulletin über die verlorne Schlacht Er las es den bei ihm befindlichen Perſonen und Offizieren vor. „Da iſt,“ ſagte er, „das Bulletin von Mont St. Jean. Habe ich etwas Weſentliches darin vergeſſen, ſo mahnen Sie mich daran. Ich will nichts verhehlen. Die Nation muß, wie nach den Vorgängen von Moskwa, die reine Wahrheit kennen.“

Der Kaiſer begab ſich nach Paris und ſtieg im Palaſt Elyſee ab. Der Herzog von Vicenza, ſein ſtrenger Beurtheiler in guten, ſein Freund in böſen Tagen, empfing ihn. Napoleon ſchien der Ermattung und dem Schmerz zu erliegen. Seine Bruſt litt, ſein Odem war beengt. Nach einem tiefen Seufzer ſagte er zum Herzog: „Die Armee hatte Wunder gethan, aber ein paniſches Schrecken ergriff ſie, alles war verloren — — Ney hat ſich wie ein Narr benommen; hat meine Reiterei niedermetzeln laſſen — — Ich kann nicht mehr — — ich muß ein paar Stunden Ruhe haben (indem er die Hand aufs Herz legte) es erſtickt mich da.“

Er befahl ein Bad zu bereiten und ſagte dann nach einigen Augenblicken Schweigens: „Meine Abſicht iſt, beide Kammern in eine kaiſerliche Sitzung zu vereinigen. Ich werde ihnen die Unfälle des Heeres ſchildern, Mittel fordern, das Vaterland zu vertheidigen und dann abreiſen.“

„Sire,“ erwiederte der Herzog von Vicenza, „man hat ſchon Wind von dem Unglück. Die Gemüther ſind ſehr beſtürzt; die Stimmung der Deputirten iſt feindſinniger, als je, gegen

Sie; und weil Ew. Majeſtät mich anzuhören geruht, muß ich Ihnen ſagen, daß zu beſorgen ſteht, die Kammer entſpreche Ihrem Antrage gar nicht. Es thut mir leid, Sire, Sie in Paris zu ſehen. Es wäre beſſer geweſen, Sie hätten ſich von der Armee nicht getrennt, denn die macht Ihre Stärke und Sicherheit aus.«

»Aber ich habe keine Armee mehr!« verſetzte der Kaiſer: »nur Flüchtlinge noch. Ich werde endlich wohl Mannſchaft finden, aber womit ſie denn bewaffnen? Ich habe keine Gewehre. Indeſſen nur Eintracht, und es läßt ſich Allem helfen. Ich hoffe, die Deputirten laſſen mich nicht im Stich; ſie fühlen, welche Verantwortlichkeit ſie auf ſich nehmen; Sie beurtheilen ſie, glaube ich, falſch; die Mehrheit iſt gut, iſt franzöſiſch. Ich habe nur den Lafayette, Lanjuinais, Flaugergue und einige andere gegen mich. Sie mögen mich nicht; ich weiß es wohl. Sie möchten für ſich ſelbſt arbeiten — — ich laſſe ſie nicht ſchalten. Meine Gegenwart wird ſie in Schranken halten.«

Die Ankunft der Prinzen Joſeph und Luzian unterbrach das Geſpräch. Sie beſtätigten aber vollkommen die Meinung des Herzogs von Vicenza. Während Napoleon im Bade war, kamen die Großen des Staats und die Miniſter ſchaarenweiſe ins Elyſee, beſtürmten die kaiſerlichen Aides de Camp mit Fragen über die verlorene Schlacht und erfuhren nun alle Umſtände der ungeheuern Niederlage. Da ſagte man ganz laut: Der Kaiſer iſt verloren! und ganz leiſe: Es bleibt zur Rettung des Landes nichts übrig, er muß abdanken.

Der Kaiſer kam geſtärkt aus dem Bade, verſammelte ſeinen Rath, ließ das Bulletin vorleſen und ſetzte hinzu: »Der Feind iſt in Frankreich. Soll ich das Vaterland retten, muß ich mit einer Diktatur für einige Zeit bekleidet ſein. Ich könnte ſie mir ſelbſt nehmen; aber es iſt nationaler und vortheilhafter, die Kammern geben ſie mir. Die Miniſter ſchlugen die Augen nieder und antworteten nicht. Einzeln befragt, gaben ſie einander widerſprechende Meinungen.

Indem kam von der Kammer der Repräſentanten eine Sendung an, die den Beſchluß überbrachte: die Kammer erkläre ſich permanent; jeder Verſuch, ſie aufzulöſen, ſolle auf der Stelle als Hochverrath beurtheilt werden; die Miniſter des Kriegsweſens, der auswärtigen und innern Angelegenheiten ſeien eingeladen, ſich auf der Stelle in der Verſammlung einzufinden. — Jeder Artikel des Beſchluſſes war ein Angriff gegen die Verfaſſung des Staats und die ſouveraine Hoheit. — »Dachte ichs doch,« ſagte der Kaiſer verdroſſen, »ich hätte die Leute ſchon vor meiner Abreiſe beurlauben ſollen. Es iſt vorbei; die bringen Frankreich ins Verderben. Gut, und wenns ſein muß, danke ich ab.« — Dies letztere, unbedachtſam hingeſprochene Wort ward ſogleich den Feinden Napoleons hinterbracht, verbreitet und mehrte die Kühnheit aller Gegner des Kaiſers.

Man kennt den Gang, welchen die Sachen nun in den Kammern nahmen. Prinz Luzian, der ſich ſelbſt dahin begeben hatte, verhehlte, als er zurückkam, dem Kaiſer nicht, daß ſich die Kammer viel zu ſtark gegen ihn ausgeſprochen habe, um daran zu denken, ſie auf andern Sinn

zu bringen. Der Kaiser müſſe ſich entweder entſchlieſſen, die Kammer ohne Verzug aufzulöſen, oder ſeine Krone niederzulegen.

Nach manchem Hin- und Herreden ſagte Napoleon, wie einſt der Herzog von Guiſe: „Sie unterſtehen ſichs nicht.“ Inzwiſchen bemerkte man doch wohl, daß die Kammer auf ihn Eindruck mache, daß er ſeine Thronentſagung als unvermeidlich betrachte, und daß er nur ſuche, den Zeitpunkt der Kataſtrophe ſoweit als möglich zurückzuſchieben, in der Hoffnung, es könne noch ein günſtiges Ereigniß dazwiſchentreten.

Die Nachrichten vom Anzuge der Feinde vermehrten ſich. Die Kammer der Repräſentanten ward ſtürmiſcher, drohte mit Entſetzung des Kaiſers. Regnault de St. Jean d'Angely, ſein Miniſter, der ſelbſt von den Verhandlungen der Repräſentanten Zeuge geweſen war, hinterbrachte dem Kaiſer Alles treu. Dieſer aber, nicht gewohnt, ſich vorſchreiben zu laſſen, ward zornig und ſagte: „Weil es ſo iſt, lege ich die Krone nicht nieder. Die Kammer beſteht aus Jakobinern, Querköpfen und Ehrſüchtigen, die nur Unordnung und Stellen wollen. Ich hätte ſie der Nation denunziren, ſie fortjagen ſollen; aber der verlorne Augenblick läßt ſich wohl erſetzen“ . . . .

Er war in ſtürmiſcher Bewegung. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und ſtieß abgeriſſene Worte aus, die man unmöglich verſtehen konnte. „Sire,“ ſagte Regnault endlich zu ihm: „ſuchen Sie nicht, ich beſchwöre Sie, länger gegen die Gewalt der Umſtände zu ſtreben. Laſſen Sie der Kammer, der Nation nicht das Recht, Ihnen vorzuwerfen, Sie hätten verhindert, Friede zu ſchlieſſen. Sie haben ſich im J. 1814 für das Wohl Aller geopfert, erneuern Sie heute das große, das edelmüthige Opfer.“

Düſter erwiederte der Kaiſer: „Wir wollen ſehen. Ich war nie geſinnet, die Thronentſagung zu verweigern. Ich war Soldat; ich will es wieder werden; aber ich will, man ſoll mich in Ruhe nachdenken laſſen, was für Frankreichs und meines Sohnes Intereſſe gut ſei. Sagen Sie das der Kammer.“

Die Kammer, nach heftigen Berathungen, geſtattete dem Kaiſer nur eine Stunde Zeit, ſeine Erklärung zu geben. Nun beſtürmten die Umgebungen Napoleons ihn von neuem; auch die Prinzen Luzian und Joſeph thaten es. „Nun denn,“ ſagte Napoleon zum Herzog von Otranto mit ironiſchem Lächeln: „melden Sie den Herren, ſie möchten ſich nur ſtill halten, es ſoll geſchehen.“ — Darauf diktirte er dem Prinzen Luzian die bekannte „Erklärung an das franzöſiſche Volk“ vom 22. Juni 1815, worin er ſagt: „Mein politiſches Leben iſt zu Ende; ich proklamire meinen Sohn Napoleon II zum Kaiſer der Franzoſen.“

Bald darauf empfing er von den Kammern Deputationen, ihm für das dargebrachte Opfer zu danken. Er antwortete ihnen mit ſolcher Würde und Faſſung, daß Alle bewegt wurden. Hr. Lanjuinais ſelbſt, an der Spitze der Deputation, konnte ſich der Thränen nicht enthalten.

Allein die Kammern trauten nicht, ſo lange Napoleon in der Nähe von Paris war. Sie wußten die Anhänglichkeit des Heeres an ihn, das Lebehoch-Geſchrei der Föderirten und der

Bürger aller Art, die ſich täglich unter den Mauern ſeines Palaſtes verſammelten, und fürchteten, er könne leicht auf den Gedanken gerathen, noch einmal einen achtzehnten Brumaire zu verſuchen. Man trachtete ihn und die bei ihm waren, mit Gerüchten zu ſchrecken, als könne der Palaſt plötzlich einmal vom Pöbel geſtürmt werden. Deswegen aber ſchlief man im Elyſee ganz unbekümmert, wie leicht es auch geweſen wäre, den Kaiſer zu entführen oder umzubringen Denn ſein Palaſt, der zehn Tage zuvor noch mit Höflingen und Ehrgeizigen zum Uebermaas angefüllt war, ſtand jetzt wie eine Einöde da. Seine Garde war auf ein Paar alter Grenadiere beſchränkt, und eine einzige Schildwacht, kaum in Uniform, ſtand vor der Pforte deſſelben Napoleon, der einſt, ein König der Könige, unter ſeinen Fahnen Millionen Krieger zählte.

Napoleon fühlte jedoch ſelbſt, daß ſeine Gegenwart zu Paris und in einem kaiſerlichen Palaſt, den Verbündeten Zweifel gegen die Aufrichtigkeit ſeiner Thronentſagung verurſachen und der Herſtellung des Friedens ſchaden könne. Er reiſete alſo den 25. Juni Mittags nach **Malmaiſon**, wo ihn die Prinzeſſin **Hortenſia** empfing.

Aufenthalt in Malmaiſon.

Auch hier empfing er noch Beſuche derer, die ihn wegen des Opfers ſeiner Perſon beglückwünſchten und dankten. Zu einem derſelben ſagte er: „Die Verbündeten haben zuviel Intereſſe, euch, ſtatt meines Sohnes, die Bourbonen zu geben. Mein Sohn wird über Frankreich herrſchen; aber ſeine Stunde iſt noch nicht gekommen. Die Inſtruktion, die man den Bevollmächtigten ins feindliche Lager mitgab, iſt, ſagt man, zu Gunſten meines Stammes. Wenn das wahr iſt, hätte man ganz andre Leute wählen ſollen. Lafayette, Sebaſtiani, Pontécoulant, Benjamin Conſtant haben gegen mich Verſchwörung getrieben, ſind meine Feinde; und die Feinde des Vaters werden nie Freunde des Sohnes ſein. Uebrigens ſind die Kammern viel zu unkräftig, um unabhängigen Willen zu haben. Sie gehorchen dem Fouché. Hätten ſie mir das Alles gewährt, was ſie dem an den Kopf werfen, ich würde Frankreich ohne anders gerettet haben. Meine Gegenwart allein, an der Spitze eines Heeres, hätte mehr als all' ihr Unterhandeln bewirkt. Ich hätte meinen Sohn zum Preis meiner Abdankung erhalten; jetzt bekommt ihr ihn nicht. Fouché iſt nicht redlichen Sinnes. Er iſt dem Herzog von Orleans verkauft. Er prellt die Kammern; die Verbündeten prellen ihn und ihr bekommt Ludwig XVIII wieder. Fouché meint, er könne Alles nach Herzensluſt leiten. Er betrügt ſich. Er wird ſchon ſehen, daß es einer ganz andern Hand, als der ſeinigen, bedarf, um die Zügel einer Nation zu halten, zumal wenn der Feind im Lande ſteht ... Die Kammer der Pairs hat ihre Schuldigkeit nicht gethan. Sie führte ſich auf wie ein beregnetes Huhn. Sie ließ meinen Bruder Luzian beſchimpfen und meinen Sohn entthronen. Hätte ſie Stand gehalten, ſie würde die Armee für ſich gehabt haben; meine Generale hätten ſie ihr gegeben. Ihre Tagsordnung war Frankreichs

Verderben und gab euch an die Bourbonen zurück. Ich allein könnte noch Alles wieder gut machen; aber eure Leiter und Meiſter geben es nicht zu; lieber laſſen ſie ſich vom Abgrunde verſchlingen, als daß ſie ſich mit mir vereinigen, um ihn zu ſchlieſſen."

Napoleon hatte ſchon ſeit dem Tage, da er der Krone entſagte, daran gedacht, ins Ausland zu gehen und dort irgend eine Zufluchtſtätte zu ſuchen. Es war die Frage, ob nach England, — denn, zwar feind dem politiſchen Syſtem der britiſchen Regierung, ehrte er doch das britiſche Volk — oder nach Nordamerika. Er berieth ſich darüber lange mit den Herzogen von Baſſano und Vicenza. Erſterer war nicht für England.

Mehrere in Paris befindliche Amerikaner ſchrieben und empfahlen ihm aus eigener Bewegung ihre Dienſte und verſicherten im Namen ihrer Mitbürger, er würde in Waſhington mit aller Hochachtung und Bewunderung aufgenommen werden, die ihm gebührte. Napoleon ſchlug die Anerbietungen aus. Er fing an, für beſſer zu halten, den franzöſiſchen Boden nicht eher zu verlaſſen, falls man es nicht ausdrücklich verlangen würde, bis Frankreich ganz auſſer Gefahr ſein würde.

Indeſſen ließ ihm die Regierung wirklich wiſſen, daß es gut wäre, wenn er wegen ſeiner Entfernung aus Frankreich einen Entſchluß faſſen möchte. Der Kaiſer erklärte darauf, er wolle ſich mit ſeiner Familie nach Amerika begeben, ſobald ihm zwei Fregatten zur Verfügung angewieſen wären. Der Seeminiſter ward ſogleich bevollmächtigt, dieſe zwei Fregatten auszurüſten, und Lord Wellington um die nöthigen Päſſe zur ſichern Ueberfahrt angeſucht. Während deſſen ſchickte die Regierung den General Becker nach Malmaiſon, „um für die Beſchirmung der Perſon Napoleons und der ihm gebührenden Ehrfurcht Sorge zu tragen, wie auch zu verhüten, daß ſich nicht Uebelgeſinnte ſeines Namens bedienen möchten, um Unruhen zu erregen." Im Grunde war es nur, um ihn zu beobachten und zu bewachen. Anfangs glaubten Alle in Malmaiſon, man wolle ihn verhaften und ſeinen Feinden ausliefern. General Becker betrug ſich inzwiſchen auf ungemein edle Weiſe.

Fouché und die Seinigen blieben dabei nicht ſtehen. Sie fürchteten noch immer, der Kaiſer könne ihnen irgend ein böſes Spiel machen. Sie riefen unter mancherlei Vorwänden bald den Einen, bald den Andern der bisher in ſeinem Dienſt Geſtandenen von ihm hinweg, auf deren Ergebenheit er zählen konnte. So ward auch Chaboulon von Malmaiſon nach Paris gerufen. Die Nachrichten, welche er nach dieſem Augenblick über Napoleon mittheilt, ſind daher meiſtens von den Lippen der Augen- und Ohrenzeugen empfangen.

In Malmaiſon beſtand der ehemals ſo glänzende Hofſtaat des Kaiſers zuletzt nur noch aus dem Herzog von Baſſano, Graf Lavalette, General Flahault, und denjenigen Perſonen, die mit ihm reiſen ſollten, wie General Gourgaud, der Herzog von Rovigo, die Grafen Montholon und Lascaſes. In Malmaiſon war bald kein Bleibens mehr. Der Seeminiſter meldete dem Kaiſer, im Namen der Regierung: die Feinde ſtänden ſchon zu Compiegne; er laſſe ihm, auf Geleitsbriefe zu warten, und wünſche, er möge inkognito abreiſen.

Napoleon verſprach dies zu thun. Als er aber von fern den erſten Kanonenſchuß hörte, gerieth er in Wallung und klagte mit dem Tone der Verzweiflung ſein Geſchick an, ſo weit vom Schlachtfelde bleiben zu müſſen. Er ließ den General Becker rufen.

„Der Feind," ſagte er zu ihm, „iſt zu Compiegne, zu Senlis. Morgen wird er vor den Thoren von Paris ſtehen. Ich begreife die Verblendung der Regierung nicht. Man muß verrückt ſein, oder Verräther, wenn man noch länger an der Falſchheit der Fremden zweifelt."

General Becker machte mit dem Kopf eine Bewegung, die Napoleon für ein Zeichen der Zuſtimmung nahm und deswegen hinzufügte: „Nicht wahr, es iſt Alles verloren? Nun denn, in dem Fall mache man mich doch zum General; ich will die Armee kommandiren." — Plötzlich nahm Napoleon den Herrſcherton an: „General, ich werde den Antrag dazu thun. Sie werden meinen Brief überbringen. Reiſen Sie ſogleich ab; ein Wagen erwartet Sie. Sagen Sie ihnen, ich denke keineswegs daran, mir die alte Macht wieder zuzueignen. Ich will den Feind ſchlagen, vernichten, durch Siege unſern Unterhandlungen beſſern Gang geben, und iſt das erreicht, ſetze ich meinen Weg fort. Vorwärts, General, ich zähle auf Sie. Sie werden mich nicht verlaſſen."

Beſiegt von der Ueberlegenheit ſeines Gefangenen, reiſete General Becker auf der Stelle ab. Der Brief Napoleons enthielt ſeinen Antrag.

Der Herzog von Otranto las den Brief mit lauter Stimme ab und ſchrie darauf: „Macht er ſich über uns etwa luſtig?" — Carnot hingegen ſchien geneigt, den Kaiſer an die Spitze der Armee zu ſtellen. Der Herzog aber erwiederte: Napoleon hätte der Regierung die Sorge ſparen können; wahrſcheinlich habe er ſich des Generals Becker nur entledigen wollen und harangire jetzt ſchon die Soldaten und muſtere ſie. — Becker machte ſich zum Bürgen, daß Napoleon ſeine Rückkunft abwarte. Am Ende beſchloſſen die Glieder der Kommiſſion zu antworten: Ihre Pflicht gegen das Vaterland und die von den Bevollmächtigten ſchon gegen die fremden Mächte eingegangenen Verbindlichkeiten erlaubten keineswegs, ſein Anerbieten anzunehmen. Und Carnot ward beauftragt, ſich nach Malmaiſon zu begeben, um den Kaiſer über ſeine eigene Stellung, ſo wie über die Lage Frankreichs aufzuklären und ihn zu beſchwören, nicht Unglück über ſich und Frankreich zu bringen.

Als Becker wieder nach Malmaiſon zurückkam, ſtanden Napoleons Schlachtroſſe ſchon ſeit drei Stunden geſattelt bereit. Sobald der Kaiſer aber die Antwort der Kommiſſion flüchtig durchleſen hatte, rief er: „Das dachte ich. Die Leute haben keine Kraft. Nun denn, General, weil es ſo iſt, wollen wir fort! fort!" Er ſchickte ſogleich den Hrn. von Flahault nach Paris, um mit der Regierungskommiſſion wegen ſeiner Abreiſe und Einſchiffung Abreden zu nehmen.

Prinz Eckmühl (Davouſt) befand ſich gerade in den Tuilerien, als Flahault ankam. Er ſah in der Sendung dieſes Generals nur einen Winkelzug des Kaiſers, um die Abreiſe zu verzögern. „Ihr Bonaparte," ſagte Davouſt voll Zorn und Verachtung, „will nicht weg, aber

er muß. Seine Gegenwart iſt uns beengend und läſtig. Sie iſt unſern Unterhandlungen ſchädlich. Wenn er denkt, wir möchten ihn wohl wieder nehmen, ſo irrt er ſich. Wir wollen nichts von ihm. Sagen Sie ihm meinerſeits, er ſolle ſich fortmachen, und wenn er nicht den Augenblick ginge, ließ ich ihn verhaften, ja, ich verhafte ihn ſelbſt!“

Flahault ergrimmte von Unwillen und entgegnete: „Herr Marſchall, ich hätte nie geglaubt, daß ein Mann, der noch vor acht Tagen zu Napoleons Füßen lag, heute eine ſolche Sprache führen könnte. Ich habe allzuviel Achtung für mich und für die Perſon und das Unglück des Kaiſers, um ihm Ihre Reden zu hinterbringen. Gehen Sie, Herr Marſchall, ſagen Sie ihm das ſelbſt. Es ſteht Ihnen beſſer an.“

Der Prinz Eckmühl, beleidigt, erinnerte ihn, daß er Kriegsminiſter, daß er Oberbefehlshaber der Armee ſei, und befahl ihm, ſich nach Fontainebleau zu verfügen, wo er weitere Befehle zu erwarten habe.

„Nein,“ erwiederte Graf Flahault lebhaft: „ich werde nicht dahin gehen; ich werde den Kaiſer nicht verlaſſen; ich will ihm bis zum letzten Augenblick die Treue halten, die ihm ſoviel Andre geſchworen hatten!“

— Ich werde Ihren Ungehorſam beſtrafen laſſen! — ſagte Davouſt wild.

„Dazu ſoll Ihnen das Recht fehlen. Ich gebe von dieſem Augenblick an meine Entlaſſung. Ich könnte unter Ihrem Befehl nicht dienen, ohne meine Epauletten zu entehren.“

Damit entfernte ſich Flahault. Als er dem Kaiſer Alles wieder erzählen mußte, ſchien dieſer durch die Rohheiten ſeines ehemaligen Dieners weder gekränkt, noch betroffen zu ſein. „Er ſoll nur kommen,“ ſagte er, „wenn er will, bin ich bereit, ihm meinen Hals darzuhalten.“

Ehe Napoleon Malmaiſon verließ, beſuchte ihn der Baron Chaboulon noch einmal.

— Ew. Majeſtät iſt alſo entſchloſſen, abzureiſen? — ſagte der Baron zu ihm.

„Was ſoll ich länger hier treiben?“

— Ew. Majeſtät hat Recht; allein . . .

„Nun was denn? Wollten Sie denn, ich bliebe hier?“

— Sire, ich muß geſtehen, nur mit Grauſen ſehe ich Ew. Majeſtät abreiſen.

„In der That, der Weg iſt ſchwierig; aber guter Wind und gutes Glück . . .“

— Ach, Glück, Sire! Das Glück gehört uns nicht mehr. Und wohin übrigens will Ew. Majeſtät?“

„Ich begebe mich in die vereinigten Staaten. Man wird mir Land anweiſen, oder ich kaufe mirs und wir bauen uns an. Ich werde da endigen, wo der Menſch angefangen hat; ich werde von der Frucht meiner Felder, von der Zucht meiner Heerden leben.“

— Ganz vortrefflich, Sire; aber glauben Sie denn auch, daß die Engländer Ihnen geſtatten werden, Ihren Acker in Frieden zu bauen?

„Warum nicht? Was für Böſes könnte ich ihnen noch anthun?“

— Was für Böſes? Ew. Majeſtät hat alſo vergeſſen, daß Sie England einſt zittern machten. So lange Sie leben, Sire, oder ſo lange Sie frei ſind, wird England die Wirkungen Ihres Haſſes oder Ihres Genie's fürchten. Sie wären für England vielleicht auf dem Throne Ludwigs XVIII minder gefährlich, als in den vereinigten Staaten. Die Amerikaner lieben und bewundern Sie; Sie würden da großen Einfluß erhalten; und Sie könnten Amerika vielleicht zu verhängnißvollen Unternehmungen gegen England bewegen.

„Zu was für Unternehmungen? Die Engländer wiſſen, die Amerikaner laſſen ſich für ihren Grund und Boden alle todtſchlagen; aber mögen keinen Krieg auſſer ihrem Gebiet führen. Sie ſind noch nicht auf den Punkt gekommen, England ernſtlich zu beunruhigen. Einſt vielleicht ſind ſie aber die Rächer der Meere. Doch dieſe Zeit, die ich hätte etwas näher rücken können, iſt noch weit entfernt; die Amerikaner wachſen nur langſam.“

— Zugegeben, die Amerikaner können eben im gegenwärtigen Augenblick für England nicht gefährlich ſein, würde doch der Aufenthalt Ew. Majeſtät in den vereinigten Staaten, Europa gegen dieſe aufwiegeln. Die Verbündeten werden ihr Werk für unvollendet halten, ſo lange Sie nicht in ihrer Gewalt ſind; ſie werden die Amerikamer zwingen, Sie, wo nicht auszuliefern, doch aus ihrem Gebiete zu entfernen.

„Wohlan. Ich gehe nach Mexiko. Da finde ich Patrioten; ich ſtelle mich an ihre Spitze.“

— Ew. Majeſtät vergißt, daß ſie ſchon Anführer haben. Man macht gern für ſich ſelbſt, nicht für Andere, die Revolution; die Häupter der Unabhängigen würden ſich von Ew. Majeſtät losmachen, oder Sie nöthigen, anderswohin zu gehen, um . . .

„Gut denn, ſo laſſe ich ſie ſitzen und gehe nach Caraccas; gefällt es mir da nicht, ſo gehe ich nach Buenos Ayres; ich gehe nach Californien; ich wandere von Meer zu Meer, bis ſich mir irgend eine Stätte der Zuflucht gegen die Verfolgung und Gewaltthätigkeit der Menſchen öffnet.“

— Vorausgeſetzt, Ew. Majeſtät redete hier im vollen Ernſt: könnten Sie auch wirklich glauben, immer den Nachſtellungen und Flotten der Briten zu entgehen?

„Kann ich ihnen nicht entgehen, nun ſo fangen ſie mich. Ihre Regierung taugt nichts; aber die Nation iſt großſinnig, edel, wacker. Sie werden mich behandeln, wie ich behandelt ſein ſoll. Im Grunde, was wollen Sie denn, daß ich ſoll? Wollen Sie, ich ſoll mich hier vom Wellington, wie ein Tropf, fangen laſſen und ihm die Freude machen, mich, wie einen König Johann, im Triumph durch die Gaſſen von London zur Schau zu führen? Ich habe nur eins zu wählen, weil man meine Dienſte nicht verlangt, nämlich abzureiſen. Das Schickſal thut das Uebrige.“

— Es bleibt noch eins übrig, Sire, und ich wage es, Sie darauf aufmerkſam zu machen. Denn Ew. Majeſtät iſt durchaus nicht gemacht, ſich zu retten.

„Was? retten? (mit finſterm Geſicht und ſtolzem Blick) Wo ſehen Sie, daß ich mich retten will?“

— Ich bitte Ew. Majeſtät, ſich nicht an den Ausdruck zu halten.

„Nun, fortgefahren, fortgefahren!“

— Meine Meinung iſt, Sire, daß Ew. Majeſtät Frankreich nicht ſo verlaſſen ſoll, erſt der Sicherheit, nachher des Ruhms wegen. Die Engländer ſind ſchon davon unterrichtet, daß Sie in die vereinigten Staaten wollen; und ohne Zweifel wimmeln unſre Küſten ſchon jetzt von ihren Kreuzern. Das iſt noch nicht genug. Ew. Majeſtät kennt den Haß und die Falſchheit des Herzogs von Otranto, und wer ſteht gut dafür, daß nicht ſchon Befehle gegeben ſind, Ihre Abreiſe aufzuhalten, oder den Gang Ihrer Schiffe zu verzögern, um Sie von den Engländern auffangen zu laſſen. Ich ſehe es folglich für unmöglich an, daß Ew. Majeſtät ihnen entrinnen könne. Und geſchähe es dennoch, würden Sie ihnen doch früher oder ſpäter in die Hände fallen müſſen. Unter ſolchen Umſtänden muß man wenigſtens ſuchen, mit der möglich größten Würde zu unterliegen.

„Wohin wollen Sie am Ende gerathen? Ich weiß, ich könnte zu mir ſagen, wie Hannibal: Befreien wir ſie von der Angſt, die ihnen mein Name macht! Allein man muß den Selbſtmord nur kleinen Seelen und Geiſteskranken überlaſſen. Welches mein Loos immerhin ſein möge, nie werde ich mein Ende um einen Schritt befördern.“

— Nicht das wollte ich eigentlich ſagen, Sire; und weil Ew. Majeſtät mich anzuhören geruht, ſo würde ich an Ihrer Stelle jeder eiteln Hoffnung entſagen, in der Fremde eine Zufluchtſtätte zu ſuchen. Ich würde aber den Kammern ſagen: Ich legte die Krone nieder, meine Feinde zu entwaffnen; ich vernehme, ſie ſind noch nicht zufrieden damit; verlangen ſie alſo mein Leben oder meine Freiheit, ich überlaſſe es ihnen; ich bin bereit, mich ihren Händen zu überantworten, glücklich, wenn ich nur Frankreich und meinen Sohn um dieſen Preis rette. Wäre es nicht groß, den großen Napoleon zu ſehen, wie er, nachdem er eine Krone abgelegt, welche zwanzig Jahre voller Siege auf ſein Haupt geſetzt hatten, nun ſich zum Opfer für die Unabhängigkeit des Vaterlandes darbeut!

„Ja, ja, dieſe Hingebung wäre ſehr gut; aber eine Nation von dreißig Millionen Seelen, die ſie duldete, wäre auf ewig in der Geſchichte entehrt. Und dann, wem ſollte ich mich denn ausliefern? dem Blücher? dem Wellington? ſie haben gar die nöthige Vollmacht nicht, mit mir auf ſolche Bedingungen zu unterhandeln. Sie würden damit anfangen, mich zu nehmen, und machten nachher mit Frankreich und mir doch, was ihnen gefiele.“

— Sire, ich würde mich an Kaiſer Alexander ergeben.

„Alexander! O, Sie kennen die Ruſſen gar nicht. Das würde ihm und mir das Leben koſten. Indeſſen will ich doch Ihre Idee überlegen; ſie verdient es. Ehe man eine Parthie ergreift, von der man nicht wieder zurückkommen kann, thut man wohl, ſie zweimal für einmal zu betrachten. Die Aufopferung meiner Perſon wäre für mich das Geringſte; aber vielleicht wäre ſie für Frankreich ganz ohne Nutzen gethan. Man muß der Treue des Feindes nicht zu viel trauen.“

Napoleon blieb alſo dabei, ſein Heil dem Winde und dem Glücke anzuvertrauen. Aber die Regierungskommiſſion, durch ihre Bevollmächtigten benachrichtigt, daß das Entrinnen des Kaiſers vor Abſchluß der Unterhandlungen von den Verbündeten als eine Zweideutigkeit unſrerſeits angeſehen werden und die Wohlfahrt Frankreichs ins Spiel ſetzen würde, ließ dem Kaiſer ſogleich melden, daß unvorhergeſehene, politiſche Umſtände ſeine Abreiſe zu verzögern zwängen, bis Geleitsbriefe für ihn ankämen. Napoleon mußte alſo bleiben.

Hr. Chaboulon, nach Paris zurückgekommen, hörte, daß die Feinde ungeheure Fortſchritte machten; er wollte Napoleon davon berichten, erhielt aber keine Erlaubniß, nach Malmaiſon zu gehen. Er trug es einem Freund auf. Dieſer vernahm zugleich, die Preußen hätten den Plan, den Kaiſer zu entführen; Blücher habe geſagt: „Kann ich den Bonaparte ertappen, laß ich ihn vor meinen Kolonnen aufhängen!“ Wellington aber habe ſich dieſem niedrigen und verbrecheriſchen Vorhaben mächtig widerſetzt. Das Alles ſagte man nun dem Kaiſer wieder. Sobald er die Stellung der Preußen erfuhr, bezeichnete er ſie mit Nadeln auf der Landkarte und ſagte lachend: „Aha! ich habe mich wahrhaftig ſchon umgehen laſſen.“

Er traf alſo Anſtalten, um ſich gegen einen Ueberfall in Sicherheit zu ſetzen. Allein er hatte nichts zu fürchten. Er fand den beſten Schutz in der Ergebenheit ſeiner alten Waffengefährten. Denn die Soldaten, Offiziere und Generale, welche in der Richtung von Malmaiſon ſtanden, ließen ihm ſagen: ſie wachten für ihn und würden zu ſeiner Vertheidigung den letzten Blutstropfen daranſetzen.

Bald nachdem, es war halb vier Uhr Morgens, den 29. Juni, erſchienen, Namens der Regierungskommiſſion, der Herzog Decres und Graf Boulay, die ſogleich zum Kaiſer gingen und ihm anzeigten, daß Wellington verweigert habe, ihm ſicheres Geleit zu geben und daß er auf der Stelle abreiſen müſſe. Der Kaiſer empfing die Mittheilung ganz gelaſſen und verſprach, ſich noch denſelben Tag zu entfernen. Wirklich reiſete er Abends um fünf Uhr von Malmaiſon ab. Die Prinzeſſin Hortenſia zerfloß beim Abſchied in Thränen. Er blieb feſt, ſeine Stimme ruhig, ſein Antlitz heiter; es entſchlüpfte ihm keine Klage, kein Vorwurf.

Reiſe zum Meer und nach St. Helena.

In Rambouillet ſtieg der Kaiſer ſchon wieder aus dem Wagen und erklärte, er wolle im Schloſſe dort übernachten. Von hier aus ertheilte er auch noch verſchiedene Anordnungen über das, was er mit ſich zu Schiffe nehmen wollte. Vorher ſchon hatte er die Bibliothek von Klein-Trianon verlangt, Visconti's griechiſche Ikonographie und ein Exemplar vom ſchönen Werke des Nationalinſtituts von Aegypten.

Bei Tagesanbruch empfing er einen Eilboten. Er las die Briefſchaften, ſchlug einen traurigen Blick gen Himmel und ſagte zum General Becker: „Jetzt iſts vorbei! Um Frankreich iſts geſchehen! — Fort nun!“

Er eilte davon. Ueberall empfing er auf der ganzen langen Reiſe die unzweideutigſten Beweiſe der Theilnahme und Ergebenheit. Nichts aber kam dem ſtürmiſchen Ausdruck der Zuneigung und Ehrfurcht derer von Niort bei. — „Sagen Sie nur Ihrer Regierungskommiſſion,“ ſprach Napoleon zum General Becker: „ſagen Sie ihr nur, ſie habe den Geiſt Frankreichs ſchlecht gekannt, daß ſie ſich ſo gewaltig beeilte, mich zu entfernen. Hätte ſie meine Anerbietungen nicht ausgeſchlagen, die Sachen hätten andere Geſtalt gewonnen. Ja, noch dieſen Augenblick würde ich unſern ſtaatsthümlichen Angelegenheiten eine vortheilhaftere Richtung geben, wollte ich die Unterhandlungen der Regierung durch eine Armee unterſtützen, die ſchon mein Name geworben haben würde.“

Becker ſchrieb dieſe Aeuſſerungen wirklich nach Paris an die Regierung. Indem er den Brief ſchlieſſen wollte, erfuhr man, daß den 30. noch eine ſtarke Kanonade gehört worden wäre. Der Kaiſer diktirte dem General ſogleich noch folgende Nachſchrift: „Wir hoffen, der Feind wird Ihnen Zeit geben, Paris decken und den Ausgang der Unterhandlungen ſehen zu können. Wenn in dieſer Lage der Dinge engliſche Kreuzer die Abfahrt des Kaiſers verzögern, ſo können Sie noch über ihn als Soldat verfügen.“

Der Kaiſer ſetzte ſeinen Weg fort, der von Niort bis Rochefort nichts Merkwürdiges mehr darbot. In Rochefort war er nur mit Vorbereitungen zur Abreiſe beſchäftigt. Seine Anweſenheit in dieſer Stadt erregte unter Bürgern, Seeleuten, Soldaten und allem Volk eine ſolche Begeiſterung, daß das Meergeſtade unaufhörlich vom Geſchrei: Der Kaiſer ſoll leben! wiederſcholl. Noch hier wäre es ihm ein Leichtes geweſen, ſeine Ketten abzuſchütteln und neu aufzutreten gegen alle verbündete Mächte, und einen furchtbaren Volkskrieg gegen ſie zu führen. Er ward mehrmals aufgefordert. Er wies es aber immer zurück. „Es iſt nun zu ſpät,“ wiederholte er mehrmals in Laſcaſens Gegenwart; „das Uebel iſt unheilbar; es ſteht nicht mehr in meiner Macht, das Vaterland zu retten. Bürgerkrieg wäre jetzt ohne Zweck und Nutzen. Mir vielleicht allein könnte er Vortheil gewähren; ich könnte für meine Perſon beſſere Bedingungen ertrotzen. Aber das um den Preis des Edelſten und Großherzigſten, was Frankreich hat, zu erkaufen, das würde mir abſcheulich ſein.“

Bis zum 25. Juni, den Tag ſeiner Abreiſe von Malmaiſon, hatte man in den Gewäſſern von Rochefort kein britiſches Schiff geſehen. Es iſt glaublich, daß, wenn Napoleon gleich nach ſeiner Abdankung hätte verreiſen können, er ohne Hinderniß in die amerikaniſchen Freiſtaaten angelangt ſein würde. Jetzt hingegen war Alles von feindlichen Segeln beſetzt und wenig Hoffnung oder keine, ihnen zu entſchlüpfen.

Am 8. Juli, alſo denſelben Tag, da Ludwig XVIII wieder nach Paris kam, begab ſich Napoleon an Bord der Fregatte die Saale. Sein Gefolge wurde auf die Meduſe eingeſchifft. Tage und Namen ſpielen in Napoleons Leben oft romanhaft und bedeutſam zuſammen. Im Golf St. Jean hatte er ſeine Rolle in Frankreich wieder begonnen; auf Mont St. Jean hatte er ſie wieder ausgeſpielt. An der Saale hatte er, auf dem Gipfel ſeiner Macht,

einſt Preußen zermalmt und deſſen König verjagt; jetzt, von den Preußen im Innern Frankreichs heimgeſucht, mußte das Schiff, auf dem er ſich vor ihnen retten wollte, wieder eben den Namen der Saale führen.

Chaboulon theilt uns die geheimen (très-secrètes) Inſtruktionen mit, welche der Kommandant der Saale, Kapitän Philibert, von Seiten der Regierungskommiſſion in Betreff Napoleons empfangen hat. Sie ſind nicht gar bekannt geworden und verdienen die Ueberſetzung. Sie lauten alſo von Wort zu Wort:

„Die beiden Fregatten ſind beſtimmt, denjenigen, der einſt unſer Kaiſer geweſen, in die vereinigten Staaten von Amerika überzuführen.“

„Er wird ſich auf der Saale mit denjenigen Perſonen ſeines Gefolges einſchiffen, die er bezeichnen wird. Die Uebrigen werden auf die Meduſa genommen.“

„Das Gepäck wird auf beiden Fregatten ſo vertheilt, wie ers anordnet.“

„Wenn die Meduſa bei der Abfahrt oder auf der Ueberfahrt für einen beſſern Segler erkannt werden ſollte, wird er ſich auf die Meduſa begeben und die Kapitaine Philibert und Poncé tauſchen dann das Kommando.“

„Ueber die Einſchiffung, welche der Seepräfekt zu beſorgen hat, ſo wie über die Perſon am Bord, ſoll daß größte Geheimniß walten.“

„Napoleon wird inkognito reiſen und ſelbſt Titel und Namen beſtimmen, unter welchen er reiſen will.“

„Sobald er das Schiff betreten haben wird, ſoll alle Verbindung mit dem Lande aufhören.“

„Die Fregattenkommandanten, Offiziere und Uebrige werden ſelbſt fühlen, daß ſie ſeine Perſon mit aller Rückſicht und Ehrfurcht behandeln müſſen, die man ſeiner Lage, wie der Krone ſchuldig iſt, die er getragen hat.“

„Am Bord ſollen ihm, wenn ers nicht ausſchlägt, die höchſten Ehrenbezeugungen erwieſen werden. Er wird im Innern der Fregatten über die Zimmer nach ſeiner Bequemlichkeit verfügen, ohne den zur Vertheidigung nöthigen Erforderniſſen zu ſchaden. Seine Tafel und ſeine perſönliche Bedienung werden ſo ſtatt finden, wie er es anordnet.“

„Man wird, und der Präfekt hat dazu Befehl erhalten, Alles, was zur Bequemlichkeit der Reiſe erforderlich iſt, veranſtalten, ohne allen Betracht der Unkoſten.“

„Es ſollen durch den Präfekt ſo viele Vorräthe für ihn und ſein Gefolge an Bord geſchickt werden, als das undurchdringliche Geheimniß über ſeine Einſchiffung und ſeinen Aufenthalt geſtattet.“

„Iſt Napoleon am Bord, ſollen die Fregatten, wenn es die Winde erlauben und ſich die feindlichen Kreuzer nicht der Abfahrt widerſetzen, ſich binnen vierundzwanzig Stunden segelfertig machen.“

„Man ſoll nicht vierundzwanzig Stunden, nach der Einſchiffung, mehr an der Rhede

bleiben, es wäre denn, daß es Napoleon verlangte, denn es iſt wichtig, ſobald wie möglich abzureiſen.“

„Die Fregatten begeben ſich aufs ſchleunigſte nach den vereinigten Staaten von Amerika, und ſchiffen Napoleon und ſein Gefolge zu Philadelphia, oder zu Boſton, oder in jedem andern dortigen Hafen aus, den man am leichteſten und bäldeſten erreichen kann.“

„Beiden Fregattenkommandanten iſt verboten, ſich in Rheden aufzuhalten, von wo die Abfahrt langſam und ſchwierig wäre. Sie dürfen es nicht thun, es ſei denn für das Beſte des Schiffes nothwendig.“

„Man ſoll jedem Kriegsſchiff, dem man begegnen könnte, ausweichen; iſt man aber gezwungen, gegen überlegene Macht zu ſtreiten, ſoll ſich die Fregatte, auf der ſich Napoleon nicht befindet, aufopfern, um den Feind zurückzuhalten und der andern, auf der er ſich befindet, Zeit zu geben, zu entkommen.“

„Ich habe nicht nöthig zu erinnern, daß die Kammern und die Regierung die Perſon Napoleons unter den Schutz franzöſiſchen Biederſinns geſetzt haben.“

„Einmal in den vereinigten Staaten angekommen, muß die Ausſchiffung mit der möglichſten Schnelligkeit vorgenommen werden, und die Fregatten dürfen nicht länger als vierundzwanzig Stunden dort bleiben, unter welchem Vorwande es auch ſei, wenn es nicht überlegene Macht verhindert. Sie müſſen unmittelbar nach Frankreich zurückgehen.“

„Die Geſetze und Polizeiordnungen für die Schiffe im Meere, wie im Betreff militäriſcher Subordination der eingeſchifften reiſenden Perſonen gegen die Befehlshaber der Fahrzeuge, ſollen mit aller Strenge gehandhabt werden.“

„Ich empfehle dem Pflichtgefühl der Kapitäne, ſo wie ihrem Zartſinn, alle diejenigen Sachen, deren man in gegenwärtiger Inſtruktion vielleicht nicht voraus erwähnte.“

„Ich habe dieſem Geſagten nichts beizufügen, als daß Napoleon unter den Schutz des Biederſinns der franzöſiſchen Nation geſtellt iſt, und daß er in dieſer Lage ganz beſonders den Kapitainen der Saale und Meduſa, den Offizieren und der Mannſchaft beider Schiffe anvertraut iſt.“

„Dies ſind die Befehle, welche ich den Kapitänen Philibert und Poncé, Namens der Regierungskommiſſion, zu ertheilen beauftragt bin.“

„Der Herzog Decres.“

Schon am folgenden Morgen nach der Einſchiffung landeten die beiden Schiffe an der Inſel Aix. Napoleon, immer der Nämliche, ließ die Beſatzung ausrücken, unterſuchte die Feſtungswerke in allen Einzelnheiten, und theilte, als wäre er noch Souverain im Lande, Beifall und Vorwürfe aus.

Der Wind ward am 10. Juli zwar günſtiger, aber eine engliſche Flotte von eilf Schiffen kreuzte im Angeſichte des Hafens. Der Kaiſer, dieſer ängſtlichen Lage müde, ſchickte den Graf Lascaſes an den britiſchen Admiral, um ihn fragen zu laſſen, ob er bevollmächtigt ſei, den

Kaiſer frei nach Amerika oder nach England reiſen zu laſſen. Der Admiral erwiederte, er habe keinen Befehl erhalten, wäre aber immer bereit, ihn nach England zu führen, ohne jedoch verſprechen zu können, daß man ihm dort einen Aufenthalt geſtatten, oder erlauben würde, nach Amerika zu gehen.

Napoleon, mit einer ſolchen Antwort gar nicht zufrieden, ließ zwei Halbdecker kaufen, in der Abſicht, begünſtigt von der Nacht eine däniſche Snak zu erreichen, mit der er ſchon Verſtändniſſe angeknüpft hatte. Als dies aber fehlſchlug, erboten ſich die jungen Marinemänner, voller Muth und Ergebenheit, die beiden Barken zu bemannen, und ſchworen, mit Bürgſchaft ihres Lebens, ſie wollten ihn nach Neuyork bringen. Napoleon erſchrack eben nicht vor den Gefahren einer ſo weiten Reiſe auf ſo zerbrechlichen Fahrzeugen; aber er mußte an den Küſten von Spanien und Portugal landen, um Lebensmittel und Waſſer einzunehmen, und er wollte weder ſich noch ſeine Leute bloßſtellen, den Spaniern oder Portugieſen in die Hände zu fallen.

Er ſchickte darauf den General L'Allemand zu Pferde fort, um einen amerikaniſchen Schiffkapitän, der an den Mündungen der Gironde lag, zu berathen. Der Amerikaner erbot ſich freudig, ihn den Nachſtellungen der Feinde zu entführen. Allein der Kaiſer änderte den Sinn, bewogen, wie man ſagt, durch Zureden bei ihm befindlicher Perſonen, und beſchloß, ſich dem Edelmuth Englands anzuvertrauen. Er ließ es dem Admiral melden, und begab ſich auf das britiſche Schiff Bellerophon, wo er mit allen ſeinem Range und Ruhme gebührenden Ehrenbezeugungen empfangen ward. Indem er ins Schiff ſtieg, ſah er den General Becker, der ihm folgte. „Gehen Sie zurück, General, zurück!“ rief er ihm zu: „damit niemand denke, es habe mich ein Franzoſe den Händen meiner Feinde übergeben!“

Auf der engliſchen Küſte angekommen, ſchickte er den General Gourgaud mit folgenden Zeilen an den Prinz-Regenten von England:

„Rochefort den 13. Juli 1815.“

„Königliche Hoheit,“

„Den Parteien, die mein Land zerreiſſen, und der Feindſchaft der größten Mächte Europens bloßgeſtellt, habe ich meine politiſche Laufbahn geendet; und ich komme, wie Themiſtokles, um mich unterm Obdach des britiſchen Volks niederzulaſſen. Ich begebe mich unter den Schutz von deſſen Geſetzen, um den ich Ew. königliche Hoheit anrufe, als den mächtigſten, als den ſtandhafteſten und als den edelmüthigſten meiner Feinde.“

„Napoleon.“

Bald aber vernahm er, daß er, als Kriegsgefangener betrachtet, nach dem Willen der verbündeten Mächte, auf die Inſel St. Helena gebracht werden ſolle.

Er proteſtirte feierlich vor dem britiſchen Admiral, im Angeſichte des Himmels und der Menſchen, gegen die Verletzung ſeiner heiligſten Rechte und gegen die wider ſeine Perſon und Freiheit verübte Gewaltthat. Dann ergab er ſich ganz ruhig in ſein Loos.

Auf der Höhe vom Kap La Hogue fahrend, erkannte er Frankreichs Küſten in der Ferne. Er grüßte, ſtreckte ſeine Arme gegen das Geſtade und rief mit tiefbewegtem Gemüthe: „Lebe wohl, du Land der Braven! lebe wohl, du liebes Frankreich! Ein paar Verräther weniger, und du wäreſt heute noch die große Nation, die Herrin der Welt!“

Den 17. Oktober zeigte man ihm die öden Felſen, welche künftig die Mauern ſeines Gefängniſſes ſein ſollten. Er betrachtete ſie ohne Klage, ohne Grauſen, ohne Unruhe. Den folgenden Tag trat er ans Land. Und nachdem er noch einmal wider den gegen ſeine Perſon vollzogenen Anſchlag proteſtirt hatte, begab er ſich mit feſtem Schritt ſogleich nach dem Ort ſeiner Gefangenſchaft.

Inhalt.

Napoleon Bonaparte, nach ſeiner Wiederkehr von Elba, als Menſch und im häuslichen Leben dargeſtellt. S. 241

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint monatlich ein Heft, jedesmal ſechs bis ſieben Bogen ſtark, nebſt einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang beſteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht beſonders erlaſſen werden, ſondern das Abonnement iſt für einen ganzen Jahrgang feſtgeſetzt; dafür iſt der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheiniſch, und in Norddeutſchland franko Leipzig 7 Rthlr. ſächſiſch. — Jede gute Buchhandlung in Deutſchland und in der Schweiz, ſo wie alle Poſtämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Beſtellungen darauf an; die Verſendungen der Hefte geſchehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und literariſche Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinſte Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreiſes dieſer Zeitſchrift. Beiträge für dieſelbe können unter der Adreſſe des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Poſt eingeſandt werden; in weiterer Entfernung können ſolche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an Herrn David Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Chriſtian Wilhelm Vogel mit einem beſondern Couvert verſehen und mit der Bemerkung: zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen, abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Verſendungen an mich abgehen, wo ſolche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Ueberlieferungen

zur

Geſchichte unſerer Zeit.

Jahrgang 1820.

Juli-Heft.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueber Größe und Untergang des Freiſtaats Venedig.

(Nach Leſung von der Histoire de la republique de Venise par P. Daru. VI Tomes. 1819.)

1.

Urſprung Venedigs.

Einige kleine Gemeinden, aus Fiſchern und Schiffern gebildet, die ihre Hütten einſt an der Küſte des adriatiſchen Meeres auf Sandbänken und unwirthbaren Inſeln, mitten in Sümpfen, aufſchlugen, ahneten nicht, daß ſie Gründer eines Staates wären, der nach einem Jahrtauſend die Hälfte Norditaliens, ganz Dalmatien, Korfu und Cephalonien, mit den gegenübergelegenen italieniſchen Uferſtädten, den Peloponnes, ſammt den Trümmern Korinths und Athens, Kandien und Cypern, den griechiſchen Archipel, die europäiſchen und aſiatiſchen Geſtade des ſchwarzen Meeres und den Welthandel beherrſchen würde. Und dieſer Staat, der noch vor dreihundert Jahren den wider ihn verbündeten Mächten des römiſchen Kaiſers und Papſtes, Frankreichs und Spaniens und der osmaniſchen Pforte Spitze bot, ahnete nicht, daß er in unſern Tagen kraftlos, unbeklagt aus der Reihe ſelbſtſtändiger Reiche — durch einen bloßen Federſtrich verſchwinden werde.

Die Nachwelt hat keine Urſache mehr, über eine ſolche Erſcheinung zu erſtaunen. Schon wir haben der Beiſpiele genug, wie Tugenden, aus der Liebe der Freiheit und des Ruhms entſproſſen, Kleines mächtig machten, und wie altherrliche Reiche durch ſchlaffe Selbſtſucht und Niederträchtigkeit ihrer Häupter und Bürger zu Grunde gingen. Unſere Nachkommen werden deren noch mehrere kennen. Verderbten Geſchlechtern ertönt der Mund der Geſchichte vergebens von ewigen Wahrheiten. Das Schickſal hat ſie der Auflöſung geweiht.

Wir ſind Zeitgenoſſen und Augenzeugen vom Untergange des venediſchen Freiſtaats. Viele haben die Geſchichte deſſelben beſchrieben; am vortrefflichſten unter den Neuern Daru. Uns aber ſollen hier weniger die Begebenheiten, als die Urſachen von der Größe und dem Verfall der Republik beſchäftigen.

Schutt und Sand, welchen von den verwitternden Alpen herab Schnee und Regengüſſe durch die Flußbetten der Piave, des Muſone, der Brenta und des Adigo in eine weite Bucht des adriatiſchen Meeres zuſammenſpülen, hat dort geräumige Sandbänke angehäuft, die nur durch ſeichte Gewäſſer oder Lagunen vom feſten Lande und unter ſich getrennt ſind. Von dieſen Inſeln, bei ſechszig an der Zahl, iſt Rialto die erhöhtere, vermuthlich auch die älteſte, in der Mitte aller übrigen gelegen. Ohne Zweifel war ſie wohl längſt ſchon von einzelnen Fiſchern bewohnt oder beſucht, die ſich, ihres Gewerbes willen, von dem nahen Geſtade des römiſchen

Venetiens dahin begaben. Wann und wie das benachbarte Küſtenland unter Roms Herrſchaft gekommen, weiß Niemand; wohl, wie es durch die wilden Einfälle der Weſtgothen im Anfange des fünften Jahrhunderts verloren ging. Denn damals retteten unglückliche Familien, aus Padua und der Gegend, ihr Leben durch Flucht auf die Lagunen-Eilande, wohin ihnen das Schwert der Eroberer nicht folgte. Viele, doch gewiß nur die Aermern, blieben auch nach hergeſtellter Ruhe dort, und der Paduaniſche Senat ſchickte ihnen jährlich, unter dem Namen der Konſuln, Statthalter, ihr kleines Gemeinweſen in geſetzlicher Ordnung zu verwalten. — Noch mehrmals in demſelben Jahrhundert boten die armſeligen Hütten der Lagunen den geängſteten Paduanern ſichere Zufluchtſtätten, als über die Trümmer der Stadt Aquileja Attila's Hunnen in Italien einbrachen, denen bald wieder die verheerenden Völkerſchwärme der Heruler, ſo wie dieſen die Oſtgothen, dieſen wieder die Longobarden folgten.

Der Name Venetiens verlor ſich. Er ward zuletzt nur noch von den Unglücklichen bewahrt, die ſich auf den Inſeln der Sümpfe angeniſtet hatten, und in ihrer Entlegenheit und Armuth allein vor der Habſucht und Grauſamkeit der barbariſchen Sieger geborgen lebten. Ihre Hütten ragten kaum, wie Neſter der Seevögel, über der Oberfläche des Meeres hervor. Mit aufgeworfenen Dämmen ſchirmten ſie ſich gegen die Wellen. Fiſchfang genügte zur Nahrung. Ihre Aernten beſtanden aus Meerſalz, welches ſie benachbarten Gegenden feilboten; und weil ohne Gebrauch des Bootes niemand von ihnen weder zur Küſte, oder zu einer der kleinen Inſeln gelangen konnte, mußte Jeder, ohne Unterſchied des Geſchlechts, Schiffer ſein.

So entſprang Venedig. Der unwirthbare Boden des neuen Vaterlandes gab den Anſiedlern nichts, als einen Ruheplatz; nicht einmal Waſſer, ihren Durſt zu löſchen. Was ſie mit dem Meerſalz eintauſchen oder mit ihren Schiffen durch Frachtfuhren verdienen konnten, mußte ihnen die Lebensbedürfniſſe gewinnen. Aber Einfachheit und Härte ihrer Lebensweiſe und täglicher Kampf mit Wind und Wellen erwarb ihnen bald den Ruhm der beſten Seefahrer. In raſtloſer Gewerbigkeit wurden aus Miethſchiffern Handelsleute. Als der große Gothenkönig Theodorich das benachbarte Ravenna zum Sitz des Reichs und zum Markt Italiens machte, ward damit der kaufmänniſche Spielraum der Lagunenbewohner erweitert. Man ſah venediſche Ruderſchiffe an den äusserſten Spitzen Italiens. Sie holten aus den Inſeln des griechiſchen Archipels, aus den ſyriſchen Häfen und vom ſchwarzen Meer, Tyriſchen Purpur, Seidenſtoffe, Federn und andere Erzeugniſſe des Morgenlandes. Gothen, wie nachmals Longobarden und Franken, die nach einander Herren der großen Halbinſel wurden, alle ohne eigene Schiffahrt, ſchirmten und benutzten den Fleiß der kecken Seeleute.

Nicht ungeſtört aber konnten ſie ſich dem friedlichen Verkehr widmen. Denn an den Oſtküſten des adriatiſchen Meeres hatten ſich bald neue Barbaren, Sklavonier genannt, niedergelaſſen. Der Ozean ſetzte den kriegeriſchen Streifzügen dieſer furchtbaren Schwärme keine Grenzen. Sie bauten Schiffe, überfielen und plünderten Küſten und machten durch Seeräuberei das ganze Binnenmeer unſicher. Hinter den befeſtigten Inſeln Curzola und Leſina,

in dem Golf von Narenta, am dalmatiſchen Geſtade, hatten ſie ihre Hauptſitze. Die Venediger mußten von neuem um ihr Daſein ſtreiten und ihr Gewerbe mit bewaffneten Fahrzeugen decken lernen. Noth machte ſie aber ſtark, Glück kühn. Der Matroſe ward zugleich Soldat. Doch länger als ein Jahrhundert rangen die Venetianer vergebens mit den ſlavoniſchen Freibeutern um die Oberherrſchaft in dieſen Gewäſſern. Ja, nicht ſelten mußten ſie von ihnen die ruhige Fahrt der Frachtſchiffe mit jährlicher Zinsbarkeit erkaufen.

2.

Einführung der herzoglichen Gewalt und Eroberung Dalmatiens.

Die Paduaner, welche vorzeiten das Volk in den Lagunen als ihre Pflanzung betrachtet hatten, waren in den Verwirrungen der Völkerzüge, in denen ſie ſich ſelbſt häufig mit Vernichtung bedroht ſahen, um Uebung und Recht gekommen, Statthalter dahin zu ſenden. Die Einwohnerſchaft jeder der kleinen Inſeln wählte ſich ſelbſt Richter über ihre Streithändel; die Geſammtheit der Richter oder Tribunen, wie ſie auch genannt wurden, bildete dann eine Regierung über die Angelegenheiten Aller; in den wichtigſten Fällen entſchied die zuſammenberufene Gemeinde.

Dieſe Einrichtung genügte faſt dreihundert Jahre lang, ſo lange die Geſchäfte und Verhältniſſe der Menſchen einfach waren. Aber mit der Vermehrung des Volks und der wachſenden Ungleichheit des Vermögens vervielfachten ſich allmälig die innern und äuſſern Beziehungen des kleinen Inſelſtaates. Die Aemter wurden bedeutender. Der Reichthum paarte ſich mit dem Ehrgeiz, die Armuth mit dem Neid. Es entſtanden Parteiungen und Stöße. Eine Obrigkeit, aus vielen Gliedern zuſammengeſetzt, mußte in ihren Berathungen oft zwieträchtig, in ihren Schritten ſchwerfällig werden. Beſonders aber ward endlich durch den unaufhörlichen Kampf mit den Seeräubern das Bedürfniß einer kraftvollen und behenden Führung des Gemeinweſens von Jahr zu Jahr fühlbarer.

Darum billigte die Verſammlung des Volks, als es eines Tages ſeinen Zuſtand berieth, die Vorſchläge des Patriarchen von Grado, der das Amt des oberſten Seelenhirten in den Lagunen führte: *Einer* müſſe, wie bei andern Völkern und wie bei Kriegsheeren, Oberhaupt und Anführer Aller ſein; die Gemeinde ihn auf Lebenszeit aus ihrer Mitte wählen; dem Volke aber ſolle, wie bisher, in großen Angelegenheiten die Entſcheidung bleiben. Zum erſten Führer oder Duca über Alle ward *Paulutio Anafeſto* (im J. 697) erwählt.

Dieſer Herzog ernannte ſeine Räthe, auch die Tribunen der Inſeln und die Hauptleute beim Heere. Er berief Volksverſammlungen und ertheilte den von Geiſtlichkeit und Bürgerſchaft gemeinſam erwählten Prälaten Inveſtitur. Er war alſo *Monarch* im vollen Sinne des Worts. Dieſer jähe Uebergang aus urſprünglicher Ungebundenheit zur Alleinherrſchaft war bei einem halbrohen Völkchen ſehr natürlich, welches, durch die Gewalt der Umſtände nun aus dem

lockern und freien Zuſtande eines Familienbundes gedrängt, keine beſſere Staatsform kannte, als die es vom Verhältniß des Flottenbefehlshabers zu den ihm untergeordneten Hauptleuten, Steuermännern und Matroſen zu entlehnen wußte.

Anafeſto rechtfertigte die Erwartungen ſeiner Mitbürger von dem Beſſern der neuen Ordnung. Er ſtillte Entzweiungen im Innern; ſtritt von Auſſen glücklich gegen die Seeräuber; erwarb oder bewahrte durch Vertrag mit den Longobarden den Küſtenſtrich des feſten Landes, welcher zunächſt an die Lagunen ſtößt; ſchützte ihn durch Feſtungen, die er an den Mündungen der großen und kleinen Piave aufrichtete, und gewann auf dieſe Weiſe für Venedig feſten Fuß auch auf feſtem Lande.

Nicht alle Nachfolger Anafeſto's beſaßen ſeine Mäßigung und ſein Glück. Durch ſtürmiſche Wahlen, durch Verſchwörungen reicher Geſchlechter, oder durch Gewalt und Umtriebe auf den Fürſtenſtuhl erhoben, nahmen nicht immer die Würdigſten denſelben ein. Bei der Sittenverwilderung des Jahrhunderts, da Muth die höchſte Tugend, Schwelgerei der höchſte Genuß zu ſein ſchien, wurden ihrer viele, von allen Laſtern des Zeitalters befleckt, Deſpoten. Nur ſtarke Gemüther können ohne Gefahr das Bewußtſein unbeſchränkter Gewalt ertragen; den übrigen wird es zum Rauſch, in welchem ſie ſchamlos Blößen offenbaren, die ſie im Privatſtande verdecken, und beim Rechte, über Andere zu herrſchen, die Pflicht verhöhnen, ſich ſelbſt zu beherrſchen. Auch fehlte es nicht an ſolchen, welche den Genuß der Hoheit in ihren Familien zu vererben bemüht waren, und ſich zu dem Ende ſchon, während ihres Lebens, Söhne oder Brüder als Mitherrſcher zugeſellten.

Allein das Volk, alter Freiheit gewohnt, durch tägliche Abentheuer zu Land und Waſſer verwegen, durch kaufmänniſches Gewerbe verſchmitzt, vereitelte alle Verſuche zur Vererblichung der Herzogenwürde. Den ſtärkſten Hort ſeiner Rechtſame fand es in der gegenſeitigen Eiferſucht der reichern Geſchlechter, deren jedes Anhänger zählte. Vierhundert und fünfundſiebenzig Jahre lang ſchwankte der kleine Staat zwiſchen Gewaltherrſchaft ſeiner Fürſten und geſetzloſen Bewegungen der aufrühreriſchen Menge. Von fünfzig Herzogen in derſelben Zeit wurden fünf ermordet, eben ſo viele mit ausgeſtochenen Augen verbannt, neun andere entthront und verjagt, während fünf andere ihrer Würde freiwillig entſagten.

Dieſe Unruhen und Gährungen gefährdeten aber nicht im mindeſten das Leben oder die Unabhängigkeit des kleinen Staates. Alle Erſchütterungen wirkten nicht über die Lagunen hinaus. Ganz Italien war ungefähr in ähnlichem Zuſtande innerer Zerrüttungen, aus denen ſich neue Gemeinweſen entwickelten. Jeder der einzelnen Staaten daſelbſt war entweder gegen die Ueberlegenheit der venediſchen Seemacht für ſich allein zu ſchwach, um die innern Verwirrungen des Lagunenſtaats zu benutzen, oder war zu entfernt, wenn er ſtark genug dazu geweſen wäre. Die Macht der abendländiſchen Kaiſer über Italien ſtand ſchon vielfach gebrochen; und Venedig, auf der Grenze ihres und des morgenländiſchen Reichs gelegen, bald zu dieſem, bald zu jenem gezählt, wußte ſich klug durch Dienſte und Geſchenke zwiſchen beiden emporzuhalten.

Es ſandte alljährlich den Kaiſern des Abendlandes, als Beweis der Unterthänigkeit, ein Pallium von Goldſtoff gewirkt, bis Otto III auch dieſen Tribut nachließ.

Im Innern aber reizten die bürgerlichen Händel nur die Lebensthätigkeit des Volks noch mehr und erhöhten den Sinn der Freiheit. Die reichen, nebenbuhleriſchen Geſchlechter der Stadt wetteiferten, zur Vergrößerung ihres Anſehens und Einfluſſes, in Vergrößerung ihrer Reichthümer durch ausgedehntere Handelsunternehmungen. Ueberall in den Städten Italiens, an den Küſten Kleinaſiens und Aegyptens gründeten ſie Faktoreien; die Könige des Morgen- und Abendlandes geſtatteten ihnen herrliche Handelsfreiheiten. Aus den geſammelten Schätzen verſchönerten ſie Wohngebäude und Tempel in den Lagunen und verdoppelten ſie die Zahl ihrer Schiffe.

Inzwiſchen hatten ſich auf der Oſtſeite des adriatiſchen Meeres, längs den Geſtaden von Iſtrien, Liburnien und Dalmatien, auch mehrere andere kleine Seeſtädte erhoben, welche unter den Verwirrungen und Schwächen des morgenländiſchen Reichs eine Art Unabhängigkeit annahmen. Den Venetianern nachahmend, verſuchten auch ſie ihr Glück im Handel. Allein bei ihrer Schwäche waren ſie den Freveln der ſlavoniſchen Seeräuber mehr, als die Venetianer, ausgeſetzt. Das bewog die Städte, bei den Lagunenbewohnern Bund oder Schutz zu ſuchen.

Der damalige Duca von Venedig, *Pietro Urſeolo*, ſeines Namens der Dritte, ein geiſtvoller, unternehmender Mann, ergriff begierig die dargebotene Gelegenheit, ſeiner Stadt eine Herrſchaft über die dortigen Küſten zu erwerben und Venedig von der Furcht zu befreien, in jener Reihe von Seeſtädten früher oder ſpäter Nebenbuhlerinnen im Handelsverkehr zu erblicken. Er ſegelte (im J. 997) mit der bewaffneten Flotte hinüber, und nahm die Huldigung der Städte ein, die ſich freiwillig in Venedigs Schutz begaben; andere, die ſich weigerten, zwang er; Nichts widerſtand ihm lange, weil man einzeln zu ſchwach oder unvorbereitet war. Die venediſchen Seeleute hatten in den anderthalbhundertjährigen Fehden mit den Seeräubern oder wenn ſie den Nachbarn in Italien bewaffneten Beiſtand leiſteten, oder den Kaiſern des Orients zur Zähmung der Sarazenen Flotten liehen, kriegeriſche Gewandtheit erworben.

Siegreich längs den Ufern Dalmatiens hinrudernd, kam Urſeolo auch zu den Inſeln *Leſina* und *Curzola*, die vor dem Golf von *Narenta* liegen, zu der Seeräuber Heimath. Auf Curzola, hoch am Felſen, lag der Sklavonier Hauptfeſte. Urſeolo gebot Sturm. Noch zahlte Venedig alljährlich den Freibeutern Tribut. Hier ward er auf ewig abgethan; im ſchrecklichen Gemetzel die Burg erſtiegen, erobert, alle Mannſchaft niedergehauen; dann das Thal von Narenta mit Blut und Flammen erfüllt.

Venedig, nun ohne Furcht eines Mächtigern im adriatiſchen Meere, ſah ſich durch Eroberung der ganzen weitläufigen, von Capo d'Iſtria bis zu den Felſen Cattaro's gedehnten Küſte und durch Vertilgung der lange ſchreckbar geweſenen Narenta, zur feſten Macht erwachſen. Es konnte nun aus eigenen Beſitzungen Mittel zur Befriedigung der erſten Nothwendigkeiten, Hanf und Holz, Oel, Getreide, Schlachtvieh u. ſ. w. beziehen. Es fand da nicht nur eine Reihe

ſicherer Hafen und gute Matroſen für ſeine Flotten, ſondern auch eine Bevölkerung, die dem venediſchen Handel durch beſtändigen Waarenverbrauch ausſchließlich zinsbar ſein mußte. Denn daß irgend eine dieſer unterworfenen Küſtenſtädte ſich durch Handlung erheben dürfte, um Nebenbuhlerin der Hauptſtadt zu werden, war leicht zu verhindern. Gleichviel, ob ſie ſich freiwillig in Venedigs Schutz begeben hatten oder bezwungen waren, alle wurden auf dieſelbe Weiſe als Unterthanen behandelt. Der Duca wählte nach Willkühr aus den Geſchlechtern der Lagunenſtadt diejenigen Männer, welche als Beamte oder Podeſta's die unterworfenen Ortſchaften im Namen der Republik verwalten mußten.

Es fehlte zwar nicht an wiederholten Empörungsverſuchungen der Dalmatier, das unerwartete und unverdiente Joch wieder abzuſchütteln. Doch vereinzelt unterlagen ſie immerdar der größern Gewalt der neuen Herren.

3.

Wie ſich die Verfaſſung Venedigs ausbildet und zur Ariſtokratie entwickelt.

Noch war die Verfaſſung des Seeſtaates in ihrer Rohheit bisher geblieben, wie ſie der Patriarch von Grado gegeben hatte. Die verſammelte Bürgerſchaft der Stadt nämlich übte in großen Angelegenheiten ihr Entſcheidungsrecht und wählte nach dem Tode eines Oberhauptes den neuen Duca, der dann in Friedens- und Kriegsgeſchäften unbeſchränkter Gewaltiger war. Er hatte Niemandem Rechenſchaft abzulegen und Keinen zu fürchten, als die öffentliche Meinung, oder die meuteriſche Eiferſucht der reichen Geſchlechter, welche ihr Gut und Anſehen zur Lenkung des unbeſtändigen Volks benutzten. Daher waren die Duca's, obgleich Monarchen, doch eben ſo oft in Gefahr, wegen ihrer Tugenden, als wegen ihrer Verbrechen, des Throns und Lebens beraubt oder ins Elend geſchickt zu werden.

Der Kampf der venediſchen Herzoge und der vornehmen Geſchlechter unter einander bewahrte, auch in der Monarchie, die öffentliche Freiheit. Er mußte aber nothwendig zuletzt Verwandlungen der Verfaſſung herbeiführen; entweder, durch Siege der Duca's, erbliche Herrſchaft derſelben, oder, durch Siege der Gegner, Ariſtokratie. Seit fünftehalbhundert Jahren hatten ſchon mehrmals unternehmende Männer auf dem Throne verſucht, wie ſchon geſagt worden iſt, dieſen auf immer in ihren Familien zu behalten, indem ſie ſchon während ihres Lebens den Nachfolger wählten und beſtätigen lieſſen. Doch nie geſchah es mit dauerhaftem Glück. Der nebenbuhleriſche Stolz der Vornehmen redete den Rechtſamen des Volks das Wort, weil er für ſeinen eigenen Vortheil handelte. Es gelang ihm endlich im Anfang des eilften Jahrhunderts, durch die Bürgerſchaft das Grundgeſetz heiligen zu laſſen: bei Lebzeiten eines Duca dürfe kein Nachfolger deſſelben bezeichnet werden.

Langſam, aber ſichern Schrittes, und wie die Macht der Umſtände ſelbſt den Weg vorzeichnete, gelangte man nach und nach ſogar zu den Mitteln, ſowohl die unbegrenzte Willkühr des Oberhauptes, als die wilden Unordnungen der Volksmenge bei öffentlichen Verſammlungen zu

beſchränken. Beides war vielmals der gemeinen Freiheit und Ruhe gefährlich geweſen. Das Bedürfniß der Ordnung und Sicherheit ward in demſelben Maaſe den Bürgern der Hauptſtadt fühlbarer, wie ſie ihre Macht nach Auſſen gewachſen und Reichthum und Bevölkerung inner den Lagunen geſtiegen ſahen. Daher beſchloſſen ſie, an die Stelle ſtürmiſcher Volksverſammlungen, die höchſte Gewalt geſammter Bürgerſchaft einem Ausſchuß oder großen Rath von vierhundert und ſechszig Männern zu übergeben, der im Namen Aller bei großen Geſchäften entſcheiden und nach dem Tode des Duca das neue Haupt wählen ſolle. Nicht unmittelbar ſollte auch das Volk die Glieder des großen Raths, ſondern jedes der ſechs Stadtviertel jährlich nur zwei Wahlherren ernennen, welchen obliege, jene ohne Unterſchied aus allen Bürgern zu erleſen, und, fänden ſich unter denſelben nicht der Würdigen genug, ſolche ſelbſt aus Bürgern der unterthänigen Städte zu nehmen.

Von der andern Seite, um die Willkühr des Duca zu binden, ward geſetzlich: daß der große Rath alle Jahr ſechs Männer aus ſeiner Mitte ernennen mußte, die dem Duca als tägliche Räthe beigeordnet ſein und ohne deren Zuſtimmung keine Befehle der Regierung Kraft haben ſollten. Für Fälle aber, die ſich zwar nicht eigneten, der Geſammtheit aller Stellvertreter Venedigs vorgetragen zu werden, jedoch zu bedeutend waren, um dem Gutachten von ſieben Perſonen überlaſſen zu ſein, ſtiftete man einen durch den großen Rath aus ſeiner Mitte ernannten, engern Ausſchuß oder Senat von ſechszig Gliedern, die ebenfalls alle Jahr erneuert wurden. Dieſer Senat trat gewiſſermaßen an die Stätte der ehemaligen Pregadi oder Erbetenen, welche ein jeweiliger Duca, während ſeiner Selbherrſchaft, bei vorzüglichen Anläſſen, nach eigenem Gefallen aus Bürgern ernannt hatte, um ihm Rath mitzutheilen.

Dieſe Verwandlung und edlere Geſtaltung der venediſchen Staatsform war ſchon das Werk des Jahres 1172 und eine Folge der Ermordung des Duca Michieli II, des Unglücks der Flotten, der allgemeinen Verzweiflung der Stadt durch die aus dem Morgenlande hieher verpflanzte Peſt. Mit Recht bewundert man die Einfachheit und Zweckmäßigkeit dieſer Einrichtungen, vermittelſt welcher Freiheit und Recht der Bürgerſchaft geſchirmt, das Selbſtgefühl jedes Einzelnen durch Gleichheit vor dem Geſetz und in der Fähigkeit zu den höchſten Würden geehrt und gehoben, die Gewalt des Fürſten gemäßigter, aber auch ſein Thron und Leben geheiligter und eine geſetzliche Zwiſchenmacht aufgeſtellt ward, damit das Volk fürder nicht vor den Willkühren des Herrſchers, und der Herrſcher nicht vor den Gährungen der Volksmenge zittern dürfe. Es war der Regierung die nöthige Einheit verliehen, um ſtark, ſchnell und folgerecht zu handeln, und dem Volke das nöthige Mittel, ſeine Meinung, ſeine Bedürfniſſe, ohne Aufruhr, zu verkünden.

Die wohlthuenden Wirkungen dieſer Anordnungen offenbarten ſich bald. Die Verwaltung des Staats nahm feſtern Gang an; die Stadt verſchönerte ſich; die Wahlen des Duca geſchahen in Ruhe. Die Form dieſer Fürſtenwahlen war anfangs, und noch durch das Geſetz vom Jahre 1178, ſehr einfach und nicht ſo verwickelt, als in ſpätern Zeiten. Der große Rath wählte

nämlich vier Vollmächtige; dieſe ernannten, jeder einzeln für ſich zehn, alſo vierzig Wahlherren, von welchen der Duca erkoren wurde. Und um die Verfaſſung und die geſetzlichen Formen gegen jede Verletzung zu ſchirmen, ſtiftete man noch eine neue Behörde aus drei Perſonen, unter dem Namen der Staatsanwälde oder *Avogadoren*. Dieſe, welche der große Rath ſelbſt, auf empfangenen Vorſchlag des Senats, ernannte, wachten nicht nur darüber, daß keine Behörde den Kreis ihrer Befugniſſe überſchritt, betrieben nicht nur die Anklage der Verbrecher, ſondern konnten durch ihr Veto ſelbſt die Vollziehung der Senats- und großen Rathsbeſchlüſſe, welche unverfaſſungsmäßig ſchienen, hindern, das heißt, ſie für einen Monat und einen Tag verſchieben. Dreimal konnten ſie ihr Veto anwenden, und war dann auf ihre Beweggründe nicht geachtet, ſtand ihnen zu, diejenige Behörde zu bezeichnen, von welcher ſie über die Beweggründe ihrer Widerſetzung entſcheiden laſſen wollten. Nur Handlungen des großen Rathes, als des Stellvertreters vom Souverain oder dem Volk, konnte keine andere Behörde, mußte er ſelbſt abändern. Das Recht der Avogadoren, dieſer Ephoren Venedigs, erſtreckte ſich ſo weit, daß ſie auch der Ernennung unwürdiger Beamten widerſprechen mußten; weil Nepotismus den Republiken eben ſo gemein und verderblich iſt, als Günſtlingsſchaft in Monarchien. Ja, wenn Beamte zu ihrer Stelle geſetzlich unfähig, oder wegen eines Verbrechens angeklagt, oder dem öffentlichen Schatze ſchuldig waren, ſollten ſie die Amtsverwaltung derſelben einſtellen. Auſſerdem bewachten ſie polizeiliche Ordnung in der Hauptſtadt.

Auch die Schöpfung *dieſer* Behörde war noch Frucht einer eiferſüchtigen Freiheitsliebe und eines gerechten Stolzes auf die Güte der Verfaſſung. Sie fand ihre Rechtfertigung in der allgemeinen Lockerheit und Keckheit der Sitten, wie ſie im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, in den Tagen der Kreuzzüge, bei einem ſo regſamen, warmblütigen Volke, bei ſo ungeheuern Reichthümern ſein mußten, die ſich in den Lagunen ſammelten. Dieſe Behörde, wie groß auch ihr Befugniß war, ſchien dem Staate ſelbſt nicht Gefahr bringen zu können, ſo lange ſie keine Gewalt hatte, aus ſich anzuordnen, *was ſein ſollte*, ſondern nur zu verbieten, was in Folge der beſtehenden Geſetze *nicht ſein dürfte*. In dieſer Geſtalt bildete ſich gegen die Vorſchnelligkeit oder den Körperſchaftsgeiſt aller andern Behörden ein heilſames Gegengewicht, welches den öffentlichen Handlungen gemeſſenen, würdigen Gang gab und die Uebereilungen der Neuerungsluſt verhütete. Allein dadurch, daß ſie, wenn auch nur nebenbei, eine ſelbſtthätige, mitverwaltende Behörde ward, indem man ihr die Polizei der Hauptſtadt unterordnete, ſchloß man ihr ſchon ein Thor zum Mißbrauch ihrer Stärke auf.

Noch eine andere Stiftung jenes Zeitalters verdient ſowohl unſre Beachtung, als unſre Achtung. Auch ſie entſproß dem Boden der Freiheitsliebe und des Gefühls für das Recht. Ich meine die Aufſtellung der öffentlichen Richter der Staatsverwaltung nach dem Tode eines Duca; nämlich der fünf *Corregidori*. Sie ward zuerſt nach dem Abſterben des großen Duca *Heinrich Dandolo* (im J. 1204), des Eroberers von Konſtantinopel und eines der ausgezeichneten Fürſten des Freiſtaats, eingeführt. Ihr Zweck war, die unter einem verſtorbenen

Duca eingeſchlichenen Mißbräuche in der öffentlichen Verwaltung und die auffälligen Mängel der Geſetzgebung zu bezeichnen und zu rügen. Dieſe Rüge war immer in der Zwiſchenzeit vom Tode des alten bis zur Erwählung des neuen Oberhauptes um ſo zweckmäßiger, weil durch ſie dann weder der Machthaber gekränkt, noch die Veranſtaltung des Beſſern gehindert werden konnte. Die Corregidoren gingen aber bald von der Beurtheilung der Verwaltung auf die Beurtheilung des Fürſten ſelbſt über. So bildete ſich hier über die venediſchen Duca's ein Todtengericht, wie es die alte Welt über die ägyptiſchen Könige gekannt hatte; und immer konnte die Wahrheit, vom Sarge des Entſeelten herab geſprochen, dem Nachfolger lehrenvoll werden.

Vielem war durch dieſe geſchilderten Einrichtungen im venediſchen Freiſtaate vorgeſehen, nur noch den Uebeln nicht, an welchen von jeher jedes Wahlreich nach dem Tode eines Fürſten erkrankte. Denn dann erwachten unter den Umtrieben der Faktionen von neuem und unvermeidlich Eiferſucht, Ehrgeiz und alter Haß nebenbuhleriſcher Familien, welche die höchſten Ehren anſprachen. Der in ſolchen Tagen entflammte Groll glimmte, verderbenvoll für das Gemeinwohl, Jahrzehende lang nach. Als einſt (im J. 1268) durch anhaltende, wenn ſchon glückliche Kriege der Staatsſchatz erſchöpft und das Volk in der Stadt, durch Auflagen auf Mehl, zum Aufruhr gereizt war; als ſich in die ausgebrochenen Unruhen die alte Feindſchaft der Tiepolo's und Dandolo's miſchte, deren jene die Fürſprecher aller Vorzüge der älteſten Stadtgeſchlechter, dieſe die Vertheidiger aller derjenigen Geſchlechter waren, welche durch Reichthümer oder jüngere Auszeichnungen ein ehemals nicht genoſſenes Anſehen behaupteten; als in dieſen Zerwürfniſſen der Duca Rainer Zeno ſtarb: ward es dringender, denn je, durch Unmöglichmachung aller Umtriebe der Parteien bei neuen Wahlen, den Anlaß zu fortdauernden Erbitterungen hinwegzuräumen. Man liebte aber die Freiheit noch zu ſehr, um den Thron, durch Erblicherklärung deſſelben, allem Streite der Bewerber auf immer zu entrücken; man ehrte von der andern Seite den geſunden Menſchenverſtand zu ſehr, um das blinde Loos entſcheiden zu laſſen, wer der Würdigere ſei. Alſo erfand man eine Wahlart, durch welche diejenigen, die den Duca zu erwählen hatten, nie voraus erkannt werden konnten. *)

*) Dreißig Glieder des großen Raths, durchs Loos beſtimmt, verminderten ſich durch eine zweite Ziehung auf 9; die 4 erſten derſelben ernannten jeder 5, die 5 letztern jeder 4 proviſoriſche Wahlherren, die jedoch wieder von den neunen durch Mehrheit von 7 Stimmen beſtätigt werden mußten. Die 40 proviſoriſchen Wahlherren verminderten ſich unter einander durchs Loos auf 12, deren der erſte einen Wähler, deren jeder der übrigen 2 Wähler ernennen mußte, zuſammen 25, die durch Ballotirung jeder durch 9 Stimmen von den zwölfen zu beſtätigen waren. Die beſtätigten 25 wurden durchs Loos wieder auf 9 zurückgebracht. Jeder dieſer 9 ſchlug 5 Perſonen vor, die, zuſammen alſo 45, wieder beſtätigt werden mußten, wenigſtens jeder durch 7 Stimmen. Die 45 ſetzten ſich durchs Loos auf 11 zurück, von denen die 8 erſten jeder 4, die 3 letzten jeder 3 Perſonen vorſchlug, die dann abermals mit 9 Stimmen von 11 zu beſtätigen waren. Die ſo gewählten 41 Wahlherren, welche noch vom großen Rath durchs geheime Stimmenmehr zu beſtätigen waren, wurden ſogleich nach ihrer Ernennung in einen Saal eingeſchloſſen, und durften das Conclave nicht verlaſſen, bis ſie den Duca, nach Vorſchrift, gewählt hatten.

Der durch Alterthum oder Reichthum einzelner Geſchlechter allmälig in der Stadt erwachſene Stand von Vornehmen oder Edlern führte, ſeiner Natur nach, die *Ariſtokratie* herbei. Er hielt ſich ſchon, als ein ſolcher, allein zu Anſprüchen auf die höchſten Würden berechtigter, als die übrige Bürgerſchaft. Obwohl noch kein Geſetz dieſen Unterſchied heiligte, machte er ſich doch durch Uebung geltend. Je ſchärfer der Adel ſeine Trennung von den Bürgern zu bezeichnen ſuchte, je eifriger wachte er über *bleibende Gleichheit unter ſich ſelbſt*, daß keiner zu mächtig und reich würde. Daher verbot man den Duca's, ſich oder ihre Kinder mit Kindern auswärtiger Fürſten zu vermählen; und dem venediſchen Edelmann, in fremden Staaten Ehrenſtellen oder Ländereien zu beſitzen. Als Fürſt *Stephan von Ungarn* eine Tochter das Hauſes *Moroſini* zur Ehe begehrte, nahm der Staat dieſe Jungfrau an *Kindesſtatt*, und gab ſie, als *Tochter der Republik*, dem Fürſten, damit das Geſchlecht der Moroſini aus dieſer erlauchten Verwandtſchaft keinen gefährlichen Vortheil, oder zu ſeinen Gunſten Einmiſchung des Auslandes in die Angelegenheiten des Freiſtaats gewönne.

Billig verdient dieſe Fürſorge um ſo größeres Lob, da ſie zur Bewahrung der innern und äuſſern Ruhe des Staats das Angemeſſenſte war, während andere Republiken ihrer Freiheit, Verfaſſung und Ruhe mancherlei Verderben bereiteten, weil ſie mit allzugroßer Nachſicht oder Schlaffheit Mitbürgern geſtatteten, von fremden Fürſten Aemter, Orden oder Jahrgelder zu empfangen und gleichſam *öffentlich Beſtochene* zu ſein.

Aber ein noch rühmlicheres Beiſpiel des Muthes gab Venedig in demſelben Zeitalter, den *Einfluß der Fremde* auf ſein Inneres zu verhüten. Es waren Kaiſer und Könige dieſes Jahrhunderts, wie der folgenden, ſchwach oder blind genug geweſen, der Schlauheit des römiſchen Hofes zu weichen, alſo, daß ſich in ihren Gebieten, neben der einheimiſchen Macht des Thrones, die eines fremden Thrones, unter dem Namen der geiſtlichen oder kirchlichen Gewalt, erheben konnte. Venedig aber, eiferſüchtig auf ſein Recht, vermied dieſes Uebel. Es ertrug lieber drei Jahre lang den Fluch des päpſtlichen Interdikts, als daß es wider Willen dem Aufgebot Roms zu einem Kreuzzuge gegen Neapel gehorchte, und geſtattete (im J. 1286) die Einführung der Inquiſition oder des Ketzergerichts nur unter den ſtrengſten Beſchränkungen. Nicht nur behielt ſich die Regierung die Genehmigung der vom Papſt ernannten geiſtlichen Richter vor, ſondern ordnete ihnen noch weltliche bei, ohne deren Willen jene nichts verfügen konnten, und gebot, keinen Rechtshandel über Ketzer, worunter weder Juden noch Griechen verſtanden werden durften, nach Rom oder wo anders hin zu ziehen. Selbſt bürgerliche Vergehen der Geiſtlichen mußten durch bürgerliche Obrigkeiten, wie bisher, gerichtet und die zum Dienſt der Inquiſition erforderlichen Geldſummen durch weltliche Obrigkeiten verwaltet werden.

Dieſe weiſe und ſtarke Handhabung der Selbſtſtändigkeit und Freiheit der Republik war aber nicht bloß das Werk beſonnener Ueberlegung deſſen, was der Wohlfahrt des gemeinen Weſens fromme, ſondern war, wie ſchon geſagt, auch Frucht der Eiferſucht unter den Vornehmern, daß keiner von ihnen ſich durch fremde Mittel Uebergewicht verſchaffe. Nur darin

waren ſie alle gleichen Sinnes, daß ſie ſich wechſelſeitig in ihrem Anſehen ſchirmten, und nicht leicht duldeten, wenn ein neues Geſchlecht aus dem Bürgerſtande, durch Reichthum emporgekommen, ſich in ihre Reihen eindrängen wollte.

Seit hundert Jahren ſchon waren immer Söhne aus denſelben vornehmen Geſchlechtern in den großen Rath gewählt worden. Kein Wunder, daß bei jenen Geſinnungen endlich dieſer Stellvertreter des Souverains, nämlich der geſammten Bürgerſchaft, auf den Gedanken kam, ſelbſt Souverain zu ſein, die Bürgerſchaft vom Wahlrecht gänzlich auszuſchlieſſen und die Stellen des Raths in denjenigen Familien erblich zu machen, die daran ſeit einem Jahrhundert Theil genommen hatten, oder deren Söhne wirklich im Rathe ſaßen. Stufenweiſe näherte man ſich dieſem Ziel in einer Folge von mehrern einzelnen Geſetzen und in einem Zeitraum von dreiunddreißig Jahren; und erreichte es endlich im Jahr 1319, da man den großen Rath *als für ſich abgeſchloſſen* erklärte, alſo, daß die wirklichen Glieder nicht nur lebenslang auf ihren Stellen bleiben, ſondern auch, daß dieſe auf ewige Zeiten nur ihren Nachkommen allein offen ſtehen ſollten.

Damit war, wohin ſeit Beſchränkung der Herzogengewalt längſt gezielt worden, in Venedig eine *Ariſtokratie durch Geburtsrecht* vollendet. Die Oberherrlichkeit des ganzen Volks war erblich in die Gewalt von kaum dreihundert Geſchlechtern gebracht; ein Adel mit höchſten Vorrechten geſetzlich aufgeſtellt und das vormals freie venediſche Volk unterthan.

Dieſe Gewaltthat, wider welche ſich die übrige Bürgerſchaft vergebens aufzulehnen ſtrebte, veränderte aber die ganze Geſtalt des venediſchen Staatsweſens. Der große Rath, als Souverain nur Uſurpator, fühlte von dieſem Augenblick alle Leidenſchaften, die den Schritt der Anmaßer zu verfolgen pflegen: Mißtrauen, ungemeſſenen Stolz, Furcht, Grauſamkeit, Verheimlichungsſucht und ängſtliches, raſtloſes Streben, Alles in Allem, und Alles nur allein zu ſein. Von dieſem Augenblick an mußten Reichthum, Anſehen und überlegene Einſichten auſſer ſeiner Mitte haſſenswürdig werden, weil dieſe Gaben des Glücks und der Natur oder der Tugend dem Anſehen der Regimentsfähigen Eintrag thaten. Von dieſem Augenblick an mußte nicht nur der Muth des Volks, ſondern auch die bisherige Macht des Duca niedergedrückt werden, damit die Ariſtokratie beide nicht mehr zu fürchten hätte.

4.

Eroberungen im Morgenlande.

Bis zu dieſem Zeitpunkt, von welchem an ſich Alles änderte, war die Zeit der Jugend, der Reizbarkeit und Kraftfülle Venedigs geweſen, das ſturmvolle Heldenalter der Republik. Zur Beſchirmung und Ausdehnung ſeines Handelsverkehrs war das Volk kriegeriſch; und um ſeine Kriege mit größerer Macht zu führen, lag es dem Handel emſiger ob. Die Duca's, voller Ehrgeiz und im ſtolzen Gefühl faſt ſo unbeſchränkter Gewalt, wie ſie irgend ein europäiſcher Fürſt genoß, hatten auf großen Heerfahrten ihre Hoheit zu vermehren getrachtet; dabei

gewannen ſie noch, daß ihre Mitbürger, während dieſe auswärts nach Ruhm und Schätzen jagten, der einheimiſchen Zwiſte und Meutereien vergaßen, zu denen ſie in der Muße des häuslichen Lebens geneigt waren.

Die Eroberung Dalmatiens hatte den Staat mit verwegenen Soldaten, gewandten Seeleuten und allen Bedürfniſſen der Schiffahrt bereichert. Er ertrug kein Unrecht mehr, das ihm zugefügt ward, ohne rächende Vergeltung; er zerſtörte die alte *Adria* bis auf den Grund, weil dieſe Stadt das Loredaniſche anſprach, welches Venedig zugleich mit der Hoheit über Cavarzere erworben hatte; es demüthigte die Könige von *Kroatien* und *Ungarn*, welche Dalmatien aufgewiegelt hatten, und dämpfte *Zara's* Empörungsverſuche mit Nachdruck. Schon den erſten Kreuzzug zur Wiedereroberung des heiligen Grabes begleiteten die Venediger mit zweihundert Schiffen (im J. 1098). Während die übrigen chriſtlichen Reiche ſich mit Aufopferung ihrer Heere und Schätze erſchöpften, gewann Venedig, weil es ſich, als Seemacht, nur mit Verwüſtung und Plünderung der aſiatiſchen Küſten, oder mit Knüpfung neuer Handelsverbindungen beſchäftigte. Es erhielt im Königreich Jeruſalem freien Verkehr für ſeine Kauffahrer und das Vorrecht für dieſelben, nur eigenen Obrigkeiten verantwortlich zu ſein. Gleiche Gunſt gewährten die griechiſchen Kaiſer in ihren Staaten. Neue Vortheile brachte der andere Kreuzzug (im J. 1123); neben dem Siegesruhm über die Sarazenen in der Seeſchlacht bei Jaffa, feſte Niederlaſſung in Tyrus und Askalon. Nichts aber beweiſet die wachſende Macht und Kühnheit des Lagunenſtaates in ſeiner Jugendkraft mehr, als daß er ſelbſt dem griechiſchen Kaiſer den Krieg machte, da dieſer, eiferſüchtig auf die Herrſchaft der Abendländer im Orient, ſich auch den Venedigern treulos erwieſen hatte. Sie verwüſteten ihm den griechiſchen Archipel und faßten durch Eroberung *Modona's* feſten Fuß auf *Morea*. Bald nach dieſem traten ſie als Vermittler zwiſchen dem Kaiſer des Abendlandes, Friedrich dem Rothbart, und Papſt Alexander III auf. Sie ſchlugen in den iſtriſchen Gewäſſern mit dreißig Schiffen die überlegene kaiſerliche Flotte (1177), zwangen den gedemüthigten Friedrich zum ſchmachvollen Frieden und führten den Papſt im Triumph nach Rom zurück. Dankbar belohnte ſie dieſer, durch einen goldenen Ring, mit der Oberherrſchaft über das adriatiſche Meer, das längſt ſchon ihren Flaggen gehorchte.

Der Antheil, welchen Venedig noch an ſpätern Kreuzzügen, dann an den Händeln der Kreuzfahrer mit den treuloſen Kaiſern Griechenlands, endlich an der Eroberung Konſtantinopels durch die Lateiner (im J. 1204) hatten, iſt bekannt. So groß war damals die Hochachtung der Sieger vor *Heinrich Dandolo*, dem Duca Venedigs, daß ſie die Krone des morgenländiſchen Kaiſerthums auf ſein Haupt ſetzen wollten. Es wäre geſchehen; aber ein venediſcher Edler, *Pantaleone Barbo*, widerſetzte ſich, weil er mit Recht den Glanz ſeines Vaterlandes mehr in der *Wohlfahrt* deſſelben, als in *Erwerbung unſicherer Kronen* gegründet fand. „Die Krone des Kaiſers auf dem Haupte eines venediſchen Duca's," ſprach er, „würde dieſen für die Freiheit der Republik zu furchtbar machen, während doch die Republik

zu ſchwach wäre, ſein Kaiſerthum zu beſchützen. Die Vereinigung Venedigs und Konſtantinopels würde den Sitz der Regierung in letzterer Stadt nothwendig machen, und Venedig wäre Unterthanin, dieweil ſie hätte Griechenlands Herrin ſein wollen. Dem Duca aber vorſchlagen, aufzuhören Venetianer zu ſein, um Kaiſer zu werden, heißt ihm einen Thron geben, ohne Mittel, denſelben zu behaupten, und der Republik eines ihrer ehrwürdigſten Geſchlechter rauben."

Die Sprache Barbo's war der Vaterlandsliebe und des Stolzes eines Römers aus dem Alterthum würdig. Und in der That gewann die adriatiſche Seeſtadt in der Theilung des morgenländiſchen Reiches Größeres durch ſichere und vortheilhafte Beſitzungen, als durch den Ruhm, Gebieterin eines entfernten, aber ſchwankenden Thrones zu ſein. Längs den Ufern des ſchwarzen Meeres, des Propontis, des Hellespont und Kleinaſiens empfing ſie viele Städte und Handelsplätze; die Stadt Adrianopel und den vierten Theil Konſtantinopels; eben ſo Vieles an den Küſten Morea's; dazu alle Inſeln des joniſchen Meeres mit Zante, Zefalonien und Korfu. Kandia ward in derſelben Zeit (im J. 1204) um zehntauſend Mark Silbers vom Markgrafen von Montferat angekauft.

Die Republik behielt ſich von den vielen Eilanden jedoch nur Kandia und die joniſchen Inſeln als unmittelbar vor; die übrigen erlaubte ſie venediſchen Bürgern zu erobern, und als Lehen des Freiſtaats zu beſitzen. Denn ſchwer ward es dem Volke in den Lagunen, welches, ungerechnet das aufruhrluſtige Dalmatien, nur aus ungefähr zweimalhunderttauſend Seelen beſtand, mehrere Millionen entfernter, in zweien Welttheilen zerſtreuter Unterthanen in Zaum zu halten. Wirklich brachen bald in Adrianopel, bald wiederholt in Kandia, Empörungen um Empörungen gegen die neue Herrſchaft aus. Venedig trachtete ſich durch Anlegung von Kolonien aus ſeinen Bürgern in Korfu, Konſtantinopel und Kandia zu befeſtigen. Viele andere Gegenden, am ſchwarzen Meer und Bosphorus, aus der Theilung des orientaliſchen Kaiſerthums erworben, wurden aber verſäumt, weil es an Mannſchaft gebrach, ſie alle zu beſetzen.

Auſſer Venedig hatte Piſa, und mehr noch Genua, ſeit Jahrhunderten den großen Handelsverkehr auf dem mittelländiſchen Meere betrieben. Genua, die Stadt, einſt ohne Gebiet, wie Venedig, war durch Schiffahrt reich, bevölkert und Herrin benachbarter Landſtriche, auch, durch die Theilnahme an den Kreuzzügen, Gebieterin vieler Küſtenſtädte Kleinaſiens geworden. Durch den Beſitz von Kaffa, auf der krimmiſchen Halbinſel, beherrſchte ſie das ſchwarze Meer und bemächtigte ſie ſich des unmittelbaren Bezugs oſtindiſcher Waaren.

Genua und Venedig hatten längſt ihr gegenſeitiges Aufblühen mit eiferſüchtigen Blicken beobachtet. Jede forderte den Welthandel für ſich allein. Beide beſaßen oft in einer und derſelben Stadt der Levante Stadtviertel. Die Berührungen mit einander wurden häufiger und feindſeliger. In der Stadt St. Jean d'Acre befand ſich für beide nur eine einzige Kirche. Die Venediger ſprachen dieſelbe als Gemeingut, — die Genueſen ſie als ihr ausſchließliches Eigenthum an. Der Streit um den Beſitz entflammte zuletzt zwiſchen beiden Staaten einen Krieg (im J. 1258), der, bei einzelnen Unterbrechungen, hundert und dreißig

Jahre lang dauerte, mit Erbitterung und Grauſamkeit geführt wurde, und mehr als einmal, bald die eine, bald die andere der Republiken dem Untergange nahe brachte.

Dieſe ſtolze Nebenbuhlerei ward dem venediſchen Volke aber ein neues Reizmittel, ſeine Kräfte unter großen Anſtrengungen zu entwickeln. Kaum eine andere Leidenſchaft begeiſtert ſo tief und dauerhaft. *Rom* erhob ſich durch den Kampf mit *Karthago*, und würde, wäre *Karthago* nicht zu früh gefallen, ſeine Tugenden und ſeine Größe länger behauptet haben. In den Lagunen freilich blühten nicht die Tugenden *Roms*, oder *Athens* und *Sparta's*. Hier war nur ein kriegeriſcher Kaufmannsſtaat, der Schätze gewinnen, ſparen und behaupten wollte. Gewinnſucht tödtet vielmehr die edlern Neigungen des Gemüths, ſtatt ſie zu beleben. Gleichwie England in unſern Tagen, trotzend auf ſeine Stärke, uneingedenk alles Völkerrechts, den Ozean als ſein Erbeigenthum nimmt, ſo ſprach damals Venedig ſtolz die Oberherrlichkeit des adriatiſchen Meeres an; forderte Abgaben von allen Waaren, die auf demſelben von Fremden verſchifft wurden, und zwang *Bologna*, *Ancona* und andere Städte und Staaten, die den Golf umgaben, dieſe Anmaßung als Recht anzuerkennen. Das ſogenannte *Recht* des Stärkern beſteht inzwiſchen nur ſo lange, als die Stärke dauert, durch welche es eingeführt wird, und geht auch mit ihr unter. Daher war lächerlich, daß Venedig in ſpätern Zeiten, als ſchon Mächtigere über ihm ſtanden, Ehrfurcht für Rechtſame verlangte, für die es, nach Abgang der *Stärke*, nur *hundertjährige Uebungen* anzurufen hatte.

5.

Erſte Wirkungen der ariſtokratiſchen Regierungsform.

Venedig hatte, es war am Ende des dreizehnten, im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts, den *Wendepunkt* ſeiner Herrlichkeit erreicht, alſo zu derſelben Zeit, als der Ehrgeiz patriziſcher Geſchlechter dem Volke der Lagunen die Souverainetät entriß und die Theilnahme an der höchſten Gewalt in denjenigen Familien erblich machte, welche eben im großen Rath waren, wie wir erzählt haben. Die freie Bürgerſchaft der Stadt hatte bisher keinen bevorrechteten *Erbadel* gekannt. Jeder Tugend ſtand vorher noch die Bahn zu Reichthum, Ruhm und Ehren oder Verdienſten ums Vaterland offen. Der von ſeinen Mitbürgern auf den Thron der Vaterſtadt gehobene Duca war an Glanz und Macht faſt allen Fürſten Europens gleich. Die Flagge des heiligen Markus wehte gefürchtet und geehrt über dem Mittelmeer; der adriatiſche Golf war ihr zinsbar. Die italieniſchen Städte warben um die Gunſt des ſtarken Freiſtaats oder beneideten ſeinen Glanz. Selbſt die Allmacht des römiſchen Hofes brach an ſeiner innern Feſtigkeit. Venedigs Zepter herrſchte über Iſtrien und Dalmatien, über Korfu, Zefalonien, Zante, das Königreich Kandia, über den Peloponnes, über die Eilande des griechiſchen Archipels, über viele Landſchaften und Städte des Orients. Ausſchließlich genoß Venedig faſt allein die Frucht des indiſchen Handels über dem rothen Meere und Aegypten.

Zwar behauptete ſich auch unter der Ariſtokratie der Staat in den Lagunen noch zweihundert Jahre lang auf dieſer Höhe; ja, er ſchien den Europäern durch Ausdehnung ſeiner Beſitzungen auf dem italieniſchen Feſtlande in der erworbenen Gewalt zu wachſen. Allein dies ſcheinbare Wachsthum war ſchon Beginnen des allmäligen Verfalls; denn es verwandelte die Natur des Seeſtaates. Der erſte Schritt zum Tode Venedigs war in jenem entſcheidenden Jahr 1319 geſchehen, als die alte, freie Staatsverfaſſung durch den Ehrgeiz des großen Raths gebrochen und die Ariſtokratie geſtiftet ward.

Von jetzt an, nun die Gleichheit aufgehoben war, theilte ſich Venedig in drei Stände, die einander wechſelſeitig haßten oder fürchteten. Da ſtand der große Rath in ſeiner gewaltthätig angemaßten Selbherrlichkeit; von einer Seite ihm die unterthänig erklärte Bürgerſchaft, von der andern ihm der noch mit großen Machtmitteln ausgeſtattete Duca gegenüber. Zuerſt verſuchte es die Bürgerſchaft, ihr verlornes Recht wieder zu erringen. Die Empörungen unter Marino Bocconio, dann unter den Querini's gegen den großen Rath und gegen den Duca waren blutig, obwohl fruchtlos. Aber doch erſchütterte die Verſchwörung der Querini's die Sicherheit des großen Rathes ſo ſehr, daß ſich derſelbe, auch nach dem Siege, noch nicht geborgen genug glaubte. Er ernannte im J. 1310 zur Bewachung der Staatsſicherheit eine eigene Behörde, den Rath der Zehner (Consiglio di Dieci), ſtattete ihn mit diktatoriſcher Vollmacht, mit Losgebundenheit von allen geſetzlichen Formen und mit Befreiung von aller Verantwortlichkeit aus. Dieſe furchtbare, in dunkler Heimlichkeit wirkende Obrigkeit, anfangs nur für wenige Monate geſchaffen, wußte ihr ſchreckliches Daſein bald auf immer zu behaupten, und ward mit der Folge der Zeit dem Bürger, wie dem Fremdling, dem Duca, wie dem großen Rathe gefahrvoll, während er nur Wächter für die Rechte der Ariſtokratie ſein ſollte.

Nach dieſem erlebte Venedig die Verſchwörung ſeines eigenen Duca gegen den großen Rath. Die Beleidigungen, welche der Herzog Marino Falieri von jungen Patriziern ungeahndet hatte dulden müſſen, die neuen Beſchränkungen der herzoglichen Gewalt, welche man nach dem Tode des letzten Duca damit eingeführt hatte, daß der Fürſt in dem ihm beigeordneten Rathe im Grunde nichts mehr, als ſeine Stimme beſaß, daß alſo nicht er, ſondern die Mehrheit des Rathes (collegio de sora) die Staatsgeſchäfte verwaltete und leitete; daß er nicht einmal auſſer der Gegenwart dieſer Behörde eingegangene Schreiben eröffnen konnte, während ſie es, auch ohne ihn, thun durfte, machte ihn mißmuthig. Er verſchwor ſich mit Männern aus der Bürgerſchaft. Es war auf nichts Geringeres, als auf Ermordung aller Patrizier im großen Rathe abgeſehen. Aber der Duca ward verrathen, gefangen und enthauptet (im J. 1355).

Von dieſer Zeit an ſtanden die venediſchen Herzoge ſtrenger bewacht. Beſchränkt durch die Rechte des ihnen zugegebenen hohen Rathes, durch das Anſehen des Senats, durch die Geſetze des großen Rathes, genoſſen ſie mehr die äuſſern Ehren, als die Befugniſſe eines regierenden

Fürſten. Sie ſelbſt mußten ſchwören, nie ihre Macht zu erweitern, und ſogar diejenigen anzuklagen, welche ihnen Rath dazu ertheilen würden. Ja, bald unterſagte ihnen das Geſetz, Venedig ohne Erlaubniß zu verlaſſen. Von Jahrzehend zu Jahrzehend zog der Argwohn und Stolz des Patriziats engere Schranken um ſie her.

Sie waren auf dieſe Weiſe dem venediſchen Erbadel nicht mehr furchtbar, der ſich wohl hütete, unternehmende Männer auf den Thron zu ſetzen, ſondern weit lieber abgelebte Greiſe dahin wählte. Noch weniger hatten die herrſchaftsfähigen Familien ferner vor dem Groll der unterjochten Bürgerſchaft zu zittern Urſache. Denn dieſe, in einer Reihe von Jahren zur blinden Unterwürfigkeit endlich gewöhnt, im Zaum gehalten durch die Kriegsmacht der Regierung, in ſich ſelbſt durch eingeführte Rangordnung höherer und niederer Klaſſen gelähmt, wagte keinen frevelnden Gedanken mehr an Wiedererlangung ſtaatsthümlicher Rechte, und begnügte ſich mit dem Genuß der Handwerke, kaufmänniſchen Gewerbe und geringer untergeordneter Stellen. Die diktatoriſche, ſchreckenvolle Macht des Raths der Zehner waltete über ſie, füllte jede Bruſt mit Furcht und ſäete überall Mißtrauen. Wer auch nur verdächtig ſchien, ward von den zahlreichen Spähern dieſer Behörde Schritt um Schritt beobachtet. Juden, Mönche, Freudenmädchen, Bürger, Edelleute ſtanden als geheime Auflaurer in Sold und Dienſt derſelben. Dazu kam, daß noch auſſerdem Jeder, der wollte, ſchriftliche Anklagen in die Eiſenrachen werfen konnte, welche an allen häufig beſuchten Plätzen zum Empfang ſchnöder Anzeigen ſtets offen ſtanden.

Seitdem der Rath der Zehner (im J. 1454) durch den großen Rath bevollmächtigt worden war, aus eigner Mitte drei Glieder, unter dem Namen der Staatsinquiſitoren, mit ſeiner ganzen diktatoriſchen Gewalt und Nichtverantwortlichkeit zu bekleiden, alſo daß von dieſen Dreien jeder Einzelne verhaften, an die höchſten Stellen zu Waſſer und zu Lande Befehle ertheilen, über die Gelder des Zehnerraths verfügen konnte, Alles ohne über ſein Thun Rede und Antwort ſchuldig zu ſein: ſtieg die Gewaltsherrſchaft dieſer Behörde aufs Höchſte. Denn kein äuſſeres Zeichen verkündete ihr Daſein. Vorladungen und Verhaftsbefehle erſchienen nie in ihrem, ſondern im Namen anderer Obrigkeiten. Die Aufhebung einer angeklagten oder verdächtigen Perſon geſchah unverſehens; das Gericht im geheimnißvollſten Dunkel. Selbſt die Geſandten auswärtiger Mächte waren im Innern ihrer Wohnungen von Spürern umringt. Umgang oder Vertraulichkeit eines venediſchen Edelmanns mit einem fremden Geſandten konnte jenem einen ſchnellen Tod zuziehen. Selbſt Meuchelmord war für dies Tribunal ein geſetzliches Strafmittel; und was noch ſchrecklicher war, es konnte das nämliche Tribunal ſein Befugniß zum Meuchelmord einem auſſer Venedig wohnenden Gouverneur, oder Geſandten, oder General übertragen, wenn derſelbe für den Staat vortheilhaft fand, dem Leben irgend einer Perſon ein Ende zu machen.

Durch den Uebergang in reine Ariſtokratie hatte Venedig aufgehört Freiſtaat zu ſein; denn nur eine im Verhältniß zur übrigen Bürgerſchaft kleine Zahl von Familien genoß ſtaatsthümlicher

Rechte und Freiheiten. Durch die Stiftung des Zehnerraths verwandelte ſich aber die Ariſtokratie in eine Wahl-Oligarchie, deren argwöhniſches und finſteres Gewaltthum ungebundener und grauenvoller, als die grauſame Willkühr der aſiatiſchen Sultane ſchaltete. Härte und Schlauheit waren durch kaufmänniſches und kriegeriſches Gewerbe der Venediger ſchon ſeit Jahrhunderten Grundzüge in der Gemüthsart dieſes Inſelvolks geworden; damit hatte ſich, durch Reichthum und Glück genährt, hochfahrender Stolz verbunden. Und dieſe Gemüthsart ging nun in Verfaſſung und Geſetzgebung des Staats über und zeichnete ihn unter allen übrigen in Europa durch eine Eigenthümlichkeit aus, welche wohl oft überraſchen, nie aber wahre Bewunderung oder Vertrauen erregen konnte. Vielleicht ſtand auf ähnliche Weiſe, aus ähnlichen Urſachen, einſt das Karthago der alten Welt da, mit ſeiner finſtern, harten und verſchmitzten Politik, vor welcher die Römer Scheu und Abſcheu trugen.

Die Stiftung eines Erbadels, eines Patriziats, von Geburtswegen Herrſcher, ward dem Staate noch von andrer Seite, indem er dem menſchlichen Verſtande Hohn bot, verderbensvoll. Der Geſchlechterhochmuth machte ſich wichtig. Er fand es bald rühmlicher, die Wurzeln der Stammbäume im Geblüt altrömiſcher Helden, als in der gebrechlichen Schifferhütte eines der Urahnen zu ſuchen, der etwa den Schlamm der Lagunen befeſtigt und durch Fleiß und Arbeit Vermögen erſpart hatte. Eheliche Verbindung mit Töchtern des Bürgerſtandes galt bald wie Entweihung. Kinder ſolcher Ehen waren nicht herrſchaftsfähig, da hingegen Vermählung mit unehelich gebornen Töchtern der Patrizier keineswegs entadelte. Kaufmänniſche Geſchäfte zu treiben, denen der Staat ſeinen Glanz dankte, ſchien Edelleuten nach und nach immer unanſtändiger; ward zuletzt gar unterſagt und nur Bürgern überlaſſen. Patriziern, als gebornen Staatsmännern und Regenten, geziemte nur vom Staate zu leben, als obere Beamte, als Verwalter auswärtiger Unterthanenprovinzen, als Hauptleute beim Heer, als Befehlshaber zur See, als Geſandte zu fremden Mächten u. ſ. w. Wo nicht Tugend, nicht Kenntniß und Verdienſt, ſondern Geburt allein Anſpruch auf Verwaltung öffentlicher Aemter machen darf, iſt der Staat die bloße Domaine einiger Familien, das Volk deren Dienerſchaft, die höhere Einſicht der Bürger gefahrbringend, die Staatsführung meiſtens zum Schlechteſten hinneigend, zumal wenn das Amt mehr als Erwerbsquelle des Angeſtellten, denn als Gelegenheit betrachtet wird, dem Vaterlande wohlthätig zu werden.

Die venediſchen Gouverneurs, Proveditoren und Podeſta's in den Unterthanenlanden bekleideten ihre dortigen Stellen nur immer auf kurze Zeit. Um ſo eilfertiger und gewiſſenloſer benutzten ihrer Viele die geſetzliche Friſt, ſich zu bereichern. Alle fünf Jahre ward freilich eine Kommiſſion von drei Senatoren in die unterthänigen Landſchaften geſchickt, um die Amtsführung der Angeſtellten und die allfälligen Klagen der Unterthanen zu prüfen. Allein da die Prüfenden, wenn ſie pflichtvergeſſen ſein wollten, minder den Mißmuth einzelner, verachteter, entfernter Unterthanen, als, wenn ſie gerecht ſein wollten, die frühere oder ſpätere Rache der Mitadelichen zu fürchten hatten, blieb die Ausſendung der Kommiſſionen größtentheils nur ein

Gepränge, das der Regierung den Schein der Gerechtigkeitsliebe, hingegen den Unterthanen ſchlechte Hilfe geben konnte. Daher empörte ſich in den erſten dreihundert Jahren nach der Eroberung Dalmatiens Zara ſiebenmal; mehrmals empörte ſich Trieſt; Kandia, ſeit Beſitznahme dieſer Inſel, nicht minder. Fehlgriffe oder Ungerechtigkeiten der Regierenden waren gewöhnlich die Urſachen der Aufruhre, und Flamme und Schwert über die Unglücklichen gewöhnlich das Mittel, ſie zu ſtillen.

Nicht alle Adelichen konnten immer mit einträglichen Aemtern verſorgt werden. Zu unwiſſend oder zu hochmüthig, durch ehrenhafte Arbeit ſich zu nähren, verſanken viele in Armuth. Sie ſchämten ſich nützlicher Thätigkeit, aber nicht des Müßiggangs und des Almoſens. Es wurden mancherlei Stiftungen für verarmte Nobili gegründet; ſie empfingen Jahrgelder; ihre Söhne genoſſen unentgeldlichen Schulunterricht, ihre Töchter wurden in Klöſter gegeben. Darum war die geſetzliche Sitte nicht unweiſe, daß alle venediſche Edelleute ohne Ausnahme, gleich den Bürgern, im langen, ſchwarzwollenen Oberrock gehen mußten. Theils ward durch dieſe Verbannung aller äuſſern Unterſcheidungszeichen, welche die Prachtliebe und Eitelkeit gern erfindet, unter den Nobili ſelbſt mehr das Gefühl der Gleichheit erhalten; theils den Reichen des Bürgerſtandes erſchwert, die Dürftigkeit jedes Adelichen zu erkennen und ſich über deſſen Armſeligkeit zu erheben.

Die beſchränkte Zahl der öffentlichen Aemter, welche von Patriziern bekleidet werden konnten, und daneben die Nothwendigkeit, die adeliche Jugend anſtändig zu verſorgen, gab der Staatsklugheit Venedigs falſche Richtungen. So oft ſich nämlich Gelegenheit darbot, in der Nachbarſchaft das Gebiet mit einer neuen Provinz zu erweitern, ward ſie vom ſouveränen großen Rath mit Begierde ergriffen. Denn jede neue Eroberung gab dem Patriziat eine neue Ausſicht, Söhne und Verwandten anzuſtellen. In Demokratien ſind die Beſoldungen der Beamten meiſtens gering und die Aemter werden mehr der Ehre und des Einfluſſes wegen, als der Bereicherung willen, geſucht. In Monarchien iſt der Fürſt wegen Ernährung ſeiner Familie auſſer Verlegenheit. Dort, wie hier, führen meiſtens Ruhmliebe, oder Vaterlandsſtolz in den Eroberungskrieg. In der Ariſtokratie hingegen, wo die Menge der bevorrechteten Familien angewieſen iſt, ſich ausſchließlich vom Regieren zu ernähren, wird der Staat zur Fideikommiß, von der ſie das Nutznieſſungsrecht haben, und die Erweiterung des Gebiets iſt Erweiterung der Privatvortheile.

Der damalige innere Zuſtand Italiens, die Zerriſſenheit, Zwietracht und Schwäche der vielen kleinen Staaten auf der Halbinſel, begünſtigte die Vergrößerungswünſche des großen Raths. Neunhundert Jahre hatte Venedig beſtanden, zufrieden mit dem kleinen Streif feſten Landes von Italien, der an die Lagunen ſtieß. Man ſuchte in Europa nur Freiheiten und im Morgenlande Niederlaſſungen zu Gunſten größern Handelsverkehrs. Selbſt die Eroberung Dalmatiens und der Inſeln hatte keinen andern Zweck gehabt. Aber in demſelben Augenblick, da die Zahl der herrſchaftsfähigen Familien abgeſchloſſen, der große Rath ſouverain erklärt

wurde, offenbarte ſich das Streben, Beſitzungen auf dem feſten Lande von Italien zu haben, aus dem Handelsſtaate eine Landmacht zu bilden. Auf widerrechtliche Weiſe bemeiſterte ſich Venedig der Stadt und des Gebiets von Ferrara (1310). Bald ward im Krieg wider den Herrn von Verona auch Treviſo und Baſſano (im J. 1338) Venedigs Eigenthum; bald Argos und Napoli di Romagna (im J. 1386) durch Kauf. Bald geriethen Vicenza, Feltre, Belluno, Rovigo, Verona und mehrere Städte am Po in Venedigs Beſitz; durch das Recht der Waffen auch Padua, die uralte Mutterſtadt Venedigs (im J. 1405); das Friaul im Kriege mit dem Patriarchen von Aquileja (1420); vier Jahre ſpäter Breſcia, dem Herzoge von Mailand entriſſen, ſo wie Bergamo (1428). Nach dieſem wurden in fortgeſetzten Kriegen Lonato, Valeggio und Peſchiera erworben (im J. 1441), die der Herzog von Mantua fahren zu laſſen gezwungen war; Ravenna ward dem rechtmäßigen Erben durch Uſurpation entriſſen, und das fruchtbare lombardiſche Gebiet von Crema (im J. 1449) den Mailändern durch Waffenglück, wozu hernach durch Vertrag mit dem Markgrafen von Eſte noch die Poleſine di Rovigo (im J. 1484) kam.

6.

Fortſetzung. — Stärke der Regierung.

Die lange Reihe dieſer Erwerbungen, welche, Dalmatien ungerechnet, das Gebiet der Lagunenſtadt auf dem italieniſchen Feſtlande über einen Flächenraum von ſechshundert Geviertmeilen ausbreitete, verwickelte Venedig in eine große Zahl von Kriegen mit allen Nachbarn. Auſſer dieſen Landkriegen wurden aber noch andre zur See, theils gegen das nebenbuhleriſche Genua geführt, theils gegen Ungarn und das abtrünnige Dalmatien, theils gegen die Ungläubigen im Morgenlande zur Vertheidigung venediſcher Beſitzungen und Niederlaſſungen oder zur Behauptung bisheriger Handelsrechte.

Eben dieſe Anſtrengungen, unter welchen der Staat mehr als einmal zu erliegen drohte, entwickelten jedoch neue Kraft, wenn auch nicht neue Tugenden. Die patriziſche Jugend erhärtete dabei unter Waffen und gewann Liebe des Ruhms. Mit Heldenmuth focht ſie zu Lande und zu Waſſer in dreien Welttheilen, während die Väter in der Heimath den Gang der öffentlichen Angelegenheiten geheimnißvoll, ſchlau und unerſchütterlich zu dem erkornen Ziel führten, welches ſie nie aus den Augen verloren.

Der Tapferkeit venediſcher Land- und Seehelden kam wohl die Tapferkeit andrer Nationen gleich; aber die Regierung keines damaligen Staates wußte die in ihrer Gewalt liegenden Mittel ſo gewandt und kräftig zu benutzen, als die venediſche. Die finſtere Diktatur im Rathe der Zehner, welche die Anſchläge fremder Höfe, wie die Familienheimlichkeiten der Stadt ausborchte, ſelbſt aber, dem Fremden, wie dem Einheimiſchen, in ihren Abſichten unergründlich blieb; jene Diktatur, die für ihre Zwecke nicht Beſtechung, nicht Wortbruch, nicht Meuchelmord ſcheute, und zur Vollſtreckung ihrer Rathſchlüſſe immer den blinden Gehorſam bereit fand,

ließ ſich weder durch Gunſt noch Ungunſt des Glücks berauſchen oder erſchrecken und blieb in ihren Maasregeln eben ſo folgerecht, als in ihren Vorſätzen unabänderlich.

Man kann nicht läugnen, in der ganz eigenthümlichen Ausbildung dieſes Zehnerraths, in ſeiner Allwiſſenheit, welcher die Augen zahlloſer Spione in allen Ständen dienten, in ſeiner Schrecklichkeit, vor welcher der Duca, wie der ärmſte Gondelier, zu zittern Urſache hatten, in ſeiner Verborgenheit, mit welcher er Alles verrichtete, ohne irgendwo ſelbſthandelnd zu erſcheinen, in ſeiner Verantwortungsloſigkeit, daß er ſogar, wenn ein Patrizier auf ſeinen Befehl aus der Welt geſchafft ward, dem großen Rathe nur melden ließ, es ſei ein Platz leer: — darin lag die ganze Spannkraft vom venediſchen Staatsgetriebe. Man ſollte billig erſtaunen, daß Volk und Adel, willig und ununterbrochen, eine ſolche Gewaltherrſchaft duldeten, wenn man nicht wüßte, wie groß die Macht der Gewohnheit wäre; wie ſchwer es geweſen ſein würde, ſie, nachdem ſie ſich in ihrer ſchauderhaften Stärke entwickelt hatte, wieder zu vernichten.*) Zudem ſtand ſie geſetzlich, ein Grundtheil der Staatsverfaſſung da; und der Adel wollte lieber dieſe, als Verſchwörungen in ſeiner eigenen Mitte, oder von Seiten der Plebejer, und Umſturz ſeiner Hoheit zu fürchten haben.

Noch darüber könnte man ſich wundern, daß dieſe Zehnmänner nie auf den Gedanken kamen, ſich ſelbſt der Oberherrſchaft auf immer zu bemeiſtern, da ſie nur auf kurze Friſt ihr Amt bekleideten. Allein ihre Anzahl war zu klein, um einen Umſturz der Dinge zu bewirken, und zu groß, um Eintracht unter ſich für ein Wagſtück zu finden. Die Dunkelheit, in die ſie ſich hüllten, ſchützte ihre Perſonen gegen den Dolch der Rache, aber hinderte auch, daß die Nation durch Anerkennung ihrer perſönlichen Verdienſte für ſie gewonnen werden konnte. Sie ſelbſt hatten, zur Vergrößerung des Heimlichen und Schleunigen ihrer Werke, wie ſchon geſagt, dreien aus ſich (den Staatsinquiſitoren) die Vollgewalt übertragen. Und ungerechnet, wie ſchwierig es war, unter ihnen Allen zu einer Verſchwörung gegen den Staat Eintracht zu bewirken, übten ſie gegen ſich ſelbſt die gleiche Strenge, die ſie Andern zeigten. Denn auſſer den drei Staatsinquiſitoren ernannten ſie noch einen vierten, der, wenn einer des Triumvirats ſich ſchuldig machte, verbunden mit den zwei Andern über den Dritten richtete.

So feſſelten gegenſeitiges Mißtrauen und Schrecken jeden an ſeine Pflicht, was ſonſt das Werk der Tugend und Liebe des Vaterlandes oder des Ruhms zu ſein pflegt; und Venedig bewies dadurch in Tagen der Noth eine Stärke, wie Athen oder Rom in den ſchönſten Zeiten republikaniſcher Begeiſterung. War Alles verloren, es gab nichts verloren, und mit Erſtaunen ſah man es, nach den größten Niederlagen, von ſeinen zahlloſen Erwerbsquellen mit neuem Ueberfluß überſtrömt, glänzender und reicher erſcheinen, als es vorher geweſen.

In einem der ſchwerſten Kriege, den Venedig am Ende des vierzehnten Jahrhunderts gegen

---

*) Man verſuchte es mehrmals im großen Rathe (im J. 1468, 1582, 1628), den drei Staatsinquiſitoren das Recht über Leben und Tod der Patrizier geſetzlich zu nehmen; doch vergeblich.

Genua, gegen den König von Ungarn, gegen den Patriarchen von Aquileja und den Beherrſcher von Padua zu gleicher Zeit beſtehen mußte, war es ſo weit gebracht, daß es, Dalmatiens verluſtig, ſeine letzte Provinz auf dem Feſtlande dem Herzoge von Oeſterreich hinopfernd, getrennt von ſeinen Kolonien, nicht mehr als ſechs Galeeren ins Meer ſchicken konnte, und von Pietro Doria vergebens Frieden bat, der mit ſeinen Genueſen, Meiſter des adriatiſchen Golfs, ſich ſchon bereitete, die Hauptſtadt in den Lagunen ſelbſt zu nehmen. Nur Verzweiflung und Nationalhaß gegen Genua, verbunden mit glücklichen Zufällen, retteten den Staat.

Kaum vierzig Jahre nachher aber prangte Venedig wieder in faſt nie zuvor geſehener Machtfülle. Daru hat uns aus glaubwürdigen Urkunden den damaligen Zuſtand Venedigs (ums J. 1420) geſchildert. Die Hauptſtadt beſaß, nach einer zu derſelben Zeit veranſtalteten Zählung, 190,000 Einwohner; die Bevölkerung war im Wachsthum, denn die Gebäude, deren Werth auf ſieben Millionen Dukaten angeſchlagen wurde und wovon die Miethe allein auf 500,000 Dukaten betrug, ſtiegen fortwährend im Preiſe. Man bezahlte damals einen Palaſt mit 3000 Dukaten. (Die heutige Bevölkerung der prächtigen Stadt überſteigt kaum viel die Zahl von 120,000 Seelen, worunter bei 20,000 Bettler ſind!) Es wurden jährlich eine Million Dukaten in Gold, 200,000 Stück Silbermünzen und 800,000 Stück Scheidemünzen ausgeprägt. Man zählte tauſend Edelleute in der Stadt, deren Vermögen ſich auf 4000 bis 70,000 Dukaten Einkünfte belief. — Dreitauſend Kauffahrteiſchiffe von 100 und 200 Tonnen, und dreihundert große Fahrzeuge beſchäftigten 25,000 Matroſen, und fünfundvierzig bewaffnete Galeeren, mit 11,000 Mann beſetzt, waren beſtändig zum Schutz des Seehandels thätig.

Dieſe Flotten führten alle Jahre für zehn Millionen Dukaten werth Waare in die Fremde, die einen Gewinn von zwei Fünfteln abwarfen, davon die Hälfte die Unkoſten der Schiffe zahlte und 36,000 Seeleute nährte, und die andere Hälfte den Geldſtock der Kaufherren vergrößerte. Der Waarenabſatz in die Lombardei allein betrug jährlich wenigſtens 2,789,000 Dukaten. Die geſammten Einnahmen des Staats, nach Abzug aller Unkoſten, gewährten ein reines Einkommen von 996,290 Dukaten.

Zwar die Eroberungen der ſiegreichen Türken im Orient, welche zuletzt ſelbſt Konſtantinopel nahmen und zum Hauptſitze ihres Reichs machten, bedrohte einige Zeit lang den venediſchen Handel ſchwer. Der Staat verlor allein mehr denn 200,000 Dukaten durch den Verluſt von Pera. Aber ein Freundſchafts- und Handels-Vertrag, der bald nach dem Fall Konſtantinopels (im J. 1454) mit Sultan Mahumed II geſchloſſen ward, ſo wie ein andrer mit Melech Elmayd, Sultan von Aegypten, ſicherte wenigſtens die vorherbeſtandenen Freiheiten, obgleich die alten Beſitzungen in Aſien und Griechenland zum Theil eine Beute der Eroberer geworden waren, zum Theil es bald zu werden gefährdet ſtanden.

Als Erſatz dafür konnte Venedig einigermaßen das Königreich Zypern anſehen, welches um dieſe Zeit nicht auf die edelſte Weiſe erworben wurde. Dieſe reizende und fruchtbare Inſel des Mittelmeeres hatte zwar eigene chriſtliche Könige aus dem Hauſe Luſignan (ſeit dem Ende

des zwölften Jahrhunderts), ſtand aber zinsbar unter der Oberherrlichkeit des ägyptiſchen Sultans. König Jakob von Zypern, eben ſo ſehr durch die Schönheit einer venediſchen Patrizierin, Katharina Cornaro, gerührt, als um des Schutzes eines ſo mächtigen Seeſtaats ſicherer zu werden, vermählte ſich mit der Venezianerin, die zuvor zur Tochter der Republik erklärt worden war. Drei Jahre nach der Hochzeit ſtarb er (im J. 1472), ſo wie ſein nachgeborner Sohn ihm bald im Tode folgte. Er hinterließ zwar noch drei uneheliche Kinder. Damit dieſe aber keine Anſprüche auf das Königreich machen könnten, wurden ſie entführt und nach Venedig gebracht, während Katharina als Königin zu herrſchen fortfuhr. Eigentlich trug ſie aber nur noch den Namen, nicht die Gewalt einer Königin. Räthe, wie Beſatzungen, waren ihr ſchon aus Venedig geſchickt. Die Republik ſelbſt wollte Erbin der angenommenen Tochter werden. Einer kinderloſen Königin fehlt es freilich keineswegs an zahlreichen Erben. So nahmen in Venedig ſchon einige Verwandte Katharinens vorläufig aus Eitelkeit, oder Erwartung des Größern, Fürſtentitel an. Aber die Staatsinquiſitoren geboten denſelben plötzliches Schweigen, unter Androhung der Todesſtrafe. — Aus Furcht endlich vor möglichen Zufällen beſchloß der Senat, ohne länger zu zaudern, Zypern in förmlichen Beſitz zu nehmen und von der Königin die Niederlegung ihrer Krone zu fordern. Katharinen dazu zu bewegen, ward ihr eigner Bruder ausgewählt. Der Zehnerrath gab ihm den Auftrag; das heißt, es ward für ihn gefahrvoll, unverrichteter Sache zurückzukommen. Ohne eine Vorſtellung dagegen zu wagen, reiſete er nach Zypern. Gleichzeitig mit ihm traf auch die große venediſche Flotte dort ein. Umſonſt beſchwor Katharina ihren Bruder, ihr wenigſtens den Verſuch zu erlauben, die Regierung von Venedig auf andern Sinn zu bringen. Er antwortete: der Senat iſt in ſeinen Beſchlüſſen nie zu ändern. Schon waren die Wachen ihres Palaſtes, ſchon alle Plätze der Inſel mit venediſchem Kriegsvolk verſehen. Sie mußte ihre Entſagung der Krone unterzeichnen. Mit aller Feierlichkeit nahm Venedig (im J. 1489) das Königreich Zypern in Beſitz, ward hier Vaſall des ägyptiſchen Sultans, und öffnete damit der patriziſchen Jugend neue Ausſichten auf Erwerb von Reichthum und Genuß.

7.

Beginnender Verfall von Venedigs Macht.

Eine Schiffer- und Fiſcher-Inſel, nach und nach von armen und reichen Flüchtlingen immer mehr bevölkert, durch günſtige Lage zum Handel gelockt, durch eigene Unwirthbarkeit dazu getrieben, bildet ſich mit wachſender Volkszahl, unter freien Einrichtungen zum Staat. Durch Gefahren des Meeres abgehärtet, durch Wahl eines allesleitenden Fürſten ſtark, durch Verkehr mit vielerlei Nationen kenntnißreich, gewandt und verſchmitzt, erreichen die Bewohner der Inſel einen für die damaligen Zeiten ſeltenen Wohlſtand. Sie erobern ſich Gebiete; machen ſich den adriatiſchen Golf zinsbar; wetteifern mit den erſten Seemächten; bringen den größten Theil des indiſchen Handels in ihre Gewalt; machen ſich durch ihre Waaren die meiſten

Länder des Welttheils zinsbar, und zwingen ſelbſt den größten Staaten des feſten Landes Ehrfurcht ab.

Wie bewundernswürdig auch dieſer Aufſchwung Venedigs erſcheint, muß man doch nicht vergeſſen, daß ihn die Verhältniſſe der damaligen Jahrhunderte, die Zuſtände der damaligen Nationen nicht minder beförderten, als die kluge und unternehmende Regſamkeit der Lagunenbewohner. Während dieſe im Umgang mit ſo verſchiedenen Volkern dreier Welttheile deren Sitten, Vorzüge, Künſte und Gewerbe kennen lernten und ſich zu eigen machten, und damit eine geiſtige Ueberlegenheit empfingen, verharrte der größere Theil des übrigen Europa noch in träger Barbarei, der er ſich nur mühſam entwand. Während in Venedig Freiheit blühte, ſchmachteten die meiſten übrigen Staaten in den Feſſeln des Feudalweſens und der Prieſterherrſchaft. Während Venedig, ungehemmt, ſeine Verfaſſung feſt im Innern der Stadt geſtalten konnte, waren die übrigen Reiche durch Fauſtrecht und Lehenthum zerriſſen, oder durch Despotismus, oder durch gothiſche Verwirrung zahlloſer einzelner Rechtſame in ſich gelähmt. Venedig hatte nur ſchwache Nachbarn, mit denen es furchtlos in den Kampf trat; die Mächtigern wohnten entfernt. Auſſer Piſa und Genua ſtanden ſelbſt keine Mitbewerber um den Welthandel da; die nordiſche Hanſa blieb auf den Norden beſchränkt.

Sobald aber dieſe äuſſern Umſtände änderten; ſobald mit den fortſchreitenden Zeitaltern auch bei andern Nationen Künſte und Wiſſenſchaften erwachten; die Staaten beſſergeordnete Verfaſſungen und Geſetze annahmen; die Völker Handel und Gewerbfleiß liebgewannen, die Fürſten denſelben zur Vermehrung ihres Glanzes begünſtigten: trat eine vorher unbekannte Nebenbuhlerei ein.

Noch war Venedig reich, noch mächtig auf den Meeren. Noch war es nicht bloß handelnder Staat, ſondern ſelbſtfabrizirender. Es verarbeitete nicht nur die rohen Stoffe der Fremde, um den Gewinn daran zu verhundertfältigen, ſondern verſuchte die rohen Stoffe ſelbſt auf eigenem Boden zu gewinnen und ſich auch hierin von der Gunſt des Auslandes unabhängig zu ſtellen. Es bevölkerte die Weiden der Poleſine und die iſtriſchen Berge mit Schafheerden, bepflanzte die Küſten Friauls mit Maulbeerbäumen zur Zucht des Seidenwurms und verſuchte die Erziehung des Zuckerrohrs auf den levantiſchen Inſeln. Verona, Vicenza, Padua und Baſſano arbeiteten in Wolle und Seide; Padua beſonders lieferte Hüte, ſo wie Murano alle Arten Glaswaaren; Breſcia Seiden- und Leinenzeuge; vorzüglich aber Waffen aller Gattung und Holzarbeiten; Bergamo gezwirnte Seidenſtoffe, Papiere, leichte Linnenzeuge; die Hauptſtadt ſelbſt Seidenwaaren, Spitzen, Hüte, Seife, Spezereien, Gold- und Silbergeräthe u. ſ. w. Aber auch Frankreich, auch Deutſchland und andere Länder veredelten allgemach ſchon ihre Gewerbe und warfen die Erzeugniſſe ihres Bodens und ihres Kunſtfleißes in den Handel. Durch vorzüglichere Güte der Waaren, oder durch wohlfeilern Preis derſelben bei gleicher Güte, verlor Venedig nach und nach in vielen Gegenden die gewohnte Menge der Käufer. Vergebens machte ſeine Eiferſucht mancherlei Hand- und Kunſtgriffe der Werkſtätten

zum Geheimniß: es fehlte fremden Völkern nicht an erfinderiſchem Geiſt. Keine Quelle des öffentlichen Reichthums iſt für einen Staat unzuverläſſiger, als die, aus welcher jedes andere Volk, ſobald es will, durch eigene Bemühung ſein Bedürfniß eben ſo gut ſchöpfen kann.

Noch hatte Venedig aber die Ueberlegenheit der Seemacht. Vermittelſt ſeiner weitzerſtreuten Beſitzungen und Niederlaſſungen, die ihm den Genuß des Welthandels zuzuſichern ſchienen, trieb es einen Verkehr, welchen ſelbſt der zunehmende Gewerbsfleiß der Europäer nicht zu bedrohen, ſondern vielmehr zu vermannigfaltigen ſchien. Doch dieſer Vorzug währte nur, ſo lange der Orient getheilt und ſchwach ſtand. Als aber die türkiſche Macht die Küſten des ſchwarzen Meeres und Kleinaſiens bedeckte und Konſtantinopel nahm; als Sultan Soliman (im J. 1530) eben dies Konſtantinopel zum Durchgangsort für alle Waaren machte, die von Aſien, ja durch Syrien und Aegypten nach Europa geführt wurden; als die Venetianer durch die Uebermacht der Osmanen immer mehr in ihren Handelsfreiheiten bedrängt, aus immer mehrern der kleinen Inſeln des griechiſchen Meeres vertrieben, endlich durch Amurath III ſogar aus dem Beſitz Zyperns (im J. 1571) verſtoßen wurden, litt der alte, große Waarenverkehr immer ſchwerere Erſchütterungen. Nicht leichtere erfuhr er faſt gleichzeitig im Abendlande, wo Kaiſer Karls V Rieſenmacht das Geſetz gab und den Venetianern in allen Häfen ſeines weitläuftigen Reichs nicht nur die Aus- und Einfuhrzölle auf ein Fünftheil des Waarenwerths hinaufſteigerte, ſondern ihnen ſogar allen unmittelbaren Verkehr mit den Küſten der Berberei unterſagte, weil er ſeine Stadt Oran zum Stapelplatz für den Handel mit Afrika erheben wollte.

Am gefährlichſten aber für Venedigs bisherigen Glanz ward der neuentdeckte Weg zu Waſſer nach Oſtindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung (im J. 1498). In den Lagunen empfing man die erſte Nachricht davon durch den venediſchen Geſandten zu Liſſabon. Er meldete, daß Schiffe, mit Pfeffer, andern Gewürzen und Waaren befrachtet, wirklich aus Aſien angekommen wären. Man vernahm, daß ſich die Portugieſen an den Küſten Indiens ſelbſt anſiedelten und die köſtlichen Gegenſtände des Handels von dort bald wohlfeiler nach Europa liefern würden, als man ſie über das rothe Meer, durch den Euphrat und Don bezog.

Die venediſche Regierung wiegelte den Sultan von Aegypten auf, die Niederlaſſungen der Europäer in Indien zu hindern, wo bisher die Muhamedaner allein den Verkehr gehabt hatten. Dies ohne Frucht, denn der Sultan hatte dazu weder Macht noch Geiſt genug, wandten ſich die Venetianer an den König von Portugal. Sie erboten ſich, alle aus Aſien kommende Waaren von ihm um einen beſtimmten Preis anzunehmen, wenn er ihnen den Verkauf derſelben im übrigen Europa ausſchließlich geſtatten würde. Allein der König war zu klug, ihnen den Alleinhandel zu überlaſſen. So wählten ſie als das letzte Mittel: alle über Aegypten kommende Waaren von jeder Abgabe frei zu machen, und dagegen alle, die von Portugal hervorgingen, möglichſt zu belaſten und ihren Verſchleuß zu hindern. Wie wenig aber auch dieſe Maasregel dem neuen Gange des Handels Abbruch thun konnte, ſieht Jedermann leicht ein.

Schon dieſe Schritte Venedigs in dem für den öffentlichen Wohlſtand des Staats entſcheidendſten Augenblicke beweiſen, daß der alte, kühne und kluge Unternehmungsgeiſt entwichen war; daß nicht nur die Ungunſt der äuſſern Verhältniſſe, ſondern mehr noch das Verderbniß der innern, den Verfall der bisherigen Stärke herbeirief. Billig muß man erſtaunen, daß die Regierung, daß das Volk nicht ſelbſt Flotten zur Eroberung feſter Plätze in Oſtindien ausrüſtete und mit überlegener Einſicht und kaufmänniſcher Thätigkeit den Portugieſen die Urquelle der koſtbaren Schätze, nach denen Europa von jeher geizte, ſtreitig machte. Aber Venedig war längſt nicht mehr die alte!

Durch Rechtsgleichheit und Freiheit aller Bürger einerſeits und durch Handelsverkehr anderſeits hatte dieſer Inſelſtaat vorzeiten ſich zur ausgedehnten Herrſchaft emporgeſchwungen und den ſchwerſten Unfällen getrotzt. Jetzt war, ſeit Einführung der Ariſtokratie, die bürgerliche Gleichheit verſchwunden und der Welthandel nicht mehr der höchſte Wunſch der Patrizier. Dieſe, im ruhigen Beſitz der Macht und Selbherrlichkeit, im Genuß ererbter Reichthümer und der vornehmſten Stellen des Landes, waren mehr um Erhaltung und Sicherſtellung ihrer Genüſſe und Vorzüge bekümmert, als um Bereicherung der Bürgerſchaft. Sie, zum Regieren geboren, blickten mit zunehmender Geringſchätzung auf das Treiben von Gewerben, durch die einſt ihre Väter groß geworden waren. Allenfalls ſprach ihren Stolz noch die Ausdehnung nicht allzufern gelegener Unterthanenlande an, um, was für den Staat am Gewinn vom Handel verloren ging, durch Abgaben zu erſetzen, oder um die Kinder des Adels mit Stellen zu verſorgen. Aber indem Venedig eine Landmacht wurde, ſank es als Seemacht. Bei den vielfachen Erſchütterungen Italiens wurde es fort und fort in erſchöpfende Landkriege verwickelt und in alle Schickſale eingeflochten, die über die Halbinſel gingen. Dadurch ward es gezwungen, fremde Kriegsleute zu miethen und ihnen ſein Heil anzuvertrauen, während ihnen ſein Gold zufloß. So hatte ſich Venedig geſchwächt.

Auch die ehemalige Strenge der Sitten war ſchon in der Fülle des Genuſſes erſchlafft. Die Eroberung Zyperns ward der Macht des Staats durch die von dem wollüſtigen Eilande in die Lagunen verpflanzte Ueppigkeit verderblicher, als vortheilhaft. Denn die reichen Venetianer, welche dorthin zogen, um ihres Daſeins in ungebundener Luſt zu genieſſen, oder die Beamten, welche dort im Vergnügen der Gewalt und des Wohllebens geſchwelgt hatten, brachten ihren Hang zur Pracht und Weichlichkeit in die Hauptſtadt zurück und vergifteten mit ihrem Beiſpiel die Denkart der nachahmeriſchen Menge. Die Regierung, nur die innere Ruhe des Staats und die patriziſchen Hoheitsrechte mit Eiferſucht hütend, litt es gern, daß die Liebe der Freiheit in den Armen der Wolluſt ſtarb und ſah um ſo gelaſſener den Fortſchritten des Luxus zu, da er die Gemüther entnervte und ſie zu edlern oder ſtolzern Anſprüchen unfähig machte. — Der ärmere Adel war zu abhängig, um auf die öffentlichen Angelegenheiten mächtigen Einfluß zu haben, und die übrige Bürgerſchaft durchaus in ihrer Unterthänigkeit ohne Stimme.

So mußte Venedig unaufhaltſam ſinken, und ſchneller, als es emporgeſtiegen war. Faſt in

keinem andern Staate ſah man ſo ſehr, wie zu Venedig, die Ariſtokratie in ganzer Reinheit aufgeſtellt; aber auch in keinem andern offenbarte ſich der Nachtheil erblicher Adelsherrſchaft ſo ſichtbar. In Monarchien, wo keine bevorrechtete Kaſte Theil an der Gewalt des Fürſten und ein ausſchließliches Recht zur Beſetzung der erſten Aemter, oder wo der Bürger wenigſtens noch offenen Weg hat, ſich durch Verdienſte zu gleicher Nähe des Throns zu erheben, kann Liebe des gemeinſamen Vaterlandes und jede aus ihr hervorgehende Tugend und ein edler, allgemeiner Wetteifer der Bürger zur Verherrlichung des Staats ſo wohl ſtatt finden, als in demokratiſchen Verfaſſungen. In Ariſtokratien aber zieht ſich die Liebe des Vaterlandes und des Ruhms nur in die ſtolze Bruſt der Wenigen zurück, welche das Vaterland allein und die Ehre allein haben. Die übrigen Einwohner des Staats ſind mit Geld und Blut dafür dienſtbar, daß ihnen geſtattet wird, unmittelbare Bedürfniſſe ihres Körpers zu befriedigen. Die Natur rüſtete die Edelſten unter denſelben vergebens mit Gaben für Höheres aus.

8.

Fortſetzung. — Verluſt großer Beſitzungen.

Während Portugieſen und Spanier neue Niederlaſſungen in beiden Indien gründeten, verſchwendeten die Venetianer Zeit und Kraft um den Beſitz des kleinen Landſtrichs von Cremona. Niederländer, Franzoſen, Briten folgten Eins ums Andere den glücklichen Eroberern der neuen Welt; bemächtigten ſich wetteifernd der oſt- und weſtindiſchen Archipele und Küſten; ſchufen Flotten; führten unermeßliche Reichthümer über den Ozean zurück; wurden Seemächte erſten Ranges und verdunkelten ſchnell den alten Ruhm Venedigs, Genua's und Piſa's ſowohl durch die Größe, als den Erfolg ihrer Unternehmungen. Venedig hatte den wichtigen Augenblick verloren. Auf immer vom ausſchließlichen Welthandel zurückgedrängt, war es des ehemaligen Hebels ſeiner Macht beraubt und mußte ſich mit dem levantiſchen Verkehr und dem Küſtenhandel begnügen lernen, ſo lange beide nicht von Stärkern angeſprochen wurden.

Der Senat in den Lagunen hatte allerdings auch kaum Zeit genug, Entwürfe auf Eroberungen in entfernten Welten zu bilden, da ſeine nähern Beſitzungen in fortwährender Gefahr ſchwebten, verloren zu gehen. Die Erweiterungen ſeines Gebiets auf dem Feſtlande Italiens hatten ihn mit der Eiferſucht aller benachbarten, kleinen Staaten umringt. Frankreich und Oeſterreich, zu Hauptmächten des Welttheils erwachſen, ſandten ihre Heere über die Alpen und rangen in den Feldern Neapels und Norditaliens um die Oberherrſchaft der Halbinſel. Venedig konnte nicht vermeiden, in die meiſten und ſchwerſten dieſer Kriege gemengt zu werden. Die Liga von Cambrai (im J. 1509) brachte in achtjährigen Feldzügen die Republik dem Untergang nahe. Mit Recht wurde die würdige Haltung des Senats in allen Unfällen, ſeine Standhaftigkeit und Klugheit bewundert, mit welcher er aus den verzweiflungsvollſten Lagen hervorzugehen wußte. Er verlor aber die kaum erworbenen Ufer der Adda, auch Cremona, Romagna und Trieſt wieder, und ſah ſeinen Schatz erſchöpft, ſeine Provinzen zerſtört. Aus dem Kampfe,

welchen bald nach dieſem Kaiſer Karl V und König Franz I von Frankreich, durch Nebenbuhlerei entflammt, in Italien erhoben, ging Venedig nur mit Aufopferung ſeiner Hafenplätze im Neapolitaniſchen und einer Summe von 300,000 Dukaten, die es dem Kaiſer zahlen mußte (im J. 1529). So wurden fortan alle Landkriege den Venetianern verderblich; wenigſtens brachte ihnen keiner derſelben einen Vortheil. Sie empfanden die Ueberlegenheit der großen Mächte, welche jetzt, ſtatt der ehemaligen kleinen Staaten, über Italiens Angelegenheiten das Wort führten, und leiſteten Verzicht auf den Gedanken, ihre Beſitzungen dort zu erweitern, wo ſie ſie kaum noch zu behaupten im Stande waren. Seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts miſchten ſie ſich nicht mehr in die Händel der europäiſchen Mächte, ſondern bewahrten im ſpaniſchen Erbfolgekriege, im Kriege um die Erbſchaft von Parma und Toskana u. ſ. w., mit kluger Vorſicht ſtille Unparteiſamkeit. So retteten ſie wenigſtens ihr Daſein, ihre Unabhängigkeit und was ihnen von Provinzen auf dem feſten Lande von Italien und in Dalmatien geblieben war.

Weit unglücklicher ward ihr Loos noch auf dem Meere gegen die Uebermacht des türkiſchen Reichs. Auch Siege ihrer Flotten blieben ohne Folgen. Sie wurden ſchon im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts von den Inſeln des Archipels und von ihren Sitzen in Morea zurückgedrängt; und noch am Ende deſſelben Jahrhunderts aus Zypern (im J. 1573); im folgenden aus Kandia. Der Friede von Paſſarowitz (im J. 1719) ließ ihnen, auſſer Dalmatien und einem ſchmalen Landſtrich in Albanien, von allen ihren weitläuftigen ehemaligen Beſitzthümern im Mittelmeer nichts, als die Eilande Korfu, Zefalonien, Zante und einige kleinere Inſeln in der Nähe von dieſen, Pazo, Santa Maura, Theaki, Aſſo, den Felſen Cerigo und die armſeligen Strophaden. So tief ſanken die ehemaligen Eroberer Konſtantinopels, daß ſie, nach manchen fruchtloſen Kämpfen, ſogar den Seeräubern der afrikaniſchen Küſte, wie einſt den Narentinern, des Friedens willen, zinsbar werden mußten; eine Schmach übrigens, welche vielleicht erträglicher ward, da größere Mächte nicht errötheten, ſie zu ertragen. — Dies war die Frucht vom Wachsthum der Kunſt, Wiſſenſchaft und Freiheit bei andern Nationen, und vom wachſenden Verderbniß des Innern der venediſchen Ariſtokratie.

Daß Frankreich, Oeſterreich und die Pforte rings umher großmächtig geworden, hatte Venedig keineswegs hindern können; und es mußte nothwendig in gleichem Verhältniß ſchwächer werden, als jene erſtarkten, weil es nicht *mit ihnen* wuchs. Daß der große Handelsweg von Oſtindien durch Colombo's und Vasco de Gama's Entdeckungen eine andere Richtung genommen und ſich eine aufblühende Zahl neuer Seemächte deſſelben bemeiſtert hatte, war auſſer Venedigs Gewalt geweſen, zu ändern. Aber die Schuld der Regierung blieb es, daß ſie nicht, wie in den alten, freien Zeiten, da ſie ſich zur Größe emporſchwang, von den Zeitumſtänden Vortheil zog. Mit Recht ſagt *Montesquieu* von der Ariſtokratie: Sie trachtet nicht der Vergrößerung, ſondern der Bewahrung deſſen nach, was ſie erworben. Statt mit den Jahrhunderten zu gehen, ſtatt ſich denſelben gemäß zu halten und ſich mit ihnen zu verjüngen, beharrte der Senat

unveränderlich in ehemaligen Anſichten und Grundſätzen, und ſo veraltete der Staat neben dem Neuen, was ihn umgab. Das war das Werk der Verfaſſung, und alle Feinheit, und alle Staatsklugheit, die ſich in immer kleinlichere Sphären zurückziehen mußte, blieb zu ohnmächtig, dem vollen Untergang zu wehren.

Die Ausſchlieſſung jedes ausgezeichneten Geiſtes von Theilnahme an höhern Staatsämtern, wenn er ſich im Bürgerſtande oder bei den Unterthanen entfaltet hatte, — die Unterdrückung eines edeln, allgemeinen Wetteifers der Verdienſte ums Vaterland, der in den Monarchien ſtatt findet, beraubte den Staat der geiſtigen Ueberlegenheit, das heißt, des wichtigſten ſeiner Rettungsmittel; machte die Maſſe des Volks gleichgültiger gegen Wohlfahrt des Ganzen, und bannte die Auswahl derer, welche durch Gaben, Einſichten und Tugenden die Größe Venedigs heben ſollten, auf einen engen Kreis von Menſchen ein, die durch ihre Wiege bezeichnet waren, die im Genuß ihrer Güterfülle, in der gewiſſen Ausſicht auf glänzende Stellen, ſorglos wurden, und wohl durch Stolz und Ehrgeiz die Kunſt verſchmitzter Umtriebe, aber nicht die Anſtrengungen und den erhabenen Sinn wahrhaft großer Männer kennen gelernt hatten. Venedig, hätte es zur alten Freiheit heimkehren können, oder ſeinen Bürgern und Unterthanen die Rechte geben dürfen, deren ſich die Unterthanen der Monarchien erfreuen, würde ſelbſt gegen die großen Nachbarreiche eine neue, vorher unbekannte Kraft entwickelt, jeder Bruſt das Gefühl vaterländiſchen Hochſinnes und dem Staate einen Reichthum unternehmender, erfinderiſcher und tugendhafter Männer erworben haben.

Aber Furcht und Mißgunſt gegen die Talente der Unterthanen dehnte ſich bei den Patriziern ſelbſt auf die hervorſtechenden Geiſtesgaben von Gliedern ihres eigenen Standes aus. Es war nur erlaubt, *mittelmäßig* zu ſein; allzugroße Auszeichnung brachte Verderben. Daher bietet die ganze Geſchichte Venedigs kein einziges glanz- und thatenvolles Leben eines Einzelnen dar, ſondern wenn ſie hie und da einen Mann mit überlegener Kraft erſcheinen läßt, verſchwindet er, mit Ehren oder Strafen bedeckt, plötzlich wieder, in die dunkle Menge aller Andern niedergezogen. Man mied ſogar, Patrizier an die Spitze der venediſchen Heere zu ſtellen, aus Furcht, wie *Daru* ſehr gut ſagt, daß der, welcher die Republik zu retten im Stande war, ſie auch wohl vernichten konnte. Doch hier war es nicht um die *Republik*, ſondern um das Vorrecht und den Genuß des *Patriziats* zu thun. Man wählte lieber fremde Feldherren, die gemiethet und von beigegebenen Proveditoren ſorgfältig bewacht wurden.

Dieſer durch das Weſen der Ariſtokratie genährte Geiſt des Mißtrauens und des neidiſchen Unwillens gegen jeden der übrigen, der hervorragend zu werden drohte, gab allen Gliedern nach und nach gewiſſermaßen einerlei Gepräge der Denkart und der Handlungsweiſe. Es ward unter ihnen eine gewiſſe Einförmigkeit der Grundſätze, eine gewiſſe Beſchränktheit der Anſichten vorherrſchend, über welche man ſich nicht ungeſtraft erheben konnte, und die, von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt, tiefer und tiefer wurzelte, daß ſich auch die beſſern Köpfe zuletzt von dieſer Befangenheit nie ganz loszuwinden vermögend waren. Was auſſer dem gewohnten

Horizont lag, mußte für Irrthum oder Verbrechen gelten. So entwickelt ſich aus ähnlichen Urſachen auch in Mönchsgeſellſchaften der engbegrenzte Kloſtergeiſt und in kleinen Städten das Spiesbürgerthum.

Die Fortſchritte der neuern Zeiten wenig beachtend, verblieb alſo der venediſche Senat ſelbſtgefällig beim Alten. Sogar den Verbeſſerungen der Schiffsbaukunſt und des Heerweſens, die bei andern Nationen auffallend wurden, folgte er nicht, oder nur langſam und ängſtlich nach. Er konnte unmöglich die Uebermacht Frankreichs oder Oeſterreichs verkennen, aber lange hatte er nicht den alten Stolz vergeſſen können, über die Angelegenheiten Italiens das Wort zu geben. Er hatte ſich in jene unglücklichen Landkriege gemiſcht, aber ſie mit fremden, aus Italien, der Schweiz und Graubünden gemietheten und zuſammengerafften Soldaten und mit fremden Heerführern, wie herkömmlich, geführt. Schon daß er zu Miethlingen Zuflucht nehmen mußte, weil er in den eigenen Provinzen nicht Volks genug fand, ein Heer zu Lande und die Flotten zugleich damit zu verſehen, hätte ihn abſchrecken ſollen, ſeine Macht auf beiden Elementen zugleich zu verſuchen.

Erſt nachdem ſich das Patriziat in einer langen Reihe nachtheiliger Kriege von der Ohnmacht ſeiner Mittel überzeugt und alle ſeine entferntern Beſitzungen eingebüßt hatte, entſchloß es ſich zur Beibehaltung der ſtaatsthümlichen Unparteiſamkeit und nahm es, wie ſchon geſagt, ſeit dem Frieden von Paſſarowitz die Rolle eines bloßen Zuſchauers der Weltbegebenheiten an.

Nun auf ſich und auf die Verwaltung des Innern einzig beſchränkt, erſtarb die Neigung und der Muth zu großen Werken, weil es dazu an Gelegenheiten fehlte. Genuß-Seligkeit, Golddurſt und Aemterſucht wurden die gemeinen Leidenſchaften, welche das Gemüth der patriziſchen Jugend am lebhafteſten rührten; ein Gemüth, ſchon früher durch Müßiggang, Reichthum und zypriſche Ueppigkeit zum Edlern entnervt. Schon in den letzten Seekriegen gegen die Türken war nicht mehr die Regſamkeit, Wachſamkeit, Ordnungsſtrenge und allesbeſiegende Entſchloſſenheit der Alten ſichtbar geweſen.

Nur das Feſthalten an beſtehenden Formen der Verfaſſung, die Heilighaltung herkömmlicher Einrichtungen, die Abwehrung fremden Einfluſſes auf Angelegenheiten des eigenen Staats, die Geheimhaltung derſelben vor den Augen der Eingebornen und des Auslandes, verblieben in gewohnter Kraft. Ja, weit entfernt, ſich im Laufe der Jahrhunderte zu ſchwächen, verhärteten und erſtarkten dieſe Grundſätze mit zunehmendem Alter des Staats. Sie mußten es nothwendig, weil es das Intereſſe aller Patrizier war, ſie zu bewahren, weil, ohne ſie, die regierungsberechtigten Geſchlechter ihren Untergang vorſahen. — Daher ſtand die venediſche Regierung in neuern, wie in ältern Zeiten, verhüllt, unerforſchlich und in ſich abgeſchloſſen da. Der Geiſt ihres Gewaltthums milderte ſich zu keiner Zeit. Jede Auflehnung der Gedrückten ward mit blutdürſtigem Zorne gerächt. Darum ſah man auch immer von Zeit zu Zeit Auswanderungen vieler bedrängten Unterthanen, aus Zante, aus Cattaro, aus Dalmatien nach Rußland, oder

ſelbſt in die Türkei (noch im J. 1785). Nie aber auch erhielt die Geiſtlichkeit hier den Wirkungskreis, welcher der Ruhe anderer Staaten ſo oft gefährlich war. Rom mochte drohen und donnern, wie es konnte, Mönche und Weltgeiſtliche blieben in uralter Abhängigkeit von der weltlichen Obrigkeit; ausgenommen rein-kirchliche Vergehen der Prieſter- und Mönchſchaft, wurden alle vor weltlichen Gerichten beurtheilt und beſtraft. Sobald die Jeſuiten im Staate und gegen den Staat eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit anzunehmen nur die erſten Verſuche wagten, wurden ſie fortgeſchafft und nie wieder, als Orden, zugelaſſen.

Man hat die Unveränderlichkeit der venediſchen Regierung, die Feſtigkeit ihrer Einrichtungen oft bewundert. Aber dieſe ging aus der Natur einer argwöhniſchen, um ihr Daſein beſorgten Ariſtokratie hervor, nicht aus der Ueberzeugung, noch mit dem Zweck, ſo das Glück von Millionen Unterthanen am beſten zu heben. Das Glück des Staats blieb dem Wohlſein des Patriziats ewig untergeordnet. Man hat, geblendet von dem Wunderbaren oder Eigenthümlichen dieſer Regierung, den langen Fortbeſtand des Staats ſelbſt ganz der Weisheit ſeiner beſondern Verfaſſung zurechnen wollen, während er, ſchwach an Mitteln gegen die Gewalt überlegener Nachbarreiche, nur durch deren Großmuth, oder durch ihre Achtung des Völkerrechts, oder durch ihre gegenſeitige Eiferſucht das Daſein behielt, welches er eben ſo bald verlor, als jene Bedingungen ſeines Lebens aufhörten.

Gegen innere Erſchütterungen ſchützte ihn freilich die ſchreckhafte Wachſamkeit der Staatsinquiſition, deren Laurer im Dunkel jeden verdächtigen Schritt des gemeinſten Unterthanen, wie des Patriziers verfolgten. Noch ausgedehntere Macht des Zehnerraths, die dieſer mehrmals dadurch zu gewinnen bemüht war, daß er ſich nach Gutdünken zahlreiche Beigeordnete aus dem großen Rathe und andern Behörden nehmen und wieder entlaſſen zu können das Recht ſuchte, mußte ſelbſt dem geſammten Patriziat gefahrvoll dünken. Man geſtattete ihm die Vermehrung nicht. So lange er aus zehn Perſonen, nebſt Beiordnung des Duca mit ſechs von deſſen Räthen, beſtand, konnte er, wegen der geringen Zahl ſeiner Glieder nie ein zerſtörendes Uebergewicht erhalten. Auch ward ihm (ſchon im J. 1583) das Befugniß unterſagt, eigenmächtig in die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten und des Staatsvermögens einzugreifen. Aber ſeine Schreckensherrſchaft ließ man ihm gern, in der er als Wächter der Staatsſicherheit unantaſtbar ſtand und um keine ſeiner Grauſamkeiten verantwortlich werden konnte. Man ſah eines Morgens (im J. 1618) viele Menſchen an den Galgen des St. Markusplatzes aufgehenkt. Es waren alleſammt fremde, unbedeutende Leute, wie deren ſich in volkreichen Städten immer aufzuhalten pflegen. Den Tag nachher waren die Galgen mit neuen Hingerichteten belaüet, die ebenfalls Niemand kannte. Man ſagte ſich, daß noch weit mehr Perſonen erdolcht und ertränkt worden wären. Den wahren Beweggrund zu dieſen Mördereien hat man nie vernommen. Kein vorangegangenes Ereigniß, kein nachfolgender Umſtand hat jemals das ſchauerliche Räthſel gelöſet. Der damalige franzöſiſche Geſandte in Venedig behauptete, es ſei der Regierung, um ſich der osmaniſchen Pforte gefällig zu erweiſen, darum zu thun geweſen, einen den Türken

verhaßten Korſaren aus dem Wege zu räumen, und um ihn ſicher zu treffen, habe man Viele, die verdächtig ſchienen, aufgeopfert. Fünf Monate nach dem blutigen Greuel ordnete ein Beſchluß des Senats öffentliche Dankgebete, wegen Rettung der Republik aus großer Gefahr, an. Aber worin die Gefahr beſtanden habe, blieb Geheimniß. Vielleicht gefliſſentlich breitete man das Gerücht von einer entdeckten Verſchwörung aus, um dem Geſchehenen nur einen rechtfertigenden Schein der Nothwendigkeit zu borgen. — So handelte die venediſche Polizei.

9.

Venedig im achtzehnten Jahrhundert, vor dem Untergange ſeines Staats.

Daß das Volk eine ſolche Herrſchaft der Willkühr, des Argwohns und Schreckens nicht nur erträglich, ſondern ſogar ganz behaglich finden konnte, fällt Keinem auf, der da weiß, daß ja auch wohl Leibeigene, ohne Gefühl für die Würde der Menſchheit, ihren gewohnten ſchmachhaften Stand dem ungewohnten Stande der Freiheit vorgezogen haben. Man muß aber auch nicht die Kunſt der Regierung vergeſſen, daß die Provinzen keineswegs alle mit einerlei Härte behandelt wurden; daß man die entferntern, beſonders die Nachbarn der Lombardie, wie Breſcia und Bergamo, auch die Hauptſtadt ſelbſt, weitaus milder verwaltete, als die übrigen Gegenden, weil in der Hauptſtadt, wie in der Nachbarſchaft der Lombardie, jeder Volksaufſtand für das Patriziat gefährlicher geweſen wäre, als im Innern des Landes, oder in Dalmatien und den Inſeln. Die empörendſten Beiſpiele gewaltherrlichen Schaltens wurden auch nur ſelten gegeben, oder gelangten ſelten zur öffentlichen Kunde. Die Grauſamkeit der Polizei bezog ſich mehr auf Beſchützung der Sicherheit und des Anſehens der Regierung, als auf viele andere Vergehen. Vielmehr war dem Leben und Treiben der Menſchen, ſobald es nicht unmittelbar an die Sache des Staats rührte, eine Freiheit geſtattet, die oft in Zügelloſigkeit überging und in wenigen andern Ländern erlaubt geweſen wäre.

In ſpätern Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts ließ ohnedem die Verwaltung noch in vielen Stücken von ihrer vormaligen Strenge nach, ſei es, daß das Beiſpiel der Milde, welches andere Regierungen gaben, andere Ueberzeugungen hervorgerufen hatte, oder daß der venediſche Senat im lebendigern Gefühl wachſender Schwäche erkannte, die Ruhe des Staats müſſe noch durch beſſere Mittel, als durch Miethſoldaten und Staatsinquiſitoren geſchirmt werden. Man gewährte den Dalmatiern, die ſich zum griechiſchen Glaubensbekenntniß hielten, (im J. 1761) Freiheit des Gottesdienſtes, wie hart der Papſt auch die Republik darüber anließ. Man ſchloß den reichern Unterthanen die Möglichkeit auf, in den Rang des herrſchaftsfähigen Adels von Venedig zu treten. Durch einen Beſchluß (von 1775) wurde das goldene Buch für zwanzig Jahre offen gehalten, daß ſich Edelleute der Unterthanenlande, die zehntauſend Dukaten Einkünfte hatten und ihren Adel bis zum Urältervater zurückführten, auf vierzig an der Zahl, einſchreiben laſſen konnten.

So ward das Loos der venediſchen Unterthanen in vielen andern Dingen glimpflicher, genug, wenn ſie zu allem ſchwiegen, was die Regierung verfügte, und nicht die Rechte der Unterthanen in Monarchien, nicht den Weg zu Ehren und Aemtern aufgeſchloſſen verlangten, ſondern ihn mit ſtummer Verzichtung den Patriziern überlieſſen. Der Anblick der lebensreichen Hauptſtadt ſelbſt, und noch zu einer Zeit, da ſich die Lebenskraft des Staats ſchon tief geneigt hatte, mußte bei Fremden und Einheimiſchen hohe Vorſtellungen vom glücklichen Zuſtande der Geſammtheit erzeugen. „Dieſe wunderbare Stadt,“ um mich hier der Worte Daru's zu bedienen, „einzig durch ihre Lage; das da waltende ganz eigenthümliche Weſen und Treiben; eine unwandelbare Ruhe, gehandhabt durch eine wachſame Polizei, die zugleich in allem, was ihr keine politiſchen Beſorgniſſe einflößte, bis zum Uebermaas nachſichtig war; das Zuſammenſtrömen von Fremden, die einem mannigfaltigen Verkehr zinsbar wurden; die Gewerbſamkeit in einer Menge von Werkſtätten, um den Bedürfniſſen des Aermſten, wie den Launen des Reichſten zu entſprechen; eine Sittenfreiheit, die faſt an Daſein bürgerlicher Freiheit glauben ließ; der Anſchein von Wohlſtand; der Aufwand der Künſte; die Denkmale ehemaliger Siege; eine zugleich Pracht und Sparſamkeit liebende Verwaltung, die mit würdevollem Ernſt eine gewiſſe bauherrliche Freigebigkeit verband; glanzvolle Feierlichkeiten und Umgänge, und Feſte, wie nur Venedig ſie anzuſtellen wußte, — dies ganze Schauſpiel von Größe, Reichthum und Luſt belebte eine thätige, ſinnreiche Volksmenge, und flößte ihr einen Stolz ein, der ſie wirklich mit ihrem Schickſal mehr als zufrieden machte.

So beſtand Venedig ſeit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bis zu Ende deſſelben. Wie wenigen Antheil es auch an den allgemeinen Welthändeln nehmen konnte, wußte es doch durch ſeine diplomatiſche Regſamkeit von Auſſen, und durch ſeine tauſendäugige Polizei im Innern, den Ruf einer vortrefflichen Staatsverwaltung und den Schein einer unerſchütterlichen Hoheit zu behaupten.

Schärfern Blicken entging inzwiſchen die zunehmende Schwäche nicht. Der edlere Ehrgeiz war ſchon längſt entwichen, nur noch Stolz und die Stellenſucht zurückgeblieben. Während die ehemaligen Quellen des Reichthums fort und fort verſiegten, ſetzten Hang zum Wohlleben und Hochmuth den gewohnten Aufwand fort. Schon im erſten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts betrugen die öffentlichen Einkünfte nur noch ſechs Millionen Dukaten, und die Schuld des Staats war auf achtundzwanzig Millionen geſtiegen. Weil die Staatsgläubiger ſechs und ſieben Jahre lang keine Zinſen bezahlt erhielten und ihre Renten auf zwei vom Hundert niedergeſetzt wurden, verlor das Gemeinweſen an Zutrauen. Eine lange Reihe von Friedensjahren beſſerte die Uebel nicht, obgleich inzwiſchen der Landbau in den Unterthanen-Ländern große Fortſchritte gemacht hatte. Am Ende des Jahrhunderts betrug die Staatsſchuld vierundvierzig Millionen Dukaten, und doch war Alles mit Abgaben belegt, in deren Erfindung das achtzehnte Jahrhundert allzu ſinnreich geworden war.

In den letzten Zeiten der Republik beſtand die Landmacht derſelben nur noch aus ſiebentauſend

Italienern und fünf- bis ſechstauſend Sklavoniern. Der Dienſt war ſchlecht unterhalten, ſchlecht bezahlt, von den Patriziern, aus Hochmuth oder Liebe zum behaglichen Leben, verachtet. Die Seemacht zählte acht bis zehn Linienſchiffe, einige Fregatten und vier Galeeren, die wirklich in See gehen konnten; ungefähr zwanzig Fahrzeuge lagen auf den Schiffswerften; ihr Bau wurde aber nie vollendet. Als die Franzoſen im J. 1797 in Venedig einrückten, fanden ſie dreizehn Schiffe und ſieben Fregatten auf den Werften; es fehlte an nöthigen Mitteln ſie zu vollenden. Zwei von dieſen Schiffen waren ſchon im Jahre 1752 angefangen worden, zwei andere ſeit 1743, und zwei endlich ſeit 1732!

In den Unterthanenlanden hatte ſich durch Gewerbfleiß und Verbeſſerung des Landbaues die Bevölkerung vermehrt. Sie betrug 2,914,000 Seelen. *) In Venedig ſelbſt war ſie auf 149,476 Seelen (im J. 1769) geſunken, und zur Zeit des Einrückens der Franzoſen zählte man nur noch 138,000 Seelen.

Wie ungern auch die venediſche Ariſtokratie Verbreitung von hellern Einſichten und Kenntniſſen bei den Unterthanen ſah, — denn ſolche iſt jeder Ariſtokratie verhaßt, weil gefährlich, — hatte ſie dieſelbe doch nie ganz verhindern können. Das Licht des übrigen Europa drang auch hier vor und offenbarte die Blößen und Schwächen der öffentlichen Verwaltung und der Regierenden. Der Stand des Patriziats, wie eiferſüchtig oder eingebildet er immerhin auf ſeine Geburtsvorzüge ſein mochte, genoß daher beiweitem nicht mehr jener Achtung, der er in alten Zeiten theilhaftig geweſen. Er ſelbſt hatte ſie durch keine Tugenden und hervorragende Geiſtesgaben zu behaupten gewußt. Und ein unwiſſender, oder halbgebildeter, wenn auch reicher Müßiggänger oder Beamter, kann wohl Achtung für ſein Amt, nicht aber für ſeinen perſönlichen Werth fordern. Der Landadel ſah den Verfall der venediſchen Patrizier und buhlte wenig um die Ehre, ihnen beigezählt zu werden.

Die Mehrheit der Nobili ſelbſt war ſeit dem Verluſt ſo vieler Kolonien und Inſeln, ſeit der Abnahme des Handels und der Flotten, der alten Hilfsquellen verluſtig, in ihren Glücksumſtänden zurückgekommen oder verarmt. Reichthum, Einfluß und Stellen zogen ſich in einen immer engern Kreis herrſchaftsfähiger Familien zuſammen. Es geſtaltete ſich, bei der Ungleichheit

*)

In den Provinzen am rechten Ufer des Mincio	600,000	Seelen.
In denen am linken Ufer, in Friaul und Iſtrien	1,860,000	—
In Dalmatien	557,000	—
In Albanien	31,000	—
In den Inſeln von Preveſa . .	10,000	—
— — — — Korfu . . .	48,000	—
— — — — Santa Maura . .	15,000	—
— — — — Zefalonien . .	60,000	—
— — — — Zante . .	20,000	—
— — — — Theaki . .	4,000	—
— — — — Zerigo . .	9,000	—

des Vermögens und Abhängigkeit des ärmern Adels, unvermerkt eine Oligarchie und eine feindſelige Reibung zwiſchen den verſchiedenen höhern Behörden, deren jede ihren Machtkreis ausdehnen zu müſſen glaubte. Der Senat griff die Befugniſſe der Räthe des Duca an; die Quarantia criminale oder das peinliche Obergericht haderte gegen den Senat; der große Rath, obwohl kraftlos, unternahm die Gewalt des Zehnerraths, und beſonders der Staatsinquiſitoren, zu lähmen. Gleicher Zwieſpalt erwuchs zwiſchen Weltgeiſtlichkeit und Geiſtlichkeit. Die letztere war im Beſitz von 4,274,460 Dukaten jährlicher Einkünfte. Dies ſchien dem verarmenden Adel ungeheuer. Dennoch waren die Geiſtlichen nicht übermäßig reich, weil ihre Anzahl ſich auf 45,773 Perſonen belief; eine Menge, allerdings ohne Verhältniß zu einer Bevölkerung von nur kaum drei Millionen Seelen.

Schon dieſe innern Händel und Spannungen, welche auf große Abänderungen der öffentlichen Einrichtung hinzielten, verriethen eine tiefempfundene Unbehaglichkeit der patriziſchen Mehrheit. Armuth, Schlaffheit der Grundſätze und Verderbtheit der Sitten gaben den Gährungsſtoff, welcher früher oder ſpäter Auflöſung oder Verwandlung des Ganzen herbeizuführen drohte.

(Der Schluß folgt im nächſten Heft.)

Mannigfaltiges.

Aus Spanien.

Schluß der Bemerkungen über den religiöſen und wiſſenſchaftlichen Zuſtand Spaniens im Jahr 1819.

In einem Lande, welches acht Erzbisthümer, über fünfzig Bisthümer und wenigſtens hundert Abteien zählt, welche alle eine, ſo zu ſagen, biſchöfliche Gerichtsbarkeit ausüben; wo, wie ſich ein ſpaniſcher Schriftſteller ausdrückt, mehr Kirchen als Häuſer, mehr Altäre als Familien, mehr Prieſter als Bauern vorhanden ſind; wo keine Wohnung iſt, die nicht ihren Heiligen, und kein Menſch, der nicht ſein Skapulier hätte: da, ſollte man denken, müßten alle Vortheile und Vorzüge angetroffen werden, die ein ſo groſſes Uebergewicht des geiſtlichen Einfluſſes zu gewähren vermag. Um uns hierüber ins Klare zu ſehen, wollen wir die nachfolgende, von einem der ausgezeichnetſten Schriftſteller Spaniens [24]) mit Meiſterhand gezeichnete Darſtellung überſetzen.

„Unſere Univerſitäten [25]) (ſo drückt er ſich aus) ſind die getreuen Verwahrer der Vorurtheile des Mittelalters, und die Vorleſungen unſerer Profeſſoren gehören ins zehnte Jahrhundert. Unbärtige Novizen maßen ſich an, die erhabenen Myſterien des Glaubens zu lehren; Bettelmönche unterſtehen ſich, die tiefſten Geheimniſſe der Philoſophie darzuſtellen, und rohe Ordensleute wollen die ſchwierigſten Fragen der Metaphyſik löſen.“

„Man kann nicht über die Straße gehen, ohne den Cofradias[26]) oder Prozeſſionen des Roſenkranzes zu begegnen, ohne von den ſchreienden Stimmen der Eunuche[27]) betäubt zu werden, ohne Geſänge der Prieſter zu hören und den verworrenen Lärm einer heiligen Muſik, die den Gläubigen ſo ſeltſame Kompoſitionen und ſo ungereimte Zeremonien zu hören und zu ſchauen gibt, daß die Frömmigkeit ſelbſt darüber lächeln möchte. In jeder Straßenecke und vor jeder Hausthür werden die Lehren der Religion, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, von blinden Bettlern beſungen, die ihrer heiſern Stimme die Melodie einer elenden Guitarre zugeſellen, und alle Mauern ſind mit Erzählungen ſolcher „wahrhaften Wundergeſchichten“ überdeckt, neben denen die Ovidiſchen Verwandlungen nur einfache und natürliche Dinge zu ſein ſcheinen.“

„Es iſt jedoch nicht das Reich des Aberglaubens allein nur, das die Unwiſſenheit unter uns gegründet hat, ſie hat auch Unglauben und Zweifelſucht erzeugt. Die Bibel, dieſe einzige Grundlage und die ausſchließliche Quelle des Glaubens, iſt in ſchändliche Vergeſſenheit gerathen, oder durch die große Menge der Dekretalen, volksthümlichen Sprichwörter, kindiſcher Betrachtungen und lächerlicher Erzählungen völlig verdrängt worden. Der Einfluß der Mönche hat es dahin gebracht, daß das Geſchwätz und die Träume einiger alten Weiber, oder auch gewiſſer Männer von noch beſchränkterm Geiſt, den Werth und die Gewißheit der Wahrheiten der Offenbarung erhielten. Fanatiſche Prieſter haben ſich angemaßt, dem unerſchütterlichen Gebäude des Evangeliums in ihren barbariſchen oder abergläubiſchen Erfindungen Stützen zu leihen. Sie haben das Sittengeſetz auf tauſenderlei Weiſen gekünſtelt und verdreht und ihm jede Art Zwang angethan, um es als Werkzeug ihrer Abſichten und Plane gebrauchen zu können. Heute behaupten ſie, es ſei der Weg zum Heil breit und leicht; morgen verſichern ſie, dieſe Bahn ſei ſchwierig, und es möge dieſelbe kaum mehr erreicht werden. Ihr eitles und öfters auch gefährliches Geſchwätz hat die bewundernswerthe Einfachheit des göttlichen Wortes verdrängt; ſie haben das helle Licht der Religionswahrheiten mit einem dichten Schleier bedeckt und ihre Hände haben über dem ehrwürdigen Geſetze chriſtlicher Freiheit einen Altar prieſterlicher Tirannei aufgeführt.“

„Sie gefährden ohne Scheu, durch die Mährchen und erdichteten Wunder, mit denen ſie ſchwache Gemüther bethören, die Würde der Gottheit. Die ehrwürdigſten Perſonen der heiligen Geſchichte werden von ihnen als Diener der Leckerhaftigkeit der Mönche und ihres Gaumenkitzels dargeſtellt. Ein Ordensmann hebt ſorgfältig die Bruchſtücke einer zerbrochenen Flaſche auf, ordnet ſie wunderbar zuſammen, und bringt auch den ausgefloſſenen Wein wieder darein zurück — um ein Kind zu tröſten, das die Flaſche vom Fenſter eines Gaſthofes hatte herabfallen laſſen; ein anderer wiederholt das Wunder der Hochzeit von Kana, um den Durſt ſeiner Ordensbrüder zu ſtillen, und ein dritter läßt ein todtes Huhn wieder lebendig werden, — zur Beförderung des Ruhms ſeines Kloſters!“

„Ihre Gemälde ſtellen einen Menſchen vor, welcher etliche Jahre nach ſeinem Ableben das

Sprachvermögen behalten hatte, um ſeine Sündenbeichte, die er auf dem Todtenbette verſäumt hatte, nachzuholen; einen Mönch, der ſich unbeſchädigt von einem hohen Altan herunterſtürzt, um deſto ſchneller in der Meſſe zu erſcheinen. Ein Skapulier von Etamine, behaupten ſie, habe einer ſchrecklichen Feuersbrunſt Einhalt gethan, und ihre Bilder ſtellen dies Wunder dar, ſo wie hinwieder die Jungfrau Maria, wie ſie einen Mönch ſäugt, und als Bettelmönche gekleidete Engel, welche im Kloſter die Meſſe ſingen, weil die Mönche nicht zu rechter Zeit aufgewacht waren. Endlich dann zeigen ſie die ſanfteſten und frömmſten Menſchen, wie dieſelben, um angeblicher Ketzereien, das iſt, um eines andern Glaubens willen, ihre Brüder zu den gräßlichſten Hinrichtungen verurtheilen."

„Wir beſitzen unſtreitig viel Religion, hingegen ſehr wenig chriſtliche Liebe. Wir beeilen uns, für ſogenannte fromme Werke unſere Geldopfer darzubringen, während der Anblick leidender Mitmenſchen uns meiſt gleichgültig läßt. Wir gehen monatlich zur Beichte und erhalten Vergebung unſrer Sünden, ohne dadurch beſſer zu werden. Wir wollen Chriſten heißen und betragen uns wie Ungläubige. Mit einem Wort, um zum Schluſſe zu kommen, wir fürchten die Gefängniſſe der Inquiſition, nicht aber die furchtbaren Gerichte Gottes."

Dies Gemälde iſt das Werk eines ſpaniſchen Schriftſtellers. Seine Farben ſind lebhaft, aber es iſt nach der Natur gezeichnet, und ſein Kolorit würde auch wohl noch ſtärker ausgefallen ſein, wenn ſein Urheber die Aufführung vieler Ordensmänner während der letzten in Spanien ſtatt gefundenen Unruhen zu beobachten im Fall geweſen wäre. Es möchte in der That ſchwer halten, ein Beiſpiel ähnlicher Verachtung aller Grundſätze aufzufinden, wie eine große Zahl derſelben im Zeitpunkte der Reſtauration dargethan haben. Diejenigen, welche kurz zuvor die Menſchenrechte gepredigt, die Weisheit und die Vorzüge der Konſtitution bis zum Himmel erhoben und ihre Zuhörer mit einer, ihrem Stande keineswegs ziemenden Heftigkeit aufgefordert hatten, für die Vertheidigung derſelben zu leben und zu ſterben, indem ſie zugleich ſchreckliche Verwünſchungen gegen alle jene ausſprachen, welche die Vortrefflichkeit irgend einer ihrer Beſtimmungen zu bezweifeln ſich erkühnen würden — vertauſchten jetzt plötzlich ihre Rolle, als der König dieſe Konſtitution zu anerkennen ſich weigerte, und wurden nun auf einmal die heftigſten Verfolger der Liberalen. [28]) Sie haben den Lohn ihrer Thaten erhalten, und wenn auch einige aus ihnen zu den erledigten Bisthümern und zu Ehren und Reichthümern gelangt ſind, ſo wird die Stimme von Millionen ihnen doch allezeit den Vorwurf des freiwillig zu Tage gelegten niederträchtigen Sklavenſinnes machen. Auch bleibt dabei immerhin bemerkenswerth, daß gerade die kriechendſten unter dieſen Menſchen als Opfer der durch ſie beförderten Herſtellung gefallen ſind. Wenn ſie das Vaterland in den Abgrund geſtürzt haben, ſo wurden ſie auch zuerſt unter ſeinen Trümmern begraben.

Es iſt tröſtend, den Blick von ſo traurigen Dingen ab und auf das ehrenwerthe Verzeichniß der Patrioten hinwenden zu können, auf welche Spanien ſtolz zu ſein Urſache hat. Ihre Namen darf ich nicht nennen, aus Beſorgniß, ſie dadurch den Verfolgern jeglichen Verdienſtes

als Gegenſtände der Achtung zu bezeichnen. Dies Verhältniß allein ſchon reicht hin, um einen richtigen Begriff von der Verſunkenheit zu geben, worin ſich jetzt die einſt ſo glorreiche Nation befindet. Kein aufmunternder Beifall mag hier Talente und Tugenden lohnen; Kenntniſſe und die Liebe der Freiheit werden als Verbrechen verfolgt. Verhielte es ſich anders, wie gern würde ich alsdann die ehrwürdigen Namen derer aufzählen, die in einſamer Zurückgezogenheit, oder auch innerhalb finſterer Kloſtermauern, über das Elend ihres durch Deſpotismus gelähmten Vaterlandes trauern. Sie erblicken um ſich her nichts als Ketten und Unwiſſenheit; die Hoffnung allein nur erhält ſie, daß das Vaterland einſt aus dem Todesſchlummer erwachen und alsdann auch edle Früchte der Aufklärung und der Freiheit tragen werde.

Der fortſchreitende Verfall der Schulen und Univerſitäten, nebſt der faſt allgemeinen Unwiſſenheit aller derer, denen die Sorge des Unterrichts anvertraut iſt, legen über den gegenwärtigen Zuſtand der Wiſſenſchaften und Literatur in Spanien das ſicherſte Zeugniß ab. In der Stadt Alcala de Henares, die vormals vier- bis fünftauſend Studierende zählte, befinden ſich gegenwärtig kaum dreihundert, und auch dieſe kleine Zahl nimmt noch täglich ab. Aehnliche Zeichen bieten ſich überall dar. In Vergara, ungefähr der einzigen öffentlichen Schule, die noch am Leben iſt, habe ich den Unterricht im traurigſten Verfalle angetroffen. Die phyſikaliſchen und mathematiſchen Inſtrumente werden theils vom Roſt verzehrt, theils bleiben ſie ungebraucht, weil Niemand ſie zu brauchen verſteht. Dem Inbegriff der in der Anſtalt vorgetragenen Kenntniſſe ſchien als Hauptrückſicht die Beſorgniß zum Grunde zu liegen, es möchten die *aufgeklärten* Lehrer von ihrem Lichte *allzuviel* auf die Schüler übertragen.

Kaum mag eine lebhaftere und rührendere Empfindung in der Seele aufgeregt werden, als die der Anblick der Stätten gewährt, denen ſich große Erinnerungen anknüpfen; und wie kränkend iſt hingegen der Eindruck, welchen dieſe verehrten Stätten, deren Name an die Namen der beſten und weiſeſten Menſchen erinnert, hervorbringen, wenn ſie, welche vormals der Wiſſenſchaft und der Freiheit theuer waren, jetzt als Sammelplätze des Aberglaubens und träger Unwiſſenheit ſich darſtellen. Wer möchte nicht weinen über das Schickſal von Cordova, der Stadt, die vormals eine Quelle des Lichtes und Lebens war, in der die Seneca's zur Welt kamen, deren Schulen von allen Seiten her beſucht wurden, von der die Liebe des Schönen und Guten ſich über die ganze Erde verbreitet hatte, und in der jetzt Unwiſſenheit und Sklaverei allein nur ihre Wohnſtätte finden? 29)

Während die große Mehrzahl von Spaniens vorzüglichen Schriftſtellern ſich aus dem Vaterland entfernen mußte, iſt es ganz natürlich, daß die Literatur an der Abzehrung leiden muß. Molendez und Eſtala ſind im Exil geſtorben; Moatin und Llorente werden den vaterländiſchen Boden vielleicht nie mehr betreten; Marina, Quintana, Arguelles, Gallego ſchmachten im Kerker, und eine Menge berühmter Spanier lebt in allen europäiſchen Ländern zerſtreut.

Inzwiſchen läßt ſich hoffen, ein Werk, wornach man ſich lange ſehnte, werde nun bald erſcheinen; es iſt die Geſchichte Spaniens unter den Mauren, welche der berühmte Orientaliſt

Don Joſe Antonio Condé, deſſen Geiſt und Kenntniſſe gleich ausgezeichnet ſind, aus arabiſchen Urkunden gefertigt hat und nächſtens herauszugeben geſinnet iſt.

In Madrid veranſtaltet die ſpaniſche Akademie gegenwärtig eine neue Ausgabe des Don Quichotte, in fünf Bänden, mit einer Einleitung von Navarrette. Es wird ſein biographiſcher Aufſatz höchſt anziehende Dinge enthalten. Es ſind nämlich verſchiedene auf die Geſchichte von Cervantes Bezug habende, merkwürdige Umſtände neuerlich erſt entdeckt worden, und diejenigen, welche das gegen ihn verhängte gerichtliche Verfahren vor ſeiner Gefangenſchaft betreffen, werden hier zum erſten Mal bekannt gemacht. [30]) Das berühmte Werk über die Landwirthſchaft von Herrara wird ebenfalls durch Veranſtaltung der Akademie gedruckt, und die Anmerkungen, welche Don Mariano Lagaſca dazu liefern wird, müſſen ſeinen Werth erhöhen.

Spaniens dramatiſche Litteratur hatte ſich ſeit Candamo's Tod in immer größer werdendem Verfalle befunden, bis Moratin den erwünſchten Verſuch machte, die Einheit und Regelmäßigkeit des franzöſiſchen Theaters einzuführen, der dann auch mit dem beſten Erfolge gekrönt ward. Wir ſind damit gar nicht gemeint, ſein Verdienſt überſchätzen zu wollen. Wem die Natur und Shakeſpeare mehr gelten, als die Kunſt und das franzöſiſche Theater, der wird auch jenes Verdienſt nur mit gerechtem Sinne würdigen. Wenn inzwiſchen die Stücke von Calderon und Lopes, von Moreto und Montalvan, von Solis und Candamo beinahe gänzlich vom ſpaniſchen Theater verdrängt ſind, ſo fällt dies weniger dem National-Geſchmack, als der National-Gleichgültigkeit zur Laſt, welche Kleinigkeiten und Poſſenſpiele aus der Literatur jenſeits der Pyrenäen den Platz einnehmen läßt, den die Erzeugniſſe einheimiſcher Geiſter recht gut ausfüllen könnten. Es hat ſich ſeit Kurzem ein ſehr lebhafter Streit über die gegenſeitigen Vorzüge des franzöſiſchen und ſpaniſchen Theaters in dieſem Lande erhoben, woran jedoch die Kämpfer allein nur Theil zu nehmen ſcheinen. Ein neuer dramatiſcher Schriftſteller, Goroſtiza, macht durch ſein erſtes Erzeugniß (Indulgencia para todos) ſchöne Hoffnungen rege.

Ich bemerke zum Schluſſe, daß der Ultraism der Royaliſten, wie derjenige der Frömmler aus Spaniens gegenwärtigem Zuſtande eine heilſame und kräftige Lehre ziehen könnten. Es haben ihre Grundſätze dort vollſtändig geſiegt, und die verderblichen Folgen dieſes Sieges liegen zu Tage. Sie erblicken daſelbſt einen Monarchen, der völlig unbeſchränkte Gewalt übt, und eine Staatsreligion, die mit keinerlei Trennungen und Ketzereien zu kämpfen hat; es herrſcht dort überall Sklavenruhe, und ſie meinen jetzt, die Stimme der von ihnen verabſcheuten Freiheit werde nie wieder jenes Stillſchweigen brechen; ſie haben die Verzichtung auf eigenen Willen erzielt, und ſie glauben, es werde dieſe Selbſtverläugnung das Verlangen und den Muth zum Nachdenken über ein ſolches Verhältniß nie wieder aufleben laſſen. Wollen ſie dann aber auch die Kehrſeite des Bildes betrachten, ſo müſſen ſie die Verſunkenheit und das Elend erkennen, worin ſich die einſt blühende und kraftvolle Nation jetzt befindet. Dieſe iſt ihr Werk, und ſie mögen bedenken, daß, wenn ein fühlendes Herz in der Menſchenbruſt ſchlägt und wenn

Freiheit und Tugend ihre Reize nicht eingebüßt haben, die Zeit kommen wird, wo jene Feſſeln gebrochen werden müſſen.

Anmerkungen und Belege.

24) Dieſe Stelle iſt wörtlich aus einer Flugſchrift überſetzt, welche vor der Revolution geſchrieben iſt, und für deren Verfaſſer Jovellanos gehalten wird.

25) Unter den Profeſſoren an den ſpaniſchen Univerſitäten, zumal unter denen der bürgerlichen Rechtskunde und der Arzneiwiſſenſchaft, finden ſich allerdings einige aufgeklärte und freiheitliebende Männer; dies iſt in Salamanca, in Alcala, und ſelbſt auch in Valenzia der Fall; auf alle übrigen ſind die obſtehenden Bemerkungen zuverläſſig ſehr anwendbar.

26) Cofradias, devote Unterhaltungen.

27) Es ſind die Eunuchen allerdings in Spanien ſeltener geworden und die Geſetze beſtrafen jetzt dieſe Schändlichkeit.

28) Männer, wie der Mönch Martinez (mercenario), welcher eine Predigerſtelle an der königlichen Kapelle erhielt, müſſen billig bezeichnet werden. In einer zu Valladolid am 13. September 1812 gehaltenen Predigt hat er ſich über die neue Verfaſſung folgendermaßen ausgedrückt:

„Segen und Heil dem großen Zeitpunkt unſrer glücklichen Wiedergeburt! Eilet, durch einen unverletzlichen Eid die Konſtitution zu bekräftigen und ſie auch mit euerm Blute zu beſiegeln. Es war eine göttliche Eingebung, die ihre Urheber leitete. Preiswürdige Einſetzung der Cortes! Glückſeliger Uebergang vom faſt rettungsloſen Todeskampfe zu kraftvoller Geſundheit des Staatskörpers! Heil der beſten unter allen Regierungen! Cortez! Köſtlicher Name, welcher jede Vorſtellung vormaliger Freiheit und vormaliger Größe Spaniens in unſern Seelen wieder aufweckt! Einziges Rettungsmittel aus unſern Nöthen, wornach jeder ſein Vaterland liebender Spanier ſeufzte. Weiſe und liberale Verfaſſung! Herrliches Gebäude! (Glorioſa inſtalacion de las Cortez! Felix tranſito de una caſi mortal agonia a una vigoroſa robuſtez politica. Cortez precioſo nombre qui deſpierta en nueſtra alma todas las ideas de la antigua libertad y grandeza Eſpañola etc.) Was können Griechenland und Rom darbieten, das unſerm erlauchten Kongreſſe und ſeinem vollendeten Meiſterwerke zur Seite zu ſtehen werth wäre? Weiſe und edle Nation, die mit kraftvoller Stimme ihre Freiheit, ihre Unabhängigkeit und ihre Souverainetät ausſpricht; die ſelbſtſtändig und frei, und nicht länger das Erbgut einer Familie oder eines Menſchen iſt! Der König darf nicht, der König darf nicht; ſchämt euch, niederträchtige Diener und Knechte des europäiſchen Attila und Gengis-Kan. Spanien hat eine feſte Schutzmauer gegen den Despotismus aufgeführt. Freigewordene Spanier! nochmals ſei Preis und Ruhm und Hymnen ſegnenden Dankes unſern weiſen Geſetzgebern dargebracht! Es bieten ihre freiſinnigen und wohlüberlegten Grundgeſetze alles dar, was nach den Religionslehren bewundernswerth genannt werden mag. Spanier, mach' dich mit ihnen bekannt und

vertraut, ehre ſie als ein Heiligthum; deine Kinder und Kindeskinder ſollen dieſelben eben ſo und gleichzeitig mit dem Religions-Katechismus kennen lernen. Leiſte mit Freuden den unverletzlichen Eid, den das Blut des göttlichen Lammes beſiegeln wird und den die Engel bereits im Himmel eingeſchrieben haben. Die kaſtilianiſchen Herzen ſind noch ungleich viel beredter, als die Lippen; ihr ſehnliches Verlangen iſt, daß dieſem heiligen Altare zur Seite eine Pyramide ſich erhebe, worauf mit goldenen Buchſtaben die einfachen Worte eingegraben ſeien: „„Wir ſchwören der Verfaſſung treu zu ſein, ihrer Vertheidigung ſoll unſer Leben geweiht ſein, und nöthigenfalls wollen wir auch gern für ſie ſterben.““ (Juramos ser fideles á la constitucion: por ella viveremos gloriosos: y por ella, si menester fuere, gloriosamente moriremos.)

Dieſe mönchiſche Wetterfahne drückt ſich nun hinwieder in einem am 20. Februar 1817 an den Patriarchen von Indien geſchriebenen Briefe über die Cortez alſo aus: „Sie haben mit ärgerlicher Eile eine ſchon vergeſſene Konſtitution bekannt machen und beſchwören laſſen. Ihre Bildung war geſetzwidrig und verwerflich. Das Verfaſſungswerk war die Frucht der Umtriebe und böſen Anſchläge einer anarchiſchen Faktion (una faccion de anarguistas). Der Name Cortez iſt von ſchlimmer Bedeutung geworden, ſeit die Junta der Ränkeſchmiede von Cadiz ſich ihn angemaßt hat.“

Von der Konſtitution ſagt er hinwieder: Man hat ſie ungefähr eben ſo bekannt gemacht, wie einſt den Koran; Alles geſchah durch Ueberraſchung und Waffengewalt. Es war eine Zeit des Schreckens. Ich habe den demokratiſchen Grundſätzen der ſogenannten Konſtitution und den anarchiſchen und irreligiöſen Meinungen der liberalen Partei unauslöſchlichen Haß geſchworen. (Jure un odio eterno á los principios democraticos y las ideas anarguicas, e irreligiosas del partido liberal.)

Ueber den König heißt es: „Unſer angebeteter König, der Monarch, nach welchem wir ſeufzten, der gerechteſte unter allen Fürſten.“ — Und von ſich ſelbſt ſchreibt der Mönch alſo: „Mein Betragen hatte mir die Zuneigung und das Wohlwollen aller rechtlichen Leute in Gallizien erworben; ſie erkannten in mir eine Säule der ſervilen Partei. Der Rath von Kaſtilien übertrug mir die Zenſur verſchiedener aufrühriſcher, für die Souverainetät des Königs und ſeiner Perſon anſtößiger Zeitſchriften (varios papeles, qui califique de sediciosos, subersivos e injuriosos á la soberiania de S. M.) Die Verſammlung der Biſchöfe ernannte zum erſten Zenſor der revolutionären und gottloſen Druckſchriften den Pater Martinez, nemine discrepante. Von der Munizipalität von St. Jakob de Compoſtella erhielt ich den Auftrag, dem König für die Herſtellung der Inquiſition zu danken und S. M. um die Rückkehr der Jeſuiten zu erſuchen. (El ayuntamiento de Santiago me comisiono que diere gracias á S. M. por el reestablecimiento de la inquisicion pidiendo á S. M. por los PP. Jesuitas.) Der König, in Betrachtung der ausgezeichneten Eigenſchaften und der geleiſteten Dienſte des P. Martinez, ernannte mich zu ſeinem überzähligen Prediger, und ſeither empfing ich ein Schreiben des Inhalts: „S. Maj. haben, mit Hinſicht auf Ihre gründliche Gelehrſamkeit und die ſeiner

königlichen Perſon, ſo wie der Religion und dem Staate geleiſteten Dienſte, Sie zum Rath beim oberſten Inquiſitions-Gerichtshof ernannt.“

Von ſeiner oben erwähnten Predigt vom J. 1812 dann aber heißt es: „Ich predigte mit dem Leichtſinn eines Redners, der über einen Gegenſtand ſpricht, den er nicht verſteht. Das ſpaniſche Staatsrecht war mir noch ſo gut als unbekannt; ich ſprach von der Verfaſſung und ſagte demnach ungereimtes Zeug. Es waren Redefloskeln, Hiperbeln, Bilder und Gleichniſſe, alles aufrühriſche, für S. Maj. und deſſen Souverainetät beleidigende Dinge. (Sermon de adernos, flores, y exagerados hiperboles, sedicioso, subersivo e injurioso á la soberiania de S. M.)

Ein anderes Beiſpiel von gleich niederträchtiger Verworfenheit ſtellt der Pater Vellez, nunmehriger Biſchof von Ceuta, dar, welcher kürzlich ein Buch, mit der Aufſchrift: Defensa del altar y del trono, herausgab, das dermaßen mit groben Schimpfreden und Verleumdungen angefüllt iſt, daß die Inquiſition ſelbſt den Druck zu bewilligen Anſtand nahm; es ward nun aber dem König überreicht, welcher dem Verfaſſer alſogleich einen eigenhändigen Befehl, mit der Erlaubniß der ungehinderten Ausgabe, zuſtellen ließ. Ich glaube, es iſt dies ſeit langer Zeit das einzige Buch, welches ohne Gutheißen der Inquiſitoren erſchienen iſt.

29) Mir iſt keine Stadt bekannt, die ſich ſo vieler aus ihr hervorgegangener, geiſtvoller und um alle Zweige menſchlicher Kenntniſſe verdienter Männer rühmen könnte, wie Cordova. Strabo Cap. 3 und Cicero in der Orat. pro Archia rühmen den Geiſt ihrer Bewohner. Averroes, der mit ihm wetteifernde Avicenna und Abenzoar, die berühmten arabiſchen Schriftſteller, die drei bekannten Rabbiner Abenezza, Kimki und Maimonides; Ferdinand der Logiker, Juan de Menades, Vater der ſpaniſchen Dichtkunſt, Gongoras der Dichter, und Cespedes waren alle in Cordova geboren. Es fehlte nicht an Verſuchen zur Wiederaufweckung des Geiſtes und des Geſchmacks an Studien in dieſer merkwürdigen Hauptſtadt; die darin vorhandenen literariſchen Geſellſchaften haben verſchiedentlich Aufrufe an das Publikum gemacht; allein Cordova beſitzt noch fortdauernd keinen einzigen Buchladen, und dieſer Umſtand mag allein ſchon hinreichen, den vollſtändigen Sieg zu bezeichnen, welchen die Unwiſſenheit und die Mönche über alles Hohe und Große, was in der Menſchennatur angetroffen wird, dort errungen haben.

30) Seit in Spanien der große Streit über die Vaterſtadt von Cervantes beendigt und man einverſtanden iſt, der Stadt Alcala dieſe Ehre einzuräumen, ſo iſt auffallend, daß, der vielfältigen Abſchriften unerachtet, die von ſeinem Geburts- oder Taufſcheine gezogen wurden, niemand noch die Bemerkung gemacht hat, daß auf den Original-Verzeichniſſen der Kirche von S. Maria-Major ſein Name Carvantes heißt. Der Bruder Jayme Villanueva ſagte mir in Valencia, er habe unter den von ihm zu Terragona unterſuchten kirchlichen Akten viele der eingereichten Klagen über die von R. Guinart und ſeiner Bande verübten Unfugen vorgefunden. (Vergl. Don Quich. Cap. 60).

Aus Deutſchland.

Die Bürgerſchaft von Bremen über Preßfreiheit.

Das im Aprilheft der Ueberlieferungen mitgetheilte Gutachten über die Preßfreiheit veranlaßt die hier folgende nachträgliche Mittheilung des bis dahin (ſo viel der Einſender weiß) noch nirgends öffentlich bekannt gemachten kürzern, aber durch Karakter und eigenthümliche Züge bemerkenswerthen Gutachtens über den nämlichen Gegenſtand, welches während der (noch unbeendigten) Verhandlungen über die Verfaſſung der freien Reichsſtadt Bremen die Vorbereitungs-Deputation der Bürgerſchaft dem Senat einreichte, als dieſer, einfacherweiſe oder vielmehr ausweichend, darauf angetragen hatte:

„die Beſchlüſſe über Preßfreiheit ſind ausgeſetzt, bis ſich ergeben haben wird, ob in dieſer Hinſicht allgemeine Reichsbeſchlüſſe ſtatt finden werden.“

Die Freiheit des Gedankenwechſels (ſo lautet das Deputations-Gutachten), ſei er mündlich oder ſchriftlich, namentlich auch die Freiheit der Mittheilung durch den Druck, ſcheint der Vorbereitungs-Deputation, im Allgemeinen und an ſich genommen, eines der edelſten Güter freier Menſchen.

Die Stimmen der Beſten im deutſchen Volke haben ſich von allen Seiten dafür vernehmen laſſen, und ſchon haben mehrere fürſtliche Regierungen, die ſich, wie wir, durch den Wandel der Ereigniſſe zu einer Verjüngung ihrer Landesverfaſſungen veranlaßt ſahen, dem Grundſatze der Preßfreiheit in förmlichen Geſetzen gehuldigt. Wenn bis jetzt die Rede davon war, daß die Sache auch auf dem Wiener Kongreß zur Sprache zu bringen ſei, ſo dachte man wahrlich nicht an eine hemmende Gegenwirkung gegen ſolche Regierungen, die ſich dem Syſtem der Preßfreiheit geneigt zeigen möchten, ſondern umgekehrt war die Meinung, es müſſe das unſchätzbare Gut durch allgemeine, für Deutſchland bindende Verfügungen auch denjenigen Staaten geſichert werden, deren lichtſcheue und deſpotiſche Regierungen es ihren Unterthanen gern für immer vorenthalten möchten. Solche Regierungen nun freilich werden ſich deſſen, was in ihrem Syſtem ein Uebel iſt, ſo lange zu erwehren ſuchen, bis man es ihnen aufdringt. Dieſer Klaſſe deutſcher Staaten werden indeß gerade wir uns am wenigſten anſchlieſſen wollen; ja wir würden uns der wiedergeſchenkten Freiheit, welche wir ganz andern Ideen, als den bloß politiſch-merkantiliſchen zu danken haben, in den Augen von ganz Deutſchland unwerth bezeugen, wenn wir, ſtatt uns den Gewinn des Zeitalters frei und ſelbſtthätig anzueignen, ihn ſchüchtern als Geſchenk von fremder Hand erwarten wollten.

Unter dieſem Geſichtspunkte ſcheint der Vorbereitungs-Deputation die Hinweiſung auf künftige mögliche Reichsbeſchlüſſe verwerflich und eine allſeitige Beleuchtung der Hauptfrage durchaus zeitgemäß.

Diejenigen Einwürfe, welche man der Preßfreiheit, d. h. der Befugniß, ohne vorherige Zenſur drucken zu laſſen, in Frankreich und andern, mehr oder minder zum Deſpotismus

hinneigenden Staaten des ſüdlichen und weſtlichen Europa entgegen gehalten hat, daß ſie leicht zur Irreleitung mißbraucht werden könne, daß ſie neben der ſichtbaren Staatsgewalt die unſichtbare der öffentlichen Meinung hinſtellt, und als höchſt gefährliche Waffe in den Händen der Bosheit die innere Sicherheit des Staats gefährde, finden bei dem, vergleichungsweiſe an geſetzliche Freiheit und Ordnung gewöhnten und ohnehin durch ſeinen Karakter zur ruhigen Ueberlegung geneigten, Norddeutſchen keine Anwendung; ſie können vollends keine Beſorgniß erregen in einem kleinen norddeutſchen Freiſtaate, welcher überall nicht ſelbſtſtändig für ſich die Rolle einer Nation zu ſpielen vermag. Dagegen erzeugt hier das Verhältniß zum Auslande Bedenklichkeiten gegen eine unbedingte Preßfreiheit, die den erſtgenannten und überhaupt den größeren Staaten fremd ſind. Es läßt ſich als Thatſache nicht läugnen, daß Aeuſſerungen über größere Nachbarſtaaten den Regierungen der kleineren, in denen ſie gedruckt erſchienen, häufig bittern Verdruß zugezogen haben. Dieſes Uebel, könnte man nun freilich einwenden, ſei gerade Folge des entgegengeſetzten Syſtems, weil Alles, was nach vorgängiger Zenſur gedruckt iſt, gewiſſermaßen den Stempel öffentlicher Billigung an ſich zu tragen ſcheint, während diejenige Regierung, die dieſer Aufſicht ein für allemal entſagt hat, damit ausreicht, fremde, ſich verletzt glaubende Behörden an den Urheber der vermeinten Beleidigung, wie es einſt England gegen die franzöſiſche Regierung that, zu verweiſen. Auch könnte man einwenden, gerade die Möglichkeit, in Einem deutſchen Staate ungeſcheut und öffentlich zu ſagen, was etwa in dem andern Kontrebande wäre, ſei von jeher einer der weſentlichſten Vorzüge der getheilten Territorial-Herrſchaft geweſen, und werde es bleiben, ſo lange nicht unbedingte Preßfreiheit als allgemeines Geſetz für ganz Deutſchland ausgeſprochen ſei. Beide Einwürfe mögen begründet ſein, aber nichts deſto weniger iſt es gewiß, daß kleine und ſchwache Regierungen, die ſich einmal nicht im Stande glauben, dem phyſiſch-ſtärkern mit Selbſtvertrauen und Energie zu begegnen, in der unbedingten Preßfreiheit keine genügende Schutzwehr gegen die Neckereien und Anfeindungen des Auslandes finden würden, daher ſich denn in dieſer Beziehung die einſtweilige Beibehaltung der Zenſur, bis darüber allgemeine Beſtimmungen in Deutſchland erfolgen werden, empfehlen dürfte.

Für alle übrigen Gegenſtände wäre unbedingte Preßfreiheit, nach der Anſicht der Vorbereitungs-Deputation, ohne Bedenken als Regel feſtzuſetzen. Der Mißbrauch der Preſſe oder die ſogenannte Preßfrechheit, welche gewöhnlich zur Rechtfertigung des ihr entgegenſtehenden Zwangs den Vorwand hergeben muß, iſt doppelter Art: einmal, indem man durch Druckſchriften ohne perſönliche Beziehung irrige Anſichten verbreitet und das Publikum im Allgemeinen zu verleiten, ſeine Begriffe über Religion, Staat und Sittlichkeit zu verwirren ſtrebt; zweitens, indem man ſie zur Verbreitung perſönlicher Beleidigungen mißbraucht. Daß aber dieſer mögliche Mißbrauch an ſich ſelbſt nicht zur Errichtung einer vorherigen Zenſur berechtigt, iſt klar, wenn man ſich nur vergegenwärtigt, daß ja auch die mündliche Rede oder die Feder denſelben Befürchtungen Raum geben, ohne daß man darum die eine oder die andere einer

ähnlichen Kontrolle unterworfen ſehen möchte. Die Mittheilung durch den Druck iſt von der durch Rede und Schrift nicht in der Gattung, ſondern nur im Grade verſchieden, in ſofern die Erſtere in den meiſten Fällen dem Orte und der Zeit nach viel allgemeiner als letztere zu wirken pflegt. Die erſtgenannte Art des Mißbrauchs der Preſſe, Verbreitung irriger Begriffe im Allgemeinen, entzieht ſich in den meiſten Fällen ſchon ihrer Natur nach jeglicher äuſſern Einwirkung des Staats, weil die Entſcheidung der Vorfrage, ob z. B. die Tendenz eines wiſſenſchaftlichen Werks, eines Romans u. ſ. w. im Ganzen heilſam oder ſchädlich, ob dieſe oder jene in einer Druckſchrift niedergelegte Meinung wahr oder irrig ſei, überall nicht zur Kompetenz irgend eines öffentlichen Beamten gehören kann; und der Staat darf über dieſes ſein Unvermögen um ſo mehr auſſer Sorgen ſein, als in der völligen Freiheit des Gedankenwechſels durch die Preſſe jedes noch ſo verborgene Gift ſein Gegengift findet. Wo auch immer die Staatsgewalt verſucht hat, dieſe Oberaufſicht über das Reich des Geiſtes zu üben: ſie hat entweder dem Volke auf eine nicht zu berechnende Weiſe geſchadet, oder ſich ſelbſt lächerlich gemacht. In einem kleinen Staate, wie der unſere, der in Rückſicht der Geiſtesbildung gar nicht ohne Deutſchland im Allgemeinen gedacht werden kann, würde ein ſolches Beſtreben vollends thöricht ſein.

In einem andern Lichte dürfte die Sache vielleicht Manchem erſcheinen, in ſofern von der Freiheit des Gedankenwechſels über innere, ſeien es politiſche, oder Verwaltungsgegenſtände, die Rede iſt, und leicht möchte gerade in der althergebrachten Scheu vor dieſer Freiheit der eigentliche Grund zu dem Verſchiebungs-Antrag liegen. Die Vorbereitungs-Deputation kann ſich indeß, Alles wohl erwogen, nicht von deſſen Richtigkeit überzeugen. Die möglichen Nachtheile ſind:

1. Verbreitung irriger Meinungen im hieſigen Publikum über unſere innern Angelegenheiten. Aber, darf man nur dagegen fragen, wer ſoll denn ausmitteln, ob eine Meinung wahr oder irrig ſei? Ueberläßt man das einer bloß von der Regierungsgewalt ausgehenden Zenſurbehörde, ſo wird die Beurtheilung durchaus einſeitig und parteiiſch ausfallen und politiſche Schriftſtellerei ein blindes Werkzeug der Regierung, ſo daß es dann ungleich beſſer wäre, Druckſchriften über öffentliche Angelegenheiten durch ein förmliches Staatsgeſetz ein für allemal zu verbieten. Eine aus mehrern Elementen zuſammengeſetzte Zenſur würde dem freilich einigermaßen vorbauen; allein eine ſolche liegt nicht in der Idee des Verfaſſungs-Projekts und würde ein kaum zu verwirklichender Nothbehelf ſein. Im Allgemeinen kann einem kleinen Freiſtaate, der ohne Gemeingeiſt und vielverbreitete Theilnahme an den öffentlichen Beziehungen das unnützeſte Ding von der Welt iſt, freier Austauſch der Gedanken über ſolche Gegenſtände nicht anders als willkommen ſein; ja man kann wohl ſagen, es iſt das Element ſeines Lebens. Dieſer Austauſch geſchieht nun freilich ohnehin zu jeder Stunde auf die einfachſte Weiſe mündlich und handſchriftlich. Aber der durch den Druck hat doch in wichtigen Fällen den Vorzug allgemeinerer Verbreitung und kräftigerer Belebung des Gemeingeiſtes. Wer ſich durch den Druck

mittheilt, erkennt eben dadurch das ganze gebildete Publikum, nicht bloß das ſeiner Stadt, als Richter an. Er wird es alſo mit ſeinen Aeuſſerungen weit genauer, als mit bloß mündlichen oder handſchriftlichen, nehmen, und ſeine Irrthümer ſind unendlich minder gefährlich, als die auf die beiden letztgenannten Arten in Umlauf gebrachten, weil ſie offen auftreten und mit gleichen Waffen bekämpft werden können.

2. Der andere Nachtheil, welchen man zu fürchten ſcheint, iſt der: wenn Jeder über innere Angelegenheiten ſchreiben könne, was er wolle, ſo würden manche unſerm Staate ſchädliche Nachrichten und Vorſtellungen in das Ausland kommen. Hindern läßt ſich das aber nicht, ſo lange es auch auſſer Bremen Preſſen gibt und man nicht etwa, wie es allenfalls in großen deſpotiſchen Staaten möglich iſt, dem hieſigen Einwohner die Benutzung auswärtiger Druckereien mit Erfolg unterſagen kann. Ueberhaupt legt man ein viel zu großes Gewicht auf das Geheimhalten unſrer innern Verwaltungs- und Regierungs-Angelegenheiten, wodurch bisher mehr geſchadet als genützt ſein dürfte. In Hamburg, wo wegen der größern Bevölkerung die Preſſe ein weit unentbehrlicheres Vehikel, als bei uns iſt, genießt man in dieſer Hinſicht in der Praxis einer großen Freiheit, ohne daß bis jetzt irgend eine nachtheilige Folge ſichtbar geworden wäre.

Wo dieſe Freiheit begründet iſt, -- und das ſcheint vor allen Dingen zu ihrer Empfehlung zu dienen, — da wird nur der lichtſcheue, irgend einer unreinen Abſicht fröhnende Schriftſteller, welcher anonym bleiben und ſich der Rüge der einheimiſchen Geſetze entziehen will, ſich einer ausländiſchen Preſſe bedienen, und das Publikum hat mithin ſchon in dieſer einen Thatſache einen Maasſtab für ſeine Beurtheilung. Wo hingegen die Regierung ſich eine vorherige Zenſur anmaßt, da werden ſich gerade die Beſten oft gezwungen ſehen, zum Auslande ihre Zuflucht zu nehmen, um nur, was ihnen nützlich dünkt, ganz und rein herausſagen zu können. Sie werden das um ſo mehr, als ſchon der bloße Gedanke, bei Geiſtesarbeiten von einem andern Richter als dem Publikum abzuhängen, edlern Gemüthern unerträglich iſt.

Ein Einwurf gegen die Entfernung der Zenſur, welcher noch verdient erwogen zu werden, iſt der, es gebe Schriften, die unmittelbar durch ihr Erſcheinen ſelbſt höchſt ſchädlich wirken, z. B. ſolche, die geradezu die Grundlage der geſelligen Ordnung angreifen; Schriften, die zur Empörung auffordern, die dem ungebildeten Haufen Sittenloſigkeit und Religionsverachtung predigen u. dergl. Daß eine aufmerkſame und ihrer Pflichten eingedenke Regierung der Verbreitung ſolcher Schriften nicht ruhig zuſehen darf, iſt klar genug; allein die Vorbereitungs-Deputation iſt der Meinung, daß die Anwendung der allgemeinen polizeilichen Grundſätze hier vollkommen ausreicht. Iſt die verkehrte Tendenz in Schriften obiger Art ſo deutlich ausgeſprochen, daß ſie juriſtiſch in die Kategorie von Verbrechen oder Vergehen fallen, ſo wird es Sache der Polizei, die völlige Ausführung zu hindern. Indem ihr aber zur Pflicht gemacht wird, die Urheber oder Genoſſen dem Kriminal- und Polizei-Gericht zu denunziren, kann ſie ihre Wirkſamkeit, wie es ſich gebührt, nur eben gegen ſolche Schriften richten, die eine wirkliche

Rechtsverletzung enthalten. — Auf dieſelbe Weiſe ſteht der Polizei aus gleichem Grunde das Recht zu, die Verbreitung ſolcher aus dem Ausland eingeführten Schriften zu verbieten, ohne daß wir darum eine ſich über die ganze Literatur verbreitende Kontrolle, wie ſie im franzöſiſchen Regierungsſyſtem ihren Platz fand, herbeiwünſchen möchten.

Daß die Preſſe zu Privat-Beleidigungen und perſönlichen Schmähungen mißbraucht werden kann, iſt nicht zu läugnen. Allein auch mündlich und ſchriftlich kann man beleidigen, und doch iſt es noch keiner Regierung eingefallen, darum das Reden und Schreiben zu verbieten. Gedruckte Verleumdungen ſind gefährlicher, als die der andern Art, theils weil ſie ſich weiter verbreiten, theils weil der Verleumder leichter unerkannt bleiben kann. Den erſtern nun wirken die beſtehenden Kriminalgeſetze durch das höhere Maas der Strafe entgegen, dem letztern baut das Zenſurgeſetz ſelbſt, wie die Vorbereitungs-Deputation es vorſchlägt, hinlänglich vor. Uebrigens iſt auch hier die Wirkſamkeit der Polizei zur Verhinderung des noch nicht ausgeführten Vergehens unter den angegebenen Modifikationen keineswegs ausgeſchloſſen. Die Zenſur würde alſo fortan, mit der einzigen oben erwähnten Ausnahme, der Herrſchaft über die Geiſter, der ſie nun einmal nicht gewachſen iſt, entſagen, um als beſcheidene Dienerin der Polizei wieder zu erſcheinen.

In Folge dieſes Gutachtens und demſelben gemäß trug die *Bürgerſchaft* auf folgendes *Geſetz über die Preßfreiheit* an: Art. 1. In der Regel kann hieſelbſt Alles ohne vorhergehende Zenſur gedruckt und verkauft werden. 2. Verleger und Drucker müſſen jedesmal genannt ſein. 3. Der Verleger muß den Verfaſſer bei eigener perſönlicher Verantwortlichkeit, im Fall einer polizeilichen oder gerichtlichen Aufforderung, namhaft machen. 4. Der Verfaſſer einer Druckſchrift iſt nach den allgemeinen Grundſätzen von Verbrechen und Vergehen für deren Inhalt verantwortlich. 5. Verleger und Drucker haften ſubſidiariſch und ſolidariſch für den Verfaſſer, falls er im Augenblick der wider ihn verhängten Unterſuchung dem hieſigen Gerichtszwange nicht unterworfen ſein ſollte. Ob Verleger, Drucker und Verbreiter in einzelnen Fällen hauptſächlich haften, iſt nach allgemeinen Grundſätzen über die Genoſſenſchaft bei Verbrechen und Vergehen zu beurtheilen. 6. Die Polizei iſt befugt, den Druck und die Verbreitung von Schriften augenblicklich zu hemmen und alle vorläufige Sicherheitsmaasregeln zu nehmen, jedoch unter der ausdrücklichen Verpflichtung, daß ſie die Sache dem Unter-Kriminal- und Polizei-Gericht binnen vierundzwanzig Stunden als Verbrechen oder Vergehen förmlich denunziirt, und daß dieſe letztere Behörde ſpäteſtens innerhalb drei Tagen die Unterſuchung eingeleitet hat. Iſt eine dieſer Friſten nicht beobachtet, ſo wird das Verbot als aufgehoben betrachtet. 7. Inſerate in öffentlichen Blättern ſind einer vorherigen Prüfung der Polizei unterworfen, welche die Aufnahme unterſagen kann. Für dasjenige, was nach einer ſolchen Prüfung in dergleichen Blättern erſcheint, ſind Verleger und Drucker verantwortlich. 8. Für ſolche Schriften, welche ſich über auswärtige politiſche oder Regierungs-Angelegenheiten verbreiten (beſonders die Zeitungen), bleibt es einſtweilen bei der bisherigen Zenſur, bis ſich

ergeben haben wird, ob in dieſer Hinſicht allgemeine Reichs- oder Bundes-Beſchlüſſe ſtatt finden werden. Sollten ſolche aber nach Jahresfriſt noch nicht erfolgt ſein, ſo iſt dieſer Artikel einer gemeinſamen Reviſion von Rath und Bürgerſchaft zu unterwerfen. 9. Die in den obigen Artikeln ausgeſprochenen Grundſätze können nur durch abſolut gebietende oder verbietende Beſtimmungen der künftigen Reichs- oder Bundes-Gewalt, oder durch Rath- und Bürger-Schluß aufgehoben werden.

Ueber dieſen Antrag ſetzte der Senat von Bremen ſeine Erklärung aus, und inzwiſchen erſchienen die Beſchlüſſe von Karlsbad und Frankfurt.

Die Hinrichtung Sands.

Mannheim, den 20 März 1820.

Heute früh fand die Hinrichtung Sands ſtatt. Schon geſtern Abend lagen 2000 Mann Infanterie und 600 Dragoner in unſern Mauern. Der Zufluß von Fremden war nicht ſo bedeutend, als man erwartete. Auf der Wieſe am Heidelberger Thor war das Schaffot errichtet, und unter dem Gerüſte ſtand ein Sarg von rohem Eichenholz. Den Richtplatz umgab ein Bataillon Infanterie, und hielt die Zuſchauer in ziemlicher Entfernung. Der Scharfrichter Windtmann von Heidelberg erſchien mit ſeinem Gehilfen in ſchwarzer Kleidung, hatte einen biebernen Garrik übergeworfen, unter dem er ein großes Schwert hervorzog. Die dampfenden Pfeifen und das Frühſtück der Henker auf der Bühne bildeten einen ſchneidenden Gegenſatz mit den Empfindungen des Augenblicks. Gegen 6 Uhr erſchien der Zug. Voran der General v. Neuenſtein mit ſeinem Stabe, hierauf Dragoner, dann eine offene Kaleſche mit zwei Pferden beſpannt, auf dem Bock zwei Zuchthausdiener. Im Wagen ſaß Sand und ihm zur Linken der Oberzuchtmeiſter. Die Kaleſche fuhr in langſamem Schritte, und oft riefen Stimmen: „leb wohl Sand", denen er freundlich dankte. Er war heiter und fröhlich; lächelte und grüßte die Umſtehenden. Der Anblick des Schaffots ſchien nicht den mindeſten Eindruck auf ihn zu machen. Sein Geſicht trug den Stempel des Leidens, allein Sanftmuth konnte man nicht, wenigſtens nicht vorherrſchend, darin finden. Der Mund war etwas verzerrt, die Augen leuchteten. Seine Züge waren, ohne gerade ſchön zu ſein, intereſſant und voll Geiſt. Rabenſchwarzes, ſehr dichtes Haar umfloß Nacken und Schulter. Kein Schnurrbart, allein ein außerordentlich ſtarker Knebelbart deckte ſein Kinn. Die Stirne war offen und frei, allein die Geſichtszüge hatten im Allgemeinen nichts Jugendliches mehr. Seine Kleidung war ein altdeutſcher Rock von dunkelgrauem Tuch mit Sammet beſetzt, den Hemdkragen überhängend, weiße leinene Beinkleider und ein wollenes Wamms. Der Kopf war entblößt. — Mit freundlich lächelndem Geſicht ſtieg er aus dem Wagen, und geſtützt auf zwei Zuchtknechte auf das Gerüſte. — Hier überſah er die ganze Menge und trat vor an die Schranken des Gerüſtes, als wolle er ſprechen. Der Stadtdirektor näherte ſich ihm und fragte: Was haben

Sie noch zu ſprechen? während dem ein Offizier zu den Tambouren hineilte. Sand: „Ich wünſchte zu ſprechen von Tod und Ewigkeit.“ Stadtdirektor: Ich hoffe, Sie werden in Ihrem letzten Augenblicke nicht meineidig an Ihrem Worte werden. Sand fuhr bei dieſen Worten zuſammen, erhob den rechten Arm, als wolle er ihn gegen den Himmel ſtrecken, und indem er die beiden vordern Finger ſchwörend geſtaltete, ſprach er: „Du weißt es, Gott, daß ich es gethan für Deutſchlands Wohl!“ Hierauf ließ er ſein Schnupftuch mit großer Heftigkeit aus ſeiner Linken fallen und ſtellte ſich vor ſeinen Stuhl, wo ihm dann das Urtheil nochmals vorgeleſen wurde, welches beinahe eine Viertelſtunde dauerte. Jetzt nahmen ihn die Henker in Beſchlag. Er wurde mit Stricken um den Leib feſtgebunden, wobei er äuſſerte, daß ihn ſeine Wunde ſchmerze und ſeine Nerven ſehr angegriffen ſeien; er bat, nicht ſo feſt zu binden und verſprach dennoch ruhig zu ſein. Auch ermunterte er noch den Scharfrichter, nur friſch zuzuſchlagen und nicht die Faſſung zu verlieren, wenn er auch dreimal ſchlagen müſſe. Die Haare wurden abgeſchnitten, die Augen verbunden, und das Haupt fiel nach zwei Streichen, wovon jedoch der erſte ſchon tödtlich war. Der Kopf wurde gezeigt, ſammt dem Körper mit den Kleidern in den Sarg gelegt und durch das Militär in die Stadt eskortirt. Dieſen Abend wird er auf dem lutheriſchen Kirchhofe begraben. Während den langen Vorkehrungen zur Hinrichtung fiel ein Soldat aus den Reihen ohnmächtig nieder.

Keine Unruhe ſtörte den geſetzlichen Gang. Nachher kauften eine Menge Menſchen von den Henkersknechten blutige Splitter und tauchten Tücher in Sands Blut. Er hatte ſehr wenig, und nach dem Hiebe ſtrömte es nicht mit der gewöhnlichen Heftigkeit aus dem Körper. Das zur Exekution beorderte Perſonale zeigte ſich ſehr human, und unter den Zuſchauern blieb kaum ein Auge trocken.

Intelligenzblätter
zu den
Ueberlieferungen zur Geſchichte unſerer Zeit.

B. Sauerländer in Aarau, Wallis in Konſtanz, Huber u. Komp. in St. Gallen, Orell u. Komp., Ziegler u. Söhne in Zürich, ſo wie in allen ſoliden Buchhandlungen Deutſchlands, iſt zu haben:

Theoretiſch-praktiſche Anleitung
zur
Forſtgehaubeſtimmung,
oder
Taxation und Regulirung der Waldungen;
zum Selbſtunterricht
ſowohl für Forſtlehrlinge, niedere und höhere Forſtbeamte, als auch für die mit Forſtgeſchäften ſich befaſſenden Wirthſchaftsräthe, Verwalter und Waldeigenthümer ſelbſt, welche ihre Wälder auf eine ſichere und wenig koſtſpielige Art reguliren laſſen wollen.

Verfaßt von
Johann Anton Schmitt,
k. k. erſtem und ordentlichem Profeſſor der Forſtwiſſenſchaft an der k. k. Forſtlehranſtalt zu Mariabrunn bei Wien, der k. k. Landwirthſchaftsgeſellſchaft in Wien wirklichem, und der Herzogl. Sachſen-Gotha- und Meinungenſchen Sozietät der Forſt- und Jagdkunde zu Dreißigacker ordentlichem Mitgliede.

Zwei Bände, mit acht Forſtkarten. gr. 8. Wien, Gerold. 1819. 21 Fr. 12 S.

In dieſem Werke hat der Herr Verfaſſer, der ſchon durch ſeine frühern Forſtſchriften vortheilhaft bekannt iſt, ein neues Syſtem über die Taxation und Regulirung der Waldungen aufgeſtellt, welches nach dem Urtheile einſichtsvoller und ſachkundiger Männer in dem Maaße gut gelungen iſt, daß es die Aufmerkſamkeit aller niedern und höhern Forſtbeamten und der mit Forſtgeſchäften befaßten Verwalter, Wirthſchaftsräthe und Waldeigenthümer ſelbſt verdient.

Das in dieſem Werke aufgeſtellte Syſtem iſt in dem größten und waldreichſten wie in dem kleinſten Staate mit einem geringen Zeit- und Koſtenaufwand ausführbar, und gewährt überdies die Sicherheit, daß jeder nach demſelben regulirte und behandelt werdende Wald oder Forſt nachhaltig bewirthſchaftet, und gerade in der zum gehörigen Erwachſen der Waldbeſtände feſtgeſetzten Umtriebszeit abgetrieben und benutzt werden wird.

Den niedern Forſtbeamten verſchafft es insbeſondere eine konzentrirte Ueberſicht über den Betrieb der jährlichen Hauungen, der nöthigen Forſtverbeſſerungen, und zugleich eine fortwährende Gelegenheit, ihre Ordnungsliebe und Pünktlichkeit in jener Geſchäftsführung an den Tag zu legen.

Die höhern Forſtbeamten ſetzt die Ausführung deſſelben in den Stand, die jährlichen Hauungen und Forſtverbeſſerungen mit der möglichſten Leichtigkeit zu überſehen, zu leiten und zu kontroliren.

Die Waldeigenthümer endlich, welche dieſes Syſtem in Ausführung bringen laſſen, werden, wenn ihnen darum zu thun iſt, von Zeit zu Zeit zu erfahren, wie es denn mit dem Betrieb der Bewirthſchaftung ihrer Wälder ſteht, in einem einzigen Regiſter, in dem Forſtwirthſchafts-Regiſter, in welchem die Reſultate aller vorgenommenen Unterſuchungen und Beſtimmungen konzentrirt ſind, mit Schnelligkeit überſehen, ob und was zum Behuf der nachhaltigen und pfleglichen Forſtbewirthſchaftung bereits ſchon geſchehen iſt, und künftig noch von Zeit zu Zeit zu geſchehen hat.

**Herabgeſetzter Preis
zweier ſehr wichtigen Werke:**

Hermbſtädt, Sig. Fr., (königl. preuß. Geheimer Rath und Ritter u. ſ. w.) Bulletin des Neueſten und Wiſſenswürdigſten aus der Naturwiſſenſchaft, ſo wie den Künſten, Manufakturen, techniſchen Gewerben, der Landwirthſchaft und der bürgerlichen Haushaltung; für gebildete Leſer und Leſerinnen aus allen Ständen. 15 Bände. gr. 8. Engliſch Druckpapier. Mit 40 Kupf. und vielen Holzſchnitten. 1809—1813. 8 fr. komplet 120 fr.

(Der Verleger hat ſich entſchloſſen, ſo weit der kleine Vorrath reicht, dieſes Werk um die Hälfte des bisherigen Preiſes oder zu 60 fr. baar abzulaſſen.

Hermbſtädt, Sigism. Fr., Muſeum des Neueſten und Wiſſenswürdigſten aus dem Gebiete der Naturwiſſenſchaft, der Künſte, der Fabriken, der Manufakturen, der techniſchen Gewerbe, der Landwirthſchaft, der Produkten-, Waaren- und Handelskunde und der bürgerlichen Haushaltung; für gebildete Leſer u. Leſerinnen aus allen Ständen. gr. 8. Mit Kupfern u. Holzſchnitten. 1814—1818. 15 Bde. à Bd. 7 fr. 10 ſ. komplet 112 fr. 10 ſ.

Herabgeſetzter Preis jetzt baar zu 56 fr. 5 ſ.

Berlin, Druck und Verlag von C. F. Amelang,
Brüder-Straße Nro. 11.
und in allen Buchhandlungen Deutſchlands, der Schweiz, Oeſterreichs, Rußlands, Dänemarks u. der Niederlande.

Neue Verlagsbücher
von
H. R. Sauerländer in Aarau.

Allemanniſche Gedichte.
Von J. P. Hebel.
Fünfte vollſtändige Originalausgabe.
Mit vier Kupfern.

Auf Velinpapier 4 fl. 30 kr. oder 3 Rthlr.
Auf ſchönem Druckpapier 3 fl. oder 2 Rthlr.
Auf ordinärem Druckpapier 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Es iſt die Erſcheinung dieſer neuen ganz vollſtändigen Ausgabe ſchon längſt ſehnlich erwartet worden, und ſicher wird ſie nun eine gleich wohlwollende Aufnahme, wie die frühern finden. Der Verleger darf ſich ſchmeicheln, daß das Aeuſſere dem innern Werthe entſpricht.

Die Bienenhaushaltung und Bienenpflege
Nach eigenen Erfahrungen
von
Pfarrer Rumpf.
Nebſt einem Nachtrag über die Bienenzucht von Müller Ripſtein.
Mit Zeichnungen auf Steindruck.
Preis 36 kr. oder 10 Gr.

Die größern Werke über die Bienenzucht ſind für viele Landleute zu theuer, und auch oft zu weitläufig. In dieſer Schrift werden nur die weſentlichen Theile der Bienenzucht ausführlich behandelt, und alles iſt darin auf eigene Erfahrung und Beobachtung gegründet.

Bruchſtücke
aus den
Ruinen meines Lebens.
Von H*****
Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Dieſe in mancher Beziehung ſehr merkwürdige Biographie wird von der groſſen Leſewelt mit vieler Theilnahme aufgenommen werden. Darſtellung und Inhalt iſt äuſſerſt anziehend und lebendig. Der Druck dieſer Schrift wird in wenigen Wochen beendiget, und dann allgemein im Buchhandel verſendet werden.

Der Chriſt vor Gott.
Ermunterungen zur Tugend und Gottſeligkeit.
Erſter und zweiter Jahrgang, jeder 3 fl. oder 2 Rthlr.

Dieſe Sammlung von Erbauungsreden erſchien nach den Stunden der Andacht, und iſt für die Beſitzer derſelben ein empfehlenswerther Nachtrag; mit dem zweiten Jahrgang iſt dieſe Sammlung geſchloſſen; als Verfaſſer derſelben hat ſich bereits Herr Triumvir Veith in Schaffhauſen genannt; der Herr Verfaſſer des erſten Jahrgangs iſt ein geiſtvoller Kanzelredner der katholiſchen Kirche, deſſen Name jedoch noch verſchwiegen bleiben ſoll.

Die vollſtändige Sammlung der von 1811 bis 1820, alſo aus zehn Jahrgängen beſtehenden:

Erheiterungen,
von
Heinrich Zſchokke und ſeinen Freunden,

habe ich ſtatt des bisherigen Ladenpreiſes von 82 fl. 30 kr. rheinl. oder 48 Rthlr. 8 Gr. ſächſ. auf einen Netto-Preis von 44 fl. oder 26 Rthlr. ſächſ. herabgeſetzt, und werde ganz vollſtändige Exemplare um dieſen äuſſerſt wohlfeilen Preis an diejenigen Perſonen erlaſſen, welche ſich dafür noch frühzeitig melden, weil der Vorrath nicht mehr bedeutend iſt; man kann ſich dieſe Sammlung auch durch jede Buchhandlung um dieſen Preis verſchaffen.

Eugenia von Nordenſtern.
Von
M. v. Pfiſter.
Zwei Theile mit ſchönen Kupfern von Eßlinger geſtochen.
Preis 5 fl. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Dieſe mit ſeltenem Fleiß vollendete Geſchichte in Briefen wird von den Freunden der belletriſtiſchen Literatur mit verdientem Beifall aufgenommen werden. Der treffliche Verfaſſer, als er kaum dieſe Arbeit beendiget hatte, verließ dieſe Welt, wo ſein Andenken noch lange theuer bleiben wird.

Neue praktiſche
Franzöſiſche Grammatik.
Oder
vollſtändiger Unterricht in der franzöſiſchen Sprache.
Von C. Hirzel.
Preis 54 kr. oder 14 Gr.

Der Verf. dieſer Sprachlehre iſt unverkennbar ein Mann, der ſich durch gründliches Studium der beſten wiſſenſchaftlichen Werke über die franzöſiſche Sprache und vieljährigen Unter-

…t in derſelben zur Abfaſſung eines ſolchen Werkes eignet. …eine Grammatik zeichnet ſich daher im Ganzen durch Genau…keit, lichtvolle Anordnung und Reichthum der Materien bei …ndiger Gedrängtheit ſehr vortheilhaft aus, und überall, von …r Ausſprache an bis zur Syntax, ſind die Bedürfniſſe der …hrenden und der Lernenden gleich ſtark berückſichtigt. In …m erſten und größern Theile, welcher faſt ganz aus Bei…ſpielen und deutſchen Uebungsſtücken beſteht, deren Inhalt …an bei dem erſten Anblick, wenigſtens theilweiſe, eher für …e Unterhaltung und den Zeitvertreib, als zur eigentlich …ſſenſchaftlichen Belehrung geeignet finden dürfte, der aber …r näherer Prüfung durchgehends als paſſende Anwendung …überhin erklärter Regeln erſcheint, iſt das Weſen und die …igenthümlichkeit beider Sprachen, hauptſächlich in denjenigen …unkten, welche am meiſten von einander abweichen, mit ſel…ner Sorgfalt und Umſicht herausgehoben und einander gegen…ber geſtellt. Die zweite Abtheilung, welche franzöſiſch ge…ſchrieben iſt, wird auch dem geübtern Lehrer noch manches …eue und Willkommene darbieten. Wir können uns nicht …thalten, die Ueberſchriften von einigen Kapiteln dieſer letz…ten anzuführen: Von den Homonymen; von den Germanismen; …on den Gallicismen nebſt einer Sammlung von ſprichwörtli…chen Redensarten und Sprichwörtern; eine ausführliche Ab…handlung der Lehre vom Particip; Sammlung barbariſcher und …alſcher Wörter und Redensarten; von den Synonymen und …andern oft verwechſelten Ausdrücken; ſo wie endlich auch von …r Anwendung der in dem Buche entwickelten Anfangsgründe. …er Inhalt dieſes Abſchnittes, dem dann noch eigens gewählte …ſeübungen folgen, ſoll hauptſächlich dem Lehrer als An…leitung dienen, wie er nach Erlernung des grammatikaliſch-…oretiſchen Theils der Sprachfertigkeit ſeine Schüler ferner …ſtigen müſſe. In beiden Abtheilungen ſind die Beiſpiele …r Uebung ſehr gewählt, und verbinden, fern von der gewöhn…lichen Fadheit, mit richtiger Anwendung der grammatiſchen …e den Reiz des Anziehenden und des Intereſſanten. — …in voller Ueberzeugung dürfen wir alſo dieſes Werk zum …ffentlichen ſowohl als zum Privatunterricht empfehlen.

G o t t h o l d
…er wackere Seelſorger auf dem Lande,

von

J. G. T o b l e r.

Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Man wird in dieſem guten Buche manches Belehrende …nd Treffliche finden, und es mit Recht als Seitenſtück zu …em beliebten G o l d m a c h e r d o r f betrachten.

D i e
…roßmama in der Wochenſtube.

Guter Rath für angehende Mütter über die erſte Kinderpflege.

…n einer Sammlung ächter Familienbriefe mitgetheilt von einer Jugendfreundin.

Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Dieſe ganz für das wirkliche Leben beſtimmte und für alle …tände gleich lehrreiche Schrift wird den guten Müttern, die ſie näher prüfen und aufmerkſam leſen, ſo zu ſagen unentbehrlich werden. Der Druck derſelben wird in wenigen Wochen beendiget ſein.

I d e a l e f ü r a l l e S t ä n d e
o d e r
M o r a l i n B i l d e r n.

Preis 3 fl. 45 kr. oder 2 Rthlr. 12 Gr.

Es verdient dieſes lehrreiche Werk mehr allgemeiner bekannt zu werden. Eine Sittenlehre im gefälligen Gewand von Bildern für jeden Stand bearbeitet, war noch ein unerfülltes Bedürfniß für die Menſchheit. Der treffliche Verfaſſer deſſelben iſt Herr Dekan K e l l e r, ein wahrhaft hochwürdiger Diener des Herrn, den man wegen dieſer ſeiner geiſtvollen Arbeit ebenfalls auf niedrige Weiſe ſchon verketzerte, und der darum ſelbſt auch ſeinen Namen nicht mehr geheim gehalten wiſſen will. Wer die Wahrheit ſucht, darf die Stimmen nicht zählen, ſagt L e ſ ſ i n g, und wer in dermaliger Zeit den Ketzernamen ſcheut, und Splitterrichtern entgehen will, der lege lieber die Feder nieder, wenn ihn die Luſt anwandelt, etwas V e r n ü n f t i g e s zu ſchreiben, ſagt der Verfaſſer in ſeiner Vorrede zu obigem Werk.

D i e P r i n z e ſ ſ i n n e n.
V o n
S t a r k l o f.
Zwei Theile, wohlfeilere Ausgabe.

Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Die fortdauernde Nachfrage nach dieſem Werke hat mich überzeugt, daß es fortwährend mit Beifall geleſen, und durch eine wohlfeilere Ausgabe noch in viele Hände gelangen wird.

S t u n d e n d e r A n d a c h t
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

A c h t B ä n d e.
Fünfte verbeſſerte Original-Ausgabe.

Auf weißem Druckpapier 8 fl. 15 kr. oder 5 Rthlr. 12 Gr.
Auf ordinär. Druckpapier 5 fl. 30 kr. oder 3 Rthlr. 16 Gr.
In Partiepreiſen zu fünf Exemplaren, nebſt einem Freiexemplar für Unbemittelte:
Auf weißem Druckpapier 33 fl. oder 22 Rthlr.
Auf ordin. Druckpapier 22 fl. oder 15 Rthlr.

Dieſe neue fünfte Ausgabe iſt nochmals mit Sorgfalt durchgeſehen worden, und ich darf die beſtimmte Zuſicherung ertheilen, daß ſie für alle Konfeſſionen gleich erbauungsvoll

bleibt, und keine derſelben darin in Glaubensſachen etwas Anſtößiges finden wird. Man überzeuge ſich ſelbſt nach Erſcheinung der acht Bände, und das erhobene fanatiſche Geſchrei wird ſelbſt auf Chriſten der katholiſchen Kirche auch nicht den mindeſten Eindruck mehr machen.

Die einzelnen Bände werden auch ferner unter ihren beſondern Titeln um die beigeſetzten Preiſe abgegeben:

Andachtsbuch einer chriſtlichen Familie in vier Bänden; auf weißem Papier 6 fl. oder 4 Rthlr.; auf ordinärem Papier 4 fl. oder 2 Rthlr. 16 Gr.

Andachtsbuch für die erwachſene Jugend; auf weißem Papier 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr., auf ordinärem Papier 1 fl. oder 16 Gr.

Gott in der Natur. Betrachtungen über die Werke des Schöpfers; auf weißem Papier 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr., auf ordin. Papier 1 fl. oder 16 gr.

Der Chriſt und die Ewigkeit. Betrachtungen über Unſterblichkeit und Wiederſehen; auf weißem Druckpapier 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr., auf ordinärem Druckpapier 1 fl. oder 16 gr.

Das Reich Jeſu auf Erden. Betrachtungen über die Schickſale unſerer Religion; auf weißem Papier 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr., auf ord. Pap. 1 fl. oder 16 gr.

Die vier erſten Bände dieſer neuen fünften Auflage ſind bereits im Druck beendiget, und die vier letzten Bände werden es bis im nächſten Herbſtmonat ſein. In allen Buchhandlungen wird das vollſtändige Werk dann überall vorräthig zu haben ſein.

Ueberlieferungen
zur
Geſchichte unſerer Zeit.

Herausgegeben von Heinrich Zſchokke.

Erſter bis dritter Jahrgang 1817 — 1819 im herabgeſetzten Preis von 33 fl. auf 22 fl., oder von 21 Rthlr. auf 14 Rthlr.
Der vierte Jahrgang 1820 koſtet 11 fl. oder 7 Rthlr.

Durch die öftern Anfragen ſehe ich mich veranlaßt, von dieſer gehaltreichen hiſtoriſchen Sammlung die drei erſten Jahrgänge zu obigem Partheipreis zu erlaſſen, um die Anſchaffung derſelben möglichſt zu erleichtern; man findet dieſe drei Jahrgänge in allen Buchhandlungen gleich vorräthig, und auf den vierten Jahrgang können die Beſtellungen baldigſt beſorgt werden.

Vom Geiſt des deutſchen Volks
im
Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Von H. Zſchokke.

Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Dies iſt ein beſonderer Abdruck der in den Ueberlieferungen gegebenen Ueberſicht von Deutſchlands jüngſten Schickſalen; ſie verdient allgemeiner bekannt und geleſen zu werden, und ſie wird bei Manchen die bisherige Anſicht der Dinge verändern, oder mit mehr Würde und Zuverſicht urtheilen lehren.

Nachſtehende drei Werke werden noch innerhalb einiger Monate nach und nach die Preſſe bei mir verlaſſen:

Die Staats-National-Bildung
von
Julius Grafen von Soden.

Der baieriſchen Geſchichten
Erſtes und zweites Buch.
Erſter Band.
Zweite verbeſſerte Ausgabe.

Handbuch
des
Schweizeriſchen Staatsrechts.
Zweite berichtigte und vervollſtändigte Ausgabe.

Die Erſcheinung obiger Werke, ſobald ſolche im Druck beendiget ſind, wird durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht werden.

Folgende zwei Zeitungsblätter erſcheinen ununterbrochen in meinem Verlage:

Aarauer Zeitung.
Siebenter Jahrgang 1820.

Preis 5 fl. 15 kr. oder 4 Rthlr. 20 Gr.

Es werden wöchentlich drei Stücke davon ausgegeben, und man kann ſich für den halben oder ganzen Jahrgang bei allen löbl. Poſtämtern darauf abonniren; es erſcheinen auch wöchentliche Beilagen dazu, die beſonders zu allerhand Nachrichten und Bekanntmachungen geeignet ſind, und die in der Schweiz hauptſächlich allgemein bekannt werden, da dieſe Zeitung in allen Kantonen viel geleſen iſt.

Der aufrichtige und wohlerfahrne
Schweizer-Bote.
Neunzehnter Jahrgang 1820.

Preis 2 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Von dieſem in der Eidsgenoſſenſchaft unter allen Ständen beliebten Volksblatt erſcheint wöchentlich ein Stück ſammt Nachläufer oder Beilage, welche ebenfalls zu allgemeinen Anzeigen empfohlen werden kann; auch für dieſes Blatt abonnirt man ſich für den ganzen oder halben Jahrgang bei allen löbl. Poſtämtern.

Die ſämmtlichen hier angezeigten neuen Verlagsbücher findet man in allen Buchhandlungen Deutſchlands und der Schweiz vorräthig, oder man kann ſich ſolche durch dieſe verſchaffen. Wer ſich mit Beſtellungen für mehrere Exemplare direkte an den Verleger wenden will, erhält von dem Ladenpreis einen billigen Rabat.

H. R. Sauerländer.

Digitized by Google

I n h a l t.

Ueber Größe und Untergang des Freiſtaats Venedig. S. 293
Mannigfaltiges. Aus Spanien: Schluß der Bemerkungen über den religiöſen und wiſſenſchaftlichen Zuſtand Spaniens im Jahr 1819. — 326
Aus Deutſchland: Der Senat von Bremen über Preßfreiheit. — 334
— — Die Hinrichtung Sands. — 339

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint monatlich ein Heft, jedesmal ſechs bis ſieben Bogen ſtark, nebſt einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang beſteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht beſonders erlaſſen werden, ſondern das Abonnement iſt für einen ganzen Jahrgang feſtgeſetzt; dafür iſt der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheiniſch, und in Norddeutſchland franko Leipzig 7 Rthlr. ſächſiſch. — Jede gute Buchhandlung in Deutſchland und in der Schweiz, ſo wie alle Poſtämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Beſtellungen darauf an; die Verſendungen der Hefte geſchehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und literariſche Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinſte Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreiſes dieſer Zeitſchrift. Beiträge für dieſelbe können unter der Adreſſe des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Poſt eingeſandt werden; in weiterer Entfernung können ſolche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an Herrn David Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Chriſtian Wilhelm Vogel mit einem beſondern Couvert verſehen und mit der Bemerkung: zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen, abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Verſendungen an mich abgehen, wo ſolche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Ueberlieferungen

zur

Geſchichte unſerer Zeit.

Jahrgang 1820.

Auguſt = Heft.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Ueber Größe und Untergang des Freiſtaats Venedig.

(Beſchluß.)

10.

Stürme, die dem Untergange vorangehen.

So war das Innere Venedigs, als (im J. 1789) die alten, ſtaatsthümlichen Ordnungen Frankreichs durch die Noth des dortiges Volks, durch den Widerſpruch beſtehender Einrichtungen mit den Bedürfniſſen und Einſichten der Nation, durch die hartnäckige Selbſtſucht der Geiſtlichkeit und des Adels, durch die Zerrüttung des öffentlichen Haushalts und durch die Mißgriffe einer übelgeleiteten Regierung ſich aufzulöſen begannen, und bald unter ſtürmiſchen Erſchütterungen gänzlich zuſammenbrachen. Der ganze Welttheil gerieth in Bewegung.

Antonio Capello, damaliger venediſcher Geſandter zu Paris, wachſam über die Ereigniſſe der Zeit, mahnte ſeine Regierung, aus ihrer Sicherheit hervorzugehen, ſich auf auſſerordentliche Erſcheinungen gefaßt zu machen, und nicht länger zu glauben, daß ſie eines behaglichen Friedens genieſſen werde, wenn das geſammte Europa in einen ungeheuern Krieg geſtürzt würde.

In ruhigen Alltagszeiten können die alltäglichſten Menſchen, wenn Herkunft oder Vermögen ihren bloden Verſtand unterſtützen, für ganz vorzüglich gelten und ſich ſelbſt dafür halten; eben ſo können Regierungen in gewöhnlichen Zeiten mit einem Schein von Weisheit und Kraft und Würde glänzen, weil das einmal aufgezogene Uhrwerk des Staats von ſelbſt läuft. Schmeichelei oder Eigenliebe halten das für Kunſt des Steuermanns, was Wind und Wellen von ſelbſt thun. Aber im Sturm erſt wird des Mannes Werth am Ruder offenbar.

Die venediſche Regierung hatte noch das Vorurtheil Europens für ſich; ſie ſelbſt beſaß noch ein größeres von ihrer Vortrefflichkeit. Die Zeit der Prüfung erſchien und enttäuſchte ſie und alle Welt. Man hatte noch große Namen aus der Vorzeit und große Worte in der Gegenwart, aber nur für beſchränkte Anſichten und kleinliche Intereſſen. Nach einem ſebenzigjährigen Frieden fühlte man keine Kraft oder Luſt mehr, bequemliche Ruhe gegen wagende Thätigkeit zu vertauſchen. Die bisherige Gleichgültigkeit gegen das Kriegsweſen blieb, wie ſie war, wenn ſchon der ganze Welttheil vom Waffengeräuſch voll ward. Das Bewußtſein der Schwäche verbarg ſich hinter vornehmen Redensarten, die Trägheit hinter dem Schilde der Unparteiſamkeit, und die Feigheit trotzte auf die Heiligkeit der Unſchuld. Man bildete ſich ein, die großen Weltangelegenheiten, wie etwa Stadtſachen, mit Polizeimaasregeln abthun zu können, und vertraute voll blinden Glaubens dem allſehenden Auge der Staatsinquiſition. Man ſcheute

ſogar, ſich mit großen Mächten zu verbinden und für Nothfälle Stärke zu gewinnen. Dagegen machte man Zeitungen Krieg, ſtiftete Zenſuren und unterdrückte freimaureriſche Geſellſchaften. Mit dieſer Klugheit hoffte man die Gewitter Europens zu beſchwören.

Die größern Mächte des Welttheils traten gegen Frankreich in Bund. Es war für Oeſterreich wichtig, wenn Italien Schauplatz des Krieges ward, ſich mit ſeinen Heeren hier unbeengt bewegen zu können; Freiheit zu haben, ſeinen Kriegsvölkern Verſtärkungen auf den kürzeſten Wegen, auch über fremde Gebiete, zuzuſenden. Die italieniſchen Staaten wurden zur Theilnahme am großen Bündniß der Könige aufgefordert.

Die venediſche Regierung gerieth in Beſtürzung. Sie war durch das Gefühl ihrer Ohnmächtigkeit, wie ihres Haſſes gegen die vom franzöſiſchen Volk verkündeten Grundſätze der Freiheit, gleich ſehr gereizt und gehemmt. Zu muthlos, um mit dem übrigen Europa in Verbindung zu treten, und zu erbittert gegen Frankreichs Beginnen, verkündete ſie die Nothwendigkeit einer ſtrengen Neutralität, und hatte doch keine Luſt, ſie zu halten. So verlor ſie ſich ſchwankend in eine Halbheit von Maasregeln, die ihre Unfähigkeit, der Größe der Gegenwart gewachſen zu ſein, beurkundeten, und verrieth ſie eben dadurch ihre Schwäche, wodurch ſie dieſelbe zu verbergen ſich ſchmeichelte. Sie erklärte dem Wiener Hofe, daß ſie ſich nie von der angenommenen und bisher behaupteten Unparteiſamkeit in den Staatshändeln Europens entfernen werde; aber ſah mit ſchweigendem Wohlgefallen Mißhandlungen franzöſiſcher Bürger und Schiffe auf ihrem Gebiet durch den aufgehetzten Pöbel verübt, oder Verfolgungen ſolcher, die ſich der Sache Frankreichs günſtig zeigten. Sie brüſtete ſich mit den Grundſätzen der Unpartheiſamkeit in Paris, aber geſtattete den Durchzug öſterreichiſcher Kriegsvölker nach Italien, und ermahnte Genua dringend, den Franzoſen keinen zu erlauben. Sie weigerte ſich, als der franzöſiſche Thron umgeſtürzt war, einen Geſandten der franzöſiſchen Republik bei ſich anzuerkennen, aber unterhandelte dennoch mit ihm, und zwar vermittelſt ſeines Geheimſchreibers, weil der Name Republik nicht in deſſen Vollmachten ſtand. Auf die geſchehene Anzeige vom Daſein einer franzöſiſchen Republik ward geantwortet: „Venedig werde nicht von den erſten, aber auch nicht von den letzten ſein, die Republik anzuerkennen.“

Es fehlte im Senat nicht an einzelnen Männern, welche, als ſich in Italien, nach einer Reihe von Schlachten, die Gefahr mehrte, zur Entſchloſſenheit aufforderten. Franceſco Peſaro, der Prokurator, mahnte daran (April 1794), es ſei mit eiteln Neutralitätserklärungen nicht geholfen, wenn man dem Worte nicht durch Waffen Gewicht zu geben wiſſe. Wirklich durchzuckte eine augenblickliche Begeiſterung einmal den venediſchen Rath. Er beſchloß die feſten Plätze in Stand zu ſetzen, das ſchwere Geſchütz in Ordnung zu bringen, die Landwehren aufzubieten und einzurichten, und das ſtehende Heer bis auf 40,000 Mann zu vermehren. Allein die Beſchlüſſe blieben unvollzogen. Es fehlte an Entſchloſſenheit und Geld. Dreimal donnerte Franceſco Peſaro im Senat gegen die Unthätigkeit. Es hieß aber: Wir haben keine fähigen Hauptleute; der Schatz und die Magazine ſind leer; die jährlichen Ausgaben ſind um 600,000

Dukaten geringer, als die Einnahmen. — Wirklich wurden auch nur ungefähr 7000 Mann Kriegsvolk aufgeſtellt und eben ſo langſam, als mühſam, unter die Fahnen gebracht. Ja, man ſagte ſich ſogar ganz unverhohlen: Bewaffnet oder unbewaffnet, wir werden uns immer von den Verbündeten oder von den Franzoſen gefallen laſſen müſſen, was ſie thun wollen. So zaghafter Geiſt beherrſchte die Regierung, daß ſie in die unausſprechlichſte Verlegenheit gerieth, als ſie eines Tages (November 1794) in öffentlichen Blättern die Zuſchrift eines Departements im mittägigen Frankreich an den damaligen Nationalkonvent las, worin der Verfaſſer, aus Unkunde der Dinge, indem er gegen die verbündeten Mächte deklamirte, auch Venedig unter die offenen Feinde Frankreichs gezählt hatte. Sogleich bereute man die voreilige Keckheit, den Geſandten der franzöſiſchen Republik nicht anerkannt zu haben, und beeilte ſich zuvorkommend, den Fehlſchritt gut zu machen. Man nahm den Geſandten auf; man anerkannte die Republik; man ſchickte einen venediſchen Botſchafter nach Paris (Juli 1795), und wies, auf das bloße Verlangen des franzöſiſchen Direktoriums, den König Ludwig XVIII aus dem Lande fort, wo derſelbe bisher als Graf von Lille zu Verona eine Zuflucht gefunden hatte. Hundert und vierundvierzig Stimmen gegen dreiundvierzig ſprachen (April 1796) die Verbannung aus. „Ich will abreiſen," ſagte der König, als ihm der Befehl bekannt gemacht ward: „aber man reiche mir das goldene Buch her, damit ich den Namen meiner Familie darin ausſtreiche, und gebe mir die Rüſtung meines Ahnherrn Heinrich IV wieder, womit ſeine Freundſchaft die Republik beſchenkt hatte."

Bonaparte eröffnete zu derſelben Zeit ſeinen erſten Feldzug in Italien. Es folgten die Schlachten und Treffen von Montenotte, Milleſimo, Dego, Mondovi und Lodi raſch auf einander. Siegend ſchritten die Franzoſen über den Po, und Mincio und die Adda, und kamen zugleich mit den fliehenden Oeſterreichern auf venediſches Gebiet. Der öſterreichiſche Feldherr Beaulieu hatte einen Augenblick lang gehofft, ſich längs dem Mincio behaupten zu können, und deswegen von ſeinem Kriegsvolk in die venediſche Feſtung Peſchiera geworfen, nachdem er dem Proveditore Nicola Foscarini davon eine bloße Anzeige hatte zugehen laſſen. Peſchiera war von Venedig im ſchlechteſten Vertheidigungsſtande gelaſſen. Es hatte eine Beſatzung von ſechszig Invaliden, Kanonen ohne Lafetten, den bedeckten Weg mit Bäumen bepflanzt, die Werke ſeit hundert Jahren verſäumt. Beaulieu aber konnte ſich nicht halten. Er zog ab. Bonaparte folgte und beſetzte Peſchiera, und ließ den General-Proveditore der venediſchen Provinzen auf dem feſten Lande, Nicola Foscarini, zu einer Unterredung einladen. Dieſer, der einer der angeſehenſten Staatsmänner der Republik war, der ſchon die Geſandtenſtellen zu Wien und Konſtantinopel bekleidet hatte, war in ſolcher Angſt, daß er ſich für verloren hielt, weil er ſich vor dem franzöſiſchen Oberfeldherrn zu ſtellen hatte. „Ich reiſe ab," ſchrieb er aus Verona, wo er wohnte, an ſeine Regierung (31. Mai 1796): „Ich reiſe ab. Möge Gott meine Kräfte ſtärken und mich zum Opfer nehmen." Und den folgenden Brief begann er mit den Worten: „Ich habe die Pflicht des Bürgers erfüllt. Ich bin nach Peſchiera gegangen.

Ich habe mich in den Händen der Franzoſen geſehen. Ich habe mitten durch die langen Heerhaufen dieſer wilden Kriegsleute den Weg gemacht. Ich ſah den General Bonaparte!"

Dieſer benutzte den Gemüthszuſtand des erſchrockenen Mannes ſehr gut, wie die Fortſetzung von Foscarini's Schreiben zeigt. „Er hat mir geſagt," ſchrieb Foscarini, „die Republik Venedig habe den freundſchaftlichen Geſinnungen ſeiner Nation ſchlecht entſprochen. Wir hätten Frankreich verrathen, weil wir Peſchiera von den Deutſcheu beſetzen laſſen, was ihm den Verluſt von fünfzehnhundert Mann gekoſtet habe, deren Blut um Rache ſchreie. Um Neutralität zu halten, hätte man den Oeſterreichern Widerſtand leiſten, und wäre man zu ſchwach geweſen, Hilfe von ihm verlangen müſſen, die er gewiß gegeben haben würde; wenn, wie ich ihm ſagte, die Oeſterreicher unſer Vertrauen auf ſie gemißbraucht hätten, ſollte man ihnen gleich den Krieg erklärt haben. Nachdem er mir noch alle Klagepunkte Frankreichs gegen das zweideutige und offenbar feindſelige Betragen der Republik wiederholt hatte, fügte er hinzu: „Er habe Befehl von ſeiner Regierung, Verona abzubrennen, was auch die Nacht ſogleich geſchehen ſolle. Der Heerhaufen des Feldherrn Maſſena ſei ſchon mit Kanonen und Mörſern dahin auf dem Wege, und vielleicht habe das Feuer jetzt ſchon angefangen." — So groß war das Schrecken des Proveditore, daß er ſelbſt anbot, das franzöſiſche Kriegsvolk in Verona aufzunehmen.

Als der Proveditore nach Verona zurückkam, und man hörte, die Franzoſen würden einziehen, flohen Nobili, Reiche und Bürger in Eil. Die Straße nach Venedig war im Augenblick mit Kutſchen, Karren und Wagen aller Gattung bedeckt. Wer die nicht hatte, flüchtete zu Fuß, Männer und Weiber mit Kindern in den Armen. Der Adigo wimmelte von Schiffen und Kähnen, belaſtet mit den Schätzen der Reichen, mit den Geräthſchaften der Armen. Alles eilte Venedig zu. Mit größerm Entſetzen waren einſt im Alterthum nicht vor Attila's Anzug die Veneten in die Lagunen gerannt.

Nun in Venedig Unruhe und Verzweiflung; nun plötzlich nach allen Seiten Aufgebote und kriegeriſche Rüſtungen angeordnet; die Zeughäuſer mit Arbeitern angefüllt; Steuern ausgeſchrieben; Kaſſen für Geſchenke auf den Altar des Vaterlandes geöffnet. Aber die Provinzen des feſten Landes zu vertheidigen, wars zu ſpät, und zur Vertheidigung der Hauptſtadt wären nur Schiffe und Barken vonnöthen geweſen. Man wußte nicht, was man that. Man reizte durch drohende Veranſtaltungen, die doch gegen Durchzüge der Oeſterreicher unterlaſſen worden waren, unklugerweiſe den Argwohn der Franzoſen, daß man ihnen entweder Furcht einflößen, oder, wenn ſie durch Oeſterreichs Glück einen Unfall erlitten, ſich gegen ſie erklären wollte.

Nachdem indeſſen der erſte Schreck vorübergegangen war, kehrte, wenn auch nicht der wahrhaft neutrale Sinn gegen die kriegführenden Mächte, doch die frühere Beſonnenheit zurück. Man haßte zwar die Franzoſen, ihren Uebermuth, ihre Grundſätze, ihre Räubereien; man unterhielt zwar gern in den von ihnen durchzogenen oder beſetzten Provinzen die ſtumme Wuth des vom fremden Kriegsvolk hartgeplagten Volks: aber predigte öffentlich Mäßigung, Ergebung in das Geſchick, und redete mit Glimpf und Würde zu den Feldherren und Geſandten Frankreichs.

Dieſe trugen ein Bündniß an. Frankreich verhieß nicht nur Gewährleiſtung für alle Beſitzungen, ſondern verſprach noch beträchtliche Vortheile. Aber der Senat von Venedig lehnte ſtandhaft die Anerbietungen ab, mißtrauiſch gegen die Dauer des franzöſiſchen Waffenglücks, welchem er im Herzen fluchte. Er bereitete ſich vielmehr insgeheim, ſollten früher oder ſpäter Oeſterreichs Fahnen wieder obſiegen, dieſen durch einen allgemeinen Volksaufſtand thätig beizuſtehen. In der Hauptſtadt, noch mehr in den Provinzen, die abwechſelnd von Franzoſen und Deutſchen verwüſtet wurden, zeigte ſich alles Volk willig. Der Podeſta von Bergamo meldete ſeiner Regierung: man erwarte nur Venedigs Wink und 30,000 Mann würden ſich in Waffen erheben. Überall wurden die Rüſtungen eifrig fortgeſetzt; aus Iſtrien, Dalmatien und Albanien Soldaten gezogen; kleine Veſten aufgeworfen; Päſſe verſchanzt; alle Fahrzeuge der Lagunen bewaffnet. Es war endlich darum zu thun, einen Oberfeldherrn zu ernennen. Keinem der Patrizier traute man Kriegskunde genug zu; auch wollte man nicht von der Handlungsweiſe des Alterthums abweichen, ſondern das Heer lieber einem Fremden anvertrauen. Es hielt ſich eben damals zu Venedig der Prinz von Naſſau-Siegen auf, der durch manche Waffenthat zu Land und zu Waſſer, und beſonders durch ſeine Anführung der ſchwimmenden Batterien vor Gibraltar einen Namen erworben hatte. Man dachte daran, ihn an die Spitze der venediſchen Macht zu ſtellen. Aber ein Wink von Wien, der Kaiſer ſei dieſem Prinzen perſönlich abgeneigt, — und es ward unterlaſſen.

Inzwiſchen währte der Kampf der Deutſchen und Franzoſen auf italieniſchem Boden fort. Bonaparte ſchlug die Schlachten von Arcole und Rivoli. Mantua fiel (Febr. 1797). Erzherzog Karl trat zwar mit einem neuen Heer aus den deutſchen Gebirgen hervor, wurde aber vom Tagliamento bald wieder bis ins Innere Oeſterreichs zurückgedrängt. Die Regierung von Venedig ſah damit neuerdings ihre Erwartungen vernichtet. Sie verbarg ihren Grimm, aber verlor die Hoffnung nicht, ihn früher oder ſpäter gegen Frankreich ſättigen zu können. Sie hoffte vergebens. Der rechte Augenblick war ſchon verloren. Das Verderben brach ein.

11.

Abfall von Bergamo und Breſcia. Feindſeligkeiten Venedigs gegen die Franzoſen.

Um die Frucht ſeiner Siege, und im Rücken ſeines Heeres die Ruhe zu ſichern, hatte der franzöſiſche Feldherr Bonaparte die Lombardei zu einem ſelbſtſtändigen Freiſtaate gemacht. Gefährliche Nachbarſchaft für Bergamo und Breſcia! Denn die Freiheit der Lombarden mußte auch den venetianiſchen Unterthanen verführeriſch werden. Hier lebte ein vom Stolz venediſcher Patrizier geringgeachteter und gekränkter Adel; eine große Zahl gebildeter Männer in der Klaſſe der Kaufleute, Güterbeſitzer, Gelehrten und untergeordneten Beamten. Die Verwirrungen Italiens, die ungeheuern Siege Frankreichs, das Beiſpiel der Lombardei, die erlittenen Verfolgungen derer, die ſich freimüthig über die Gebrechen der venediſchen Verfaſſung

geäuſſert hatten, trugen dazu bei, den Wunſch lebendiger zu machen, in einer neuen Ordnung der Dinge die Rechtsgleichheit aller Bürger aufgeſtellt zu ſehen.

Der Podeſta Aleſſandro Ottolini von Bergamo witterte Böſes. Um zu erfahren, ob von Mailand aus, wo ſich ſchon viele venediſche Unterthanen befanden, ſtaatsumwälzeriſche Umtriebe angezettelt würden, ſchickte er einen gewiſſen Stephani als Späher dahin. Dieſer aber, von Vertrauten dortiger Polizei umgeben, erfuhr nur, was man ihm wiſſen zu laſſen für gut fand; hinterbrachte, es werde wirklich in zehn Tagen ein Aufſtand in Bergamo ausbrechen, der aber ſchon den Tag nach ſeiner Heimkunft ausbrach.

Die Nacht vorher hatte ſchon der franzöſiſche Platzbefehliger die Kanonen aufführen und die Streifwachen verdoppeln laſſen. Zum Vorwand nahm er dafür die Bewegungen unter den venediſchen Soldaten der Beſatzung. Bald erſchienen beim Podeſta Ottolini Mitglieder des Stadtraths und zeigten ihm an, der franzöſiſche Befehlshaber habe ſie ziemlich gebieteriſch ermahnt, ohne Umſtände den Wunſch des Volks nach Freiheit und Vereinigung mit Ciſalpinien nachzugeben. Ottolini bat ſie, ſtandhaft zu ſein, treu einer Regierung zu bleiben, der ſich ihre Vorfahren ſeit vierhundert Jahren freiwillig unterworfen hätten. Unterdeſſen aber lief das Volk ſchon in großen Haufen zuſammen, wählte eine neue Munizipalität, und dieſe ſchrieb folgenden Tags nach Mailand um Vereinigung mit Ciſalpinien. Dem Podeſta Ottolini ward angezeigt, er möge ſich entfernen. Er gehorchte. — Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß die Franzoſen, wenn auch keinen öffentlichen, doch ſehr thätig einen heimlichen Antheil an dieſer Umwälzung genommen haben. Man kennt die Franzoſen aus jener Zeit. Jeder Korporal nahm damals die Miene eines Staatsverbeſſerers und Freiheitsſtifters an. Aber es iſt eben ſo wenig zu läugnen, daß das Betragen der venediſchen Regierung und ihrer Landvögte in den Provinzen einen großen Theil des Volks gegen ſich geſtimmt hatte. Ottolini war Vielen durch ſein ſtolzes, herriſches, willkührliches Verfahren verhaßt worden. Erſt da die Gefahr erſchien, wollte er plötzlich ein freundlicher Volksmann werden, ſprach er vom hundertjährigen Glück des Landes, von Vaterlandsliebe u. dgl. m., und machte eben damit ſich, ſeine Regierung und die alte Ordnung nur verächtlicher.

Dies alles war zu Bergamo ohne weitere Ausſchweifungen binnen wenigen Tagen geſchehen (vom 12. bis 14. März 1797), und gleich darauf fiel auch Breſcia ab. Hier war der Proveditore Battaia, ein ſchwacher, furchtſamer Mann, der aber ſonſt gern eine weltgebieteriſche Miene gehabt hatte. Eines Tages (den 17. März) hatten ſich ungefähr hundert Menſchen unweit der Stadt verſammelt und rückten gegen ſie an. Battaia ſchickte ihnen entgegen, um zu erfahren, was ſie wollten. — „Die Freiheit!“ antworteten ſie: „Es folgen uns auf dem Fuße fünfhundert Bergamasker, zehntauſend Ciſalpiner und viele Franzoſen. Beim geringſten Widerſtand wird Alles niedergemacht.“ Es war daran kein wahres Wort. Battaia aber verlor in der Angſt die Beſinnung; er ließ der Handvoll Aufrührer die Thore öffnen, ſeine zahlreiche Beſatzung entwaffnen und die venediſche Verfaſſung vernichten. Es zeigten ſich weder

Bergamasker, noch Ciſalpiner. Die Franzoſen auf dem Schloſſe von Breſcia blieben ſtille Zuſchauer.

Der Senat in Venedig wußte nicht, was thun. In ſeine Beſchlüſſe kam ein ſchwankendes, widerſpruchsvolles Weſen. Während die Regierung durch Proklamationen, die Obrigkeiten durch freundliche Worte, die Geiſtlichen durch Predigten das Landvolk aufregten, die Bergamaskiſchen und Breſcianiſchen Empörer zurückzuſtoßen, ſchwärmten dieſe am rechten Ufer des Mincio durchs Land, riſſen die Fahnen des heil. Markus ab und pflanzten Freiheitsbäume auf. Der Senat verlor ſich ängſtlich in halben Maasregeln; ſchrieb nach Paris; ſchrieb an den Oberfeldherrn; näherte ſich wieder dem franzöſiſchen Geſandten. Dieſer, befragt, ob ſich Venedig, wenn es ſich mit Frankreich verbände, Schutzes und Beiſtandes gewärtig ſein dürfe, äuſſerte nur, ohne wohl eigentlich dazu von Paris aus bevollmächtigt zu ſein: Man habe Frankreich lange zurückgeſtoßen und feindſinnig behandelt. Jetzt komme man etwas ſpät, das Geſchehene ungeſchehen zu machen. Er glaube nicht, daß ſich ſeine Regierung in die zwiſchen dem venediſchen Adel und dem Volke ausgebrochenen Zwiſtigkeiten miſchen werde; wohl aber dürfte, zur Beſeitigung dieſer, ſo wie zur feſtern Freundſchaft mit Frankreich, vortheilhaft werden, wenn Venedig ſelbſt ſeine Staatsverfaſſung mehr dem Geiſt und Bedarf des Zeitalters annähern würde. Es gab darüber eine lange Berathung. Seit fünfhundert Jahren hörte man zum erſtenmal über Abänderung der Verfaſſung reden. Von ungefähr zweihundert Anweſenden ſtimmten nur *fünfe* für Abänderung, nur etwa *fünfzig* für kraftvolle Maasregeln, den Revolutionsgeiſt im Lande zu dämpfen; weitaus die Meiſten dafür, daß man die Verfaſſung allmälig, durch leichte Uebergänge, verbeſſern, aber die wirkliche Umgeſtaltung doch auf ruhigere Zeiten verſchieben ſolle.

Der Prokurator *Franceſco Peſaro* und der Staatsminiſter Joh. Bapt. *Cornaro* waren als Abgeordnete nach Görz zum franzöſiſchen Oberfeldherrn gekommen. Dieſer, nur mit dem Gange ſeines Feldzugs beſchäftigt, bekümmerte ſich für jetzt wenig um die innern Angelegenheiten der Venetianer, ſondern behandelte die Sache bloß als Kriegsmann. Er verlangte Unterhaltung ſeines Kriegsvolks mit den unentbehrlichen Bedürfniſſen, oder monatlich dafür eine Million baaren Geldes, — einen Freundſchaftsdienſt, wie ſie in andern Arten auch den Oeſterreichern vielfach geleiſtet hätten. Er verſprach, die Summen ſollten nach dem Frieden an die Republik zurückgeſtellt werden. „Es gibt für Sie keinen Mittelweg mehr,“ ſagte Bonaparte, indem er den Prokurator beim Arm nahm: „Wollen Sie Krieg mit uns, ſo iſt entweder Venedig, oder meine Armee verloren. Bedenken Sie alſo, was Sie thun wollen, und ſehen Sie den altersſchwachen St. Markus-Löwen nicht gegen das Kriegsglück eines Heeres, das wohl noch in ſeiner Ergänzungsmannſchaft, unter ſeinen Verwundeten Leute genug haben dürfte, um durch Ihre Lagunen zu dringen.“

Von Paris ſandte der venediſche Botſchafter eben ſo wenig Troſt. Während dieſer Unterhandlungen verbreitete ſich der Geiſt des Aufruhrs immer weiter im venediſchen Lande. Im

Städtchen Salo am Gardaſee rief man die Freiheit aus, verhaftete den Proveditore und entwaffnete die Sklavonier. Wenige Tage nachher geſchah das Gleiche in der Stadt Crema (28. März), wo man erſt kurz vorher das Volk zu einer neuen Eidesleiſtung aufgefordert hatte. Solche Eidesleiſtungen in Zeiten der Noth, wenn beſſere Hilfsmittel fehlen, ſind todte Feierlichkeiten und ſtellen nur die Verzweiflung der Regierungen auffallender zur Schau. Auch pflegen gewöhnlich bald darauf immer die Ausbrüche des Verderbens zu folgen. Wiſſen Regierungen ſich in Friedenstagen nicht Vertrauen und Liebe des Volks aufs innigſte zu gewinnen, ſind in Tagen der Entſcheidung und Noth alle Eide vergebens, alle Waffen ſtumpf. Die verjagten Podeſta's meldeten immerdar nach Venedig, das Volk wäre der Republik treu und ergeben; es wären nur einige Bergamaſker und Franzoſen, welche die Unruhen und Umwälzungen machten. Inzwiſchen beweiſet Daru, daß das zerſtreute franzöſiſche Kriegsvolk ſich überall ganz ruhig verhielt. Aber man war damals gewohnt, auch Inländer, die ſich der Staatsumwälzung gewogen zeigten, Franzoſen zu heißen. Es war aber lächerlich, daß die Podeſta's behaupteten, eine Handvoll Bergamaſker und Mißvergnügter habe aller Orten Inſurrektionen gemacht, wo Podeſta's, Hatſchiere, venediſche Beſatzungen ſtanden; und noch thörichter wars, daß man ſich in Venedig ſo gern täuſchen ließ.

Wirklich waren nur die Bauern in den Alpenthälern von Bergamo, Breſcia, und beſonders im Val-Sabbia, der Regierung rechtſchaffen ergeben; fielen, aufgeboten und angeführt vom Podeſta Ottolini, über die Aufſtändiſchen von Salo her, berannten Breſcia und griffen ſelbſt zerſtreutliegende franzöſiſche Beſatzungen an. Von der polniſchen Legion fielen zweihundert Mann in ihre Gewalt. Das bewog den franzöſiſchen General, der damals in der Lombardie befehligte, die Bergbauern zu entwaffnen. Es war Gefahr. Es ging nicht ohne Brand und Blutvergießen ab. Thätig, vielleicht nicht ohne Einverſtändniß mit Oeſterreich, ward von Venedig aus der Aufſtand des Landvolks gegen die Franzoſen fort und fort begünſtigt. Bonaparte ſtand mit ſeinem Heer in Tirol gefahrvoll. Er konnte, ohne Furcht für das Schickſal ſeiner Kriegsmacht, die Unruhen im Rücken derſelben nicht länger gleichgültig anſehen.

Er ſchickte ſogleich einen ſeiner Feldgehilfen mit zwei Briefen nach Venedig, den einen mit Weiſungen an den franzöſiſchen Geſandten daſelbſt, den andern an den Duca Luigi Manini, aber der Feldgehilfe mußte den Brief an dieſen in voller Rathsverſammlung ableſen. Er ward (den 15. April) in den Rath eingeführt und las folgendermaßen:

„Das ganze Feſtland der erlauchten Republik Venedig iſt unter Waffen. Von allen Seiten ſchreien die Bauern, die Sie aufgewiegelt und bewaffnet haben: Tod den Franzoſen! Mehrere hundert Soldaten des Heeres von Italien ſind ſchon das Opfer geworden. Vergebens ſagen Sie ſich ſelbſt davon los; Sie haben dieſe Zuſammenrottungen bewerkſtelligt. Glauben Sie, daß ich nicht das erſte Volk der Welt noch in Achtung erhalten kann, wenn ich mich im Herzen Deutſchlands befinde? Glauben Sie, daß die Legionen von Italien die Metzeleien dulden werden, die Sie anſtiften? Das Blut meiner Waffenbrüder ſoll gerächt werden; es iſt

kein franzöſiſcher Schlachthaufe, der für ſo einen edeln Auftrag ſeinen Muth nicht verdoppelt, ſeine Kraft nicht verdreifacht fühlt. Der Senat von Venedig hat unſerm großſinnigen Verfahren mit der ſchwärzeſten Tücke entſprochen. Ich ſchicke Ihnen mit dieſem Briefe meinen Feldgehilfen, der Ihnen Frieden oder Krieg zu erklären hat. Zerſtreuen Sie die Zuſammenrottungen nicht auf der Stelle, verhaften und liefern Sie mir nicht die Anſtifter der Aufrühre ſogleich aus, ſo iſt Krieg erklärt. Es iſt kein Feind auf Ihren Grenzen, der Türke ſteht nicht da, und doch haben Sie, wohlbedacht, Aufgebote gegen das franzöſiſche Heer gerichtet. Binnen vierundzwanzig Stunden ſind die Rotten zerſprengt. Wir leben nicht mehr in Karls VIII Tagen. Wenn Sie mich aber wider die wohlbekannten Geſinnungen der franzöſiſchen Regierung zum Krieg zwingen, ſo bilden Sie ſich nicht etwa ein, daß die franzöſiſchen Soldaten die Ländereien der ſchuldloſen und unglücklichen Bewohner des Feſtlandes verwüſten werden, wie jene von Ihnen bewaffneten Mordbanden; nein, ich werde dieſelben vielmehr ſchützen, und ſie werden einſt vielleicht ſogar die Frevel ſelbſt ſegnen, durch welche das franzöſiſche Heer genöthigt war, ſie alle vom Joch ihrer tirranniſchen Herren zu befreien.“

Man kann ſich denken, mit welchen Empfindungen die Ableſung dieſes Briefs angehört ward. Der Senat, zu ſtolz bei ſeiner Schwäche und zu feig bei ſeinem Stolz, antwortete mit Verſicherungen ſeines feſten Entſchluſſes, Friede und Freundſchaft zwiſchen Frankreich und Venedig aufrecht zu halten; bedauerte die vorgefallenen Unordnungen von Seiten derer, die freiwillig die Waffen ergriffen hätten, um Abtrünnige und Empörer wieder zum alten Gehorſam zurückzuführen; verſprach über diejenigen, welche Morde an Franzoſen verübt hätten, Nachforſchungen zu halten, und ſandte zur Beförderung beſſern Einverſtändniſſes zwei neue Abgeordnete, den Zenſor Francesco Doria und den ehemaligen Kriegsminiſter Lenardo Giuſtiniani ins Hauptlager des franzöſiſchen Oberbefehlshabers.

12.

Ermordung der Franzoſen zu Verona; Mißhandlung derſelben zu Venedig und andrer Orten.

Mittlerweile dort und in Paris neu unterhandelt ward, um Zeit zu gewinnen (denn noch immer hoffte man auf Oeſterreichs wiederkehrendes Kriegsglück), geſchahen in verſchiedenen Gegenden des venediſchen Gebiets Vorfälle, welche, im vollen Widerſpruche mit den freundlichen und beruhigenden Aeuſſerungen des Senats, die Rache Frankreichs wider denſelben hervorrufen mußten.

Im Tirol ſtand der kaiſerliche Feldherr Laudon. Die Venetianer hatten mit ihm Einverſtändniß, und erwarteten ihn, um, verbunden mit ihm, im Rücken der Franzoſen plötzlich aufzuſtehen. Er mußte ſich gegen Verona bewegen, um einen feſten Punkt zu haben. Hier lagen in der Stadt, auſſer der Bürgerwacht, zweitauſend Mann Sklavonier, ein italieniſches

Regiment, mehrere tauſend Bauern, und in der Nähe der Stadt befand ſich eine Heerſchaar von achttauſend Mann, ſowohl Soldaten, als bewaffnete Bauern. Die Franzoſen hingegen hatten, die drei Veſten Verona's und die verſchiedenen Stadtthore zu beſetzen, nur dreizehnhundert Mann, die ſie endlich, als ſie Gefahr witterten, mit großer Mühe auf neunzehnhundert brachten. Auſſerdem befanden ſich in der Stadt von den Franzoſen Beamte, die zur Kriegsverwaltung gehörten, Weiber und ungefähr vierhundert Kranke.

Der Proveditore und Podeſta zu Verona wollten gewiß keinen voreiligen Volksaufſtand. Aber bei der Wuth, die man dem Volke gegen die Franzoſen gern ließ, und bei dem Gefühl der gegenwärtigen Ueberlegenheit und der Annäherung Laudons, waren die Unordnungen nicht mehr zu hindern. Es geſchah Auflauf (den 17. April Nachmittags). Ein franzöſiſcher Bataillons-Chef und drei andre Franzoſen wurden dabei ermordet. Darauf donnerten drei Kanonenſchüſſe von den Veſten zur Warnung. Dann ward mit Kugeln herabgeſchoſſen. Das Volk zog die Sturmglocke, fiel über alle Franzoſen in der Stadt her; mordete Soldaten, Angeſtellte, Weiber ohne Unterſchied, und drohte jedem den Tod, der verdächtig war, franzöſiſch geſinnt zu ſein. Ueber hundert Franzoſen und ſechsundzwanzig Veroneſen kamen um.

Mit vieler Mühe gelang es dem Proveditore und Podeſta, die Sturmglocke ſchweigen zu machen, die weiße Fahne aufzuſtecken und Unterredner an die Befehlshaber in den Veſten abzuſchicken, die Urſache der Feindſeligkeiten zu erfahren. Der Kommandant Beaupoil kam zu den Abgeordneten herab. Der wüthende Pöbel aber ergriff ihn, riß ihn zu Boden, und er rettete ſein Leben mit Noth. Die Metzeleien dauerten fort. Venediſche Nobili an der Spitze, griffen die Sklavonier und Bauern die franzöſiſchen Wachten an den Thoren an. Dieſe fochten verzweifelt. Es kamen viele Menſchen um. Aber die Franzoſen wurden übermannt. Noch einmal erſchien Beaupoil mit zwei Feldgehilfen, begleitet von der Bürgerwacht, um ſich zur Unterhandlung ins Regierungsgebäude zu begeben. Kaum erkannte ihn der Pöbel, ſo fiel man ihn von hinten an, riß ihn bei den Haaren nieder, mißhandelte ihn und ſeine Begleiter. Es koſtete viel, ihm das Leben zu erhalten. Man kam endlich mit ihm überein, es ſolle Alles wieder in den vorigen Stand zurückgeſetzt, die vorgefallene Unordnung, als zufällig, nicht für das gute Einverſtändniß beider Nationen ſtörend ſein; aus Verona ſollten die bewaffneten Landleute fortgeſchickt werden; aber dagegen müßten auch die von Peſchiera anrückenden franzöſiſchen Truppen nicht in die Stadt ziehen. Beaupoil bewilligte in der gefahrvollen Lage, worin er ſich zwiſchen raſenden Volkshaufen befand, Alles, doch auf Genehmigung des den Oberbefehl führenden Generals Balland hin. Balland aber ſchickte ſtatt deſſen folgende Bedingungen: Binnen drei Stunden Entwaffnung aller Bauern und Bürger; Wiederherſtellung ſichern Verkehrs; ſchnelle Genugthuung für den Mord aller Franzoſen; ſechs Geiſeln ihm nach ſeiner Auswahl zu geben.

Der Lärm dauerte fort; eben ſo das Feuer zwiſchen der Stadt und den Veſten. In der Nacht plünderte das Volk die franzöſiſchen Magazine. Man verlangte, die Veſten müßten

geſtürmt werden, um alle Franzoſen auszurotten. Tags vorher ſchon waren Boten zum General Laudon geeilt, ſeinen Anzug, zum Beiſtand Verona's, zu beſchleunigen.

Der Tag brach an. Man unterhandelte und kämpfte durch einander. Das Feuer zwiſchen der Stadt und den Schlöſſern dauerte fort. Die Franzoſen machten einige fruchtloſe Ausfälle. Der venediſche Senat, von Allem belehrt, befahl dem General-Proveditore zu Vicenza, den Veroneſen mit Mannſchaft und Geſchütz Hilfe zu bringen. Er brachte ungefähr zweitauſend Mann.

Am 21. April ſchoſſen die Schlöſſer mit glühenden Kugeln auf die Stadt. Die Franzoſen ſahen die Menge der Belagerer ſtündlich ſich mehren, und wußten, daß eine öſterreichiſche Heerſäule im Anzuge ſei. Sie litten Mangel an Brod. Ihre Lage war ſchrecklich. Indem entdeckten ſie vom Schloſſe St. Felice herab einige franzöſiſche Schlachthaufen, die ſich der Stadt näherten. Es war General Chabran mit 1200 Mann. Die Veroneſen vertheidigten die Stadt gegen ihn. Gefechte und Unterhandlungen dauerten auch den folgenden Tag fort. Aber am 23. erfuhr man, der Friede zwiſchen Frankreich und Oeſterreich ſei abgeſchloſſen. General Viktor rücke mit ſechstauſend Franzoſen an. Da allgemeine Beſtürzung in Verona. Die venediſchen Proveditoren machten ſich in der folgenden Nacht davon. Die Veroneſen bewilligten vierzigtauſend Dukaten Brandſchatzung, ihr Eigenthum und Leben gegen jede Rache zu ſchützen. Die Bauern wurden entwaffnet und heimgeſchickt. Die venediſchen Kriegsvölker wurden mit Waffen und Gepäck nach Vicenza entlaſſen.

Während jener Vorfälle, da man in Venedig noch auf den Ausgang des veroneſiſchen Aufruhrs geſpannt war, begegnete in Venedig ſelbſt ein nicht minder trauriger Vorfall. Franzoſen und Venediger erzählen die Veranlaſſung dazu verſchieden, indem die Einen alle Schuld auf die Andern ſchieben.

Am 20. April des Abends ſah der venediſche Befehlshaber der am Eingange des Hafens gelegenen Veſte Lido drei bewaffnete Schiffe gegen den Hafen kommen. Er ſchickte ihnen entgegen und ließ ihnen verbieten, ſich zu nähern. Zwei derſelben, die hintern (es waren öſterreichiſche Korſaren), kehrten um. Das vorderſte, eine Brik mit acht Kanonen und vierunddreißig Franzoſen, unter Befehl des Kapitän Laugier, von jenen verfolgt, ſetzte ſeinen Lauf fort, warf zwiſchen den venediſchen Schiffen Anker und ſchoß (die Venetianer ſagen, auf ſie; die franzöſiſche Mannſchaft ſagte, es begrüßte das Fort Lido). Jetzt ward von der Veſte, wie von den benachbarten Schiffen Feuer gegeben. Venediſche Matroſen und Soldaten ſprangen auf die Brik über und nahmen und plünderten ſie. Hauptmann Laugier und einige Mann wurden dabei getödtet. Der Senat bezeugte, durch einen Beſchluß vom 22. April, den Hauptleuten und dem Kommandanten von Lido ſeine höchſte Zufriedenheit wegen ihres Betragens und belohnte die Mannſchaft der Schiffe, welche die Brik angegriffen hatten, mit einem Monatsſold. Noch wußte man damals zu Venedig vom Ausgange der Dinge in Verona und vom Friedensſchluße von Leoben nichts. Zu gleicher Zeit hatte man auch, weil man auf

Laudons nahe Ankunft zählte, die verſchiedenen, zerſtreuten, kleinen Beſatzungen der Franzoſen zu Chiuda, Caſtiglione, Deſenzano, Chiari und Valeggio überfallen, gefangen oder niedergemacht.

13.

Bonaparte und die venediſchen Geſandten.

Inzwiſchen wären auch die Abgeordneten Doria und Giuſtiniani ins Hauptlager Bonaparte's nach Grätz gekommen, um ſeinen Zorn wegen der frühern Vorfälle zu beſchwichtigen. Vom Blutbade zu Verona, von der Geſchichte bei Lido u. ſ. w. war weder ihnen ſelbſt, noch im Lager des Oberfeldherrn damals etwas bekannt. Er empfing ſie ſehr höflich und ließ ſie zuerſt alles ſagen, was ſie ſagen zu müſſen glaubten, um ihn von der Freundſchaft und Zuneigung der venediſchen Republik zu Frankreich zu überzeugen. Sie fügten hinzu, man wäre bereit, die Urheber der Meuchelmorde aufzuſuchen und abzuſtrafen; alle Unterthanen zu entwaffnen, ſobald man nur auch franzöſiſcher Seits die abgefallenen Städte Bergamo und Breſcia anhalten würde, zum Gehorſam gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit zurückzukehren; und Alles wolle man thun, um jeden möglichen Verdacht abzulehnen.

Nachdem Bonaparte Alles ruhig angehört hatte, war ſeine erſte Frage: „Gut! ſind die Gefangenen jetzt frei?“

Die Abgeordneten ſagten: Die Franzoſen, die Polen und einige Breſcianer, ja!

„Nein, nein!“ rief er; „Alle will ich, Alle, die wegen Meinungen eingekerkert ſind, woher ſie auch ſeien, ſelbſt die Veroneſen. Alle ſind ſie Freunde von Frankreich. Gibt man ſie nicht Alle los, ſo ſprenge ich ſelbſt eure Bleigewölbe. Ich will keine Inquiſition mehr. Das iſt ein Geſchöpf des barbariſchen Zeitalters. Meinungen ſollen frei gehen.“

— Ja, aber ſoll eine kleine Zahl Menſchen das Recht haben, einem ganzen treu bleiben wollenden Volke Gewalt zu thun?

„Ich ſage es noch einmal, meine Meinung iſt, Alle ſollen losgelaſſen werden, die wegen Meinungen eingekerkert ſitzen. Ich habe das Verzeichniß von ihnen.“

— Aber dies Verzeichniß meldet wahrſcheinlich nicht, ob ſie wegen Meinungen oder Verbrechen ſitzen. Die Breſcianer zum Theil wurden mit den Waffen in der Fauſt durch die von ihnen angefallenen Bürger von Salo gefangen.

„Nun denn, und meine Leute, die man ermordet hat? Die ganze Armee ſchreit um Rache. Ich kann ſie nicht verweigern, wenn Sie ſelbſt die Mörder nicht ſtrafen.“

— Sie ſollen geſtraft werden, wenn man ſie uns anzeigt, wenn man Beweiſe gibt . . .

„Ihre Regierung hat der Spione doch genug; ſo ſtrafe ſie die Verbrecher. Hat ſie keine Mittel, den Pöbel in Ordnung zu halten, ſo iſt ſie erbärmlich und verdient nicht da zu ſein. Der Pöbel haßt die Franzoſen. Warum? Weil der Adel ſie haßt, und dafür ſollte die Regierung ihn züchtigen. Zu Udine, wo ein guter Gouverneur iſt, ſieht man ſolche Unordnungen nicht, wie anderswo.“

— Es gibt aber keine Polizei, die Millionen Unterthanen im Zaume halten oder die Meinungen beherrſchen könnte. Die Wuth der Bauern rührt von der Verwüſtung ihrer Felder und Wohnungen her; wenn das Volk die Franzoſen haßt, ſo muß man die Uebel anklagen, welche der Krieg bringt . . .

„Kurz, wenn nicht Alle, die Frankreich beleidigt haben, geſtraft, nicht alle Gefangene losgelaſſen werden, wenn der engliſche Miniſter nicht fortgejagt, das Volk nicht entwaffnet wird, wenn ſich Venedig nicht zwiſchen Frankreich und England entſcheidet, ſo erkläre ich euch den Krieg Ich habe eben mit dem Kaiſer Frieden geſchloſſen. Ich hätte können bis Wien gehen; ich verzichtete darauf. Ich habe achtzigtauſend Mann und zwanzig Kanonenbarken. Ich will keine Inquiſition, keinen Senat mehr. Ich will ein Attila für Venedig werden. Als ich noch den Prinzen Karl mir gegenüber hatte, bot ich dem Herrn Peſaro den Bund mit Frankreich an, bot ihm unſre Vermittlung an, die empörten venediſchen Städte wieder zur Ordnung zurückzubringen. Er ſchlugs ab, weil er einen Vorwand haben mußte, das Volk unter den Waffen zu halten, um mir den Rückzug abzuſchneiden, wenn ich ihn nöthig gehabt haben würde. Jetzt, nun Sie das, was ich umſonſt anbot, fordern, ſchlage ichs meinerſeits ab. Ich will kein Bündniß mehr mit Ihnen, will nichts von Ihren Plänen; ich will nun das Geſetz ſelbſt machen. Jetzt gehts nicht mehr, mich zu betrügen, um Zeit zu gewinnen, wie Sie es durch Ihre Sendung bezwecken möchten. Ich weiß es recht gut, daß Ihre Regierung, die keine Mannſchaft hatte, um die kriegführenden Mächte von ihrem Gebiete abzuhalten, auch keine Mittel hat, um ihr eigenes Volk zu entwaffnen. Ich will die Mühe übernehmen, wider Willen Ihrer Herren werde ich das Volk entwaffnen. Die Adelichen in den Provinzen, die nur Ihre Knechte waren, ſollen ſo gut, wie die andern, Theil an der Regierung haben. Aber dieſe Regierung iſt ſchon altersſchwach; ſie ſtürzt von ſelbſt zuſammen.“

Die venediſchen Abgeordneten erwiederten die Drohungen mit Ruhe und Würde. Inzwiſchen ſetzte man die Unterhandlungen wegen Freilaſſung aller Gefangenen und wegen einer allgemeinen Entwaffnung fort mehrere Tage. Es flogen deswegen Eilboten nach Venedig.

Die Abgeordneten waren ſchon im Begriff abzureiſen, als ſie vom Senat Nachricht über den Vorfall bei Lido und Weiſung erhielten, wie ſie die Sache dem franzöſiſchen Oberfeldherrn vorzuſtellen hätten. Sie waren darüber ſo erſchrocken, daß ſie es nicht wagten, mündliche Eröffnungen zu thun. Sie thaten es ſchriftlich und reiſeten ab. Unterwegs brachte ihnen ſchon ein Bote aus Venedig Anzeige von Bonaparte's vollzogenen Drohungen; vom Einzug der Franzoſen in Vicenza und Padua und dort vollbrachter Revolution. Jetzt beſchloſſen ſie dennoch mit Bonaparte noch einmal perſönlich zu reden. Sie erwarteten ſeine Ankunft in Palma nova und verlangten ſchriftlich bei ihm Gehör. Er ſchrieb zurück: „Meine Herren, ich kann Sie, mit franzöſiſchem Blute bedeckt, nicht empfangen. Wann Sie mir den Admiral von Lido, den Kommandanten des Thurms und die Staatsinquiſitoren, welche die Polizei von Venedig unter ſich haben, werden ausgeliefert haben, will ich anhören, was Sie zu Ihrer Rechtfertigung zu

ſagen haben. — Sie ſind erſucht, das feſte Land aufs ſchleunigſte zu verlaſſen. Indeſſen, meine Herren, wenn der Eilbote, den Sie erhalten haben, Bezug auf die Sache von Laugier hat, ſo können Sie ſich vor mir einſtellen.„

Sie benutzten freudig den letzten Wink. Sie begaben ſich zu ihm, ſagten ihm: es ſolle bei ihm ſtehen, die Art jeder Genugthuung, die er verlange, vorzuſchreiben; ſie ſolle gewährt ſein, wenn ſie ſich nur mit dem ſtaatsthümlichen Daſein Venedigs und ſeiner Staaten vertrüge. Das ſei der Wunſch der ganzen Nation. Sie hofften, er werde ſich gegen ſie ſo zeigen, wie gegen die Feinde, mit denen er Frieden gemacht. — Er hörte ruhig zu, beharrte aber auf das, was er ſchon im Briefe ausgeſprochen hatte. Die Abgeordneten verſuchten gar leiſe, ihm eine Genugthuung anderer Art in Vorſchlag zu bringen. Allein heftig erwiederte er: „Nein, nein, und wenn Sie mir dies ganze Land mit Gold überdeckten, alle Ihre Schätze, alles Gold von Peru können das vergoſſene franzöſiſche Blut nicht zahlen!“

Bonaparte, ſobald er aus dieſer Zuſammenkunft trat, machte die Kriegserklärung gegen Venedig öffentlich bekannt.

14.

Verwirrungen in Venedig.

So war der Tag des Untergangs für dieſen Staat herangekommen, der an die Möglichkeit ſeines Untergangs ſelbſt nicht glaubte, während er, ſchon längſt ſeiner edlern Lebenskräfte verluſtig, nur noch in todten Formen und Uebungen zuſammenhing und dem morſchen Gerippe nur durch äuſſere Pracht und Anſehnlichkeit den Schein von Lebenswürdigkeit gab. So pflegen Greiſe zuweilen ſich ſelbſt über die Nähe ihres Todes zu täuſchen, indem ſie ihren hinfälligen Leib jugendlich bekleiden.

Als die erſten Ahnungen der gänzlichen Auflöſung den Senat durchbebten, waren mehrere der Einſichtsvollern in demſelben, welche freiwillig bekannten, daß Venedig ſelbſt die Schuld davon trage; daß Frankreich volles Recht zum Kriege und zur Rache gegen einen Staat habe, deſſen Regierung mit kluger Feigheit immer gleißneriſche Worte der Unparteiſamkeit gegeben und ſich immer, ſobald es heimlich geſchehen konnte, davon entbunden hatte. Daß aber die Regierung ſo und nicht anders verfahren hatte, war die nothwendige Wirkung ihrer Natur.

Als Venedig, ſeit Einführung der Ariſtokratie, auf Benutzung aller im Volk lebenden höhern Geiſtesgaben für das gemeine Weſen Verzicht that und die großen Angelegenheiten des Staats zur ausſchließlichen und erblichen Sache einer kleinen Zahl von Adelsgeſchlechtern gemacht hatte, war es des mächtigſten Hebels beraubt, wodurch Staaten Macht und Wachsthum erlangen und behaupten, nämlich des allgemeinen Wetteifers der Talente, der Tugenden, der Einſichten und der Vaterlandsliebe. Der herrſchaftfähige Adel, gegenübergeſtellt einer zur reinen Dienſtbarkeit verurtheilten Nation, vergaß äuſſere Feinde und Erwerbungen, weil er den ſtillen Krieg mit dem ſelbſtgeſchaffenen Feinde im Innern zu führen hatte, um die

angemaßte Würde und Hoheit gegen ihn zu behaupten. Im Genuß der Gewalt und des ererbten Wohllebens erſchlaffend, änderte er die Beſtimmungen des Lagunenſtaats; Venedig hörte auf, Seemacht zu ſein, und mußte Landmacht werden. Landmacht ſollte es werden, aber durch gemiethete Kriegsvölker und durch gemiethete Fremdlinge als Feldherren; denn der Adel traute weder dem eigenen Volke, noch ſeinen eigenen Gliedern. Bald durch die wachſende Macht der benachbarten Könige zurückgedrängt, welche ihren Unterthanen, fortſchreitend mit den Jahrhunderten, freie Entwickelung jeder Kraft geſtatteten, hörte Venedig auch auf, bedeutende Landmacht zu ſein. So ſank es, ſich ſelbſt im Innern nicht dem Geiſt der Zeitalter gemäß entfaltend, von der Mittelmäßigkeit zur Schwäche, und ward alt, weil es, mit feiger Aengſtlichkeit an das Alte angeklammert, jeden Uebergang zum Beſſern als gefährliche Neuerung haßte. Der Adel aber haßte die Neuerungen, weil ſie nur ſeinem ererbten Vortheil allein gefährlich werden konnten. Der Wunſch, den Fortgang und die Entwickelung des menſchlichen Geſchlechts feſtzuhalten, Alles in den gegenwärtigen Formen feſtzubannen, Herrſchaft und Knechtſchaft, Recht und Pflicht, Einſicht und Unwiſſenheit, das iſt der Wunſch jeder reinen Ariſtokratie, ſie beſtehe in Republiken oder Monarchien.

Daher mußten die Grundſätze der nordamerikaniſchen, noch mehr der franzöſiſchen Staatsumſchaffung den Nobili's von Venedig ein Gräuel ſein. Daher traten ſie mit ſich ſelbſt in Widerſpruch, wenn ſie, im Kampf der europäiſchen Fürſten gegen Frankreich, von Staatswegen Venedigs Unparteiſamkeit aufſtellten, während der Geiſt der Regierung entſchiedene Partei genommen hatte. Sie predigten ihrem Volke Haß gegen Frankreich, und in diplomatiſchen Noten friedfertige Geſinnungen gegen daſſelbe. Sie ſchmeichelten ſich, mit den Verbündeten den Genuß der Siege dereinſt theilen zu können, ohne Opfer dafür bringen zu müſſen. Aber ſie vergarnten ſich im Netz ihrer eigenen Klugheit.

Einen Theil ihres Volks konnten ſie begeiſtern oder mit blinder Wuth erfüllen wider die Ideen, in welchen und für welche die franzöſiſche Nation kämpfte; nicht aber einen andern Theil, den erleuchtetern, welcher ihr Spiel durchſah, und ſich ſelbſt die Rechte wünſchte, die man zu verwünſchen ermahnte. Daher entgegengeſetzte Wirkungen, als die franzöſiſchen Heere, indem ſie, durch Sieg begünſtigt, daſſelbe thaten, was vorher den öſterreichiſchen geſtattet war, und den Boden des venediſchen Gebiets betraten. Ein Theil des Volks ſah die Erſcheinung derſelben mit eben ſo vielem Vergnügen, als der andere mit wüthendem Ingrimm. Daraus heilloſe Verwirrung, Aufſtand, Selbſthilfe, Bürgerkrieg. Indem die Einen von der alten Ordnung und Staatsverfaſſung abfielen, die Andern aber Franzoſen überfielen und mordeten, brachten beide dem Staate gleiches Unglück. Die Auflöſung des Ganzen war da. Die Regierung war ſowohl zu ſchwach, die Abtrünnigen zu verſöhnen, als die Wuth der Andern zu bändigen, die ſie ſelbſt aufgereizt hatte. Sie, die noch nie, ſo lange Frankreichs Kriegsglück zweifelhaft war, offene Feindin gegen Frankreich geweſen, begann die Feindſeligkeiten, als Frankreichs Heer im Herzen des überwundenen Deutſchlands den Frieden gebot und ſchrieb.

Nun erſt vernahm man in Venedig, doch nur als dunkles Gerücht, durch Muthmaßungen, daß ſelbſt der Wiener Hof, von dem man alle Gunſt, allen Schutz hoffte, in den Verhandlungen zu Leoben, für eigenen Vortheil, die venediſche Republik aufgeopfert habe. In der That war zu Leoben vorläufig bedungen, Oeſterreich ſolle zur Entſchädigung ſeiner Verluſte Iſtrien, Dalmatien und das venediſche Feſtland empfangen; der Stadt in den Lagunen aber wolle man ein neues Gebiet aus drei Bezirken des Kirchenſtaats, aus Bologna, Ferrara und Romagna, erſt ſchaffen.

Unterdeſſen vollzogen Bonaparte's Unterfeldherren deſſen Befehle und entwaffneten überall im venediſchen Lande das Volk; eine franzöſiſche Heerſchaar, ohne andern als dieſen Zweck, rückte bis zum Ufer der Lagunen vor. Nun tiefe Beſtürzung in der Hauptſtadt, wohin ſich alles geregelte Kriegsvolk der Republik hatte zurückziehen müſſen. Man zählte hier nun ungefähr 3500 italieniſche und 11 000 ſklavoniſche Soldaten; dazu 37 Galeeren oder Feluken, 168 Kanonenbarken mit 750 Feuerſchlünden und 8500 Mann. Alle Stückſchanzen, welche die Zugänge bewachten, und man hatte noch neue aufgeführt, waren wohlbeſetzt. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo Venedig, konnte es ſeinen Untergang nicht hindern, ihn ruhmreich für Welt und Nachwelt machen konnte. Aber auch dazu gebrach die ſittliche Kraft, die Tugend jener Zeit, als der Genueſe Doria ſchon ſiegreich in den Lagunen ſelbſt ſtand.

Die Abgeordneten waren von ihrer Sendung an Bonaparte zurückgekommen. Sogleich bildete ſich (Abends den 30. April) aus den Erſten des Staats ein auſſerordentlicher Zuſammentritt beim Duca Manini, von dreißig Perſonen, um vorläufig zu berathen, wie dem großen Rathe die Lage der Republik darzuſtellen wäre. Der Duca fragte zuerſt den Ritter Daniele Delfino an, einen der alten Savi des Rathes. Dieſer erzählte, er habe während ſeiner Geſandtſchaft zu Paris einen Banquier kennen gelernt, der beim franzöſiſchen Oberfeldherrn großes Vertrauen genöſſe und ſich jetzt auch in Italien befände. Er ſchlug vor, deſſen Dazwiſchenkunft anzurufen, um den Feldherrn milder zu ſtimmen.

Niemand nahm über dieſen Vorſchlag das Wort. Der Prokurator Antonio Capello drehte das kindiſche Aushilfsmittel ins Lächerliche. Andere gaben ihre Meinung, wie und was man im großen Rath vortragen ſolle. Der Prokurator Francesco Peſaro aber erklärte: in dieſem Augenblick ſei nur eins zu thun, die innere Ruhe der Stadt zu handhaben und ſich mit dem Degen in der Fauſt zu vertheidigen. Dieſe Erklärung hörte Jeder mit Entſetzen. Antonio Capello bemerkte, der politiſche Horizont ſei ſehr dunkel; man wiſſe nicht, was zu Leoben eigentlich vorgegangen ſei. Man vereinigte ſich, den Redner, der die Sache im großen Rathe vortragen ſollte, und zwei neue Abgeordnete an Bonaparte zu wählen, um mit ihm einen Vertrag abzuſchlieſſen. Darüber rückte die Nacht an. Es kam ein Brief vom Befehlshaber der Flotille. Er meldete, die Franzoſen hätten angefangen ſich am Ufer der Lagunen zu verſchanzen; er aber mache ſich anheiſchig, Alles mit ſeinem Geſchütz zu vernichten, ſobald man Befehl geben wolle.

Das verbreitete gewaltige Beſtürzung in der Verſammlung, — (ich bediene mich der Worte des genau unterrichteten Daru). Man fühlte weder Kraft zur That, noch zum Entſchluß. Der Duca Manini, nicht minder beklemmt, als die Andern, irrte im Saal auf und ab, und ließ nur die Worte hören: „Wir ſind ſchon dieſe Nacht nicht mehr ſicher, ruhig in unſerm Bett zu ſchlafen."

Antwort aber mußte der Admiral auf ſeinen Brief haben. Es gab großen Wortwechſel. Pietro Dona und Carlo Ruzzino wollten auf der Stelle wegen Uebergabe der Stadt unterhandeln. Andere ſchrien, man könne nicht wohl anders, als ſich vertheidigen. Darüber empfing der Admiral den Befehl endlich: er ſolle mit aller Macht die Franzoſen verhindern, ihre Werke fortzuſetzen, aber zugleich bevollmächtige man ihn, einen — Waffenſtillſtand zu unterhandeln.

Dies war nicht mehr nothwendig. Schon denſelben Abend hatte man zu Venedig ungefähr vierzig Kanonenſchüſſe gehört. Der franzöſiſche Vortrab, der zu Fuſine ankam, und einige dort wachthabende Schaluppen hatten Kugeln gewechſelt. Nun drang die Partei in der Verſammlung, welche die Vertheidigung verworfen hatte, durch. Man entwarf ſogleich für die Abgeordneten eine Weiſung. Während dies geſchah, ſagte der Prokurator Franceſco Peſaro mit Thränen im Auge, zu einigen bei ihm Stehenden: „Ich ſehe es, um mein Vaterland iſt's geſchehen. Ich kann ihm nicht helfen. Aber ein Ehrenmann findet überall ein Vaterland. Man muß in die Schweiz gehen!"

Bekanntlich hatte ſchon Bonaparte zu Grätz erklärt, die Verfaſſung Venedigs müſſe abgeändert, freier werden. Dies war ſchon im Senat zur Sprache gekommen. Eine Partei hatte dafür gehalten, man ſolle die vaterländiſche, uralte Verfaſſung wieder herſtellen, die vor Einführung der Ariſtokratie beſtanden habe. Als dieſe Meinung ins Mehr geſetzt ward, erhielt ſie nur fünf Stimmen. Eine andere war geweſen: man müſſe jede zugemuthete Neuerung verwerfen, und was daſtehe, zu vertheidigen und zu behaupten wiſſen. Das hatten beinahe fünfzig Senatoren unterſtützt. Die dritte Meinung war die ſchwankendſte und dunkelſte von allen, nämlich man wolle ſich ſtufenweiſe den demokratiſchen Formen, ſonder merkliche Erſchütterung, annähern, ohne jedoch, ſoviel als möglich, die Verfaſſung von Venedig ſelbſt zu ändern. Dafür hatten ſich hundert und achtzig Senatoren erhoben, weil dies Hinhalten und politiſche Nichtsſagen den Meiſten zuſagte oder das feinſte aller Mittel ſchien.

Am 1. Mai ward der große Rath verſammelt, der Palaſt mit Kanonen und Kriegsvolk umringt. Streifwachen durchzogen die Straßen der Hauptſtadt. Tiefe Beſtürzung ringsum. Sechshundert und neunzehn Patrizier, alſo ungefähr die Hälfte des geſammten Adels, traten in den Saal des großen Raths.

Der Duca, bleich, entſtellt, entwarf mit einer oft von Thränen unterbrochenen Stimme das Gemälde vom Zuſtande der Republik und fügte hinzu: es ſcheine nothwendig, zwei Abgeordnete an Bonaparte mit ausgedehnteſter Vollmacht zu ſenden, um wegen einiger Milderungen

in der Verfaſſung mit ihm ſich zu verſtändigen. — Es folgte den fernern Entwickelungen dieſes Vorſchlags dumpfes Schweigen. Man ſchritt zum Abſtimmen. Fünfhundert und achtundneunzig Glieder genehmigten den Vorſchlag.

Bonaparte war nicht mehr entfernt. Mit ſeiner Kriegserklärung faſt zu gleicher Zeit war er in Treviſo angekommen. Da befand ſich, als Proveditore, Angelo Giuſtiniani, welcher, unkundig deſſen, was in den letzten Tagen vorgefallen war, dem Oberfeldherrn ſeine Aufwartung machte und die gewohnten Redensarten von treuer Freundſchaft und Achtung ſeiner hohen Regierung gegen die franzöſiſche Republik anbrachte. Bonaparte unterbrach ihn finſter: „Die beiden Republiken ſind im Krieg; der venediſchen aber ſpiele ich in achtundvierzig Stunden Garaus. Sie aber, Herr, machen ſich binnen zwei Stunden fort von hier, oder ich laſſe Sie füſiliren" Angelo Giuſtiniani hatte Feſtigkeit genug zu erwiedern: er könne ſeine Stelle nicht anders, als auf Geheiß ſeiner Regierung verlaſſen; — worauf ihm der Feldherr mit einer gleichgültigen Miene erwiederte: „Gut denn, ſo werden Sie füſilirt." Der Proveditore hatte aber nicht Feſtigkeit genug, zu ſeinem großen Wort groß zu ſtehen. Er machte ſich alsbald auf den Weg nach Venedig.

Die Abgeordneten des großen Raths trafen Bonaparten ſchon am Ufer der Lagunen, zu Marghera. Er empfing ſie höflich. Die Nachricht von der Einmüthigkeit des großen Raths, in Abänderungen der Verfaſſung zu willigen, machte ihn ſtutzen. Vielleicht hatte er mehr Starkmuth von den Enkeln der Dandolo's, der Zeno's und anderer Erlauchten erwartet. Aber alle Kunſt der Abgeſandten blieb eitel. Er erklärte, daß er in keine weitere Unterhandlung eintreten werde, ſo lange nicht Laugiers Tod und das Blut ſo vieler ermordeten Franzoſen gerächt ſei, wofür er den Kopf des Befehlshabers von Lido und der drei Staatsinquiſitoren begehre. Mit Mühe nur war ein ſechstägiger Waffenſtillſtand zu gewinnen. Das den Abgeordneten deswegen mitgegebene Schreiben beſagte: „der Oberfeldherr trete in nichts ein, bis der große Rath die Staatsinquiſitoren und den Admiral hätte verhaften und auf eine exemplariſche Weiſe ſtrafen laſſen." Man wünſchte ſich Glück, daß im Schreiben nur von Beſtrafung der Perſonen Rede ſei und nicht ihr Tod wörtlich ausgedrückt wäre.

In Venedig herrſchten Furcht und Beſtürzung. Bald ſchien der äuſſere Feind kaum noch ſo gefährlich, als der innere. Es gingen Gerüchte, daß bei ſechszehntauſend Bürger über die Patrizier herfallen und ſie niedermachen würden, wenn ſie die Verfaſſung nicht änderten. Man empfing Berichte, durch welche die Treue der ſlavoniſchen Soldaten anfing verdächtig zu werden. Man ſchlug vor, ſie wegzuſchicken.

Es verſammelte ſich der große Rath am 4. Mai des Morgens. Schrecken war in Aller Zügen. Der Duca trug mit zitternder Stimme vor, man ſolle die Staatsinquiſitoren und den Befehlshaber von Lido gefänglich einziehen, um ihnen den Prozeß zu machen; man ſolle zugleich Bevollmächtigte an den Oberfeldherrn ſenden, um noch einmal Verſöhnung zwiſchen Frankreich und Venedig, ſelbſt mit Aufopferung der Unverletzbarkeit der Verfaſſung, zu verſuchen, jedoch

Alles unter Vorbehalt der endlichen Genehmigung durch den großen Rath. Siebenhundert und vier Stimmen nahmen den Antrag an gegen zehn, die dagegen waren. Die neuernannten Abgeordneten reiſeten ſogleich ab und ſuchten den franzöſiſchen Oberfeldherrn erſt in Mantua, dann in Mailand auf, wohin er ſich begeben hatte.

15.

Gänzliche Auflöſung der Republik.

Die Eil, in welcher über Ruhm und Schmach, Sein und Nichtſein der Republik entſchieden, man kann nicht ſagen, berathen wurde; die ganze Verkettung von Mißgriffen und Staatsfehlern jeder Art, bewieſen bisher genugſam, wie wenig dieſe Senatoren, dieſe Räthe, dieſe Patrizier fähig und würdig waren, die Schickſale einer Nation zu leiten. In ihren beſchränkten, kleinlichen Anſichten unvermögend, einen höhern Standpunkt zu faſſen; eingeroſtet mit ihren Vorſtellungen in das Gewohnte und Gemeine des Geſchäftsganges; zu ſelbſtſüchtig und feig, als daß ſie die Ehre des Vaterlandes ihrem eigenen Leben hätten vorziehen, oder daß ſie, wie einſt Roms Senatoren die Galen, die eindringenden Franzoſen mit unerſchrockener Majeſtät hätten erwarten können, waren ſie weder beſonnen genug, freiwillig die Vorrechte ihres Standes aufzugeben und mit der venediſchen Bürgerſchaft, von der ſie Aufruhre fürchteten, gemeine Sache zu machen, noch ſtarkmüthig genug, unter den Trümmern ihrer Stadt zu ſterben.

Selbſt einem franzöſiſchen Heere wäre die Eroberung Venedigs noch nicht leicht geworden. Dazu mußte erſt eine Flotille für die Lagunen geſchaffen werden; unter dem Feuer von tauſend Kanonen der gefährliche Weg durch die unſichern Krümmungen der Kanäle geſucht werden; Inſel um Inſel, jede einer Feſtung gleich und von zwei- bis dreihundert Fahrzeugen mit achttauſend Seeleuten und von vierzehntauſend Streitern vertheidigt, mußte erſtürmt werden. Das Alles ward vergeſſen. So groß war die Muthloſigkeit, daß man den Tag nach der Abreiſe der Abgeordneten, in einer Zuſammenkunft beim Duca, ſogar ſchon vorſchlug, die Hauptſtadt zu übergeben, und nur Sicherheit des Lebens und der heiligen Oerter zu begehren. Als einige der Anweſenden ſich ſträubten, Venedig auf Gnade und Ungnade den Franzoſen auszuliefern, wurden ſie nur wie junge Wagehälſe und Brauſeköpfe behandelt, welche alles Volk der Gefahr preisgeben wollten, über die Kliuge ſpringen zu müſſen. Wirklich gab man, ohne nur die Rückkehr der an Bonaparte Geſandten zu erwarten, dem venediſchen Befehlshaber der Lagunen Vollmacht, mit den Franzoſen, ſobald ſie ſich zeigen würden, die Uebergabe der Stadt abzuſchlieſſen; beſtimmte ihm die Bedingungen und behielt ſich nur die Genehmigung des großen Raths vor.

Unterdeſſen verzögerte ſich die Rückkehr der Abgeordneten, weil ſie nach Mailand waren. Man erhielt deswegen von dem am Ufer der Lagunen zurückgebliebenen feindlichen Feldherren Verlängerung des Waffenſtillſtandes. Dieſe Friſt, ſtatt klug benuzt zu werden, verlängerte nur Verwirrung und Angſt. Schon dreimal hatte man in Berathung geſezt, ob man nicht die eilftauſend

Sklavonier, die in der Stadt lagen und einen meuterischen Sinn zu zeigen anfingen, fortschicken wolle, weil man ſich doch nicht zu vertheidigen im Stande sei. Man beſchloß es endlich am 8. Mai. Einige Glieder des Raths wollten ſich dieſer Maasregel widerſetzen, als es plötzlich hieß, die Revolution von Venedig werde ſich am folgenden Tage machen und die Sklavonier ſelbſt würden den Freiheitsbaum aufpflanzen. Nun ſtieg die Furcht aufs höchſte. Der Duca hatte ſchon in der Sitzung den Antrag gemacht, er wolle die Zeichen ſeiner Würde ablegen.

Wenn ſich eine Regierung in Tagen der Gefahr unter ihrem eigenen Volke nicht ſicher und wohl fühlt, erkennt ſie damit an, daß ſich das Volk vorher unter ihr nicht ſicher und wohl befand; daß Regierung und Volk, ſtatt eines Geiſtes zu ſein, in doppeltem Geiſt lebten. Der venediſche Senat, wie gern er ſonſt, ſich und Andere täuſchend, die Ergebenheit und allesopfernde Treue der Unterthanen zu loben pflegte, vertraute jetzt darauf ſo wenig, daß ihn ſchon der bloße Schatten einer Gefahr von Seiten der unzufriedenen Bürger zum Aeuſſerſten brachte, wie aus folgendem Zuge erhellet.

Am 9. April, als der Ausſchuß des Raths beim Duca verſammelt war, hieß es, zwei Männer seien drauſſen, welche eine wichtige Schrift zu überreichen hätten. Man ſchickte zwei Glieder der Verſammlung zu ihnen. Sie kamen bald mit einem Papier in der Hand zurück, deſſen Inhalt ohne Unterſchrift, aber unter den Augen des franzöſiſchen Geſandtſchaftſchreibers abgefaßt ſein ſollte. Es hieß darin: um größern Gefahren vorzubeugen, müſſe man den Abſichten des franzöſiſchen Oberbefehlshabers entgegengehen, und ſich ihn gewogener machen. Als Maasregeln dazu wurden vorgeſchlagen: Verhaftung des königl. franzöſiſchen Geſchäftsträgers d'Entragues; Verſiegelung und Auslieferung ſeiner Papiere; Freilaſſung aller wegen Meinungen Verhafteten mit einer Geldentſchädigung; Aufſchlieſſung der Bleigefängniſſe u. ſ. w., daß das Volk ſie ſehen könne; Zuſage für alle andere Gefangene, daß ihre Rechtshändel einer abermaligen Reviſion unterworfen werden ſollen; Abſchaffung der Todesſtrafe; Bezahlung und Wegſchickung der Sklavonier; Uebergabe der Stadtbewachung an die Bürgerſchaft unter der Leitung eines einſtweiligen Ausſchuſſes, zuſammengeſetzt aus dem Generallieutenant Salimberi, Moroſini, Antonio Baratti und Piedro Spada. — Ferner: Errichtung des Freiheitsbaums auf dem St. Markusplatz und einer proviſoriſchen Munizipalität von vierundzwanzig Gliedern, nebſt Einladung an die Provinzen des Feſtlandes, Iſtriens, Dalmatiens und der Levante, ſich mit der Mutterſtadt zu vereinigen; Proklamation, daß eine demokratiſche Regierung und Wahl von Stellvertretern ſtatt finden werde; Verbrennung der Zeichen von der alten Regierung unterm Freiheitsbaum; Amneſtie über alle ehemaligen ſtaatsthümlichen Vergehen; Preßfreiheit, mit Verbot gegen die geſchehenen Handlungen der Perſonen oder der Regierung zu reden; feierlicher Zug der Munizipalität am folgenden Tage in die St. Markuskirche, Ausſtellung der heil. Jungfrau, Tedeum überall; Einladung, daß viertauſend Mann Franzoſen in die Stadt als Garniſon kommen; doch Palaſt, Münze und andere öffentliche Gebäude zu bewachen, bleiben der Bürgerwacht; Abgebung der venediſchen Flotte unter den Befehl der franzöſiſchen Feldherren;

Präſidenten der proviſoriſchen Munizipalität: der Alt-Duca Manini und Andrea Spada; Abgeordnete an Bonaparte: Franc. Battaja und Thom. Pietro Zorzi; Zurückberufung und Wiedererſetzung der Geſandten an fremden Höfen; nach Paris zu ſenden Thoma Calligini, und als ſeinen Sekretär Sordina; Zuſicherung einer lebenslänglichen Rente für die armen Ex-Nobili; Zuſammenſetzung der Munizipalität aus wahren Patrioten, und Nichthinzulaſſung von mehr als einem Drittel Ex-Nobili u. ſ. w.

Dieſer ſeltſamen Schrift, mit ihren bunten Vorſchlägen, die, eben ſo oberflächlich, als wieder ins Einzelnſte gehend, den Gang der Geſchäfte vorzeichnen wollte, fehlten alle Kennzeichen der Bedeutſamkeit oder Amtlichkeit. Niemand wußte, wer ſie verfaßt hatte; und wäre ſie vom franzöſiſchen Geſandtſchafts-Sekretär gekommen, ſo kam ſie von einem ſubalternen Angeſtellten, der ſich ohne alle Vollmacht in Venedig befand. — Die Verſammlung der Rathsherren beim Duca hatte ſich noch nicht von ihrem Erſtaunen erholt, als Nicola Moroſini, dem aufgetragen war, für die öffentliche Ruhe in der Stadt zu ſorgen, Bericht ſandte, er ſehe Volksbewegungen vor. Wenn man nicht friſche Mannſchaft zu ſeiner Verfügung ſtelle, könne er für nichts gut ſtehen.

Dieſe Botſchaft ſteigerte das Schrecken und beſtimmte die Verſammlung, Alles, was jenes Papier verlangte, treulich zu befolgen. Zwei Glieder des Raths und die fünf Savi des Feſtlandes widerſetzten ſich vergebens, indem ſie erinnerten, die Schrift habe gar kein amtliches Zeichen; der Waffenſtillſtand ſei ja um acht Tage verlängert; man müſſe doch auch die Rückkehr der an Bonaparte Abgeordneten erwarten. Indeſſen verzögerte ſich nur die Vollziehung des Beſchluſſes um vier Tage. Unterdeſſen ließ man die Sklavonier ihre Waffen im Zeughauſe abgeben und einſchiffen und die Flotille ebenfalls entwaffnen.

Endlich am 12. Mai ward der große Rath verſammelt. Es erſchienen, ſagt man, fünfhundert und ſiebenunddreißig Glieder; alſo wäre der Rath nicht einmal geſetzlich vollſtändig geweſen. Der Duca, verworren und beklemmt, ſtellte die Lage des Staats mit pathetiſcher Beredſamkeit dar. Man las einen langen Bericht über die zu nehmenden Maasregeln. Ein Redner übernahm es, die Vorſchläge noch weiter auseinanderzuſetzen. Während ſeiner Rede hörte man ein paar Flintenſchüſſe vor dem Palaſt. Einige ſagten, ſie kämen von Leuten aus dem Volke, um den großen Rath zu ſchrecken; Andre, die Sklavonier brennten ihre Flinten ab, weil ſie ſie eben abgeben müßten. Aber die Verwirrung, welche durch jenen Knall nun im ganzen Saale entſtand, war unbeſchreiblich. Jeder glaubte, es ſei nun daran, daß man alle Nobili niedermachen werde. Die Glieder des großen Raths ſprangen von ihren Sitzen auf und ſchrien: „abgeſtimmt! abgeſtimmt!“ Fünfhundert und zwölf Stimmen waren für den Beſchluß, der das Leben der venediſchen Republik endete, zwölf dagegen und fünf null.

Der große Rath eilte haſtig von einander. Die Erſchrockenſten flüchteten ſogleich ihren Wohnungen zu; einige Perſonen blieben beim Duca, und die alte Regierung war aufgelöſet, ohne daß man etwas Anders an deren Stätte hatte. Das Volk vor dem Palaſt ſchrie durch-

einander: „Es lebe die Freiheit! Es lebe St. Markus!“ Nun Ungebundenheit überall. Der Pöbel fing an hin und wieder zu plündern, beſonders in den Häuſern derer, die im Verdacht waren, an der Revolution Theil gehabt zu haben. Der Unfug dauerte bis in die Nacht. Erſt gegen zwei Uhr Morgens brachte man einige Mannſchaft unter Gewehr zuſammen. Zweihundert Soldaten, auf die Rialto-Brücke geſtellt, gaben gegen einen auf ſie anrückenden Volkshaufen Feuer. Einige Kanonenſchüſſe zerſprengten den Haufen. Ungefähr zwanzig Menſchen blieben todt. Folgenden Tags verkündete ein Anſchlagzettel Todesſtrafe gegen jeden Frevler an der nun vollendeten Revolution.

Es ward eine Munizipalität von ſechszig Perſonen gewählt, worunter nur zehn Patrizier waren. Am 16. Mai holte, mit vieler Feſtlichkeit, eine Flotille ungefähr dreitauſend Mann Franzoſen vom feſten Lande. Sie wurden auf den St. Markusplatz ausgeſchifft und von einem Theile des Volks mit lärmender Freude empfangen, während das düſtere Schweigen vieler Andern noch beredter war, als das Jauchzen.

In den erſten Tagen nach Auflöſung der alterthümlichen Ariſtokratie wurden die Gefängniſſe der Inquiſition zerſtört, dreifarbige Kokarden vertheilt, das goldene Buch unter Feierlichkeiten am Freiheitsbaume verbrannt und ähnliche Dinge im Geſchmack jener Zeit gethan.

16.

Vernichtung des venediſchen Staats.

An demſelben Tage, da die vom feſten Lande gerufene franzöſiſche Beſatzung in Venedig einzog, hatten die Abgeordneten der Republik mit dem Oberfeldherrn Bonaparte zu Mailand den Friedensvertrag abgeſchloſſen. Zwar dieſer war demüthigend geweſen. Er ſtellte die Aufhebung der erblichen Rechte der Ariſtokratie feſt, die Entrichtung von drei Millionen baaren Geldes Brandſchatzung an Frankreich und eben ſoviel an Werth in Schiffsmunition, Uebergabe von drei ganz ausgerüſteten Kriegsſchiffen und zwei Fregatten, desgleichen von zwanzig Gemälden und fünfhundert alten Handſchriften. Es war auch feſtgeſetzt, daß eine franzöſiſche Beſatzung, ſo lange es die neue Regierung wünſche, in Venedig ſein, den Staatsinquiſitoren, dem Befehlshaber von Lido und Andern, die ſich des Mordes der franzöſiſchen Soldaten ſchuldig gemacht hätten, Verzeihung ertheilt, und wegen Gebietsaustauſchungen zwiſchen beiden Republiken Frankreich und Venedig Uebereinkunft getroffen werden ſollte. Aber doch war noch immer wenigſtens das Daſein dieſer Republik förmlich anerkannt.

Wie nun die Geſandten mit dem Vertrage nach Venedig kamen, fanden ſie ſchon Alles verwandelt. Es war kein großer Rath mehr vorhanden, der über Annahme oder Verwerfung des Vertrags berathſchlagen konnte. Die proviſoriſche Munizipalität indeß genehmigte ihn, ohne ſich darum zu bekümmern, ob ſie das Recht habe. Sie war ihrer Natur nach nur eine Ortsbehörde; doch maßte ſie ſich gern das Recht der alten Regierung an. Dafür aber erkannten

ſie die Städte des Feſtlandes nicht an und wieſen ihre Aufträge zurück. Man hatte drei Millionen baares Geld an Frankreich verſprochen, und die Franzoſen forderten nun ſtatt deſſen fünf Millionen. Man mußte zahlen und gezwungene Anleihen machen. Der Herzog von Modena hatte ſich mit ſeinem Schatze nach Venedig geflüchtet; nun umringte man ſein Haus und entführte ihm 190,000 Zechinen, um der Armee Genüge zu thun.

Alles dies brachte Geſetzloſigkeit, Verwirrung und Niedergeſchlagenheit hervor. Man ſah durch Machtſprüche Frankreichs altvenediſche Provinzen dem Gebiet des cisalpiniſchen Freiſtaats einverleiben, ohne daß von Entſchädigungen für Venedig die Rede war. Man zitterte für die Zukunft, für Beibehaltung der Freiheit ſelbſt. Die Munizipalität beſchloß endlich ſogar Einverleibung Venedigs in die cisalpiniſche Republik. Aber auch darüber behielt die franzöſiſche Regierung ein verdächtiges Schweigen bei.

Endlich ward der Friedensvertrag von Campo Formio kund und enthüllte Venedigs Schickſal. Das Gebiet dieſes Staats ward zwiſchen Frankreich, Oeſterreich und Cisalpinien getheilt. Venedig, die Hauptſtadt ſelbſt, mit Iſtrien, Dalmatien und andern Landſtrichen, ward an Oeſterreich gegeben. Verzweiflung und Wuth herrſchten zu Venedig; aber es war ein ohnmächtiges Jammern. Die Franzoſen entführten die venediſche Flotte, die Vorräthe des Zeughauſes, die ehernen Roſſe, welche einſt Dandolo als Siegesbeute aus der Eroberung Konſtantinopels in ſeine Vaterſtadt gebracht hatte.

Am 18. Jänner 1798 räumten die Franzoſen Venedig. An demſelben Tage rückten die Oeſterreicher ein. Der ehemalige Prokurator Francesco Peſaro, eben derjenige, welcher noch vor Kurzem geſagt hatte, er wolle die Freiheit in der Schweiz ſuchen, — er erſchien wieder in ſeinem Vaterlande als — öſterreichiſcher Regierungs-Kommiſſär. Er war es, in deſſen Hände die alten Magiſtrate Venedigs den Eid der Treue gegen den deutſchen Kaiſer ablegen mußten. Auch der letzte Duca Venedigs, Manini, mußte vor ihm erſcheinen. Als dieſer ſeinen in einen kaiſerlichen Kommiſſär verwandelten Mitbürger ſah, erblaßte er und ſank ohnmächtig zu Boden.

So verſchwand die alte Republik Venedig, nach einem Daſein von mehr denn tauſend Jahren, durch die Gleichgültigkeit des Volks gegen das Vaterland, durch die Schlechtigkeit der Vornehmen, durch die Untüchtigkeit der Regierung und durch die Verhöhnung alles Völkerrechts von Seiten eines ungroßmüthigen Siegers aus der Reihe der europäiſchen Staaten, Andern eine furchtbar belehrende Warnung!

M a n n i g f a l t i g e s.

A u s F r a n k r e i ch.

Entwickelung und gegenſeitiges Verhältniß der miniſteriellen und der Oppoſitions-Partei. — Erinnerungen an den National-Convent. — Aufſchlüſſe über den achtzehnten Fructidor.

Die nachſtehenden Beiträge zu einer pragmatiſchen Geſchichte der franzöſiſchen Staatsumwälzung ſind einem merkwürdigen Buche enthoben, worin man ſie nicht leicht ſuchen würde. Die ſo eben erſchienenen Mémoires historiques sur la vie de Mr. Suard, sur ses écrits et sur le XVIIIme siècle, par *Dominique Joseph Garat* (2 Tomes. Paris, Belin. 1820. 8.) enthalten in der That ungleich wenigere Nachrichten vom Leben des Hrn. Suard, als eine Reihenfolge geiſtreicher und höchſt anziehender Schilderungen der Dinge und Menſchen, deren Verbindung das Ganze bildet, welches man, mit Hinſicht auf Frankreich zunächſt und die von dieſem Lande ausgegangenen Wirkungen, das achtzehnte Jahrhundert zu nennen gewohnt iſt. Dieſen Schilderungen dient das Leben des Hrn. Suard als eine Rahme, die dem Gemälde wohl anſteht und ihm auch zur Zierde gereicht, weil dieſer beſtändige Sekretär der franzöſiſchen Akademie nicht allein jenen ganzen denkwürdigen Zeitraum im Umgange und gutentheils in vertrauter Freundſchaft mit allen ſeinen Koryphäen durchlebt hat, ſondern weil auch je die ſchönſten Blüthen deſſelben ſich in ſeinem Geiſte, in reinerm Glanze, und von den Schlacken jeglichen Uebermaaſes gleichſam gereinigt, darſtellten. Dieſer Vorzug war das Ergebniß eines höchſt edeln ſittlichen Karakters und einer beſcheidenen Mäßigung, welche allezeit die Gefahren vermieden hat, wo die Gewalt der Umſtände ſie zur Schwäche machen und alsdann aus der glücklichen Stellung verdrängen konnte.

Dem Freunde und Biographen des Hrn. Suard iſt dieſer letztere Vortheil nicht zu Theil geworden. Wenn Hr. G a r a t an Scharfſinn, an Geſchmack und an umfaſſenden Kenntniſſen dem Hrn. S u a r d zur Seite ſtehen kann, wenn die aus dieſen Eigenſchaften hervorgehende Mäßigung in Denkart und Karakter ihm hinwieder auch eigen war, ſo iſt er hingegen nicht, wie dieſer, dem öffentlichen Leben des Staatsmannes fremd und auf dasjenige des Akademikers und Schriftſtellers beſchränkt geblieben. Die öffentliche Laufbahn des Hrn. G a r a t begreift die ſchwierigſten Epochen der Revolution, und ſeine Stellung in denſelben mußte ihn unvermeidlich großem und vielfältigem Tadel ausſetzen; einem Tadel nämlich, welcher ohne Ausnahme alle damals vorragenden und handelnden Perſonen, in mehr oder minderm Grade und in verſchiedentlichem Sinne, treffen muß, dem aber, wenn es um die perſönliche Würdigung der Einzelnen zu thun iſt, jene ſo oft und ſo leicht vergeſſenen Dienſte Wage halten ſollen, welche ſie mit vieler Anſtrengung, mit großer Aufopferung und unter Gefahren leiſteten, die denen unbekannt geblieben ſind, welche es gerathener fanden, ihre Kräfte gegen den Sturm der Wellen nicht zu verſuchen und dieſelben vielmehr einer ruhigern Zeit aufzubewahren.

Wenn viele Zeitgenoſſen dem einſeitigen Urtheile huldigen, ſo wird die gerechte Nachwelt den billigern Maaßſtab anwenden, und dieſen darf Hr. G a r a t nicht ſcheuen. Ihm verdanken wir aber auch einen reichen Schatz von Materialien der Zeitgeſchichte, zumal derjenigen Begebenheiten, an welchen er ſelbſt Theil genommen hat (quorum pars fuit). Sie ſind meiſt in periodiſchen Schriften und Tagblättern niedergelegt, die für unſere Zeiten Archive bilden, welche, ihrer Oeffentlichkeit unerachtet, in der That doch, ihrer Maſſe und Beſchaffenheit wegen, leider nicht weniger ſchwer zugänglich und benutzbar ſind, als manche verſchloſſene Archive. Als Deputirter bei der konſtituirenden Nationalverſammlung hat Hr Garat im Journal de Paris die Verhandlungen derſelben und viele eigene Aufſätze geliefert. Im Jahr 1793, nachdem er Juſtizminiſter zu ſein aufgehört hatte, eröffnete er ein neues Tagblatt, die Feuille de salut public, welches aber bald des

Moderantismus beſchuldigt wurde und in andere Hände überging. Während des größten Terrorismus war Hr. Garat Miniſter der École normale und ſeine Vorträge an derſelben ſind in den Denkwürdigkeiten dieſer Anſtalt (Leçons et débats de l'école normale) abgedruckt. Zur Zeit des Direktoriums iſt er einer der vorzüglichſten Mitarbeiter des Tagblattes la Clef du cabinet geweſen. Eine größere Schrift über die erſten Zeiten der Revolution und die Darſtellung ſeiner Theilnahme an ihren Ereigniſſen gegen die 1795 erſchienenen und auch ins Deutſche (einzeln ſowohl, als in den Beiträgen zur Geſchichte der franzöſiſchen Revolution) überſezten Mémoires sur la révolution, ou Exposé de ma conduite dans les affaires et fonctions publiques. Im Senat conservateur war Hr. Garat, als Ideologe, in des Kaiſers Ungnade gefallen und darum auch in den hundert Tagen nicht in die Pairskammer gewählt worden; das Departement der obern Pyrenäen, wo er Grundeigenthum beſizt (er iſt zu Uſtarits ums Jahr 1760 geboren) ernannte ihn in die Repräſentantenkammer, und die Reaktion im J. 1815 hat durch ſeine Ausſchließung vom Inſtitut, welchem er mehr Ehre brachte, als der gelehrte Verein ihm bringen konnte, unedle Rache geübt.

U.

Die miniſterielle und die Oppoſitions-Partei in Staaten, deren Grundgeſeze vom Stellvertretungsſyſtem ausgehen.

Vor allem, dünkt mich, muß bemerkt werden, daß die Namen miniſterielle Partei und Oppoſitions-Partei zu unbeſtimmt ſind, um richtige Begriffe zu geben und Irrthümer abzuwenden.

Zuverläſſig wird man überall in verfaſſungsmäßigen Staaten die Miniſter, mögen ſie ſein, wer ſie wollen, ungefähr ein gleiches Verfahren und Syſtem befolgen, den gleichen Gang nehmen ſehen: hinwieder wird man bei den Häuptern der Oppoſition überall ungefähr gleiche Maximen, gleiche Anſichten und auch einigermaßen die gleiche Sprache finden; wenn beide ihre Stellen austauſchen, was öfters geſchieht, ſo werden die Miniſter den Geiſt der Oppoſition, und die Häupter der Oppoſition den Geiſt des Miniſteriums annehmen; es ſind nicht die Menſchen, welche ſich alsdann verändert haben; denn ſo beweglich ſind dieſe nicht, ſo beweglich ſie übrigens auch ſein mögen: ihre Stellung einzig nur hat ſich verändert.

Die Naturforſcher haben recht gut eingeſehen, daß die ſo mannigfachen, aber eben ſo ſtandhaften als unwandelbaren Geſetzen unterworfenen Bewegungen des Weltalls von einer erſten unveränderlichen Urſache ausgehen müſſen. Wer den ſich jederzeit ungefähr gleichbleibenden Geiſt im Miniſterium und in der Oppoſition beobachtet, der muß hinwieder auch die Ueberzeugung ſchöpfen, daß, was in beiden ſtandhaft und unwandelbar erſcheint, den Stellen und nicht den Menſchen angehört; ganz zuverläſſig verhält es ſich alſo.

Der erſte dieſer beiden Geiſter iſt nicht der des Miniſteriums, ſondern derjenige der Gewalt; der zweite hinwieder iſt nicht der Geiſt der Oppoſition, ſondern derjenige der Freiheit.

Die Freiheit und die Gewalt, dieſe ſind die zwei ſtets mehr oder minder in Oppoſition oder einander gegenüberſtehenden Mächte. Ihr Widerſpruch geht keineswegs aus ihrer Natur hervor, und ſie können auch nicht eine ohne die andere beſtehen; ihre Bedürfniſſe hingegen ſind öfters ſehr verſchieden; jede fühlt die ihrigen lebhafter, und aus dieſer einzigen

Verſchiedenheit ergeben ſich, auch ohne feindſelige Plane und Abſichten, Streithändel, die beſtändig andauern, und Kriege, welche ſich öfters erneuern.

Eine bloße Modifikation der nämlichen Urſache trägt weſentlich zur Erweiterung des Feldes und der Anzahl ihrer Streitigkeiten bei.

Das Daſein der menſchlichen Geſellſchaften iſt, wie dasjenige der einzelnen Menſchen, mit den drei Abtheilungen jenes metaphyſiſchen Weſens, welches die Zeit heißt, verknüpft, der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft. Die Gegenwart hat ihre eigenthümlichen Bedürfniſſe, und dieſe ſind es, für welche die Gewalt vorzugsweiſe zu ſorgen hat; die Zukunft, obgleich ſie noch nicht vorhanden iſt, hat die ihrigen, über welche die Freiheit wacht, von der ſie vorausgefühlt werden; die Vergangenheit, welche nicht mehr vorhanden iſt, und darum auch keine Bedürfniſſe mehr hat, übt allezeit eine große, und nur allzuoft die größte Herrſchaft.

Dies ſind die Quellen, von denen jene zwei ſo hartnäckig gegen einander ſtehenden Geiſter der miniſteriellen und der Oppoſitions-Partei ausgehen; ſie mögen paſſender der Geiſt der Gegenwart und der Gewalt, der Geiſt der Freiheit und der Zukunft heißen.

Um ihre Karakterzüge richtiger aufzufaſſen und genauere Beſchreibungen von ihnen zu erhalten, als die ſie ſelbſt von einander wechſelsweiſe liefern, gibt es ein einziges Mittel: man muß ſie in ihrem Entſtehen beobachten.

Die Vergangenheit iſt es, von der wir Alles erhalten; ſie ſcheint Alles gefühlt, geſehen, überdacht, für alle Zeiten eingerichtet zu haben; und ſie hat in der That nicht bloß Alles angefangen und befördert, in den nützlichen und in den ſchönen Künſten, in den Wiſſenſchaften, in der Sittenlehre, in den Geſetzen; ſie hat für alle Fächer Beiſpiele, Muſter und Vorſchriften geliefert; Vorſchriften, die befolgt werden müſſen, Beiſpiele, welche nachzuahmen rathſam iſt, Vorbilder, die allezeit Vorwürfe des Studiums ſein werden, auch alsdann noch, wenn ſie Vorbilder zu ſein aufgehört haben. Aber ſtolz auf ihre Schöpfungen, in denen mehr Schönheit als Verſtand angetroffen wird, und die auch nicht alle gleich ſchön ſind, hat ſie, mit der Anmaßung, das menſchliche Geſchlecht zu erleuchten, nicht zufrieden, daſſelbe auch auf dem Punkte, wohin es von ihr geführt ward, ſtill zu ſtellen verlangt. Allen ihren Geſetzen iſt das Verlangen der Unabänderlichkeit aufgedrückt; ihre Lehrſätze machen auf Unfehlbarkeit Anſpruch; und ihre Anſprüche ſowohl, als was ſie wünſcht, ſpricht ſie als Befehle aus. Wenn ſie Aenderungen geſtattet, ſo geſchieht es unter Umſtänden, die ſie vorausgeſehen hat, und unter Bedingniſſen, die von ihr vorgeſchrieben wurden; ſie hat als Alleingebieterin zu den andern Abtheilungen der Zeit, von der ſie doch ſelbſt nur einen Theil bildet, geſprochen. Sie iſt inſonderheit eine große Stifterin von Staatsverfaſſungen in ſehr verſchiedener Geſtaltung geweſen. Tempel, Altäre und Prieſter; Paläſte, Thronen und Könige; alles, was angebetet und angerufen wird, was man verehrt und was man fürchtet, das iſt Schöpfung der Vergangenheit; ihre Abſtam-

mung von Jahrhunderten ſcheint eine Abſtammung vom Himmel zu ſein. Gleichartig mit all' dieſen Abſtammungen iſt die Abſtammung der Gewalten und die der miniſteriellen Parteien.

In den nämlichen Zeiten, wo eine umfaſſende Gelehrſamkeit eifrig bemüht iſt, dieſe bewährten Ueberlieferungen zu ſammeln, zu erklären und feſter zu gründen, ſind andere, durch Nachdenken mehr als durch Gelehrſamkeit erleuchtete Geiſter — ſolche, die, was zweifelhaft iſt und alſo Irrthum ſein kann, nicht ertragen mögen — beſchäftigt, das glänzende Erbgut der Vergangenheit ſorgfältig zu prüfen; ſie ſtellen darüber genaue Rechnung und wollen es nur mit Vorbehalt der Unterſuchung für das Menſchengeſchlecht annehmen; nun ſelbſt hinwieder auch ſtolz darauf, ſich mit ſoviel Geiſtesgröße gemeſſen zu haben und nicht hinter derſelben zurückgeblieben zu ſein, verweigern ſie weiterhin, unſere Pflichten, Rechte und Geſetze aus den nur allzuoft täuſchenden Quellen der Geſchichte herzuleiten, und ſie weiſen hingegen auf die Quellen der Natur hin, welche diejenigen nie trügt, die ſie befragen und verſtehen können; daß in mancherlei Fächern die Vergangenheit die Sachen in ziemlich gutem Zuſtande überliefert hat, genügt ihnen nicht mehr; auch der langſame Fortſchritt vom Schlimmen zum Guten und vom Guten zum Beſſern mag ſie nicht befriedigen; ihre Gedanken haben Flügel; ſie möchten gern auch den Geſetzen ihre Flügel leihen. So erzeugt ſich, was in der konſtitutionellen Sprache die Oppoſition heißt.

Nachdem die wahren Quellen der Oppoſition und des Miniſteriums in jedem verfaſſungsmäßig regierten Staatskörper alſo erkannt und bezeichnet ſind, müſſen damit hinwieder auch ihre Karaktere, ihre Pflichten, ihre Reden, ihre Verhandlungen zum Voraus und gar viel zuverläſſiger bezeichnet ſein, als die Sprache und das Betragen jener Theaterfiguren ſind, welche ein genialiſcher Menſch der Natur und Geſchichte gemäß handeln und ſprechen läßt.

Sobald eine erſte Magiſtratsperſon oder ein König erwählt iſt, ſo wird derſelbe, da er Alles ſelbſt zu thun, weder den Willen, noch die Kraft, weder die Fähigkeit, noch die Pflicht hat, hinwieder ſeine Miniſter wählen; ſie gehören ihm an, weil er ſie ernennt, um für ihn und ſtatt ſeiner zu handeln. So lange er dieſelben nicht entfernt oder ſie ſich nicht zurückziehen, muß man in ihnen, nicht zwar den König, wohl aber die ganze ihm zuſtehende Gewalt erblicken; ſie ſind ihm durch die zwei heiligſten Pflichten, welche es auf Erden gibt, durch die Pflicht des Eides und durch die Pflicht der Dankbarkeit verbunden. Von ihnen etwas Anderes erwarten, hieße als Vollzieher der Geſetze ſolche Menſchen wollen, welche ſich die Verletzung des Heiligſten zum Verdienſte rechnen.

In den Miniſterien, welche gewiſſermaßen Fideikommiſſe der Gewalt und der Thronhandlungen heißen können, iſt es die Gegenwart, und in der Gegenwart ſind es zunächſt die königlichen Vorrechte, die den erſten Organen des Königs anvertraut ſind. In den Augen der Miniſter werden diejenigen Geſetzvorſchläge und Vollziehungs-Maasnahmen jederzeit den Vorzug haben, durch welche jene Vorrechte am meiſten gewinnen oder am wenigſten verlieren.

Dieſe Hingebung grenzt an mehr als ein Uebermaas; ſie grenzt auch wohl an mehr als ein

Verbrechen; aber ihre Quelle oder ihr Grundſatz iſt rein, und alles, was ſich heimlich davon entfernt, iſt ſchändlich, auch alsdann noch, wenn es auf Freiheit und Wohlfahrt des Menſchengeſchlechts berechnet wäre, und wenn ihm allgemeiner Dank und Beifall zu Theil würden. Dies iſt das Verhältniß aller Miniſterien; ſo ſind alle Miniſter beſchaffen.

Würde man ihre Lage beſſer erkannt haben, ſo hätte man, in jedem Fall, ihre Reden und ihre Handlungen kaltblütiger und billiger beurtheilt, und ehe man ſie ſtrafbar erklärte, den Ausſpruch der Gerichte abgewartet.

Es ſind jedoch weniger ihre Handlungen, als vielmehr gewiſſe, in ihren Umgebungen übliche und geläufige Maximen, welche die Namen Miniſter und Miniſterien unter den freien oder nach Freiheit ſtrebenden Völkern verdächtig gemacht haben.

So lange der Deſpotismus ſich auf Rasereien und tolle Streiche beſchränkte, blieb, wofern man ihn nicht feſſeln oder zerbrechen konnte, das Schweigen allein übrig. Als er Grundſätze (Dogmen) verlangte, fanden ſich bald auch Gelehrte, welche ſolche abfaßten, Tempel und Prieſter zum Predigen derſelben, und Große, die ihnen Verehrung bezeugten; wie vor den Stufen des Altars, ſo bogen ſich vor den Stufen des Throns jegliche Knie. Da geſchah es dann aber auch, daß zum erſtenmal die kraftvolle und ſtarke Stimme jener Oppoſition gehört ward, deren Beſtimmung iſt, allen Gewalten der Throne und der Miniſter die Wage zu halten; ihre Stimme war die Stimme der Natur ſelbſt. Man rief ihr entgegen: die Grundſätze der Natur ſeien von denjenigen der Staatsgeſellſchaften verſchieden; obgleich nun aber alle Verfaſſungen, welchen Urſprung und welche Formen ſie auch haben mögen, in der That nur gute oder ſchlechte Geſellſchafts-Einrichtungen ſind, ſo war den Philoſophen jedoch nie zu Sinn gekommen, für Anwendung der politiſchen Theorien reinen Tiſch zu machen, wie jene kühnen Metaphyſiker für die Theorien des Erkenntnißvermögens gethan haben, wodurch ſie den menſchlichen Geiſt ſo rühmlich und glücklich, gleichſam in einem Siegeswagen, der nie umwirft, auf ſicherer Bahn zur Entdeckung aller erreichbaren Wahrheiten hinführten.

In ihren Theorien des Denkens haben ſie ſehr richtig ausgeſprochen, dieſelben hätten nichts mit dem, was vor ihnen geweſen iſt, und eben ſo wenig mit dem, was nach ihnen kommen würde, zu thun; in den Einrichtungen der Staatsgeſellſchaft hat aber auch Niemand beſſer als ſie eingeſehen, daß alle Zeitfolgen meiſt unter einander durch eine Folgenreihe von Rechten vereinbart ſein können, welche die Gegenwart von der Vergangenheit erhalten hat und die ſie der Zukunft hinwieder zu überliefern auf ſo lange verpflichtet iſt, bis dieſelben durch freiwilligen Vertrag zum gemeinſamen Vortheile Aller erlöſchen.

Von dieſer Klugheit und Umſicht auf dem höhern Standpunkte ihrer Anſichten geleitet, haben jene Männer von großem Geiſte, die während der Staatsumwälzungen zu Rathgebern der Nationen berufen wurden, den neuaufgeführten Geſellſchafts-Einrichtungen ſo mancherlei Beſtandtheile, Anſprüche und Rechte einverleibt, welche Ergebniſſe der Zeit vielmehr, als der Natur, geweſen ſind, hinwieder aber auch durch Vernunft und Recht anerkannt werden, weil

die Zeit, die ihre Erzeugerin war, ſie durch lange Ueberlieferungen mit den heiligſten und unverletzbarſten Rechten der Nation vermengt und vereinbart hat. Die Verfaſſung Groß-britanniens iſt voll davon; und es hat dieſe Behutſamkeit mehr Vortheile als Stürme gebracht. Es mag nunmehr eine nähere und anwendbare Vergleichung zwiſchen dem allgemeinen Geiſte des Miniſteriums und dem allgemeinen Geiſte der Oppoſition ohne Schwierigkeit vorgenommen werden.

Eine erſte, doch bloß geſchichtliche Bemerkung iſt dieſe, daß die Oppoſition den Grundgeſetzen (Konſtitutionen) lange voranging und daß dieſe auch vollends ihr Werk ſind. Eine zweite macht aufmerkſam, daß, wenn die Miniſter durch die Könige ernannt werden, die Könige hinwieder öfters durch die Oppoſition ernannt worden ſind, und daß Könige, Miniſter und Oppoſition gleichmäßig den Grundgeſetzen untergeordnet ſind.

Mit Streithändeln aller Art unaufhörlich beſchäftigt und verpflichtet, ſolche Schritt für Schritt zu verfolgen, täglich und ſtündlich Weiſungen und Entſcheidungen darüber zu ertheilen, muß ein Miniſter die beſtändige Ueberzeugung haben, daß geſetzliches Recht ihn allein nur leiten kann, daß Alles durch ältere Urkunden beſtimmt iſt, daß ſein Hauptgeſchäft darin beſteht, die Geſellſchafts-Verhältniſſe ſo zu erhalten, wie ſie ihm übergeben wurden, und daß er ſehr ſtrafbar werden kann, wenn er nicht ſogar auch die ſeiner Obſorge anvertrauten Mißbräuche, welche ſeine Vernunft mißbilligt und die ſeinen Gefühlen wehe thun, aufs kräftigſte unterſtützt.

Für ein Mitglied der Oppoſition geht die höchſte Pflicht aus ſeiner innern Ueberzeugung, für ein Mitglied des Miniſteriums geht dieſelbe aus ſeiner Stelle hervor; ſollten Ueberzeugung und Gewiſſen beim letztern in zu großes Gedränge kommen, ſo darf er ſeine Stelle nicht annehmen oder nicht behalten.

Wie ausgedehnt immerhin die königlichen Vorrechte ſein mögen und über wie große Summen auch die Staatsverwaltung verfügen kann: die ausübende Gewalt wird allezeit noch Widerſtand von mehr als einer Art zu bekämpfen haben, und die Mittel zur Ausführung nützlicher oder rühmlicher Arbeiten werden ihr öfters noch fehlen. Auch rechtſchaffene und talentvolle Miniſter können darum ſelten nur ſtark und reich genug und mit den unentbehrlichen Mitteln verſehen ſein, um den Geſetzen ſchnellen, allgemeinen und willigen Gehorſam zu verſchaffen.

Die Miniſter mögen ſich nur innerhalb der Schranken ihrer Befugniſſe bewegen, und dieſe Schranken kommen großen Geiſtern oft zu enge vor; ſelbſt ſolche, denen davor ſchaudert, ſie umzuſtürzen, würden dieſelben doch gern zurückſchieben laſſen. Die Geſchichte bezeugt, daß mehr als ein Miniſter ſeine Pflichten verletzt hat, um ſeinen Tugenden ein weiteres Feld zu öffnen.

Endlich dann liegt auch die Macht des Thrones, obgleich verſchieden von derjenigen der Miniſter, doch ſtets in ihrer Hand, und es iſt natürlich, daß ſie allezeit geneigt ſind, den Glanz deſſelben, von dem der Schimmer auf ihre Perſonen zurückfällt, zu vermehren.

Die Bürger und die Glieder der Oppoſition fühlen ſich hinwieder auch, wie die Miniſter, in dem durch die Geſetze um ſie gezogenen Kreiſe allzubeengt.

Die Gewalt und die Freiheit haben beide gleichmäßig im Staatskörper ihre eigenthümlichen Schranken, und jede erträgt ihre eigenen mit Ungeduld, während die der andern ihr nie eng genug gezogen erſcheinen; man möchte frei und mächtig ſein ohne Geſetze, und um das Gefühl, daß jenes ohne dieſe nicht möglich ſei, ſtets vorherrſchend zu erhalten, ſind Tugenden erforderlich, die bei Fürſten, Miniſtern und Bürgern nur allzuſelten angetroffen werden.

Was der Gewalt ein höheres und heiligeres Anſehen verleiht, liegt darin, daß, wofern ſie in ihrem Urſprunge und in ihrer Anwendung geſetzlich iſt, ſie die Rechte Aller ſchützt und den Wohlſtand Aller erhält; was die Anſprüche der Freiheit, die mit denen der Menſchheit zuſammentreffen, noch heiliger macht, iſt dieſes, daß die Freiheit, wie der Menſch, Ergebniß der Natur iſt, daß die Gewalt nur aus der Freiheit hervorgeht und aus denjenigen Theilen ihrer Unabhängigkeit, welche die Einzelnen dem Gemeinbeſten zum Opfer brachten; und weil, wofern die vorbehaltenen Theile der Freiheit auch nur in einem Einzigen angegriffen werden, dieſelben in Allen bedroht ſind.

Dieſer für jeden, der nicht blind iſt, einleuchtende, und für alle, die nicht Tirannen oder Sklaven ſind, ehrwürdige Grundſatz iſt es dann, welcher die Oppoſition leicht verleiten mag, ſich das Anſehen eines Uebergewichts zu geben, das ihr nicht zuſtehen kann; einen gewiſſen Uebermuth zu äuſſern, der für Könige und Miniſter beleidigend iſt; Ephoren, Tribunen, Volksvertreter, alle haben ſich dies zu Schuld kommen laſſen, und ſie haben dafür nur allzuoft mit dem Leben gebüßt; niemals aber konnte die Gewalt glauben, daß ihnen zu viel geſchehen ſei.

Die Macht der Gewalt, wofern ſie nicht gerade mit den Reichen im Streit liegt, vereinbart ſich natürlicher den Reichen, als den Armen; und aus dem gleichen Grunde wählt ſich die Oppoſition ihre Vertheidiger lieber aus der verlaſſenen Partei der Armen; je heiliger aber das Verhältniß dieſer letzteren iſt, deſto mehr ſind ihre Vertheidiger den hartnäckigſten Beſchuldigungen ausgeſetzt.

Es mögen die Stellvertreter des Volks mit noch ſo angeſtrengten Kräften der Vernunft, der Sittlichkeit und der Beredſamkeit, die Heiligkeit des Eigenthums und die Vorrechte der Krone verfechten, um jene, wo möglich, noch heiliger und dieſe noch unverletzbarer zu machen; ſie werden ſich damit dem Verdachte nicht entziehen, Feinde des Thrones, wie des Eigenthums, zu ſein, und nur des günſtigen Augenblicks zu harren, wo eine neue Gütertheilung könne erzielt und wo die Monarchie zur Republik möge umgeſchaffen werden.

Dieſen Kämpfen der rivaliſirenden politiſchen Gewalten, zu denen es an Veranlaſſung oder Vorwand nie gebricht, geſellen ſich annoch perſönlicher Ehrgeiz und Ruhmſucht hinzu, welche ihnen alsdann die Heftigkeit gelehrter Kämpfe und ihren Haß mittheilen.

Dem Miniſterium ſtehen mehr als genug Mittel zu Gebote, um ſich alle jene Unabhängigen dienſtbar zu machen, welche ihre Unabhängigkeit nicht eingebüßt zu haben glauben, wenn ſie

dieſelbe recht theuer verkauften. Die Oppoſition, wenn ſie beim Abſtimmen auch jederzeit unterliegt, mag deſto leichter den Sieg der Beredſamkeit erringen; denen, welche ſich gegen die Gewalt auflehnen, kommt der Ruhm von ſelbſt entgegen. Der Vertheidiger der Rechte des Volks wird dieſem jederzeit als der Erſte und Größte unter den Menſchen erſcheinen; er wird nicht ſelten auch von den aufgeklärteſten Richtern und von den Orakeln des Geſchmacks gleichmäßig beurtheilt werden; denn ſeine Sache iſt in der Darſtellung unvergleichlich viel ſchöner; ſie iſt oder ſie ſcheint wenigſtens die Sache der Unterdrückten gegen die Unterdrücker zu ſein. Aus der Tiefe des Menſchenherzens geht beſtändig eine gewiſſe klagende Stimme hervor, welche mitten durch die Schaaren der Unglücklichen auf Erden unabläſſig Gerechtigkeit fordert, entweder von den Mächtigen gegen die Miniſter, oder vom Himmel gegen die Mächtigen; dieſe Stimme iſt es, welche die Oppoſition von den Rednerbühnen der Nation herab wiederhallen läßt, und keine redneriſche Wirkung entſteht ihrem pathetiſchen Aufruf.

Wenn jedoch die Sache der Miniſter, welche ſtets wie auf dem Schemelchen im Gerichtshof der Nation ſitzen, Siege der Beredſamkeit zu erringen weniger geeignet iſt, und wenn ihre Talente durch ſie weniger begünſtigt werden, ſo erheiſcht dieſelbe hingegen gewiſſe Einſichten in einem höhern Grade, und es kann die Beredſamkeit mit ihren Alles hinreiſſenden Bewegungen hinwieder ſelbſt durch eine einzige lichtvolle Idee, durch eine einzige Thatſache ſtillgeſtellt werden; ſie war ſo eben noch erhaben, und läuft jetzt Gefahr, lächerlich zu werden. Die Stärke der miniſteriellen Redekunſt beruht nicht auf einem kühnen Anlaufe und auf einem kräftigen Schwunge; ſie liegt in der von Montaigne ſo bewunderten Kraft des kurzen und treffenden Ausſpruchs (arrêt court et net).

Deswegen aber und weil in einer Verwaltung Alles poſitiv iſt, darf man nicht glauben, daß die Anſichten eines Miniſters nothwendig auch jederzeit nur klein und beſchränkt ſein müſſen. In jeder Verfaſſung finden ſich mancherlei Triebfedern; um ſie in Bewegung zu ſetzen, müſſen Auge und Hand dieſelben alle gleichzeitig berühren. Der Volksredner bedarf nur des Nachdenkens und der Rede; der Miniſter des Königs muß denken, reden und handeln; während das Genie des Erſtern aus zwei Talenten gebildet iſt, bedarf das Zweite deren drei, und es müſſen zuweilen für eine einzige Rechenſchaft der Verwaltung alle drei gemeinſam angewandt werden. Die Momente dieſer Rechenſchaften, wofern die Miniſter den Geſetzen treue Folge geleiſtet haben, ſind im Leben der Staatseinrichtung die Augenblicke ihrer ſchönſten Siege.

Es erhellet nun aus dem Vorſtehenden bereits ſchon, daß die erſten Quellen alle Zwiſte, die ſich zwiſchen der Oppoſition und dem Miniſterium ergeben, ſo wie der Urſachen, welche dieſelben allezeit erneuern, aus der Natur der Gewalt und aus derjenigen der Freiheit hervorgehen; die bedeutſamſten dieſer Urſachen ſind jedoch die, welche aus der Verſchiedenheit der Bedürfniſſe der Gegenwart und der Bedürfniſſe der Zukunft hervorgehen.

Die Gegenwart ſtellt ſich jederzeit als das dringendſte dar; und ſie iſt es, die zunächſt unter der Herrſchaft der Miniſter ſteht; denn, genau genommen, bezieht ſich die Verwaltung nur auf

die Gegenwart; aber dieſe Verwaltung geſchieht unter der Aufſicht, Zenſur und Kontrolle der Oppoſition; der eine Theil hält ſeine Hand über denjenigen Zeitabſchnitt ausgebreitet, welcher unter den dreien der heiligſte iſt, weil in ihm ſich alle Genüſſe und alle Entbehrungen, alles Schlimme und alles Gute vereint findet; das Auge beider Theile iſt hinwieder gleichmäßig auf denſelben gerichtet.

Den Miniſtern liegt der Beweis ob, daß Alles gut gehe und das Alles noch beſſer gehen würde, wenn ſie mehr Macht und mehr Geld hätten; dieſen Beweis aber können ſie auf eine ihrem Karakter und ihren Einſichten Ehre machende Weiſe einzig nur durch eine treue und umfaſſende Darſtellung der Verhältniſſe des Staatskörpers leiſten. Die Glieder der Oppoſition ihrerſeits laſſen ſich keine Mühe dauern, um die wirklich begangenen Fehler der Miniſter zu entdecken, die wahrſcheinlichen anzudeuten, die menſchlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen überall anklebenden Unvollkommenheiten den Miniſtern ſchuld zu geben und ſie der Unfähigkeit oder Unvorſichtigkeit anzuklagen, wofern ſie nicht zu Abwendung derſelben Alles gethan oder wenigſtens verſucht haben. Das Gemälde des Staatshaushalts wird von zwanzig Rednern in abweichend verſchiedentlicher Form und Färbung vorgetragen; die ächten können jedoch ſehr bald unterſchieden werden. Die Gegenwart wird von allen Seiten beleuchtet und jeder Bürger mag die öffentlichen Angelegenheiten ſo gut wie ſeine eigenen kennen lernen. „Unſer phyſiſcher Horizont (ſo drückte ſich ein Mitglied des Hauſes der Gemeinen aus) iſt nur allzuoft mit Nebel umwölkt; unſer politiſcher Horizont ſoll dafür allezeit rein und glänzend erſcheinen.“ Wofern die glanzreichſte Helle von der Oppoſitionsſeite ausging, gelangen zuweilen ihre Häuptlinge, wie die Völker es wünſchen, durch die Macht des Monarchen ins Miniſterium; es iſt dies ein ſchöner Sieg; doch gibt es noch ſchönere für freie Nationen und für monarchiſche Regierungen.

Den Jahrhunderten, die bereits ſchon gute Geſetze und richtige Denkweiſen beſitzen, ſtellt ſich die Zukunft als ein prachtvolles Feld ſchöner Hoffnungen für die Menſchheit dar, indem ſie das allen Schöpfungen des Geiſtes geöffnete Feld iſt. Niemand findet weſentlichen Vortheil dabei, daſſelbe zu ſchlieſſen; das Gute, welches künftigen Geſchlechtern vorbereitet wird, läßt den Schlendrian, die Unwiſſenheit und die Vorrechte unberührt; ſie merken nur nicht, daß man vorwärts geht, wofern ein übereiltes Vorſchreiten nicht an ihnen anſtößt; es verhält ſich in der geſellſchaftlichen, wie in der phyſiſchen Ordnung, nur den ſehr ſteilen Abhängen liegen Abgründe zur Seite.

Die Miniſter, welche ſich über die Gegenwart beſtimmtere, genauere und vollſtändigere Aufſchlüſſe zu verſchaffen leicht und bald im Stande ſind, und die auch weniger an die Zukunft denken, weil vielleicht die allernächſte ſchon ſie nicht mehr im Miniſterium findet, haben über dieſe Zeitabtheilung gewöhnlich mangelhaftere und beſchränktere Anſichten; um daher, wenn in den Rathsſälen davon die Rede iſt, ihren Gegnern nicht allzuſehr nachzuſtehen, bleiben ihnen zwei Wege einzig nur geöffnet. Der erſte, leichtere und gemeinere, beſteht darin, von den Anſichten der Oppoſition wie von Dingen aus dem Schlaraffenland (Utopies), wie von Theorien

und Abſtraktionen, verächtlich zu ſprechen und dieſelben zu verwerfen; damit beweiſen ſie freilich nur, daß ihnen entweder die Fortſchritte der Vernunft unbekannt geblieben oder daß ſie Feinde derſelben ſind; daß ſie entweder kein Genie oder das Genie des Böſen beſitzen. Das zweite, nicht allen Miniſtern zugängliche Mittel, wodurch aber einige derſelben ſich zum Range großer Männer gehoben haben, iſt dieſes, daß ihre eigenen Anſichten von der Zukunft an Größe denjenigen der Oppoſition nicht nachſtehen, und daß ihre Hoffnungen hinwieder beſſer begründet ſein mögen, indem ſie ſich einer Reihenfolge berechneter Unternehmungen anſchlieſſen.

Ein ſolcher Miniſter kann ſich alsdann kecklich denen zur Seite ſtellen, die in der Oppoſition den erſten Reihen einnehmen; und wenn nun dieſer Miniſter mit dem Geſetzgeber der Jahrhunderte hinzufügt: „In der Zeit der Unwiſſenheit regt ſich kein Zweifel, auch wenn man die verderblichſten Dinge thut; in einer erleuchteten Zeit zittert man auch dann noch, wenn man das Heilſamſte unternimmt. Man fühlt die alten Verirrungen und kennt ihre Verbeſſerung; aber man ſieht auch die Verirrungen, welche aus der Verbeſſerung ſelbſt hervorgehen mögen. Man läßt das Schlimme unberührt, wenn Schlimmeres zu beſorgen iſt, und man behält das Gute, wenn das Beſſere zweifelhaft iſt; — alsdann iſt der Miniſter in der Zukunft weiter vorgerückt, gerade darum, weil er weiter vorzurücken Scheu trägt.

Wofern er aber, ſtatt der Folgerung, das Schlimme unberührt zu laſſen, darthut, wie daſſelbe verbeſſert werden möge, ohne das Schlimmere herbeizuführen; wofern er, ſtatt des Rathes, man ſolle ſich mit dem Guten begnügen, die langſamen, aber ſichern Wege bezeichnet, auf denen man zum Beſſern gelangen mag: alsdann wird die Bahn des Miniſters um ſo viel ſchöner ſein, gerade deshalb, weil ſie langſamer iſt. Der Zirkel des Oppoſitionsgeiſtes, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, ſchien anfangs einen ausgedehntern Raum zu befaſſen: aber er berührte den Boden nur mit ſeinen zwei Endpunkten; der Geiſt des Miniſters hingegen berührt alle Punkte des zwiſchen den zwei Armen des Zirkels innelíegenden Raumes, und er ſtützt ſich in ſeinem Fortſchreiten auf jeden derſelben, um deſto zuverläſſiger den entfernteſten zu erreichen.

Die Oppoſition und das Miniſterium befinden ſich jetzt nicht nur auf der nämlichen Bahn; ſie ſtehen auf der gleichen Bahn und auf dem gleichen Punkte. Eine ſolche Annäherung iſt vom Einklange nicht mehr fern; und wenn die Uebereinkunft geſchloſſen iſt, wenn die Vollziehung redlich begonnen wird, ſo muß der langſame Gang für ſeine Sicherheit nicht mehr lange nothwendig ſein. Der kühne Muth ſo vieler, durch Intereſſen getheilter und durch Einſicht vereinter Köpfe muß alsdann allgemein werden. Die Nationen werden die Zukunft, die ihnen bereitet wird, ſchon während der Vorbereitungen genieſſen; dieſe aber werden Verbeſſerungen ſein; ſie werden eine aus der andern hervorgehen, wie die Gedanken eines guten Schriftſtellers über Gegenſtände, welche er durchdacht hat; es werden nunmehr Stufen der Vervollkommnung, die völlig unerreichbar erachtet wurden, auf Pfaden erreicht, die durch Einſichten und gute Geſetze zugänglich geworden ſind; wenn man dieſelben erreicht hat, ſo wird

man mit unendlicher Freude und ohne Verwunderung zu der Entdeckung gelangen, daß die Macht und die Freiheit gleichzeitige und verhältnißmäßige Fortſchritte auf zwei in gleicher Entfernung nebeneinander endlos fortlaufenden Linien machen können, indem ſie ſich gegenſeitig ſtets im Auge behalten, ohne ie aufeinander zu ſtoßen oder ſich zu kreuzen. Dieſes wird der Triumph des Stellvertretungsſyſtems und desjenigen der konſtitutionellen Monarchien ſein.

Der Nationalkonvent.

Wem die Ueberlieferungen der Zeiten und die Geſchichten der Völker bekannt ſind, dem muß der **Nationalkonvent** als eine eben ſo unbegreifliche als furchtbare, im ganzen Laufe der Geſchichte einzige Erſcheinung ihrer Art — ſich darſtellen. Die Erſcheinung war allein nur im achtzehnten Jahrhundert möglich, und eine Wiederholung derſelben iſt nicht gedenkbar. *)

So wie der Nationalkonvent zuſammengeſetzt war, mußten darin unvermeidlich Verbrechen und Tugend, die aus der Sittigung hervorgehende Aufklärung und jede Rohheit der Barbarei, zu einer bisher auf der Erde unbekannten Höhe geſteigert werden; reine und mit keinerlei Raub beſudelte Hände mußten bluttriefenden Händen zur Seite ſtehen.

Die Verſammlung, welche berufen war, um Alles einzuſtürzen und um Alles neu aufzubauen, fand ſich zuſammengeſetzt und vereinbarte in ihrem Schooſe und in ihren Gliedern Handwerker und Fürſten, Sachwalter und Anwalte, Aerzte und Wundärzte, Schauſpieler und Dichter, Magiſtratsperſonen und Philoſophen, Menſchen, die kaum leſen, und Männer, die dem menſchlichen Geiſte für neue Fortſchritte Bahn öffnen konnten; Schriftſteller, welche den Mord predigten, und Schriftſteller, welche die Abſchaffung der Todesſtrafe von dem Rechtsgefühle der Nationen heiſchten; Stände und Rangſtufen, welche zuvor durch die Schranken aller Vorurtheile und jeglicher Anmaßung geſondert waren, bilden vereint und mit gleichen Rechten einen höchſten Rath von Geſetzgebern, und von Geſetzgebern, die hinwieder kein Geſetz über ſich ſelbſt haben.

Mitten aus Gewitterſtürmen hervorgegangen, und weit entfernt, ſie zu beſchwören, nährt und vervielfältigt der Konvent dieſelben vielmehr in ſeinen Umgebungen, wie in ſeinem eigenen Schooſe; es ſcheint, als wolle er in denſelben, wie die Elemente ſeines Daſeins, ſo die Hebel ſeiner Macht gebrauchen.

Für die unbeſchränkte Herrin über einen König, welcher ihr Gefangener iſt, war, wofern auch dieſer Gefangene und dieſer König ſchuldig wäre, kein Bedürfniß vorhanden, ihn zu richten,

---

*) Man iſt verſucht, was Pascal vom Menſchen geſagt hat, auf ſie anzuwenden! Quelle nouveauté! quel chaos! quel sujet de contradiction! quelle *chimère* est-ce donc que la Convention, Juge de toutes choses; imbécile ver de terre; dépositaire du vrai; amas d'incertitudes; gloire et rebut de l'univers; si elle se vante, je l'abaisse; si elle s'abaisse, je la vante; je la contredis toujours jusqu'à ce quelle compreane qu'elle est un *monstre* incompréhensible.

weil er keine Nachfolger haben ſollte, denen allein nur ſein Tod ein ſchreckendes Beiſpiel werden könnte. Sollte er gerichtet werden, ſo konnte die Verſammlung Richter aus ganz Frankreich einberufen, welche die endloſe Verantwortlichkeit auf ſich nahmen; wenn das Urtheil gefällt war, ſo konnte ſie, vermöge einer Macht, die nur dann höher ſtand, wenn ſie Großmuth und Milde übte, Ludwig dem Sechszehnten das Leben und die Freiheit, Gott und das Schwert, durch deren Gnade er regiert zu haben glaubte, zurückgeben; ſie konnte ihn ehrenvoll auf jene offene Grenze führen, gegen welche die für ſeine Sache bewaffneten fremden Mächte anrückten; die Siege, welche ſie ſich vom Gott der Völker und von der Kraft ihres Schwertes verhieß, konnten dadurch nur glorreicher werden. Aber nein, von allem, was ſie thun konnte und thun ſollte, geſchieht nichts; ein Verhängniß, welches blinder iſt, als je ein Verhängniß menſchlicher Schickſale war, will, daß der Konvent beſchlieſſen ſoll: Ludwig, welcher unverletzlich erklärt war, müſſe gerichtet werden; er müſſe durch ſie ſelbſt gerichtet werden; die Vollſtreckung des Todesurtheils müſſe beinahe im Angeſicht der Richter geſchehen; und aus den damit geöffneten Quellen der unheilbarſten Zwiſte geht alsbald im Schooſe des Konvents ſelbſt ein die ganze Nation bedrohendes Mordſyſtem hervor.

Welche mannichfachen Beweiſe der muthvollſten Unerſchrockenheit legen hinwieder, plötzlich und gleichſam begeiſtert, dieſe Männer aus dem gemeinen Volk zu Tage, welche nicht unter Kriegern, ſondern in der Einſamkeit des ländlichen Aufenthalts, oder im Luxus friedlicher und begüterter Städte erzogen wurden. Sie treten nicht als die Befehlshaber der Armeen der Republik auf, aber als die Befehlshaber ihrer Generale und Anführer; ſie dringen an der Spitze der Kolonnen gegen das Feuer der feindlichen Batterien an, mit dem weißen Handſchuh angethan und die Stirne hoch tragend, wie die dreifarbigen Federn, welche über ihrem Hute ſchweben; die Karren, auf denen ſie zum Schaffot geführt werden, dienen ihnen zu Rednerbühnen, und je näher ſie dem Henkerbeile kommen, deſto beredſamer wird ihr Mund; ihr Muth zeigt ſich gleichmäßig, wie am hellen Tage und mitten unter der ſie aufmerkſam beobachtenden Menge, ſo in der finſtern Ecke einer Geheimtreppe, wo ein ſchlechtes Meſſer mit ſtumpfer Schneide und Spitze von Hand zu Hand geht und fünf oder ſechs Menſchen genügt, unter denen auch Greiſe ſind, und die ſich entweder ſelbſt den Tod geben, oder doch ſterbend nur in die Hand des Scharfrichters übergeben wollten. Das blutige Haupt des Deputirten Ferraud wird auf einer Pike vor Boiſſy d'Anglas aufgepflanzt, und dieſer Präſident des Konvents bewahrt durch den Blick der Augen, wie durch Geberde und Rede, die eines Sokrates und Kato werth ſind, die Würde ſeiner Stelle und diejenige der Nation.

In ihren Berathungen, wo der Wortwechſel zum Streithandel wird, führen ſie die Fechtdegen in den Stöcken mit ſich, während das Schwert der Wahrheit oder dasjenige des Irrthums in ihren Reden zu Tage liegt. Unter der großen Menge dieſer Reden findet ſich vielleicht keine einzige, die das Werk eines Redekünſtlers wäre, wohl aber ſolche, ſelbſt unter den unvorbereiteten (improviſirten), die in erhabener Beredſamkeit keinen andern Reden alter und neuer Zeit nachſtehen.

Unter der großen Zahl allezeit fertiger, von europäiſchen Kriegen, von Revolutionsgerichten und bluttriefenden Schaffotten gleichſam umzingelter Redner gibt es einen einzigen, welcher gefliſſen und mühſam ſich nach zierlichen Formen und Ausdrücken der Rede umſieht; im Schreiben hat er meiſt die halbaufgeſchlagenen Blätter des Romans neben ſich liegen, in welchem die Zauberſprache der zärtlichſten Leidenſchaften des Herzens und die ſanfteſten Naturgemälde angetroffen werden. Das Buch iſt Jean Jacques Rouſſeau's Neue Heloiſe; der Redner aber iſt derjenige, welchen ſeine Kollegen am beharrlichſten beſchuldigten, die größte Zahl der Schaffotte errichtet und das meiſte Blut vergoſſen zu haben; es iſt Robespierre.

Während Prieſter auf der Rednerbühne der Nation atheiſtiſche Glaubensbekenntniſſe vortragen, und andere Prieſter hinwieder den Gott des Evangeliums und ſeinen Glauben auf der nämlichen Stätte, nicht ohne Gefahr für ihr Leben, bekennen, läßt der nämliche Robespierre dem Gotte, den nicht die Menſchen, ſondern die Natur offenbart, einen Altar errichten und ein Feſt feiern, wobei er, als Oberprieſter des Feſtes und des Altars, eine Rede hält, die einem der berühmteſten Ausſpender des dem vorzüglichſten Talente gebührenden Ruhms, dem Kritiker La Harpe, dermaßen ſchon und religiös und pathetiſch vorkommt, daß er ſich beeilt, ihm einen Brief zu ſchreiben, der ſelbſt auch beredſam iſt, und worin mehr Lobſprüche angehäuft ſind, als je dem Verfaſſer der Lobreden auf den Dauphin und auf Marc-Aurel zu Theil wurden.

Robespierre, welchen Europa an der Spitze der franzöſiſchen Nation zu erblicken glaubt, lebt in der Werkſtätte eines Tiſchlers, deſſen Sohn er gern ſein will, und ſeine Sitten ſind nicht nur anſtändig, ſondern ohne Heuchelei oder erkünſtelten Zwang, ſtreng, wie die Sittenlehre des aus der Tiſchlerwerkſtätte von Judäa hervorgegangenen Gottmenſchen.

Die Finanzverwaltung des Konvents hat den Finanzen der Republik, des Reichs und der Monarchie leuchtende Vorbilder hinterlaſſen; die Reichthümer von ganz Frankreich und diejenigen eines Theils von Europa gehen hin und her durch die Hände der Konventsglieder, und laſſen nicht zurück, wovon einer derſelben ſich bereichert hätte.

Man wird den Konvent verabſcheuen, aber auch der Haß ſelbſt wird ſich genöthigt ſehen, ihn mehr wie einmal zu bewundern; es lag in denen, welche als Häuptlinge die Republik gegründet und geführt haben, etwas von jenem Auſſerordentlichen, von jenem Unbegreiflichen, das bereitwilliger in dem iſt anerkannt worden, welcher das Kaiſerreich gegründet und daſſelbe mit dem eiſernen Arme regiert hat, deſſen Druck noch härter auf Europa laſtete, als auf Frankreich. Beide, Bonaparte und der Konvent, haben gleichmäßig Verwünſchungen auf ihre Häupter geladen; aber die Republik und das Reich haben hinwieder auch die Menſchheit gleichſam auf eine höhere Stufe gehoben, und dieſe gedoppelte auf die Monarchie unſrer Könige übergetragene Größe mag, wenn nicht alle begangenen Fehler abbüßen, doch wenigſtens die Mittel reichen, um ſie alle wieder gut zu machen.

Nichts iſt leichter, als ſchwere Beſchuldigungen über eine ſolche Verſammlung häufen;

dieſe werden in jeder Zukunft auf ihr haften. Aber die gegenwärtige Zeit, diejenige, wo noch manche Zeugen am Leben ſind und wo Ludwig XVIII den Thron Ludwigs XVI inne hat, iſt die einzige, wo der Konvent richtig beurtheilt werden mag. In ganz Europa mögen höchſtens vier oder fünf Schriftſteller vorhanden ſein, die ſeine Geſchichte zu ſchreiben im Stande ſind, und drei oder vier Regierungen, welche großherzig genug denken, um zu geſtatten, daß ſie geſchrieben und geleſen werde. Inzwiſchen iſt dies Werk leicht der wichtigſten eines, welche für die kommenden Geſchlechter geſchrieben werden mögen, und wenn es jetzt nicht geſchieht, ſo wird es nie mehr befriedigend geſchehen. Die Nachwelt wird nur ſich einander widerſprechende Berichte und Urtheile über den Konvent erhalten, die ſchon darum wenig Zutrauen erwecken, und die nur dazu dienen können, die Menge der dunkeln und unlösbaren geſchichtlichen Zweifel zu vermehren, welche überall Finſterniſſe um das Menſchengeſchlecht aufthürmen. Den Regierungen, welche zulaſſen, daß dieſe Geſchichte geſchrieben werde, wird es Ehre bringen, und den Bourbonen, die ihren Thron wieder erſtiegen haben, wird es zur höchſten Ehre gereichen, wenn ſie dazu auffordern, nicht durch akademiſche Preisaufgaben und Belohnung, ſondern durch die Aufſtellung eines geſchichtlichen Gerichtshofes, nach dem Vorbilde derer in Cathai und Ober-Aegypten, wo die Weisheit des Orients ſich der Bewunderung aller Jahrhunderte im ſchönſten und ruhmwürdigſten Glanze dargeſtellt hat. Dem Gedächtniſſe Ludwigs XVI mag eine würdigere Huldigung nicht gebracht werden. Von allen unter dem verirrten Beile der Gerechtigkeit gefallenen Häuptern hatte keines, beim Anhören des Todesurtheils, ſeine Seele alſo zum Himmel erhoben, keines ſtellte in ſolchem Maaſe, nicht das Bild der Unſchuld allein nur, ſondern auch dasjenige der erhabenſten Tugend dar.

Der Konvent hatte zum Voraus den beſtimmten Willen ausgeſprochen, ſeiner Macht ein Ziel zu ſetzen, und dieſes Ziel ſollte ſich in dem, während der vielartigſten Stürme berathenen und die Ergebniſſe wohl gewürdigter Erfahrungen darſtellenden Grundgeſetze finden. Die Kundmachung dieſer Verfaſſung, oder wenigſtens die durch ſie angeordneten Wahlen, veranlaßten den Ausbruch eines geraume Zeit vorgeſehenen und vergeblich beſchwornen, neuen und heftigen Sturms. Es ſollten bei den Wahlen der erſten Stellvertreter ein Drittheil nur neu gewählt und die zwei andern aus den Konventsgliedern durchs Loos bezeichnet werden; die Erfahrung hatte dieſe Vorſchrift dargeboten, und die ſie ertheilt haben, vermieden damit den ſo vielfältig der konſtituirenden Verſammlung gemachten Vorwurf, ſich zurückgezogen und ihr Werk, zuſammt der Freiheit und dem Thron, den Gefahren preisgegeben zu haben, womit die Menge innerlicher und auswärtiger Leidenſchaften ſie bedrohten.

Der achtzehnte Fructidor.

Niemand zweifelt oder mag zweifeln, daß der achtzehnte Fructidor, welcher für den Augenblick die Verfaſſung vom Jahr 3 rettete, derſelben nachher verderblich geworden iſt. Wehe den Verfaſſungen und den Gewalten, die nur durch Staatsſtreiche und kühne Schläge ihre Gewalt

zu behaupten und die Stärkern zu ſein vermögen! Aber es lohnt ſich der Mühe, die Urheber des achtzehnten Fructidors, die, ſo ihn herbeiriefen, und die, welche ſeine Opfer geworden ſind, etwas näher zu beleuchten.

Hoche's Name wird in allen Erzählungen des Ereigniſſes kaum genannt, während daſſelbe in der That jedoch vielleicht die einzige Urſache ſeines Todes geweſen iſt. Ich habe in jenem Zeitpunkte Hoche ſowohl, als ſeinen Freund und damaligen Adjutanten Cherin, in Verhältniſſen jenes innigen Vertrauens geſehen, das nie verrathen und auch nie getäuſcht wird, auſſer bei den verworfenſten Menſchen. Der eine war in den Marſtällen von Verſailles geboren, der Vater des Andern war der Genealoge des franzöſiſchen Adels; beide hatten die Tugenden des Bürgers, wie ſie in der Nähe der Faktionen ſelten rein angetroffen werden, zu den Armeen gebracht und daſelbſt beibehalten.

Hoche, welcher beim Ausbruch der Staatsumwälzung kaum leſen konnte, hatte ſchreiben gelernt, indem er die Ruhezeit zwiſchen den Schlachten und die nächtliche Stille benutzte, um das Leben und die Feldzüge der fünf oder ſechs größten Feldherrn aller Zeiten mit eigener Hand abzuſchreiben. Es finden ſich zuweilen in dieſen Heldengeſchichten Muſterbilder der Sprache. Hoche hatte daraus gelernt, ſelten und wenig, aber immer nur gut ſprechen. Ein Soldat hat von ihm geſagt: „Unter unſern Generalen allen iſt er derjenige, welcher den längſten Säbel und die kürzeſte Rede hat.“ Dieſer Säbel hing an der Seite eines Mannes von der ſchönſten Geſtaltung, von der ſanfteſten, wenn gleich mit Hiebnarben bezeichneten Geſichtsbildung und von dem angenehmſten Betragen. Man hätte ſeine Geburtsſtätte eher in der Gallerie, als im Marſtalle von Verſailles zu finden geglaubt. Der Schauſpieler Baron hat von den Schauſpielern geſagt, ſie ſollten auf dem Schooſe der Königinnen erzogen werden; man hätte glauben mögen, eine ſolche Gunſt ſei dem Soldaten und dem Republikaner Hoche zu Theil geworden.

Cherin hatte, vielleicht durch die zwiſchen Geſchlechterkunde und Geſchichte beſtehenden Verhältniſſe veranlaßt, ſich mit ausgedehnten und gründlichen Geſchichtsforſchungen beſchäftigt, aus denen er überall Folgerungen auf die Verhältniſſe der Staatsgeſellſchaften zu ziehen bemüht war. An Kopf und Herz wohl ausgeſtattet, aber von kleiner Statur und nachdenkend, hatte er das Anſehen eines Stubengelehrten. Der Kontraſt dieſes Aeuſſern mit dem ſchönſten Kriegermuthe konnte vergeſſen machen, wie allgemein dieſer letztere in den franzöſiſchen Armeen war. Hoche rief, als er ihn, ich erinnere mich nicht, auf welcher Brücke, mitten unter feindlichen Säbeln erblickte: „Sagt dem Tollkühnen dort, ich befehle ihm, ſich zurückzuziehen!“ *) Sein überlegter und überſpannter Ehrgeiz heiſchte frühe, und als Jüngling ſchon, Trophäen, ſei es der Freude oder ſei es des Leides, und er hat ſeine Erfüllung im Tode auf dem Schlachtfelde gefunden. Deſſenungeachtet waren Cherins Anlagen vorzugsweiſe für die Künſte des Friedens

*) Dites à ce fou-là, que je lui ordonne de se retirer.

und der Sittigung geeignet, und der Sohn des franzöſiſchen Genealogen konnte in der diplomatiſchen Laufbahn Europa mehrfache Dienſte leiſten. Hoche hat dieſe, in dem ausgezeichneten Grade, wie ſie bei ihm vorhanden war, unverkennbare Anlage verſchiedentlich benutzt. In jenen Tagen, wo der achtzehnte Fructidor eingeleitet war, geſchah es unter Verkleidungen, aber unter ſolchen, die nicht entehren konnten, weil ſie das Gemeinwohl bezweckten.

Hoche ward nach Paris gerufen. Wäre es das Direktorium geweſen, von dem der Ruf kam, ſo hätte er ungeſäumt dem Befehle gehorcht; aber das Direktorium beſtand aus fünf Gliedern, und nur drei derſelben, vielleicht nur einer ſogar, riefen Hoche der Republik zur Hilfe. Die Republik konnte nun zwar im Direktorium, aber das Direktorium mochte nicht in dreien ſeiner Glieder erkannt werden. Weder Hoche noch ſeine Armee rührten ſich.

Cherin kam allein nach Paris, um auf Ort und Stelle ſich mit der Lage der Dinge, mit der Stimmung der Menſchen, mit dem richtigen Sachverhalt und mit dem, was an den verbreiteten Beſorgniſſen und Drohungen richtig oder irrig, Wahrheit oder Lüge ſein möchte, bekannt zu machen. Die Uniform eines Schweizeroffiziers war ſeine einzige Verkleidung; der Tugend mißfallen dieſelben alle, und doch mag ſie ihrer öfters nicht entbehren.

Ein Mitglied der konſtituirenden Verſammlung, das nur höchſt ſelten die Rednerbühne betrat, aber Geiſt und Grundſätze derſelben vollkommen inne hatte, Eymar, der vertraute Freund Cherin's, gab ihm Aufſchlüſſe und leitete ſeine Forſchungen. Ein Edelmann der Herkunft nach, und ein Bürger ſeinem Herzen zufolge, hatte Eymar in Mitte der Parteien jene Neutralität beobachtet, welche die Gefahr einer doppelten Aechtung mit ſich führt, während die Andern nur der einfachen ausgeſetzt ſind. Cherin konnte nicht beſſer wählen, und Jener verſchaffte ihm wieder andere Bekanntſchaften von gleichem Gehalt.

Aus allen geſammelten, ſorgfältig überdachten und abgewogenen Angaben bildete Cherin einen umfaſſenden und ſehr beſtimmten Bericht, und auf den Spruch dieſes aus einem einzigen Geſchwornen beſtehenden Geſchwornengerichts hielt ſich Hoche vom Daſein einer Verſchwörung gegen die Regierung überzeugt. In den Dreien ſah er jetzt das Direktorium, und ungeſäumt traf er in Paris ein; hier aber wechſelten die Berichte der Angeber von einem Tage zum andern; ſie lieſſen hoffen, die böſen Anſchläge ſeien aufgegeben. Hoche wechſelte hinwieder auch ſeine Anſicht, eilte noch ſchneller, als er gekommen war, wieder an den Rhein zurück, und ſammelte die Abtheilungen ſeines nach Paris befehligten Heeres, die ihm auf dem Wege begegneten.

Er hatte ſich kaum von Paris entfernt, ſo wurden die Angaben oder Aufſchlüſſe, welche man erhielt, drohender, denn zuvor, und der Auftrag, welchen Hoche nicht hatte übernehmen wollen, ward jetzt dem General Augereau ertheilt. Dieſer verwandte den Schall der Trompeten und Zinken zu heilſamen Warnungen; um ſie nicht brauchen zu müſſen, ließ er ſeine Truppen geräuſchvoll um die geſetzgebenden Räthe herziehen; es waren nicht mehr heilige Stätten der Republik, die man in denſelben ſah, ſondern eine Verſchwörung. Als Augereau

bei Tagesanbruch am 18. Fructidor die Geſetzgeber durch ſeine Soldaten anhalten und die Verhaftnahmen veranſtalten läßt, welche einſtweilen nur noch Einleitungen für Verhöre zu ſein ſchienen, hat er den durch ſich ſelbſt ſchon allzuharten Maasnahmen keine unnütze Strenge hinzugefügt. Einzig nur gegen Ramel, den Oberſten der Wache des geſetzgebenden Raths, einen jener Menſchen, die im Gefühl großer perſönlicher Tapferkeit anmaßend bis zur Schamloſigkeit geworden ſind, und denen eine andauernd leidenſchaftliche Stimmung weder zu wiſſen geſtattet, welche Grundſätze ſie befolgen ſollten, noch was für Grundſätze ſie wirklich haben; — übt Augereau mit eigener Hand Gewalt aus, indem er ihm im Angeſicht derer, deren Befehlshaber er unmittelbar zuvor geweſen war, die Achſelbänder abreißt. Bei Partei-Niederlagen aber, auf die ſo oft ſchnelle Siege folgen, mögen ſolche Beſchimpfungen, ſelbſt im Augenblick des Ergebniſſes, einerſeits Ehre bringen, während ſie anderſeits herabwürdigen, und bald können ſie Anſprüche auf Beförderungen auch ſolchen ſogar reichen, denen weiter keine andern zu gut kommen.

Die Geſchichte und diejenigen, welche Materialien dafür ſammeln, heften ihre Blicke inzwiſchen in dieſer denkwürdigen Nacht vielleicht mehr noch auf den Palaſt des Luxembourg, auf die Gefahren zweier Direktoren, die zwar angeſchuldigt, aber noch geachtet und geliebt ſind, und auf die Haltung der Drei, die ſich mit dem ſtrafbarſten Staatsſtreiche abgeben, wenn derſelbe anders ihrem Gewiſſen nicht als unentbehrlich nothwendig erſchien.

Das Direktorium, welches nicht mehr vorhanden war, konnte keinen Präſidenten mehr haben; natürlich aber mußte von den Dreien, welche den Degen gezogen hatten, einer der Anführer und die vollziehende Gewalt dieſer militäriſchen Nacht ſein, und eben ſo natürlich befand Barras ſich an dieſer Stelle. In ſeinem Salon war dieſe Nacht durch der Generalſtab von Paris zu finden. Soldaten, Nationalgarden, Adjutanten kamen und gingen, brachten ſchriftliche Worte und nahmen andere ins Ohr geſprochene mit ſich. Was permanent war, das waren friedliche Menſchen, Miniſter, Deputirte, Magiſtrate und Bürger. Um Barras her war Alles ruhig, und ſein Geſicht, wie ſein Blick, blieben heiter und ſanft. Zweimal nur ward dieſe Heiterkeit ſichtbar und bedeutend getrübt: das einemal aus Beſtürzung, als man das Wort Carnot n'est plus (Carnot lebt nicht mehr) zu hören glaubte, ſtatt des Wortes Carnot n'y est plus (Carnot findet ſich nicht mehr in ſeiner Wohnung), welches geſprochen war; das anderemal aus Freude, als ſich aus genauen Erkundigungen ergab, daß Carnot die Verhaftnahme vermieden und ſich ihr entzogen hatte. Man konnte eine Liſt des Kriegers in dem hinterlaſſenen Gerücht von Carnots Tod zu erkennen glauben, welches andauernd und durch Zeugen bekräftigt ward, die ſich ſeiner Ermordung zu rühmen bereit waren und der Verſenkung in den Fluß, worin auch ſeine blutige Leiche ſchwimmend ſollte geſehen worden ſein; aber zuverläſſig, und man wußte es in jener Nacht ſchon, hatte das Gerücht keine andere Veranlaſſung, als den aus zwei leicht zu verwechſelnden Worten entſtandenen Irrthum.

La Révellière Lépaux war nur auf ſeinem Zimmer und für einige vertraute Freunde

ſichtbar; allein die ihm zuſtehende, unwandelbare und tugendhafte Unerſchrockenheit leiſtete hinlängliche Bürgſchaft, daß, bei der Uebertragung ſeines Willens und ſeiner Gewalt fur die Dauer einer Nacht an einen ſeiner Kollegen, er ſich immerhin eine ſtille aber aufmerkſame Beachtung deſſen vorbehalten hatte, was im Finſtern, wo mancherlei Mißgriffe möglich waren, geſchehen konnte.

Vorzüglich wichtig aber iſt, für Geſchichtſchreiber zumal, welche die Züge auszuheben verſtehen, die das Menſchenherz offenbaren, die Aufbewahrung deſſen, was bei Rewbel, oder vielmehr in Rewbel ſelbſt vorging. Die Urtheile über dieſen Mann, welcher in der Revolution eine Rolle geſpielt hat, ohne daß ein großes Talent in ihm allgemein anerkannt geweſen wäre, ſind bekanntlich früher, und jetzt noch, ſehr getheilt geweſen. Er galt für einen großen Publiziſten; er war ein Deutſcher, und das Staatsrecht iſt eine Wiſſenſchaft, welche, ſo zu ſagen, in Deutſchland zu Hauſe iſt. Er galt für ein großes Licht im Direktorium, deſſen Glieder unſtreitig alle ſo aufgeklärt waren, wie er; dagegen beharrte er feſter und ſteter auf ſeinen Meinungen, als die Uebrigen alle zuſammen.

Was man ihm nicht abſprechen konnte, war jene Entſchloſſenheit des Geiſtes und der Seelenmuth, die in Revolutionen ſo viel Anlaß haben, ſich zu üben und zu ſtählen; am achtzehnten Fructidor jedoch, welchen er ſelbſt nachdrucksam befördert hatte, kommt Rewbel nicht zum Vorſchein; er zieht ſich zurück, oder vielmehr, man macht ihn unſichtbar in ſeinen Gemächern; er iſt närriſch geworden, buchſtäblich närriſch; er weiß nicht mehr, weder wer er iſt, noch wo er iſt, noch was um ihn her vorgeht; ſein Puls iſt dabei fieberlos und die Symptome der Geiſtesverwirrung mangeln; aber er verſteht nichts, und was er ſagt, iſt unverſtändlich. Man läßt Barras rufen und Rewbel erkennt ihn nicht; mit einem Wort, er hat den Verſtand gänzlich verloren.

Mit Tagesanbruch erhält er ihn wieder, als alles, was ihm vor Augen liegt, darthut, daß die Republik weder ihre Feinde, noch ihre eigene zu weit getriebene Rache weiter zu fürchten hat. Welche Erſcheinung in den Organen der Denkkraft oder vielmehr des Gemüths! Sie mag kaum anders, als durch das, was Rewbels Andenken am meiſten Ehre macht, erklärt werden: Er hatte ſich für den ihm nothwendig erſcheinenden Staatsſtreich nachdrücklich erklärt; und vermuthlich war er, als der Streich nun geſchlagen ward, von der Nothwendigkeit deſſelben nicht mehr ſo völlig überzeugt; ſein republikaniſches Gemüth ſchöpfte Bedenken, die Bedenken erzeugten Zweifel, und die Zweifel überwarfen ſein Gewiſſen und ſeinen Verſtand. Das Tageslicht war es nicht, welches ihm ſeinen Verſtand zurückgab, ſondern die erlangte Gewißheit, daß keine großen Unordnungen geſchehen waren und daß ſich die Freiheit ohne Blutvergießen gerettet fand. Dieſer kurze Wahnſinn und ſeine Veranlaſſung könnten für ſich allein ſchon die Verleumdung hinlänglich widerlegen, welche Rewbeln den Beſitz ausgedehnter, für zwei Eigenherrſchaften ausreichender Grundſtücke auf beiden Rheinufern andichtete. Was im Palaſte des Luxembourg zu ſehen und zu hören war, hat nur wenige Aehnlichkeit mit den Staatsſtreichen, von denen Tacitus und Machiavel erzählen.

Hat nun aber der achtzehnte Fructidor, deſſen harte Maasnahmen ſo viele ehrwürdige Männer trafen, in der That die Plane und die Ausführung einer Verſchwörung geſtört und beſtraft? War eine ſolche wirklich vorhanden, die den Sturz der Republik beabſichtigte und den Anfang dafür mit der Ermordung dreier Glieder des Direktoriums und einer großen Zahl den der Republik geſchwornen Eiden treu bleibender Deputirter machen wollte?

Wo man bei ſo offenkundigen und vor Augen liegenden Thatſachen zweifelt, ob ſie wahr oder irrig ſind, da müſſen Wahrheit und Irrthum nicht bloß aneinander grenzen, ſondern ſie müſſen ſich auch in ihrem ganzen Umfange, in der ganzen Tiefe ihrer Verhältniſſe und Umſtände durcheinander vermengen; und ſehr oft kann, oder will, oder darf man ſie nicht auseinanderleſen. Verſucht man ihr dichtes Gewebe zu entwickeln, ſo mögen leicht die Faden zerreiſſen und dadurch geht die Spur verloren.

Wer immer in jenem Zeitpunkt ſehen und hören konnte, dem mußte das Daſein einer Verſchwörung gegen die Republik eben ſo gewiß erſcheinen, als Blitze und Donner, wenn jene blendend unſer Auge und dieſe rollend unſer Ohr treffen.

Die vertrauten Mittheilungen, welche der Oberſt Ramel an Perſonen gemacht hat, die er nur wenig kannte; ſeine Drohungen gegen Leute, welche dieſelben gern leiden mochten, weil ſie dadurch Dinge inne wurden, deren Nichtkenntniß ihnen verderblich ſein konnte; ſeine alltäglichen Unbeſonnenheiten in Kaſernen und an öffentlichen Orten konnten für ſich allein ſchon die Beweisführung vollſtändig machen, daß nicht allein eine Verſchwörung vorhanden war, ſondern daß allerdings auch der dazu gehörende Befehlshaber der Wache der geſetzgebenden Räthe ihr Gelingen für unfehlbar hielt.

Etliche derer, die ſich ihm von Auſſen her angeſchloſſen hatten und die auch alle Entſchloſſenheit der Grenadiere theilten, haben nach ihrer Rückkehr von Sinamari die Vorgänge zum Theil ſchriftlich, und vollſtändiger mündlich erzählt; der Ueberfall der Wachen des Direktoriums und der drei Direktoren war ihnen zugedacht geweſen.

Jene Glieder beider Räthe, die gewählt waren, um nur wenig zu ſprechen, aber deſto mehr geheime Umtriebe zu machen, haben in ihren nicht ſehr geheim gehaltenen Briefwechseln auch ihrerſeits manchen Schleier gelüpft. Unter den Plaudereien gibt es unwillkührliche und überlegte, und die ihrigen wollten zu verſtehen geben, daß ihnen eine bewaffnete Macht und Rednertalente, beide gleich unüberwindlich, zu Gebot ſtehen.

Die Ränkemacher und die Haudegen konſpirirten alſo; dies iſt zuverläſſig; eben ſo gewiß aber iſt auch, daß die guten Köpfe, ob zwar eben ſo wenig republikaniſch geſinnt, nicht konſpirirten. Die Wünſche dieſer Parteimänner waren allerdings auf die Rückkehr der Bourbonen, unbeſchadet der Nationalſtellvertretung, gerichtet; aber Wünſche ſind nicht ausgeſprochene Stimmen, und auch die letztern ſind keine Frevelthat. Den Thron, welcher ihnen theuer war und von dem ſie glaubten, die Nation bedürfe ſeiner, hätten ſie wohl gern durch eine Gewalt hergeſtellt, aber durch die Gewalt der Dinge (par la force des choses); dies war ihr

Ausdruck. Ich bin überzeugt, ihr Geheimniß zu kennen, obgleich Keiner aus ihnen mir davon geſprochen hat, auch Hr. Suard nicht, welchen ich allezeit geliebt habe, den ich aber damals gar nicht ſah.

Der Name Carnots für ſich allein, der damals in ihren Reihen ſtand, der zwar nicht ihr gebietendes Haupt war, der aber auf ihr Thun zuverläſſig mehr Einfluß haben mußte, als ſie auf das ſeinige hatten, dieſer in allen Gefahren, die der Freiheit drohten, rühmlich erſcheinende Name, mußte wohl ſattſame Bürgſchaft leiſten, daß es keine Feinde der Freiheit waren, die ſeine Verbindung geſucht und erhalten haben!

Die Verſchwörung rühmte ſich ihrer; was war es aber, deſſen die Republik ſie beſchuldigt hat? Ihre Meinungen waren es, die von ihnen abgefaßten Berichte, ihre in den Rathsſälen gehaltenen Reden, Dinge, die unantaſtbar ſind, wie das Gewiſſen, und die auch die Monarchie nur in ſofern zu begehren ſchienen, als ſie eine große Stärke und große Einheit in Vollziehung der Geſetze verlangten. Dieſe aber ſind dem Freiſtaate noch unentbehrlicher, als der Alleinherrſchaft. Dies war, glaube ich, jene Gewalt der Dinge, von der ſie ſprachen und die ſie befördern wollten, damit ſie ſtark genug würde, um durch ſich ſelbſt zu ſprechen.

Aus Deutſchland.

Das Fürſtenthum Liechtenſtein ſtatiſtiſch beſchrieben.

Es iſt das kleinſte deutſche, ſelbſtſtändige Gebiet, ſo wie es auch unter den weitläufigen Herrſchaften des uralten und jetzt ſouverainen fürſtlichen Hauſes Liechtenſtein in Rückſicht des Ertrags die mindeſt-bedeutende Beſitzung iſt. Deſto wichtiger hingegen iſt dieſes Fürſtenthum ſeiner politiſchen Verhältniſſe wegen, wodurch es das Anſehen und den Glanz des fürſtlichen Hauſes erhebt, indem ſie daſſelbe den übrigen ſouverainen Fürſten Deutſchlands gleichſtellen. Das Haus Oeſterreich, als Beſitzer unterthäniger Güter im Gebiete des Fürſtenthums, ließ ſich als Landſtand inkadaſtriren, wird auf dem Landtage durch den k. k. zeitlichen Rentmeiſter von Feldkirch repräſentirt, und hat den erſten Ehrenſitz auf der geiſtlichen Bank erhalten.

In den früheſten Zeiten, deſſen die Geſchichte dieſes Erdraums erwähnt, gehörte ſolcher zu Rhätien. In dem ſpätern Mittelalter, als ſchon die Erblichkeit des nur vom Kaiſer und Reich abhängigen Güterbeſitzes in Deutſchland eingeführt war, machte dieſes Gebiet einen Theil der Beſitzungen des Grafen von Hohenembs aus, und war in zwei Grafſchaften derſelben, Vaduz und Schellenberg, getheilt. — Schon ſeinen erſten Anfang hatte das Haus Liechtenſtein in Graubünden erhalten; es ſchien auch hier ſein Andenken bleibend begründen zu wollen, und Fürſt Johann Adam Andreas von Liechtenſtein benutzte den Entſchluß des Grafen von Hohenembs, deſſen Geſchlecht ſich ohnedies ſeinem Erlöſchen nahete (und 1759 in männlicher Linie auch wirklich erloſch), deſſen freivererbliche Beſitzungen Schellenberg und Vaduz zu veräußern, indem er jenes 1699, und dieſes 1708 durch Kauf an ſein Haus brachte. Dieſe beiden, damals

zum ſchwäbiſchen Reichskreiſe gehörig geweſene Grafſchaften wurden dann 1719 vereinigt unter dem Namen Liechtenſtein, von Kaiſer Karl VI zu einem Reichsfürſtenthume erhoben, und nachdem ſchon früher, nämlich ſeit dem 13. Auguſt 1713, der Fürſt Johann Anton Florian für ſeine Perſon in das reichsfürſtliche Kollegium aufgenommen war, ſo brachte er es endlich 1723 um ſo leichter dahin, daß der erworbene Sitz und das Stimmrecht im Reichsfürſtenrathe auch für ſeine Nachfolger erblich wurden.

Die geographiſche Lage dieſes Fürſtenthums iſt zwiſchen dem 47° 2′ 38″ und 47° 7′ 51″ nördlicher Breite und dem 27° 3′ 6″ und 27° 9′ 5″ öſtlicher Länge von Ferro gelegen; ſeiner phyſiſchen und politiſchen Lage nach befindet ſich aber ſolches in ſeiner größeren Breite ausgedehnt längs dem Rheinfluſſe, bevor er ſich in den Bodenſee ergießt, dem ſchweizeriſchen Rheinthale gegenüber, zwiſchen den öſterreichiſchen Herrſchaften vor dem Arlberg (Bregenzer Kreis in Tirol) und den Schweizer-Kantonen Graubünden und Appenzell gelegen.

Seiner Lage zwiſchen den höhern rhätiſchen Alpen und ihrem nördlichen Abhange gemäß, iſt auch das Klima dieſes Ländchens beſchaffen, jedoch keineswegs ſo rauh, als das des öſtlichen unter derſelben Breite gelegenen Montafuner Thales. — Nach einer zu Feldkirch, einem öſterreichiſchen Städtchen an der Grenze des Fürſtenthums, angeſtellten Beobachtung über mittlere Temperatur und Niederſchlag war das Klima ſogar noch etwas milder, als zu Inſpruck, der Hauptſtadt Tirols, nämlich + 7, 6, aber der Niederſchlag ſoll ebenfalls 26½ Zoll betragen.

Der Boden iſt allenthalben hinlänglich bewäſſert; denn unzählige Quellen entſpringen in den Gebirgen, welche Liechtenſtein bedecken, und bilden viele kleinere und größere Bäche, die nach dem Bodenabhange gegen den Rhein zu, der an der weſtlichen Landesgrenze hinfließt, in dieſem ſich verlieren.

Den Granitſtock, der den Alpen zum Grunde liegt, bedeckt hier bis zu einer beträchtlichen Höhe Urkalk mit einigen Abwechſelungen von Glimmerſchiefer, Topfſtein und andern verwandten Felsſteinarten. Die größten Höhen erreicht das Gebirge im Süden des Landes, wo ſich einige ſeiner Bergſpitzen bis zu einer Seehöhe von 5600 Fuß erheben; jedoch auch gegen Oſten hin erhebt ſich der Boden zu einer anſehnlichen Höhe. Einige fruchtbare Thäler ſind in dieſem Gebirge eingeſchloſſen. Das größte Breitenthal durchfließt aber der Rhein, hier noch ein kleiner und nicht ſchiffbarer Fluß, und in einer kleinen Entfernung von ſeinem rechten, etwas ſandigen Ufer nimmt der fruchtbare Boden ſeinen Anfang, der die obere Schicht in dem größten Theile des Landes ausmacht.

Nach einer ſorgfältigen amtlichen Aufzeichnung war im Jahr 1818 dieſes Fürſtenthum von 5546 Menſchen bewohnt, unter welchen 2704 weiblichen Geſchlechts gezählt wurden. Ferner waren darunter 1094 Kinder und junge Leute bis 15 Jahre, 1160 waren in einem Alter von 16 bis 40 Jahren, und 588 zählte man, die das vierzigſte Jahr bereits überſchritten haben. — Dieſe waren in 11 Ortſchaften vertheilt, bewohnten in dieſen zuſammen 1207 Häuſer, und nährten ſich vorzüglich vom Feldbau, Viehzucht und Forſtnutzung. Nur wenige und die

nöthigſten Gewerbe werden hier von eigenen Arbeitern betrieben, denn in den meiſten Fällen befriedigt der Landmann ſelbſt ſeine Bedürfniſſe an künſtlichen Erzeugniſſen, oder ſchafft ſich ſolche in den nahen Städtchen Maienfeld und Feldkirch an, wohin er ſein Vieh und einige andere wenige Erträgniſſe ſeines Bodens ohnedies zu Markte bringt.

Der Hauptort dieſes Fürſtenthums iſt der Markt Vadutz, jetzt Liechtenſtein genannt, mit einem alten fürſtlichen Schloſſe, wo der Landvogt ſeinen Sitz hat. Dieſer Ort begreift mit dem Herrſchaftsgebäude 133 Häuſer, welche von 697 Menſchen bewohnt ſind, unter welchen 319 weiblichen Geſchlechts gezählt worden. Die übrigen Orte ſind: Rugell, ein Markt von 88 Häuſern mit 382 Einwohnern (darunter 196 weibl. Geſchlechts). Die Dörfer und Gemeinden Balzers, ſammt Mels, aus 125 zum Theil zerſtreuten Häuſern beſtehend, mit 627 (332 weibl.) Einwohnern. Frieſen begreift 125 Häuſer mit 568 (268 weibl.) Einw. Frieſnerberg, Gemeinde, zu welcher 165 Häuſer mit 694 (318 weibl.) Einwohnern gehören. Schaan, Gemeinde von 164 Häuſern mit 682 (345 weibl.) Einwohnern. Ranken, ein aus 33 Häuſern beſtehendes Dorf mit 122 (64 weibl.) Einwohnern. Mauern, Dorf von 113 Häuſern mit 580 (284 weibl.) Einwohnern. Eſchen, ſammt Nendeln, eine aus 144 größtentheils zerſtreuten Häuſern beſtehende Gemeinde von 651 (332 weibl.) Einw. Gamprin, ſammt Bendern, eine ähnliche Gemeinde, zu der 64 Häuſer und 292 (131 weibl.) Einwohner gehören, und Schellenberg, einſt der Hauptort einer eigenen Grafſchaft, mit einem verödeten Bergſchloſſe, um welches 53 Häuſer, zum Theil zerſtreut, gelegen ſind.

Der gegenwärtige Beſitzer dieſes Fürſtenthums iſt Fürſt Johann Joſeph, geb. den 26. Juni 1760, und führt, nebſt dem Titel von dieſer unmittelbaren Beſitzung, noch den eines Herzogs zu Troppau und Jägerndorf in Schleſien, dann Regierer des Hauſes von und zu Liechtenſtein (und die Anſpruchstitel eines Grafen von Rietberg und Herrn von Nicolsburg); ferner von ſeinen übrigen, ausgedehnten, prächtigen Beſitzungen in Oeſterreich, Steiermark, Mähren und Böhmen, nämlich der Herrſchaften Feldſperg, Loosdorf, Wilferſtorf, Rabensburg, Judenau, Totzenbach, Hadersfeld, Johannes, Liechtenſtein und Liechtenthal in Oeſterreich; Liechtenſtein und Weyer bei Judenburg in Ober-Steiermark, und der Herrſchaft Schwannberg in Unter-Steiermark; Steinitz, Eisgrub, Lundenburg, Oſtra, Butſchowitz, Poſoritz, Sternberg, Carlsberg, Außee, Blumenau, Trübau, Landskron, Hohenſtadt, Eiſenberg und Goldenſtein in Mähren; und Schwarzkoſtelletz, Aurziniokes, Skworetz, Kaunitz, Radim, Rattay, Roſtock und Rumburg in Böhmen. — Die Gemahlin dieſes Fürſten iſt Joſephe Sophie, des Landgrafen Joachim Egon von Fürſtenberg-Weytra Tochter, geboren den 20. Juni 1776, und vermählt den 12. April 1792. Aus dieſer Ehe ſind noch ſieben Prinzen und vier Prinzeſſinnen am Leben, unter welchen der Erbprinz Aloys Joſeph Johann Nepomuk Joachim Franz den 26. Mai 1796 geboren.

Der Fürſt Johann ſtammt aus der jüngern Gundacceriſchen Linie des Hauſes Liechtenſtein, die von dem zweiten Sohne Hartmanns IV (geſt. 1585) Gundaccer ihren Urſprung herleitet,

ſchon 1623 in den Reichsfürſtenſtand erhoben wurde, und nach Erlöſchen der ältern Karoliniſchen Linie, mit Fürſten Johann Adam Andreas, am 12. Juni 1712, in deren Majoratsgütern ſuccedirte, aber ſich wieder in zwei Hauptäſte theilte, wovon der jüngere wiederum in zwei Arme ſich trennte, zu deren erſtem der jetzige Fürſt gehört. — Seinen Aufenthalt hat der Fürſt gewöhnlich in Wien, wo ſich auch ſeine Hofkanzlei, Buchhaltung und Archiv befinden. Eine eigene prächtige Reſidenz hat derſelbe aber zu Feldſperg in Oeſterreich und Eisgrub in Mähren, wo ein Natur- und Obſtgarten von vorzüglicher Schönheit beſteht, und wo er eine aus 12 Mann beſtehende Leibgarde und ein aus 60 Gemeinen beſtehendes Grenadierkorps unterhält.

Das Fürſtenthum Liechtenſtein aber verwalten ein Landvogt und ein Rentmeiſter, welchen noch einige andere Beamte und die nöthige Dienerſchaft beigegeben ſind. Die Juſtizpflege in erſter Inſtanz beſorgt der Erſtere; jene in zweiter Inſtanz die fürſtliche Hofkanzlei in Wien, und die weitere Berufung geſchieht, nach einer Uebereinkunft mit Oeſterreich im Jahr 1816, an das tiroliſche Appellations- und Kriminal-Obergericht zu Inſpruck. Die Verwaltung der kleinen Feldwirthſchaft, der bedeutendern Forſten und andern Nutzungen in und um Vaduz, als Ziegeleien u. ſ. w., geſchieht, unter Oberaufſicht des Landvogts, durch das Rentamt und die Jägerei zu Planken und Schellenberg. — Der Ertrag dieſes Fürſtenthums reichte ehemals kaum zur Beſtreitung der Verwaltungskoſten hin, und erſt in neueſter Zeit iſt er auf 16,000 bis 18,000 Fr. rein gebracht worden. Alle ältern und neuern ſtatiſtiſchen Schriftſteller haben alſo ſehr geirrt, da ſie ihn zu 50,000 fl. angegeben haben. — Als Mitglied des deutſchen Bundes hat der Fürſt zum Bundesheere ein Prozent der Bevölkerung mit 55 Mann Infanterie im Falle eines Kriegs zu ſtellen.

Aus Baiern.

Anſchaffung der von Sieber aus Aegypten mitgebrachten Mumien und Sarkophage. — Die Hieroglyphen-Vögel.

Hr. F. W. Sieber, ein junger, gelehrter und unternehmender Mann, hatte vor wenigen Monaten ſeine aus Aegypten mitgebrachten Alterthümer noch in Wien zur Schau geſtellt; jetzt iſt der edlere Theil der ganzen Sammlung, welcher in ſeinem zu Wien gedruckten Verzeichniß die Nummern 1 — 225 einnimmt, — die Mumien, die in den Katakomben zu Theben gefundenen größern, und die kleinern, an verſchiedenen Orten gefundenen Alterthümer, nebſt hundert und fünfzig Stück alten und neuen, in Aegypten, Gortyna, Gnoſſus, Korzyra u. ſ. w. gefundenen Münzen, — Eigenthum und Beſtandtheil der großen königlichen Sammlungen in München geworden. Man ſagt, dieſer ganze, für die Alterthumskunde und Wiſſenſchaft höchſt werthe Schatz von Seltenheiten, wie ihn in der Art gegenwärtig ſchwerlich irgend ein Kabinet aufzuweiſen hat, ſei um den Preis von 6000 fl. rheinl. erſtanden worden.

Der Schatz iſt um ſo köſtlicher, da die letzten Trümmern der alten ägyptiſchen Welt immer mehr verſchwinden. „Man ſieht jetzt,“ ſagt Hr. Sieber in ſeiner kleinen zu Wien über die

ägyptiſchen Mumien vor Kurzem erſchienenen Abhandlung: „alle Katakomben leer, und was noch immer brauchbar war, hat der jetzige Bewohner in ſeine Wohnung geſchafft. Der ſeit Jahrhunderten in Europa eingeriſſene Gebrauch des Mumienharzes in den Apotheken, welches, in unbegreiflicher Menge ausgeführt, vollends die wenigen der beſſern, mit Harzen einbalſamirten Mumien aufzehren mußte, iſt Urſache, daß man Alles ſo ausgeplündert und leer antrifft, daß ſelbſt die Franzoſen, obſchon ſie, während ihres zweijährigen Aufenthalts in Aegypten, in allen Gegenden lange und eifrigſt nach in brauchbaren Sarkophagen eingeſchloſſenen Mumien ſuchten, dennoch keine entdeckten.“

„Es iſt daher begreiflich, warum wenige europäiſche Kabinete nur zum Beſitz eines roth oder weiß angeſtrichenen Sarkophags gelangen konnten; und der Hr. Hofrath v. Hammer (ſ. Fundgruben des Orients, V. Band, 3s Heft, S. 273) das einzelne bemalte Bret und den innern Deckel eines Sarkophags, welche das Wiener k. k. Antikenkabinet vor einigen Jahren acquirirte, wegen ſeiner intereſſanten Malereien, mit Recht allen vorher nach Europa gekommenen ganzen Sarkophagen vorſetzen konnte.“

„Wurden Mumien ſelten, ſo wurden es natürlich Sarkophage noch mehr, da unter hundert Mumien kaum eine in Sarkophagen ſich vorfindet, alle früher aufgefundenen, aus Holzmangel, von den jetzigen Einwohnern verbrannt wurden, und unter einer gleichen Zahl derſelben ein rein gemalter und überfirnißter ſelten anzutreffen iſt.“

Wir theilen hier noch eine werthvolle Bemerkung des Hrn. Sieber über die verſchiedenen Arten der Vögel mit, die er unter den auf den Hieroglyphen abgebildeten erkannte. Es ſind dies der Falco Haliaetos, der große Fiſchreiher in Hoch-Aegypten. Falco nisus (Nisser. arab.), der Sperber. Falco n. Sp. Vultur cinereus? Vultur Percnopterus, die Pharaonshenne, vorzüglich am Tempel zu Tentyra. Anas aegyptiaca L. Anas Penelope L. Strix flammea L. Corvus fructilegus L.? Mergus Merganser L. Pelecanus Carbo L. Phasianus Gallus, pullus L. Ardea Nyctycorax L. Platalea Leucorodia.

Hr. Sieber zweifelt, und wie es ſcheint mit Recht, daß der Tantalus Ibis L. der ächte, den Aegyptern hochheilige Ibisvogel geweſen ſei; denn nicht nur fand er dieſen nirgends abgebildet, ſondern er, der nur auf den ſüdlichen Inſeln des rothen Meeres, in Aethiopien und Abeſſynien heutiges Tages angetroffen wird, ſcheint nie in Aegypten einheimiſch geweſen zu ſein. Wahrſcheinlich war der Ibis der Aegypter der Tantalus Facinellus L., der zu allen Jahrszeiten in Aegypten, beſonders am Delta, häufig iſt und auf Mumien, Vaſen u. ſ. w. vielfältig abgebildet ward.

Aus Rußland.

Bruchſtück eines Privatſchreibens aus St. Petersburg vom 5. Februar 1820.

Es iſt hier ein merkwürdiger Mann angelangt, Namens Lindl aus Baiern, geweſener Pfarrer in Duttlingen, welcher ganz als Anti-Römer auftritt, unter dem Namen chriſtlich-katholiſcher

Pfarrer; er zieht durch ſeine Beredſamkeit, die wunderbar iſt, ein zahlreiches, meiſt proteſtantiſches Publikum in ſein Auditorium, predigt in der Malteſer-, nicht in der großen katholiſchen Kirche, indem die Dominikaner, welche hier die katholiſche Gemeinde leiten, ihm zuwider ſind und ihren Pfarrkindern Lindls Ketzereien unterſagen. Eigentlich gehört Lindl zu den bibliſchen Myſtikern, weshalb auch die ſogenannten Erweckten, Bibliſchen, Pietiſten und Herrnhuter, nebſt den Stillingianern, ihm anhangen und ihn als den wahren Prediger der klaren, lautern Offenbarung in der Bibel erkennen. Der Mann kam gerade zur gelegenen Zeit hieher, indem ohnedies eine religiöſe Gährung herrſcht. Den Proteſtanten hat man wieder den Orthodoxismus, nach den ſymboliſchen Büchern, eingeprägt, ſogar den Reformirten; dieſem Katholiken aber erlaubt man völlig als Reformator in ſeiner Kirche aufzutreten; dabei lobt und erhebt man ihn. Rußland veranſtaltet überhaupt merkwürdige Veränderungen in den ihm fremden Kirchen; die katholiſche ſcheint übel angeſchrieben und wird gleichſam verfolgt; dennoch zählt dieſe Kirche auch unter den Griechen einige vornehme Freunde und Anhänger. Der Erzbiſchof Sertrenzewitſch, ein Pohle, iſt dem Kaiſer ganz ergeben und kein Papſtler. Die proteſtantiſche Kirche wird mit einem Schlag amalgamirt, in eine biſchofliche umgewandelt, unter kirchlicher Obhut und Disziplin. Nachdem mehrere deutſche Gelehrte und Prediger den an ſie ergangenen Antrag zur Biſchofswürde abgelehnt, als Scheibel in Breslau, Harms in Kiel u. A., verſchrieb man vom Miniſterium aus, an deſſen Spitze der Fürſt Alexander Golitzin ſteht, den Biſchof Zigneus aus Borgo in Schweden, nachdem er vorher den neu kreirten Superintendenten Feßler (den berühmten Schriftſteller aus Ungarn) eingeweiht hatte. Feßler iſt beſtimmt, die proteſtantiſchen Kirchen der Koloniſten an der Wolga (60,000 an der Zahl) zu organiſiren und zu regieren. Der Biſchof Zigneus iſt bereits angekommen, er ſoll nächſtens durch eine beſondere Ukaſe inſtallirt und wahrſcheinlich zum Erzbiſchof erhoben werden, als ſolcher die ganze proteſtantiſche Kirche in Rußland leiten, dem ebenfalls neu geſchaffenen General-Konſiſtorium vorſitzen und die einzelnen Unter-Konſiſtorien leiten und kontrolliren. Gegen alle dieſe merkwürdigen Veränderungen haben bereits die deutſchen Provinzen Eſthland, Kurland und Liefland, nebſt der Synode in Litthauen, proteſtirt, indem ſie ihre beſondern, durch Ukaſen ertheilten Privilegien anſprechen; den Erfolg wird die Zeit belehren. Die Herrnhuter ſind die einzigen Proteſtanten, die noch etwas gelten; ſie werden als Muſter aufgeſtellt und erhalten große bürgerliche Vorrechte. Während die ruſſiſche Regierung in Verbeſſerung und Belebung der fremden Kirchen ſo thätig erſcheint, läßt ſie hingegen die ihrige, die griechiſche, in Frieden ruhen und einſchlafen; denn da bleibt Alles beim Alten.

In Dorpat hat der bürgerliche Präſident des General-Konſiſtoriums, General-Major Graf von Lieven, Kurator der Univerſität, bereits auch eine Rede an alle Prediger gehalten, worin er ihnen meldete, daß die Kirche im Argen liege, daß jeder Prediger, ſtatt Gottes Wort, nur ſeine eigene Weisheit lehre; daß unter der Geiſtlichkeit Unglaube und Werkheiligkeit herrſche; daß wieder eine Obhut und Wache in die Kirche geſtellt werden müſſe, beſonders wegen der Philoſophen, die durch ihre Schriften ſo viel Unheil anrichten, und die Erzählungen des alten Teſtaments nur als Mythen behandeln; die Vernunft auf den Thron ſetzen und das Wort Gottes herabwerfen; Alles mit Mehrerm. Dann hat er mit der Verſammlung ſeiner Zuhörer kniend für ihre und der ganzen proteſtantiſchen Kirche Bekehrung gebetet und ihnen endlich angekündigt, daß ſie künftighin wieder nach den ſymboliſchen Büchern lehren und predigen müſſen.

Digitized by Google

Inhalt.

Ueber Größe und Untergang des Freiſtaats Venedig. (Beſchluß.) S. 341

Mannigfaltiges Aus Frankreich: Entwickelung und gegenſeitiges Verhältniß der miniſteriellen und der Oppoſitions-Partei. — Erinnerungen an den National-Convent. — Aufſchlüße über den achtzehnten Fructidor. — 364

Aus Deutſchland: Das Fürſtenthum Lichtenſtein ſtatiſtiſch beſchrieben. — 383

Aus Baiern: Anſchaffung der von Sieber aus Aegypten mitgebrachten Mumien und Sarkophage. — Die Hieroglyphen-Vögel. — 386

Aus Rußland: Bruchſtück eines Privatſchreibens aus St. Petersburg vom 5. Februar 1820. — 387

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint monatlich ein Heft, jedesmal ſechs bis ſieben Bogen ſtark, nebſt einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang beſteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht beſonders erlaſſen werden, ſondern das Abonnement iſt für einen ganzen Jahrgang feſtgeſetzt; dafür iſt der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheiniſch, und in Norddeutſchland franko Leipzig 7 Rthlr. ſächſiſch. — Jede gute Buchhandlung in Deutſchland und in der Schweiz, ſo wie alle Poſtämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Beſtellungen darauf an; die Verſendungen der Hefte geſchehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und literariſche Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinſte Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreiſes dieſer Zeitſchrift. Beiträge für dieſelbe können unter der Adreſſe des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Poſt eingeſandt werden; in weiterer Entfernung können ſolche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an Herrn David Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem beſondern Couvert verſehen und mit der Bemerkung: zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen, abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Verſendungen an mich abgehen, wo ſolche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Ueberlieferungen

zur

Geſchichte unſerer Zeit.

Jahrgang 1820.

September-Heft.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bruchſtücke aus Briefen über Spanien und die große Staatsveränderung dieſes Landes, geſchrieben im Sommer 1820.

1.

Bemerkungen über fremde Urtheile. — Gang der Revolution. — Ihre Stärke.

Barcelona im Mai 1820.

— — Unſere öffentlichen Blätter machen ſich über die preußiſche amtliche Zeitung luſtig, welche geſagt haben ſoll, man müſſe in den Dekreten unſers Königs vom 6. und 7. März die Worte deseos del pueblo (Wünſche des Volks) leſen: deseos del egército (Wünſche der Armee), und dabei zu verſtehen gebe, das Volk habe an dem Rufe zur Freiheit weitaus den kleinſten Theil genommen. Hintennach ſetzen unſre Publiziſten hinzu: In gewiſſer Rückſicht hat der Preuße aber doch nicht ganz unrecht, pues ya todo el pueblo español es un egército, y cada ciudadano un soldado que defendera con su sangre la carta que ha jurado su corazon (weil das geſammte ſpaniſche Volk ein Heer und jeder Bürger ein Soldat iſt, der mit ſeinem Blute die Charte vertheidigen wird, der ſein Herz ſich zuſchwor).

Es läßt ſich wohl begreifen, daß man im Auslande, und am meiſten in Deutſchland, ganz irrige Anſichten von der hieſigen Reſtauration hat, oder haben will. Man *hat* ſie, weil man keine Vorſtellung von dem vorhergegangenen Elend des Königreichs beſitzt; man *will* ſie haben, weil man ſich über gewiſſe Dinge gern ſelbſt und Andere täuſchen möchte. Indeſſen, was geſchehen iſt, liegt klar vor den Augen der Welt. *Quiroga* mit ſeinem Häuflein auf der Inſel Leon konnte weder den König, noch eine ganze Nation bezwingen und umſtimmen. Es gehört eine unglaubliche Keckheit oder Ueberzeugung von der Leichtgläubigkeit der Leſer dazu, wenn Schriftſteller dergleichen Albernheiten behaupten. Wille, Sehnſucht nach einem beſſern Looſe lag wahrlich lebendig in der ſpaniſchen Nation. Wenn *Porlier*, *Lacy*, *Richard*, *Vidal* und andere Märtyrer der Freiheit und Ehre dieſes Landes nicht ſo glücklich, als *Quiroga* und *Rafael Riego*, waren, hatte der Umſtand die meiſte Schuld, daß ihre Verſuche früher vernichtet wurden, als die ganze Nation den wahren Zweck derſelben vernahm. Der Weg der Briefe damals war langſam und unſicher; die Zeitungen ſtanden unter dem Bann der ſtrengſten Zenſur. Das Volk überall ward zu ſpät von den Vorgängen unterrichtet; und immer gehört eine gewiſſe Zeit dazu, ehe eine ganze Nation ſich zu einem Entſchluſſe beſtimmen kann.

Daher war für die gute Sache durch *Quiroga* Alles gewonnen, wenn er, nicht gegen die königlichen Truppen *Schlachten* gewann, — Bürgerkrieg mußte er um jeden Preis meiden! —

ſondern wenn er Zeit gewann. Das wußte er ſo gut, wie jeder Spanier. Deswegen verſchanzte er ſich, als Vertheidiger der Cortes und der Volksrechte, auf Leon. So mußte es gelingen, daß ganz Spanien ſeinen Aufſtand und Zweck endlich erfuhr; dies erfahren hieß aber die Wünſche der ganzen Nation für ſein Glück entflammen; hieß zum Beiſtand aufbieten.

Daß etwas Großes im Werk, daß ein Ausbruch nahe ſei, wußte man ſchon in den letzten Monaten vorigen Jahres allgemein, wie Dir auch meine Briefe von damals ſagten.*) Denn Einer ſicherte das dem Andern zu. Man muß erſtaunen, daß nur der König allein nichts vernahm. Aber wie konnte er es, da er, von ſeiner braven Nation und ihren Seufzern getrennt, dieſe Nation nur mit den Augen ſeiner lügneriſchen Umgebungen ſah? Er ward endlich enttäuſcht. Und gerade die Mittel, welche ſeine Umgebungen gebrauchten, das, was ſie heimlich fürchteten, zu unterdrücken, mußten das rechte Mittel werden, zu befördern, was ſie nicht wollten. Die niederträchtige Frechheit in Entweihung des Briefgeheimniſſes auf den Poſten, indem ſie durch das Unſicherwerden aller Privatverhältniſſe die ſanfteſten Gemüther gegen die Regierung empörte, begünſtigte nur trautere mündliche Mittheilungen, engern Zuſammentritt und ſchnellern Umflug der dunkeln Gerüchte. Der Zenſurzwang, von welchem die Zeitungen gebunden waren, damit das Volk nichts erfahre, als was die Regierung zu wiſſen erlauben wollte, verhinderte auch und weit mehr noch, daß die Regierung nichts von dem vernahm, was im Volke rege ward. So mochte das Kabinet von Madrid dann freilich von den Erſcheinungen des Jänners und Februars ſehr überraſcht ſein. Im Lande ſelbſt war kein Menſch überraſcht.

Allerdings die Augenblicke der großen Kriſe waren furchtbar. Denn wer konnte den Gang der allgemeinen Volksbewegung, wer den Ausgang des Kampfes über Spaniens Leben und Tod vorausſehen?**) Noch ſchwiegen die Zeitungen, noch vertraute man der Poſt keinen bedeutenden Brief an. Niemand wußte mit Zuverläſſigkeit an einem Ende Spaniens, was am andern Ende vorging. Man glaubte überall noch allein zu ſtehen, während die Gährung und der Aufſtand

*) „Meine alten Freunde,“ heißt es in einem Briefe vom 10. Nov. 1819, „ſind meiſtens ausgewandert oder ſchmachten in Kerkern; und ſo bin ich meiſt iſolirt oder auf mich ſelbſt beſchränkt. Dieſer fort, dauernde Druck hat mich düſter und ungeſellſchaftlich gemacht. Aber ich weiß es, der entſcheidende Augenblick iſt vor der Thür, in dem Licht über Finſterniß, Menſchenwürde über Knechtsthum, Tugend über Heuchelei ſiegen muß. Selig der Mann, der jetzt Mann zu ſein Muth und Entſchloſſenheit hat; und Schmach den feilen Heuchlern, die um die Gunſtbezeugungen betrogener Fürſten, um die vergiftete Tafel eines engherzigen Miniſters, das Glück und Wohl eines Volks auf dem Altar ihrer Selbſtſucht opfern. Europa wird bald von Spanien hören.“

**) „Nichts ſteht feſt, nichts iſt gewiß,“ heißt es in einem Briefe vom 16. Febr. 1820: „Ahnungen, Wünſche, Lüge, Betrug, Furcht, Gährung, fürchterliche Symptome, alles Gute und Böſe in ein Chaos zuſammengeworfen. Darüber brütet der Fittig der Zeit; und ſo könnte doch wohl noch aus dem abſcheulichen Wirrwarr ein ſchöner Dianenbaum aufwachſen, der ganz dem Bilde eines wohlgeordneten Staats gliche.“

ſchon in den meiſten Provinzen laut geworden waren. Man ſandte ſich gegenſeitig *Boten* und ward angenehm betroffen, einerlei Sinn und einerlei That von allen Seiten wahrzunehmen.

Die heilige Sache hat geſiegt. Der König iſt enttäuſcht und hat ſein Volk und das Volk ſeinen König wiedergefunden. Spanien wird ſeine alte Bedeutſamkeit in der Weltgeſchichte wieder annehmen. Laß Dich durch keine Ultrablätter der Franzoſen und Deutſchen betrügen. Dieſe befangenen Köpfe ſchreiben und wiſſen nicht, was die Spanier ſind und wollen, ſondern nur was *ſie ſelbſt* ſind und wollen. Es iſt immer noch ſchief gegangen, wenn beſchränkte Geiſter die Welt unmündig erklären und ſich zu Vormündern der Nationen machen wollten. Welche thörichte Maasregel, daß man jetzt an den franzöſiſchen Grenzen eine Sperre gegen die freiſinnigen ſpaniſchen Zeitblätter anlegt! Unſere Regierung that noch vor einem Jahre das Nämliche; was halfs? „Famoso contrabando!" ſagte man ſich lachend, wenn man einander ſonſt eingeſchmuggelte fremde Zeitungen wies. Aber wahrlich, die Franzoſen können nichts mehr von den Spaniern lernen; die Spanier lernen auch von den Franzoſen nichts. Es gibt gewiſſe ewige und heilige Sachen, die lehrt kein Volk das andere, ſondern die lehrt die Natur, wie ſie die Spinne im Weben, die Ameiſe im Sammeln, die Biene im Honigmachen unterrichtet. Keine Spinne, keine Ameiſe, keine Biene geht zu einer andern in die Schule. Das begreifen viele eingebildete Staatsmänner nicht, wie die linkiſchen Maasregeln beweiſen, welche ſie wählen.

Unterdeſſen geſtehe ich gern ein, ſo leicht, wie wirs uns hier jetzt denken, wird es doch nicht mit der Vollendung unſerer Metamorphoſe gehen. Ich glaube an keine Wunder, auſſer pflichtmäßig an die bibliſchen; alſo auch nicht an die Wunder in der Völkergeſchichte.

Man iſt jetzt noch in einem Schwindel der erſten Freude; und man glaubt, die ganze Nation juble, weil man nur die Jubler hört, aber nicht die Schweigenden. Die Schweigenden werden jedoch auch zu ihrer Zeit einmal wieder ans Wort kommen. Viele Kloſtergeiſtliche ſchweigen, viele alte Rathsherren, viele abgedankte Höflinge (mandarines del palacio, wie man ſie jetzt heißt), viele Altprivilegirte.

Sie thun für jetzt auch wohl daran, ſich nicht laut zu geben. Denn der größere Theil der Nation iſt gegenwärtig in einer ernſten, höhern Stimmung, auf das Werk zu ſtolz, durch das Neue noch zu ſehr gereizt; durch die Erwartungen von der Zukunft zu ſehr geſpannt, und durch die Bewegung aller Herzen zu ſehr gerührt und verbrüdert. Allein die Zeit muß auch ſicherlich kommen, in der das Neue endlich alt wird und wo manche zu hoch geflogene Hoffnung ihre Schwingen wieder ſinken laſſen muß. Dann werden die *Schweigenden* reden und damit anfangen, ſich als die Beſonnenern gelten zu machen. Dann werden die bevorrechtet geweſenen Familien, die Klöſterlinge, die verdrängten Beamten, und Alle, welche im heutigen Sturm und Drang einen Rippenſtoß bekommen haben, ſich hervormachen, vornehm ſpötteln, verdächtigen, an alte Zeiten mahnen, verketzern, zu heroiſchen Wagſtücken ermuntern. Es werden ſich nach und nach an ſie diejenigen anſchlieſſen, welche der Umſchwung der Dinge in ihren Privat-

rechnungen betrog, die bei den Wahlen zurückgeſetzt wurden, eben ſo gut Abgaben zahlen müſſen, wie Andere. Die Menſchen ſind dieſſeits der Pyrenäen Menſchen, wie jenſeits.

Man wird den Widerſtand gegen die neue Ordnung der Dinge anfangs mit dem Mantel der Freiheitsliebe verhüllen, mit der Redensart beſchönigen, Oppoſition ſei in einem freien Lande das Salz der Freiheit. Man wird Schritt um Schritt bis zu den kühnſten Verſuchen thun. Das iſt ſehr möglich, ja iſt ſehr wahrſcheinlich. Denn wahrhaftig die Volksnatur auf der Halbinſel hat ſich mit der Proklamirung der Cortesverfaſſung nicht ſo jählings verändert. Die Mehrheit der Nation, und ich kenne ſie ſeit manchem Jahr, iſt in ihrer Bildung ſehr zurück, beſonders der Bauer und der gemeine Mann in den Flecken und Städten roh, abergläubig und unbeſchreiblich bigot. Der geiſtliche Arm wird lange noch neben dem weltlichen ein gewaltiger Arm bleiben.

Wenn auch gegenwärtig die Mehrheit der Weltgeiſtlichen für die Revolution ſtimmt, weil ſie die Kloſtergeiſtlichen ſinken zu ſehen wünſcht und eine reichere Ausſtattung der Pfründen erwartet: wird ſie doch kein Haar breit von ihrem Einfluß einbüßen wollen, den ſie bisher beſaß. Wirklich ſpürt man, wenigſtens in hieſigen Gegenden, ſchon jetzt etwas von den Wirkungen des Mönchsgeiſtes und — lache nicht — des engliſchen Goldes.

Die Verfaſſung ſelbſt hat einzelne Gebrechen, die ſie theils der Eilfertigkeit, in welcher ſie verfertigt wurde, theils den Umſtänden, unter welchen ſie entſtand, theils der beſtändigen Rückſichtnehmung auf das ſpaniſche Amerika ſchuldig iſt. Ihr Kern iſt vortrefflich, die Gebrechen ſind eigentlich nur Nebenſachen. Ich will ein andresmal umſtändlicher darüber ſein. Doch verkenne ich das Uebel nicht, welches daher erwachſen kann. Denn weil nichts an der Verfaſſung, laut ihren eigenen Beſtimmungen, geändert oder verbeſſert werden darf, bevor ſie nicht acht Jahre lang in allen Stücken vollzogen iſt, wird ſie den Cortes ſelbſt oft zum Anſtoß werden. Weit gefährlicher aber noch würde der Entſchluß werden können, ſie vor der feſtgeſetzten Friſt auszubeſſern. Man weiß nie, wo eine konſtituirende Verſammlung zuletzt ſtehen bleibt; und nichts führt leichter zu Umtrieben, Gährungen, geſetzloſen Wagſtücken und bürgerlichen Parteiungen und Händeln, als das Meiſtern und Zimmern am Räderwerke der Staatsmaſchine.

Alle dieſe Umſtände, wozu noch die ſchon lautgewordenen Meinungsparteien und die Reibungen des Provinzialgeiſtes und Provinzialſtolzes kommen, wer will es läugnen, können allerdings Sorgen erregen. Ja, es kann noch Blut koſten. Aber der König ſteht feſt, und er muß es jetzt mehr, denn je, ſeines und des ganzen Reichs Intereſſe wegen; und in jedem Fall werden die Bajonete Alles im Gleis erhalten. Es wird nur theilweiſe Erſchütterungen geben.

Denn für die Aufrechthaltung der Cortes iſt bei weitem der größte Theil der Nation durch die Natur der Dinge in Anſpruch genommen. Sie empfand ihr Elend unter der Herrſchaft der Willkühr zu ſehr, um dieſe je zurückzubegehren. Landbau, Gewerbe und Handel lagen zu Boden gedrückt; der Staatskredit war verſchwunden; das Geld verkroch ſich; die Auflagen

erſchöpften Alles und genügten zu nichts; die Soldaten ſogar waren elend, oft gar nicht beſoldet; die Offiziere ſtanden alle um mehrere Monate mit ihrer Löhnung zurück; man ſah die tapfern Krieger, welche Spaniens Selbſtſtändigkeit einſt ſo heldenmüthig gegen Frankreich vertheidigten, in Lumpen, halbnackt, oft baarfuß im Mantel, der ein zerriſſenes Hemd deckte, die Wachen beziehen; rechtliche Leute zitterten vor den gefräßigen Polypenarmen der Inquiſition; Klagende riefen umſonſt das Recht an; Petitionen an den Monarchen wurden unbeantwortet gelaſſen, oft geſtraft; die Ehre keines Mannes, die Ruhe keiner Familie, das Geheimniß keines Herzens war ſicher; was man nicht durch den Beichtſtuhl, durch Verhaftungen und Hausdurchſuchungen erfuhr, ward durch Erbrechung der Briefe auf den Poſten ausgekundſchaftet. Den ſchönen Worten der Proklamationen, den Verheißungen des Königs maß die lange getäuſchte Nation keinen Glauben mehr bei. Nur die Höflinge, die Glücksritter, welche in Spielen und glänzenden Feſten und Großthuereien den Bettelpfennig der Nation verpraßten, und die reichlich mit allem ihrem Anſehen und Gut wieder ausgeſtatteten Mönche befanden ſich im allgemeinen Elende gar behaglich. Ich übertreibe nichts; aber ich bin nicht fähig, den Druck und den Unmuth der ganzen Halbinſel lebhaft genug zu ſchildern. Aber wie groß er geweſen, bezeugt ſchon der einzige Umſtand, daß einerſeits die Regierung ſelbſt zu Allem gelähmt daſtand, und anderſeits die ganze Nation gleichzeitig, wie durch einen Zauberſchlag geweckt, zu ihrer Selbſthilfe aufſtand.

Das ſind die Wirkungen der zügelloſen Miniſterialherrſchaft, der Mönchstriumphe, der Scheidung des Volks von ſeinem Könige durch das Dazwiſchentreten einer gegen Thron und Nation gleich habſüchtigen Ariſtokratie der privilegirten Klaſſe. Und eine ſolche Regierungsform konnten die Chateaubriands, die Villeles und Andere vermittelſt einer politiſchen Reaktion für den Augenblick in die Höhe geworfenen Ultra preiſen! Und den großen Rettungsverſuch einer edeln Nation, ſich aus Armuth, Verworfenheit, prieſterlichem, adelichem und miniſteriellem Joch zu erlöſen, konnten eben dieſe Menſchen Jakobinerei heißen!

Vergebens wird man aber der Maſſe der Spanier predigen, es ſei beſſer, daß die untern Volksklaſſen die meiſten Abgaben entrichten, die vornehmern bevorrechtet bleiben: die Gleichheit der Pflicht, daß verhältnißmäßig Alle zu den Staatsbedürfniſſen beitragen, leuchtet Jedem ein, wenn auch nicht den Eximirten; — vergebens, daß es wohlthätiger ſei, wenn Beamte, Inquiſitoren, Miniſter nach Belieben Verhaftungsbefehle, Hausunterſuchungen anordnen können: Jeder weiß, wie werthvoll Jedem wenigſtens die Sicherheit ſeines Hauſes und ſeiner Perſon ſei; — vergebens, daß es dem Glanze des Thrones erſprießlicher ſei, wenn der Hof ohne Unterſchied für öffentliche und für eigene Bedürfniſſe, ohne anzufragen, Geld fordert, und ein Königreich wie ein Hausgut, und die Bürger wie Leibeigene behandelt, deren Vermögen das Eigenthum des Leibherrn iſt: Jeder weiß, daß der Thron am glänzendſten und ſtärkſten iſt, wenn ihn, ſtatt der Schergen, die Liebe und Ueberzeugung einer ganzen Nation emporhält; daß man freiwillig lieber und mehr gibt, als ſich gezwungen nehmen läßt.

Sehr möglich iſts, daß man ſich in Spanien noch über Nebenſachen entzweit; im Weſentlichen aber ſtimmt die Nation feſt zuſammen, und dies wird ſie nie wieder fahren laſſen. Dafür bleibt ſie einſtweilen ruhig in Waffen, bis die Cortes im Sommer verſammelt ſind, bis die Verfaſſung überall in Wirkſamkeit getreten iſt, bis die Rückwirkungen der privilegirten Stände und Klöſter gefahrlos gemacht ſind u. ſ. w. — — —

2.

Die Revolution im Städtchen Puigcerda. — Der Bolero. — Patriotiſche Schauſpiele. — Lieder.

— — — In den Augenblicken, da Quiroga's Aufſtand kund ward, da ſich tauſend widerſprechende Gerüchte durchkreuzten, da das Gefühl lebendiger ward: Länger gehts nicht, es muß anders werden! — da endlich der Nationalentſchluß reif ward, ſich für die Cortes zu erklären, um allen von oben herabkommenden Plagereien ein Ende zu machen, waren die geſammten hohen und niedern Beamten in der peinlichſten Lage. Von der einen Seite ſahen ſie die unruhigen Bewegungen im Lande, von der andern Seite mußten ſie, bei der geringſten Pflichtverſäumniß, Alles von der Rache des Hofes beſorgen. Selbſt diejenigen, welche im Herzen dem Streben des Volks Glück wünſchten, waren, vermöge ihres Amtes, gebunden, ihm kräftig entgegenzuarbeiten. So wurden ſie, wider ihren Willen, auf eine oder die andere Art verdächtig. Viele von ihnen waren in den Gemeinden ſchon vorher verhaßt, bloß weil ſie das Unglück gehabt hatten, Vollzieher widerlicher Befehle und Aufträge zu ſein, die ſie ſelbſt perſönlich gemißbilligt hatten. Eben dadurch verlor auch der edle Generalkapitän Caſtaños, den alle Katalaner einmüthig wegen ſeiner perſönlichen Tugenden hochſchätzten, in dieſen kritiſchen Augenblicken das Zutrauen, und um ſo mehr und um ſo plötzlicher, je mehr der Hof im Zeitpunkt der Gefahr auf ihn zählte.

Es war überall ſehr ungleich, wie das Volk ſich für die Herſtellung der Cortes erklärte. In einigen Provinzen ging der erſte Anſtoß dazu von den Kirchſpielen und Dörfern aus, wo entweder die Landleute nicht mehr den Druck der Abgaben ertragen konnten, oder wo ein vaterlandliebender Pfarrer wohnte, oder wo viele Männer, die einſt Gut und Blut für die Cortes und den König gegen die Franzoſen geopfert hatten, nun ihren Heldenmuth beinahe bereuten, weil ſie damit die Lage des Landes nur verſchlimmert ſahen. In andere Provinzen kam die Anregung zuerſt durch den Vorgang der daſigen Hauptſtadt; und dem gegebenen Beiſpiele folgten dann freudiglich alle Gemeinden. Jede derſelben machte zunächſt, wie natürlich, ihren unmittelbaren Beamten, als Werkzeugen des Hofdeſpotismus, den Krieg. An einigen Orten geſchah dies ſtürmiſcher, an andern Orten glimpflicher. Die traurigen Mördereien von Cadix (noch iſt ihre wahre Veranlaſſung Geheimniß, und vielleicht gut, daß ſie ewiges Geheimniß bleibe), die Vorfälle in Madrid, der Gang der Dinge in Valencia, Barcelona und andern großen Städten ſind aus den Zeitungen bekannt.

Wie ſich die Revolution in kleinen Städten und Flecken wunderſchnell machte, davon kann

die Geſchichte des katalaniſchen Städtchens Puigcerda als Beiſpiel dienen, deſſen ehemaliger Militärgouverneur, Don Nicolas Dusmet, gerade jetzt einen Rechtshandel anfangen will, weil man ihm den Patriotismus abſpricht.

Puigcerda, hart an der franzöſiſchen Grenze, Hauptort der Grafſchaft Cerdagne, iſt ein ummauerter Flecken auf einem Hügel, und zählt ungefähr fünfzehnhundert Seelen. Die Einwohner leben größtentheils vom Landbau; doch fehlts nicht an den nöthigen Handwerkern, und auch ſind einige, doch unerhebliche, Wollenmanufakturen da.

Hier vernahm man erſt am 13. März theils durch Briefe, theils durch öffentliche Blätter von Barcelona, daß in dieſer Hauptſtadt die Verfaſſung der Cortes am 10. verkündet worden ſei. Die Botſchaft verbreitete ſich wie ein Lauffeuer. Binnen einer Stunde wußten es Alle. Nun ließ man die Arbeit liegen; Luſt war an allen Ecken; man trat auf den Straßen und auf dem Platze zuſammen; man beſprach ſich; einzelne Stimmen tönten ein viva und die Guitarren ſumſeten fröhlich dazwiſchen. Die Haufen zogen ſich enger zuſammen; man ging vor das Rathhaus, jauchzte ein viva la Constitucion! viva el Rey! und verlangte, man ſolle die Cortesverfaſſung ſogleich verkündigen. Das geſchah aber nicht. Der Militärgouverneur machte Bedenklichkeiten, und der größere Theil des Stadtraths, meiſtens Perſonen von ſeiner Wahl, ſtimmten ihm bei. — Was war zu thun? Man zog ſich zurück und ward des Abends nur zahlreicher auf dem Hauptplatz. Muſik voran, begab ſich das Volk abermals zum Stadtrath und verlangte die Verfaſſung feierlich verkündigt. Neue Weigerung von Seiten des Gouverneurs. Das machte Verdruß. Die Bürger wurden ſtürmiſcher. Dem Stadtrath ſchien die öffentliche Stimmung nicht mehr geheuer. Der Gouverneur, in ſchwerer Verlegenheit, mußte ſich bequemen, die Verfaſſung der Cortes ausrufen zu laſſen. Dies geſchah nun zwar nur, wie ein Werk der Noth und Angſt, ohne alle Zeremonie, aber die guten Leute von Puigcerda waren damit ſchon zufrieden, machten Muſik und tanzten beim Geſurre der Guitarren und Kaſtagnetten bis an den hellen Morgen. Keiner dachte daran, den Gouverneur oder ſeine Familie zu kränken, wiewohl er eben nicht der beliebteſte war. Ihn aber ergriff doch Furcht und er begab ſich eilfertigſt über die franzöſiſche Grenze nach Burgmadam oder Guinguetas. Man ließ ihm aber ſagen, er könne ohne Sorge zurückkehren, es werde ihm nichts geſchehen.

Am 17. März empfing man amtliche Nachricht, daß auch in Madrid die Verfaſſung verkündet und vom König angenommen ſei. Nun ſtieg der Jubel aufs Höchſte. Folgenden Tags ward auf der Stelle verfaſſungsmäßig der neue Stadtrath gewählt, dann einen Tag ſpäter die Konſtitution in der großen Kirche beſchworen. Dahin ging im feſtlichen Zuge der neue Rath; Muſik zog ihm voran; der Schwarm des Volks folgte; alle Glocken läuteten; alle Kanonen donnerten. Aus dem Hauſe des neuen Alcalde wehte eine Fahne mit der Nationalfarbe und der Inſchrift: Viva la Constitucion, el Rey, la Religion y la Nacion. Der Hauptplatz empfing den Namen Plaza de la Constitucion. Des Nachts ward das Städtchen beleuchtet; es wurden öffentliche Bälle gegeben mit Erfriſchungen; genug man war im Himmel, nur der Gouverneur

nicht, welcher durch die Majeſtät des Volkswillens urplötzlich in einen Exgobernador verwandelt daſtand.

Ungefähr auf ähnliche Weiſe geſchah die politiſche Umwälzung in andern Städten, Flecken und Dörfern. Ueberall war man reif dazu. Es ging von ſelbſt. Nirgends erwartete man dazu erſt Befehle von oben herab. Zur Verwunderung ſah man in allen Ortſchaften Exemplare der gedruckten Cortesverfaſſung von 1813 ans Tageslicht hervorkommen, die bisher, wie verbotene Waare, geheim gehalten, darum aber nicht minder fleißig ſtudiert worden waren. Man ſieht alſo auch hier, wie eitle Mühe ſich die Bücherzenſoren, Polizeien und Inquiſitionen geben, wenn ſie Wahrheiten und Ideen ausrotten wollen, welche einmal im Volk aufgenommen und anerkannt worden ſind. Man ſieht auch daraus, wie abgeſchmackt die Einbildungen der franzöſiſchen Ultra ſind, wenn ſie meinen, die ſpaniſche Revolution ſei von einer zerſtreuten Bande Jakobiner, Freimaurer, Philoſophen, Revolutionärs u. dgl. m. gemacht.

Seit das Volk (man kann nicht ſagen, die Regierung) die Buchdruckerpreſſe frei von den alten Banden geſtellt hat, erſcheinen in allen größern und kleinern Städten, wo man ſonſt nur Breviers, Ablaßzettel, Indulgenzen u. dgl. cum permissione superiorum druckte, Zeitſchriften und Zeitungen in mancherlei Geſtalt und Werth. Begierig wird jetzt Alles vom Volke geleſen, ſelbſt in den Dörfern, wo es nicht an öffentlichen Vorleſern und Auslegern fehlt. Häufig findet man Geiſtliche, welche dem Volke die neue Verfaſſung vortragen und erklären. Das geſchieht nicht nur in Dörfern, ſondern auch in großen Städten, und es findet ſich jedesmal zahlreiche Zuhörerſchaft ein.

Die Zeitungen, ſoviel ich deren bisher ſah, athmen den gemäßigten Geiſt der Nation ſelbſt, aber auch den Geiſt der Freiheit, welcher die Wahrheit zu ſprechen nicht ſcheut. Hier herrſcht bis jetzt kein franzöſiſcher Revolutionston; ich zweifle, daß er je zur Herrſchaft kommen wird, wenn nicht mißvergnügte Adeliche und Prieſter durch ihre thätige Widerſpenſtigkeit die Wuth gegen ſich aufwiegeln. Dann aber wehe ihnen, weil ſie in blinder Verſtocktheit ihr eigenes Verderben bereiten.

Mit Erklärung der Preßfreiheit iſt auch das dicke Verzeichniß verbotener Bücher in tödtliche Vergeſſenheit geſunken. Die Buchhandlungen zu Perpignan und Bayonne halten dabei guten Markt. Sie liefern faſt wöchentlich beträchtliche Ballen franzöſiſcher Schriften nach Spanien; am meiſten aber Werke moraliſchen und philoſophiſchen Inhalts. Die Ueberſetzungen der beſten franzöſiſchen Schriftſteller ins Spaniſche, von Merchena veranſtaltet, verbreiten ſich mit neuem Leben über die ganze Halbinſel und ſtreuen einen Schatz freier Anſichten aus. Eben ſo findet man jetzt auch an allen öffentlichen Orten, auſſer den inländiſchen, die vorzüglichſten engliſchen und franzöſiſchen Zeitungen zu leſen. Es verſteht ſich dabei, daß ein papel servil (ein knechtſinniges Blatt) weniger Beifall hat, als ein papel liberal (ein freiſinniges).

Wie in der ganzen Welt, ſind auch in Spanien die beſſern Köpfe die Fürſprecher und Vertheidiger der Volksrechte gegen die Anmaßungen der privilegirten Kaſten. Wie kann es

anders ſein? Männer von Geiſt, Kenntniß und Liebe der Menſchheit, ſollten ſie Schutzredner der Unnatur und des Unverſtandes werden? Gerade dies aber wird die Sache der Menſchheit ſiegreich emporhalten, wie ſehr auch die Inhaber der Geburtsvorrechte das Gegentheil und die bleibende Knechtſchaft und Bevogtung der Nation verlangen möchten.

Unſere Spanier aber, weit entfernt, mit frivoler oder plumper Ausgelaſſenheit nun über alles Ehrwürdige und Heilige herzufallen, wie es in Frankreich zu Anfang der Revolution geſchah, behandeln, was ſie berühren, mit einer Würde und Anſtändigkeit, die wahrlich andern Völkern als Muſter gelten könnte. Mit Entzücken verkünden ſie Freiheit; aber neben der **Freiheit** ſtehen **Religion** und **König**, als Heiligthümer der Nation. Ja, vielmals wird man gewahr, daß ſie, nun die Nation ihrer ſelbſt würdiger geworden, auch im Sittlichen und in Sachen des Geſchmacks auf Veredlung dringen. Häufig wird der ſchöne Vers des **Cienfuegos** angerufen:

Was ſich der Sklav' erlauben darf,
Geziemt dem Freien nicht!

Neulich eiferte ſogar eine Stimme gegen den allbeliebten **Bolero**. Du wirſt dieſen üppigen, wollüſtigen Tanz der Spanierinnen (doch meiſtens bloß der Theater-Phrynen und lockenden Bajaderen) wenigſtens aus der Beſchreibung und dem Namen nach kennen. Er iſt verführeriſcher und ſagt in den Bewegungen und Stellungen der Tänzerinnen mehr, als das dazu geſungene Wort:

Yo no se loque siento
Cuando te miro;
Yo no acierto
Porque suspiro;
Y solo siento
Que aca dentro del alma
Me dan tormento.

„Sind wir fortan eine freie Nation,“ ſagt ein Schriftſteller in der Zeitſchrift la Colmena, „ſo ſoll unſer Sinn auf das Edle und Heldenmüthige gerichtet ſtehen; und es ſcheint uns, dieſer Tanz müſſe verſchwinden. Nicht das Aeuſſere der Staatsform und der bürgerlichen Ordnung allein, Alles, auch das Gemüth, auch der Geſchmack entſpreche der Verfaſſung, ſei erhaben, adelvoll, der ſpaniſchen Nation würdig. Und ein ſolcher Geiſt verträgt ſich nicht mit dem Bolero, der Cachucha, dem Churripampli und dergleichen Tänzen, die einen verderbten Geſchmack, wenig Zartſinn und grobe Sitten andeuten.“

Auch die **Cachucha** und der **Churripampli** ſind Tänze, welche nur auf dem Theater getanzt zu werden pflegen; in guten Geſellſchaften nie, oder ich wüßte nicht, wo in Spanien. Eben ſo iſts mit dem **Fandango**, den man nur in Andaluſien vom Volke getanzt ſieht, in andern Gegenden aber, auch hier in Katalonien, nur auf dem Theater erblickt. Auf der Bühne

in Barcelona, eben ſo in andern Städten, wo Schauſpiele beſtehen, vergeht indeß keine Woche, da nicht der Fandango (von einem Tänzer und einer Tänzerin), die Cachucha (von einer Tänzerin allein) und Seguidillas manchegas zur Schau gegeben werden.

Wie wohlgemeint der republikaniſche Ernſt zur Sittenreinigung ſein möge, muß ich doch zweifeln, daß er zum Ziel komme. Man ſchafft Staatsformen leichter um, als Menſchennaturen. Sittlichkeit und Geſchmack einer Nation hangen nicht von der Geſetzgebung ab, ſondern vom Zuſtande der Wiſſenſchaften, des religiöſen und bürgerlichen Unterrichts und des öffentlichen Wohlſtandes.

Die großen Zeitereigniſſe ſind auch ſchon für die Bühne benutzt worden. Man hat Schauſpiele in Bezug auf dieſelben geſchrieben und aufgeführt, die jedoch nur zu ſehr das Gepräge der Gelegenheitsſtücke trugen und wenig Wirkung machten. Zum Beiſpiel erſchien neulich auf der Bühne von Barcelona La victima de la Inquisicion (das Schlachtopfer der Inquiſition). Es iſt ein Stück von zwei Akten, in Verſen, und der Dichter deſſelben heißt Martilo Faventino. Ein volles Haus hat es gemacht, aber doch nur für zwei Tage. Von demſelben Verfaſſer iſt auch ein kleines Luſtſpiel, oder vielmehr eine Sainete: La ponchada ó la confusion de un servil (der Stich, oder der Ariſtokrat in der Klemme) aufs Theater gebracht. Die platten Späße können wohl einmal, aber nicht lange unterhalten. Es hängt bei ſolchen Stücken mehr von der Laune und den Einfällen der Schauſpieler, welche das Beſte zur Sache thun müſſen, als vom Geiſt des Dichters ab. Die Sainete ſind nämlich kleine Stücke von einem Aufzug, meiſtens vom Verfaſſer nur in Rückſicht der Handlung und Szenenfolge angelegt und von den Schauſpielern aus dem Stegreif geſprochen, dazu mit eingelegten Geſängen und Tänzen geſchmückt. Die Hauptfiguren in der Sainete ſtellen Perſonen aus dem gemeinen Volke vor, die dann durch derbe, kräftige Scherze, durch Natürlichkeit und fröhlichen Sinn einen Abend beluſtigen.

Dieſe Poſſen machen noch immer die dramatiſche Lieblingskoſt der Spanier, ſo wie die Ballets. Die beſſern Arbeiten der Calderon, Vega, Cienfuegos u. ſ. w. ſieht man ſelten. Neuere Dichter für die Bühne von ausgezeichnetem Werthe kennt man keine; doch zeigen Einige gute Anlagen, wie Goroſtiza für das edlere Luſtſpiel. Am meiſten hilft man ſich mit Ueberſetzungen franzöſiſcher Stücke aus.

Auch an patriotiſchen Liedern mangelts jetzt nirgends. Der Spanier ſingt gern zum Sumſen ſeiner Guitarre. Und es iſt gewiß, daß manche Wahrheiten und Grundſätze, welche, trocken hingeſprochen, oder in Büchern geleſen, keine bleibende Stätte im Gedächtniß finden, durch Geſang am leichteſten verſtanden, am ſchnellſten verbreitet werden, und im Gefühl des Volks Leben und Dauer empfangen. Aber auch in dieſen Liedern, wenigſtens in denen, welche, ich bisher hörte oder las, haucht der nämliche Geiſt, welchen man jetzt überall in Spanien von einem Meere zum andern wahrnimmt. Begeiſterung für die Freiheit, aber auch unaustilgbare Ehrfurcht für die Religion (nicht immer eben für die Prieſter, am wenigſten für die Kloſter-

geiſtlichkeit) und Liebe für den König, der bald die bella esperanza de España, bald der Rey de los buenos heißt. Der ſpaniſche Stolz, welcher für ſein Volk auch ſchon zuweilen den Titel la grande Nacion paſſend findet, durch welchen ſich noch vor Kurzem die franzöſiſche Nation theils verhaßt, theils lächerlich machte, hat das Gute, daß er vor Nachäffereien der Ausländer und vor Selbſtbeſudelungen durch revolutionäre Ausſchweifungen bewahrt. In ſolcher Hinſicht finde ich gut, daß Nationalſtolz bei den Völkern genährt werde. Es kann aber auch nicht fehlen, daß er im jetzigen Hochgefühl nicht zuweilen auf andere Völker von oben herabſchauen ſollte. Die Engländer, wie die Franzoſen, ſind in Spanien nicht beliebt; noch weniger jetzt aber die Engländer, als die Franzoſen. Man ſcheint die letztern mehr zu bemitleiden, die erſtern mehr zu fürchten.

Das Mitleiden iſt freilich mit etwas Verachtung gemiſcht; doch trifft die Verachtung weniger das franzöſiſche Volk, als deſſen Führer. Jeder Spanier läßt der Tapferkeit, auch wohl der Freiheitsliebe der Franzoſen Gerechtigkeit widerfahren. Aber den Ultra derſelben ſchleudert man heutiges Tages ſo böſe Spitzworte zu, wie ehemals ihren räuberiſchen Generalen und Kommiſſarien. In einem patriotiſchen Liede von Selta Runega an König Ferdinand VII heißts unter anderm:

> Deja, deja que necios serviles
> Te censuren; no importa, avanzar;
> No detiene la luna su curso
> Aunque el perro se esfuerze ladrar.
> Privilegios no existen agora,
> En España no son menester;
> Quien les quiera, confiérarse en Francia
> Con el *ultra Ministro Pasquier.*

Beinahe noch minder hold ſind die Engländer angeſehen. Der brittiſche Stolz und der ſpaniſche Stolz können nicht wohl mit einander gemeinen Weg machen. Es ſchmerzt die ächten Spanier beinahe weniger, was ſie durch das politiſche und kriegeriſche Räuberweſen der franzöſiſchen Heere und Feldherren litten, als daß eben die Engländer Theil am Ruhme haben wollen, und leider haben mußten, Spanien von fremder Gewalt zu befreien. — „Der König und die feilen Miniſter mögen ſich beim Marſchall Wellington bedanken,“ ſagte mir der Alcalde eines kleinen Fleckens, welcher ſelbſt den Befreiungskrieg mehrere Jahre mitgemacht hat: „die ſpaniſche Nation hat nicht Urſache zu danken. Wellington hat nur Verdienſte um die Höfe, aber nicht um die Völker. Warum hatten uns Karl IV, die Königin, der Friedensfürſt, das ganze Hofgeſindel, die Prieſterſchaft, der Adel, Alles in Ketten gehalten, daß wir zuletzt nicht mehr Arm und Bein bewegen konnten? Wir aber wären mit den Franzoſen fertig geworden, wir allein, ohne der Engländer Beiſtand, wenn es auch ein Jahr länger gedauert hätte. Wir wären durch das Jahr 1813 von ſelbſt der Franzoſen los geworden; die Engländer waren

überflüſſig. Nun wir ein konſtitutionelles, freies Volk ſind, fürchten wir keine Napoleonen mehr. Wir werden unſer Land und unſern König zu ſchützen wiſſen. Es war Unſinn, wenn ſich ſonſt die Könige einbildeten, daß ſie die Völker beſchützten. Man hat geſehen, was aus der Verkehrtheit der Begriffe und Redensarten, dieſem Machwerk ſerviler Speichellecker, für Unheil gekommen iſt. Es heißt, die Könige beſinnen ſich, ob ſie unſre Verfaſſung, und Ferdinand VII darin, anerkennen wollen. Mögen ſie nur ihre Lohnſoldaten ſchicken, die ſollen bald anerkennen, wer wir ſind!"

Lord Wellington hat in Wahrheit ein verdrießliches Schickſal. Faſt alle Höfe von Europa haben ihn mit Lorbeern, Geld, Geſchenken aller Art, Ordensbändern, Titeln und Liebkoſungen überhäuft; aber die Nationen, ſtolzer als die Könige, behandeln ihn gleichgültig, oft nichts weniger als ſchmeichelhaft. Er iſt den Portugieſen zuwider, und hat doch Liſſabon meiſterhaft vertheidigt, freilich nachdem er Portugal zwiſchen Coimbra und dem Tajo erſt zur Wüſte gemacht hatte. In Spanien blickt das Volk ſo argwöhniſch und unbehaglich auf ihn hin, wie in Frankreich, und doch glaubt er Verdienſte unſterblicher Art um dieſe Länder zu haben. Aber mein Alcalde mag vielleicht nicht ſo ganz im Irrthum ſein: „er hatte Verdienſte um die Höfe, aber nicht um die Völker; ſo mögen ihn die Höfe belohnen, wenn ihn die Völker vergeſſen." — —

3.

Ueber Gegenrevolution. — Menſchenhandel. — Villa Campa. — Aguſtin de Arguelles.

— — Der Jubel um die Wiedergeburt ſteigt mit jedem Tage. Es iſt wahrhaftig unter uns ein neues Leben. Alle Provinzen, alle Stände, alle Volksklaſſen, alle Individuen, alle Intereſſen ſind einander näher gerückt. Von hier aus wird die wahre Freiheit über Europa ausgehen. Retterin der Idee des Volksrechts iſt Spanien ſchon jetzt geworden; dieſe Idee war ja ſchon von Prieſtern, Edelleuten, Miniſtern und feilen Herolden des Despotismus im ganzen Europa verbotene und verponte Waare. Nachdem das tolle Weſen der Jakobiner verhallt war, kam der ärgſte Unſinn des barbariſchen Alterthums wieder an die Tagsordnung, ein neuer Jakobinismus der Privilegirten. Die Völker wurden wieder zu Sachen gemacht. Alle Tugendhaften, alle Rechtliebenden fingen ſchon an zu verzagen. Die Ultra und Legitimen aller Länder hielten ihren Sieg ſchon für vollendet. Da machte ihnen Quiroga den ungeheuern Riß durch alle ihre Pläne, und Alles nahm wieder andern Ton an. Die Höfe werden ſich endlich überzeugen, daß die Nationen und deren Haß gegen Willkühr für etwas gezählt werden müſſen.

Spanien hat keine Gegenrevolution zu fürchten. Der Grund zu dieſer Ueberzeugung liegt theils im feſten, treuen Willen und in der unvermeidlichen Nothwendigkeit des Königs, an der Verfaſſung der Cortes zu halten, theils in dem Intereſſe des Volks. Denn die Menge der Privilegien und Immunitäten hatten den ſchwerſten Theil der Abgaben, zu Gunſten einiger tauſend reichen Familien und Müßiggänger, auf das Volk gewälzt. Am härteſten waren die

Provinzen der kaſtiliſchen Krone belaſtet; die der aragoniſchen Krone waren minder ſchwer. In allen Provinzen fand man ſie verſchieden. Unverſtändige Finanzminiſter und Klöſter vereinigten ſich, Handel, Gewerb und Landbau zu tödten. Wäre Amerika ſchon früher abgefallen, hätte ſchon früher eine Staatsumwälzung vor ſich gehen müſſen. Die Gleichheit der Beſteurung, die Beſeitigung aller verderblichen Kaſtenvorzüge und Vorrechte, dieſe Baſis der Cortesverfaſſung, erleichtert dem Volke das Leben. Die Schulden des Reichs ſind für die bisherigen Kräfte deſſelben ungeheuer. Sie werden nicht ſobald an den Tag kommen, als man ſich auch von der Unmöglichkeit überzeugen wird, ſie ohne Aufhebung der zahlloſen Klöſter zu tilgen. Man ſchäzte die geſammten jährlichen Einkünfte des Königs auf fünfzig Millionen Piaſter; aber die geſammten jährlichen Einkünfte des Klerus betragen über ſechszig Millionen Piaſter. Die großen Güterbeſitzer werden die Aufhebung der Klöſter fordern, um durch Tilgung der Staatsſchuld und Verminderung der Zinſen ihre Abgaben zu verkleinern; die Landleute werden ſie fordern, um durch Zerſtückelung der Kloſtergüter Eigenthum zu erhalten; die freiſinnigen Bürger werden ſie fordern, um die Widerſacher der Denkfreiheit und beſſern Ordnung zu lähmen.

Mit Ausnahme der Klöſter gewinnen alle Stände, beſonders der Handelsſtand. Denn dieſem waren bisher auf die unverantwortlichſte Weiſe zu jedem Aufſchwung die Flügel gelähmt. Zwar täglich laufen im Hafen (von Barcelona) Schiffe aus und ein; aber meiſtens nur unbedeutend befrachtet; mehr Binnenhandel, als auswärtigem dienend; meiſtens kleine Fahrzeuge von Katalanern. Ich zählte z. B. vom 10. Mai bis zum 17, alſo in lezter Woche, achtundvierzig mit verſchiedenen Waaren, Wein, Zucker, Saſſaparill, Eiſen, Getreide, Kakao, Kaffee, Zitronen u. ſ. w. befrachtete Fahrzeuge. Davon waren achtundzwanzig aus ſpaniſchen Hafenſtädten am Mittelmeer, drei aus Mahon, eins aus Majorka, eins aus Ibiza, eins aus Genua, zwei aus Livorno, vier aus Marſeille, eins aus Amſterdam, eins aus Liſſabon, eins aus Puertorico, drei aus Havanna, eins aus Cuba, eins aus Bahia de todos los Santos.

Mit Menſchenfleiſch wird nebenbei auch noch gehandelt. Nicht nur, daß der Negerhandel in Amerika, wo es ſich irgend machen läßt, fortbeſteht, ſondern er wird ſelbſt in Spanien ohne Scheu getrieben. Noch unterm 24. April ward zu Cadiz ein zwölfjähriger Negerknabe, zu allen Hausgeſchäften brauchbar, in einer dortigen Zeitung (diario mercantil) ganz öffentlich feilgeboten. Ein garſtiges Handwerk, das man in einem freien Lande treibt! Aber auch dagegen fangen ſchon Stimmen an ſich mächtig zu erheben, und die europäiſche Unnatur wird endlich auch in dieſer Hinſicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden.

Noch eins muß mit Recht für die nächſte Zukunft Sorgen einflößen: die feindſelige Rückwirkung derjenigen Perſonen, welche jezt plötzlich aus dem Stande der Verfolgung und Noth, aus Kerkern und Verbannungen an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten geſtellt werden. Wie unwürdig benahmen ſich die franzöſiſchen Ultra nach ihrer Rückkehr und die Ultra aller Länder nach einem Siege? Und doch habe ich die beſte Hoffnung, Spanien werde auch hier andern Nationen als Muſter gelten können. Die verfolgten Liberales waren meiſtens ſehr

tugendhafte und aufgeklärte Männer geiſtlichen und weltlichen Standes. Sie blieben, was ſie geweſen waren, im Elend. Sie werden ihren Edelmuth auch durch den jähen Umſchwung des Glücks nicht einbüßen.

Der jetzige vom Volke erwählte Generalgouverneur von Katalonien, Villa Campa, war einer der trefflichſten und gebildetſten Offiziere. Er ward wegen ſeiner politiſchen Meinungen zurückgeſtoßen, und konnte ſich glücklich ſchätzen, mit Hauptmannsgehalt, den er zuletzt nicht einmal bezahlt bekam, in tiefſter Verborgenheit zu leben. Er wohnte in einem Dorfe, eine Tagreiſe weit von hier. Alle Katalaner kannten und ſchätzten ihn. Er hatte, was er werth war, im langen Kampfe gegen die Franzoſen bewieſen. Aber man bekümmerte ſich um ihn nicht weiter. Es gab eine Zeit, da es Verbrechen war, ſolch' einen Mann zu ehren, den der Hof nicht wollte. Er litt im eigentlichen Sinne des Worts oft Mangel. Seine Kleider waren ſchlecht und abgetragen. Oft lebte er nur von dem, was er ſich auf der Jagd ſchoß. Als er mit Jubel gewählt war und die Abgeordneten aus Barcelona zu ihm kamen, um ihm zu ſagen, daß er Generalgouverneur von Katalonien ſei, hatte er in ſeinem ganzen Vermögen nur ein paar Realen. Er zog ſeine abgeſchabte Uniform an, ſtieg aufs Pferd, ritt nach Barcelona und ward hier mit betäubendem Triumph empfangen. So holte das römiſche Volk einſt ſeine Diktatoren vom Pfluge. — Viele fürchteten die Rache des Mannes. Sie hatten unrecht. Er blieb gerecht und gemäßigt, weil er wußte, daß eine beſſere Ordnung der Dinge nur durch Mäßigung und Rechtlichkeit erhalten, nur durch Leidenſchaftlichkeit zerriſſen werden könne.

In gleichem Geiſte lebt die proviſoriſche Junta zu Madrid. Alle Verfolgtgeweſenen genieſſen jetzt Triumphe; und wie weit man hört, ſind eben ſie die Erſten, welche vom Gedanken an rächeriſche Rückwirkungen abmahnen.

Einer der geiſtvollſten Männer und ausgezeichnetſten Redner der alten Cortes von 1812 war Don Aguſtin de Arguelles, als Abgeordneter von Aſturien, geweſen. Nach der „Reſtauration des Volksrechts" (ſo nennt man die Umgeſtaltung der Dinge, die man anderswo Revolution nennt) ward er wieder in die Cortes gewählt. Er kam aus ſeinem Elend in Majorka, wo er der Vergeſſenheit geweiht war (aber wenn die Höfe leicht vergeſſen, Nationen vergeſſen nichts), und ging über Valencia nach Madrid. Unbeſchreiblich war das Frohlocken von Valencia. Kaum vernahm man ſein Herannahen, ſo zog ihm die halbe Stadt entgegen. Die vornehmſten konſtitutionellen Obrigkeiten empfingen ihn. Bürger aus allen Stadtvierteln ritten mit Oelzweigen vor ihm her. Das Volk ſpannte die Pferde ſeines Wagens ab und zog ihn durch die Straßen der Stadt, wo in verſchiedenen Entfernungen Muſikchöre aufgeſtellt waren. Die ihm beſtimmte Wohnung war prächtig geſchmückt; Kränze und Blumen überall. Die Menge vor dem Hauſe jauchzte ihm das Viva, bis er ſich wieder auf dem Balkon zeigte. Er konnte vor Rührung nicht reden. Er rief nur mit bebender Stimme: viva la nacion, viva la constitucion, viva el Rey, viva Valencia!

Einen auffallenden Beweis, daß Nationen ein langes Gedächtniß haben, gibt die Stadt

Toledo, wo man jetzt daran denkt, an derſelben Stelle, wo ſeit drei Jahrhunderten eine von weißem Marmor errichtete Schandſäule zur Schmach des Juan de Padilla ſtand, dieſem Mártir de la libertad, wie er jetzt heißt, ein Ehrendenkmal zu ſtiften. Schon verhandeln darüber die öffentlichen Blätter. Die Schandſäule ſtand wirklich bis jetzt noch in der Nähe der St. Martinsbrücke, und, wie einſt die Inſchrift beſagte, auf derſelben Stätte, wo vormals das Haus des Juan de Padilla und ſeiner heldenmüthigen Gemahlin Maria Pacheco ſich befand. Die Inſchrift ſelbſt iſt längſt verſchwunden. Man hat ihren Inhalt jetzt wieder aus den Archiven bekannt gemacht. Toledo iſt jetzt ſtolz auf den „kaſtiliſchen Helden, den Erſten, welcher den Deſpotismus zu zerſtören und ſeinem Vaterlande die Freiheit zu geben ſuchte" (a quel Heroe castellano que fué el primero que intentó derrocar el despotismo, y dar libertad á su patria). Und es iſt wahr, Padilla ſuchte damals nichts anders, als was die Nation gegenwärtig in viel größerm Maas erworben hat. Denn das Zurückſtreben nach uralter, verfaſſungsmäßiger Freiheit hatte bei den Spaniern nie aufgehört.

4.

Die ſpaniſche Revolution im Jahre 1520 *) als Gegenſtück zu der im Jahre 1820.

Nicht Padilla, nicht eine mißvergnügte Partei, ſondern das ſpaniſche Volk ſelbſt hatte, doch theilweiſe und unzuſammenhängend, im Jahre 1520 den Aufſtand begonnen, und zwar aus ähnlichen Gründen und auf ähnliche Weiſe, wie er im Jahre 1820 geſchah. Die Königin Johanna hatte den Verſtand verloren. Ihr Sohn Karl, damals noch ſehr jung, nachmals als Kaiſer Karl V berühmt geworden, verfuhr ſehr eigenmächtig. Er war meiſtens von Flamändern umgeben, die ihn und durch ihn Spanien regierten. Mit Widerwillen ertrugen die Eingebornen die Herrſchaft der Fremdlinge. Niemand konnte ſich leicht dem Könige nahen ohne ihre Erlaubniß, noch mit ihm ohne ihre Gegenwart ſprechen. Die zu Valladolid verſammelten Cortes hatte er genöthigt, ihm eine freiwillige Gabe von 600,000 Dukaten binnen drei Jahren zu zahlen: eine Summe, die man nie vorher ſo ſtark einem kaſtiliſchen Könige bewilligt hatte. Feſter widerſtanden daher die Cortes von Aragonien und Katalonien ſeinen unmäßigen Geldbegehren. Ueberall brachte man ihm Klagen wegen Vermehrung der Auflagen, wegen Anſtellung von Ausländern und wegen Wegführung des baaren Geldes in die Fremde. Der König achtete darauf gar nicht. Er ward in derſelben Zeit, da er noch zu Barcelona mit den Ständen unterhandelte, von den deutſchen Kurfürſten zum Kaiſer erwählt. Die Spanier ſahen dies für ihr

---

*) Die Geſchichte Padilla's und ſeiner Gemahlin iſt ohne Zweifel den wenigſten unſerer Leſer bekannt. Dies bewegt uns, ſie dem Hauptinhalte nach hier, aus Robertſons Geſchichte Karls V, einzuſchalten, um ſo mehr, da ſie uns theils lehrt, wie die Spanier von jeher, eiferſüchtig auf ihre Freiheit, immer das Nämliche wollten; theils weil der damalige Aufſtand eines großen Theils von Spanien ein merkwürdiges Gegenſtück zu dem Aufſtand des Jahres 1820 bildet, und zeigt, wie die Nation unter gleichen Verhältniſſen handelnd, ſich im Thun und Denken auffallend gleich geblieben iſt. D. H.

Vaterland als ein öffentliches Unglück an. Sie brachten den Muth der Cortes von Kaſtilien in Erinnerung, die einſt dem König Alfonſo dem Weiſen unterſagt hatten, das Reich zu verlaſſen, um ſich in Deutſchland zum Kaiſer krönen zu laſſen. Karl aber, vom Ehrgeiz berauſcht, kümmerte ſich wenig um das Murren des Volks. Papſt Leo hatte ihm, zur Führung eines Türkenkriegs, den Zehnten von allen Einkünften der Geiſtlichkeit Kaſtiliens bewilligt. Die Geiſtlichkeit verweigerte dem römiſchen Stuhle Gehorſam. Leo that ſie in Bann. Aber ſein Interdikt war ſo fruchtlos, daß Karl den Papſt ſelbſt erſuchen mußte, das Interdikt wieder aufzuheben.

Er verließ Spanien (1519) und ging nach Deutſchland, ungeachtet der valencianiſche Adel erklärte, laut Grundgeſetzen der Verfaſſung keinen abweſenden König anerkennen zu dürfen; ungeachtet der lauten Unzufriedenheit der kaſtiliſchen Provinzen, da er ſich in der Verſammlung der Cortes in Compoſtella abermals Subſidien hatte bewilligen laſſen, ehe noch die erſten abgezahlt waren. Er ernannte über Valencia, Aragonien und Kaſtilien Vizekönige, in ſeiner Abweſenheit dieſe Reiche zu verwalten. Ueber Kaſtilien ſetzte er den Kardinal Adrian von Utrecht.

Sobald die Nation erfuhr, daß die Cortes zu Compoſtella dem Könige abermals Geld bewilligt hatten, ohne daß den mannigfachen Beſchwerden der Nation auch nur im mindeſten Abhilfe geſchehen war, brachen Unruhen aus. In Valencia ſtand das Volk, ohnehin gegen die Willkühr ſeiner Adelichen erbittert, unter dem Namen einer Verbrüderung (germanada) für ſeine Freiheiten in Waffen. Die Bürger von Toledo, die ſich kraft ihrer alten Rechtſame als Schirmhalter von den Gemeindsfreiheiten Kaſtiliens anſahen, ergriffen ebenfalls die Waffen, weil zu Compoſtella auf die Vorſtellungen ihrer Abgeordneten, der Verfaſſung und den Geſetzen entgegen, gar keine Rückſicht genommen war. Der Eidbruch eines Königs löſet den Schwur des Volks auf. Sie bemächtigten ſich der Stadtthore und ſtürmten das Schloß ſo gewaltig, daß ſich der Gouverneur ergeben mußte. Sie ſetzten alle verdächtige Obrigkeiten ab, wählten neue, und machten den Sohn des ehemaligen Befehlshabers von Kaſtilien, einen jungen, feurigen, geiſtvollen Mann, Namens Don Juan de Padilla, zum Landeshauptmann.

In Segovia gings nicht beſſer. Der Abgeordnete dieſer Stadt, Tordeſillas, hatte zu Compoſtella zur Geldbewilligung für den König geſtimmt. Er wollte ſich deswegen in der Kathedralkirche vor ſeinen Kommittenten rechtfertigen. Die Bürger aber ſprengten die Kirchthüren und ſchleppten den unglücklichen Tordeſillas bei den Füßen heraus, durch die Straßen zum Richtplatz. Vergebens erſchienen Dekan und Chorherren in Prozeſſion mit dem Allerheiligſten, um das Volk zu beſänftigen; vergebens fielen die Mönche, welche von ungefähr auf den Straßen dazu kamen, auf die Knie, um für das Leben des Abgeordneten oder wenigſtens um ſo viel Friſt zu bitten, daß er beichten und Abſolution empfangen könne. Die Menge ſchrie: „Nur der Henker muß den abſolviren, der das Vaterland verrathen hat.“ Er ſtarb unter ihren Händen. Dieſelbe Volkswuth herrſchte zu Burgos, zu Zamora u. ſ. w. Man ſchleifte dort die Häuſer der Repräſentanten, die ſich flüchtig gemacht hatten, auf den Grund und verbrannte ihre Habſchaften.

Kardinal Adrian, als Regent von Spanien, ſchickte den königlichen Richter Ronquillo mit einem Heerhaufen nach Segovia, Tordeſillas Tod zu rächen. Die Stadt aber hatte 12,000 Mann auf den Beinen und verſchloß die Thore. Ronquillo hob die Belagerung an. Die Segovier vertheidigten ſich muthig, und da ſie von Toledo Hilfe bekommen hatten, ſchlugen ſie den Ronquillo ſo furchtbar, daß er ſich mit Verluſt ſeines Gepäcks und der Kriegskaſſe zurückziehen mußte. Als dies Adrian vernahm, gab er dem königlichen Oberfeldherrn Antonio Fonſeca Befehl, ein Heer zuſammenzuziehen und Segovia zu nehmen. Allein die Einwohner von Medina del Campo, wo der Kardinal große Vorräthe von Kriegsbedürfniſſen angelegt hatte, wollten dieſe nicht herausgeben und ſie zum Verderben ihrer Mitbürger gebrauchen laſſen. Fonſeca griff die Stadt mit Gewalt an; man vertheidigte ſich tapfer. Er ließ in einige Häuſer Feuer werfen. Das vermehrte die Wuth der Bürger. Sie ließen hinter ſich die Stadt brennen, rannten gegen Fonſeca's Heer und ſchlugen es in die Flucht. Medina war damals eine der bedeutendſten Städte Spaniens, die Waarenniederlage vieler andern. Faſt ganz war ſie in Aſche verwandelt. Dies machte Fonſeca's Namen zum Abſcheu in ganz Kaſtilien. Selbſt zu Valladolid, wo der Kardinal Adrian reſidirte, erklärte nun das Volk, nicht länger gleichgültig bleiben zu können; ſchleifte Fonſeca's Palaſt; wählte neue Obrigkeiten und nahm zu eigenem Schutz die Waffen. Adrian, erſchrocken, verabſchiedete die Truppen; ohnedem war kein Geld im Schatz, die Armee zu beſolden, denn die Flamänder hatten den Schatz geleert, und Vorſchüſſe von den großen Städten des Reichs zu begehren, daran war jetzt nicht zu denken.

Der Aufſtand der Gemeinden zielte beſonders auf Abſchaffung vieler eingeſchlichenen Mißbräuche. Die Bürgerſchaften in den ſpaniſchen Städten hatten damals noch beträchtliche Rechtſame und Freiheiten, die ihnen erſt in ſpätern Zeiten faſt gänzlich durch die Ränke des Hofes entriſſen wurden. Es war in dieſen Bürgerſchaften ein heiterer, republikaniſcher Geiſt, den man nie am Hofe liebte. Ihre Repräſentanten in den Cortes widerſtanden von jeher mit gleicher Feſtigkeit den Anmaßungen des Adels, wie den Willkühren des Königs.

Padilla und die übrigen Häupter des Aufſtandes glaubten jetzt die Zeit gekommen, die Freiheiten der ſpaniſchen Nation feſter zu begründen. Sie verſammelten von allen Städten, die daß Recht hatten, die Cortes zu beſchicken, Abgeordnete zu Avila. Dieſe nahmen die Benennung der heiligen Liga an, ſchworen für den Dienſt des Königs und für die Vertheidigung ihrer Freiheiten Gut und Blut zu opfern, berathſchlagten über den Zuſtand der Nation und über die Abſtellung verfaſſungswidriger Mißbräuche. Zu dieſen gehörte auch die Wahl von Ausländern zu den erſten Staatsämtern. Sie ſandten alſo auch dem Kardinal Adrian die Botſchaft, daß ſie ihn nicht mehr als Regenten anerkennen würden.

Schon früher hatte ſich Padilla, nachdem er, von Toledo aus, Segovia befreit hatte, gegen die Stadt Tordeſillas gewandt. Hier wohnte, ſeit dem Tode ihres Gemahls, die wahnſinnige Königin Johanna. Mit Hilfe der Bürger drang Padilla in die Stadt und bemächtigte er ſich der Königin. Er näherte ſich ihr mit der tiefſten Unterwürfigkeit, und

erſtattete ihr einen Bericht über den unglückſeligen Zuſtand Kaſtiliens und über die Urſachen, warum das Volk für Beſchirmung verfaſſungsmäßiger Rechte die Waffen habe ergreifen müſſen.

Die Königin ſchien bei dieſer Erzählung wie aus einem tiefen Schlafe zu erwachen, und ſagte zu Padilla: ſie habe bisher weder vom Tode ihres Vaters, noch von den Bedrückungen ihres Volks etwas gehört; ſie wolle ſich aber unverzüglich damit beſchäftigen; „und," fügte ſie hinzu, „tragen Sie Sorge für Alles, was dem gemeinen Beſten dienen könne." — Padilla nahm dieſe unerwartete Geiſtesanweſenheit der Königin für eine vollſtändige Rückkehr ihres Verſtandes, und lud die Liga ein, ihre Verſammlungen in Tordeſillas zu halten. Die Abgeordneten begaben ſich wirklich ſogleich dahin. Die Königin nahm die Bitte derſelben wohlwollend auf, die Leitung der Staatsgeſchäfte ſelbſt wieder führen zu wollen. Denn nicht nur gehörten, nach den Geſetzen Spaniens, die Kronen von Kaſtilien und Aragonien ausſchließlich Johannen, und man hatte Karls Entſchluß, ſich dieſe Kronen zuzueignen, als eine Verletzung der beſtehenden Reichsordnungen angeſehen, ſondern die Cortes hatten ihm auch die königliche Würde nur unter der Bedingung zugeſtanden, daß der Name Johannens in allen öffentlichen Verhandlungsſtücken voran ſtehen müſſe, und daß, wenn die Königin je wieder geſunden Geiſtes würde, ſie ausſchließlich und allein die königliche Gewalt auszuüben habe.

Ganz Spanien war entzückt, als man Johannens plötzliche Geneſung vernahm. Das Ereigniß ward für ein Wunder des Himmels gehalten. Die Königin ließ die Abgeordneten zum feierlichen Handkuß. Sie wohnte einem öffentlichen Stiergefechte bei, das ihr zu Ehren gegeben wurde und woran ſie viel Vergnügen zu finden ſchien. Allein bald ſank ſie in den vorigen Zuſtand ihrer Schwermuth zurück, und alle Bitten, alle Gründe waren von da an vergebens, ſie zu bewegen, irgend einer Ausfertigung ihre Unterſchrift zu ertheilen. Inzwiſchen hielt man den Rückfall der Königin ſo geheim, als möglich.

Der Kaiſer befand ſich in Flandern. Er war von Allem unterrichtet. Er konnte ſich nicht verhehlen, daß er an ſo vielem Unglück, an ſo vielen Verwirrungen die meiſte Schuld habe. Er beſchloß, Alles ſo gut als möglich wieder ins Geleis zurückzuführen, erſt mit gütlichen Vergleichen, oder, wenn dieſe fruchtlos ſein würden, mit Waffengewalt. Er ernannte zu dem Ende, neben dem Kardinal Adrian, noch zwei Männer von vielem Anſehen und Verdienſt in die Regentſchaft, den Admiral Fadrique Henriquez und Don Inigo de Velaſco. Er gab ihnen zur Herſtellung des königlichen Anſehens jede Vollmacht.

Was der Kaiſer zu bewilligen geneigt war, würde ohne Zweifel genügt haben, Spanien zufrieden zu ſtellen, wenn ers im Anfang angeboten hätte. Jetzt aber machte die Liga höhere Anſprüche. Sie wollte eine feſtere Verfaſſung, um auf immer alle Willkühr des Hofes und der Großen zu verbannen. Sie wollte die alten Rechtſame der Nation wieder hergeſtellt, die von den Königen nach und nach unterdrückt worden waren. Sie wollte, was ſie ſchon früher genoſſen, und was ſie unverändert noch dreihundert Jahre nachher wollte und jetzt wirklich errungen hat.

Die Forderungen, welche Spanien im Jahr 1520 an Kaiſer Karl V ſtellte, zeugen von einer Größe und Klarheit ſtaatsthümlicher Ideen, zu denen, wie Robertſon ſelbſt ſagt, die Engländer erſt ein volles Jahrhundert ſpäter gelangten, Frankreich in unſern Tagen nur zum Theil Schritte that, die übrigen Nationen Europa's nie ſich erhoben. Es iſt der Mühe werth, das näher kennen zu lernen, was damals die Liga als Grundgeſetz des Reichs vorſchlug.

Nach einer langen Vorrede über die mannigfaltige Noth, unter welcher die Nation ſeufze, über die Fehler und Verderbtheiten der Regierung, denen man alle dieſe Uebel zuſchrieb, ließ man die beiſpielloſe Geduld bemerken, mit welcher das Volk jedes Elend trug, bis es endlich ſeiner Selbſterhaltung willen und durch Rückſicht deſſen, was man dem Vaterlande ſchuldig ſei, genöthigt worden wäre, ſich zu verſammeln, um auf geſetzliche Weiſe für ſeine Sicherheit und für die ſeiner Verfaſſung Sorge zu tragen. In Folge deſſen ward verlangt, der König möge in ſeine Staaten zurückkehren, ſich ohne Bewilligung der Cortes nicht aus denſelben entfernen; ohne Genehmigung derſelben ſich nicht vermählen; unter keiner Bedingung fremdes Kriegsvolk nach Spanien ziehen, noch Ausländern eine geiſtliche oder weltliche Stelle anvertrauen.

Jede Stadt ſolle in Zukunft zur Verſammlung der Cortes drei Abgeordnete ſenden, einen aus der Geiſtlichkeit, einen aus dem Adel, einen vom Bürgerſtand, jeder von ſeinen Standesgenoſſen erwählt. Der Hof müſſe ſich weder mittelbar noch unmittelbar in die Wahl dieſer Abgeordneten miſchen; kein Mitglied der Cortes könne, ſo lange es in den Cortes iſt, unter Todesſtrafe oder Konfiskation ſeines Vermögens, eine Stelle oder einen Gehalt vom König annehmen, weder für ſich, noch für Jemanden aus ſeiner Familie. Jede Stadt oder Gemeinde habe ihrem Stellvertreter in den Cortes einen beliebigen Gehalt auszuſetzen. Die Cortes ſollen ſich wenigſtens alle drei Jahre einmal verſammeln, der König möge ſie einberufen oder nicht; da hätten ſie über die Angelegenheiten des Staats zu berathen, und zu unterſuchen, ob die Artikel gegenwärtiger Remonſtranz genau beobachtet wären. Den Richtern ſolle ein feſtes Einkommen und durchaus kein Antheil mehr an den Strafgeldern oder konfiszirten Gütern der Verurtheilten gegeben werden. Jedes Privilegium, welches der Adel zum Nachtheil der Gemeinden irgend zu einer Zeit empfangen habe, ſolle aufgehoben ſein; die Güter des Adels ſollen eben ſowohl, als die der Bürger, nach gleichem Fuß beſteuert werden; keinem Adelichen ſolle ferner das Gouvernement einer Stadt übertragen ſein. Die Wirthſchaft derer, welche ſeit Ferdinands Thronbeſteigung das königliche Erbgut verwaltet haben, ſolle unterſucht werden, und wenn der König zu dieſer Unterſuchung nicht binnen dreißig Tagen die Perſonen ernannt habe, ſollte das Ernennungsrecht den Cortes zuſtehen. Ohne vorherige Prüfung der Gründe und ohne Genehmigung der Cortes dürfen keine Indulgenzen mehr gepredigt oder ausgetheilt werden; alles daraus fließende Geld müſſe keiner andern Beſtimmung, als dem Kriege wider die Unglaubigen, geweiht ſein. Prälaten, welche nicht ſechs Monate in ihrem Kirchſprengel wohnhaft wären, ſollten die Einkünfte für die ganze Zeit ihrer Abweſenheit verlieren. Die

geiſtlichen Richter und Gerichtsbeamte ſollen nicht mehr Bezahlung fordern, als die weltlichen Gerichtshöfe.

Am Schluſſe, denn wir übergehen viele einzelne, auf damalige Zeitumſtände Bezug habende Artikel, verlangen die Cortes: der König habe dieſe Artikel zu ratifiziren und ſie eben ſowohl für ſich, als für die Nation vortheilhaft zu achten; Verzeihung über alle vorgefallenen Unordnungen auszuſprechen, welche von den Städten im allzugroßen Eifer für die gerechte Sache begangen worden ſein könnten; er habe auf eine feierliche Weiſe zu verſprechen und zu ſchwören, dieſe Grundgeſetze gewiſſenhaft zu halten, keinen Anlaß zu ſuchen oder zu benutzen, ſie zu umgehen oder zu widerrufen, und niemals, weder beim Papſt, noch einem andern Prälaten, um Diſpenſation oder Abſolution von dieſem Verſprechen und Eidſchwur anzuhalten.

Dies ungefähr waren die Hauptzüge von dem, was Spanien damals verlangte. Man wird darin die auffallende Verwandtſchaft der Grundſätze mit denen der Cortes von Cadiz im Jahr 1812 nicht verkennen; ein Beweis, daß die Wünſche der Spanier eben ſo wenig im Jahr 1820, als im J. 1520 durch das Leſen ſtaatswiſſenſchaftlicher Werke, durch hohle Schultheorien u. ſ. w. ihre eigenthümliche Geſtaltung annahmen.

Der ſpaniſche Adel hatte bis dahin mit dem Volke gemeine Sache gemacht. Nun aber, da er bemerkte, daß die Cortes zu Tordeſillas eben ſo unmittelbar auf Einſchränkung der Adelsvorrechte, als auf Beſchränkung der Miniſterialwillkühr zielten, zog er ſich zurück und ſchloß ſich an die königliche Regentſchaft an. Dies ward dem Gange der Volksſache gefährlich; der Hof empfing eine unerwartete Stütze im Innern des Reichs ſelbſt.

Die Abgeſandten der Liga nach Deutſchland, welche dem Kaiſer die obigen Artikel überbringen ſollten, vernahmen ſchon unterwegs und wiederholt, ſie ſollten, wenn ſie nicht ihre Köpfe wagen wollten, ſich auf keine Weiſe unterſtehen, vor dem Kaiſer zu erſcheinen. Als ſie davon Anzeige nach Spanien ſchickten, geriethen die Verbündeten in Wuth. Daß ein König von Kaſtilien verweigerte, ſeinen Unterthanen Gehör zu geben und ihre demüthigen Vorſtellungen zu empfangen, war in ihren Augen ein Deſpotismus ohne Beiſpiel. Schon ſah das Volk ſich den Adel zum Kampf rüſten und ſeine Vaſallen zuſammenziehen; ſchon ſah es die kriegeriſchen Anſtalten der Regentſchaft. Alſo ward zum Schwert gegriffen. Ein Volksheer von 20,000 Mann zog ſich aus allen Provinzen zuſammen. Padilla zwar war der Liebling des Volks und der Soldaten; aber dennoch gab man den Oberbefehl nicht ihm, ſondern an Don Pedro Giron, älteſten Sohn des Grafen von Urnena, einen jungen Mann ohne Kraft und ohne beſondere Gaben. Der Grund mochte wohl theils eine kleine Eiferſucht gegen Padilla, theils Rückſicht auf die vornehmere Herkunft Don Pedro's ſein. Dieſen großen Fehler aber büßten die Aufſtändiſchen ſchwer. Denn während Don Pedro ungewiß mit ſeinem Kriegshaufen umherſchwankte, warf ſich Graf Haro, welcher das königliche Heer anführte, plötzlich gegen das ſchwachbeſetzte Tordeſillas, drang nach hartnäckigem Widerſtande in die Stadt, verſicherte ſich der Perſon der Königin, nahm mehrere Mitglieder der Liga gefan-

gen und bemächtigte ſich des großen Staatsſiegels, ſo wie mehrerer Zeichen der königlichen Autorität.

Durch dieſen Streich büßte die Liga viel von ihrem Anſehen und ihrem Vertrauen ein. Sie konnte nicht mehr im Namen der Königin handeln. Wer noch unter den Adelichen bisher unentſchloſſen geweſen, ſchlug ſich zur Partei der Regentſchaft.

Die aus Tordeſillas entronnenen Mitglieder der Liga verſammelten ſich in Valladolid; da man keine Wahlen, zur Ergänzung der gefangenen Mitglieder, Zeit hatte zu veranſtalten, wurde nur aus den noch Vorhandenen eine oberſte Staatsverwaltung ernannt, und an Don Pedro's Stelle Padilla zum Befehlshaber des Heeres erkoren. Die Hauptverlegenheit war, woher Geld nehmen, um das Kriegsvolk zu beſolden, das aus allen Gegenden von Spanien ankam, um die Freiheit der Nation zu vertheidigen. Denn der König und die Flamänder hatten das meiſte baare Geld mit ſich aus Spanien weggenommen. Auflagen zu machen, war weder unter dieſen Umſtänden rathſam, noch Zeit genug. Aus dieſer Noth half die Gemahlin Padilla's durch einen kühnen und ſeltſamen Einfall. Dieſes Frauenzimmer, Donna Maria Pacheco, von edler Abkunft und erhaben über den Aberglauben der Menge, ſchlug vor, ſich des reichen und großen Schatzes der Hauptkirche von Toledo zu bemächtigen. Um aber allen Schein von Gottloſigkeit zu meiden, der das Volk hätte beleidigen können, begab ſie ſich, begleitet von allen Perſonen ihres Hauſes, in feierlicher Prozeſſion zur Kirche. In tiefe Trauergewänder gehüllt, die Augen voller Thränen, die Hände ringend und ſeufzend warf ſie ſich mit ihren Begleitern vor den Altären der Heiligen nieder, bat um deren Schatz und Schmuck für die Noth des Vaterlandes und um Verzeihung, daß ſie Gold, Silber und Edelſteine nehmen müſſe, was ſie denn auch that. Das Volk erſtaunte freilich; fand aber die Sache und den Beiſtand der Heiligen nicht anders als billig.

Uneinigkeit unter den Gliedern der Liga und langweilige Unterhandlungen mit dem Adel bewirkten einen trägen Gang der Geſchäfte. Es ging eine koſtbare Zeit verloren. Padilla, ungeduldig, griff endlich das königliche Kriegsvolk an, eroberte nach tapferm Widerſtande den wichtigen Platz Torrelobato (3. März 1521) mit Sturm und wandte ſich darauf gegen Tordeſillas. Er hätte der königlichen Macht hier mit ſeinem ſiegentflammten und an Zahl überlegenen Kriegsvolk unfehlbar den Todesſtreich verſetzt, wenn nicht die Liga ihn abermals durch neuangeſponnene Unterhandlungen mit der Regentſchaft gehindert hätte. Dies Stillliegen ſchwächte den Eifer des Volks, das an keine ſtrenge Kriegszucht gewöhnt war und ſich zum Theil zerſtreute, zum Theil aus Padilla's Lager mit der zu Torrelobato gemachten Beute nach Hauſe begab. Nachdem endlich die Verhandlung mit der Regentſchaft abermals fruchtlos abgelaufen und der Waffenſtillſtand aufgehoben war, konnte Padilla mit ſeinem allzuſehr geſchwächten Heere keine Schlacht mehr wagen. Das wußte ſein Gegner, Graf Haro, ſehr wohl zu benutzen. Er überfiel ihn (am 21. April 1521) bei Villalar und ſiegte. Padilla ſtürzte ſich, das Schwert in der Fauſt, mitten unter die Feinde, um den Tod zu ſuchen, weil

er die Freiheit Spaniens nicht mehr retten konnte; ward aber verwundet, zu Boden geworfen und gefangen. Dies Schickſal hatten auch einige ſeiner Hauptleute.

Folgenden Tags ſtellte man ihn vor ein Kriegsgericht und verurtheilte ihn zum Tode. Als ſich einer ſeiner Schickſalsgefährten, weil man ihn Verräther nannte, wild und unbändig gebehrdete, ſagte Padilla ruhig: „Geſtern wars an uns, Muth des Kriegsmannes zu zeigen; heute iſts an uns, mit Sanftmuth des Chriſten zu ſterben.“

Man erlaubte ihm noch, an ſeine Gemahlin und an die Gemeinde von Toledo, deren Mitbürger er war, zu ſchreiben. Wir theilen dieſe Briefe mit, wie ſie uns Robertſon aus ältern Schriftſtellern aufbewahrt hat. Noch ſind Porliers Briefe, die er vor ſeiner Hinrichtung ſchrieb, da er für die nämliche Sache in Spanien ſtarb, in friſchem Andenken. Folgendes ſchrieb Padilla an ſeine Gattin:

„Schmerzte mich Dein Kummer nicht mehr, als mein Tod, ich fühlte mich vollkommen glücklich. Man muß einmal zu leben aufhören, das iſt aller Menſchen Loos. Aber meinen Tod betrachte ich als eine beſondere Gnade des Allmächtigen für mich; er muß Gott wohlgefallen, wie beweinenswürdig er auch den Menſchen ſcheinen mag. Ich habe zu wenig Zeit, um Dir zu ſchreiben, was Dich tröſten könnte. Meine Feinde gönnen mir die Friſt nicht, und ich mag nicht zögern, die Krone zu gewinnen, die ich verdient zu haben glaube. Beweine immerhin den Verluſt, den Du leideſt, aber nicht meine Todesart; ſie iſt für mich zu ehrenvoll. Ich hinterlaſſe Dir meinen Geiſt, das einzige Gut, was mir bleibt, und das einzige, was Du in der Welt am höchſten ſchätzeſt. Ich ſchreibe meinem Vater Pero Lopez nicht; ich wage es nicht. Ob ich mich gleich werth zeigte, ſein Sohn zu ſein, indem ich mein Leben opferte, hatte ich doch nicht ſein Glück. Damit genug. Ich will die Geduld des Henkers nicht ermüden, der ſchon auf mich wartet, und den Brief nicht verlängern, um nicht den Schein zu haben, damit mein Leben verlängern zu wollen. Soſſa, mein Diener, Augenzeuge von Allem, und dem ich meine geheimſten Gedanken anvertraut habe, wird Dir mittheilen, was ich nicht ſchreiben kann. Mit dieſen Geſinnungen erwarte ich nun den Todesſtreich, der Dich betrüben, mich befreien wird.“

An die Stadt Toledo ſchrieb er folgenden Brief:

„Dir, Du Krone Spaniens, Du Licht der ganzen Welt, Dir, die Du ſchon zur Zeit der mächtigen Gothen eine Freie warſt, und Dir und den Nachbarſtädten die Freiheit eroberteſt, indem Du das Blut der Fremden und der Deinigen vergoſſeſt, Dir meldet Dein eingeborner Sohn, Juan de Padilla, wie Du durch das Blut ſeiner Adern Deine alten Siege verjüngen müſſeſt. Können meine Thaten nicht den beglückten und ruhmreichen Werken anderer Deiner Kinder angereiht werden, ſo lag es nicht an meinem Willen, ſondern an meinem böſen Geſchick. Ich bitte Dich, wie meine Mutter, nimm von mir das Leben an, das ich nun zu verlieren im Begriff bin, weil mir Gott nichts Köſtlicheres für Dich zu verlieren gab. Ich ſchätze Deine Achtung unendlich höher, als mein Leben. Die Umſchwünge des wandelbaren Glücks ſind

mannigfaltig. Was mir aber den beſten Troſt beut, iſt, daß ich, der letzte Deiner Söhne, für Dich den Tod leiden darf und daß Du andere an Deiner Bruſt nährſt, die im Stande ſind, mich zu rächen. Mehrere Zungen werden die Todesart berichten, die mir beſtimmt iſt und die ich noch nicht kenne; was ich weiß, iſt, mein Ende iſt nahe, und da werde ich beweiſen, wie lieb mirs iſt. Ich empfehle Dir meine Seele, wie der Schutzherrin der Chriſtenheit. Von meinem Leibe rede ich nicht; er gehört mir nicht. Ich kann nicht mehr ſchreiben. Denn in dieſem Augenblick fühle ich das Meſſer nahe an meinem Herzen, mehr gerührt durch Dein, als mein Leiden.“

Nachdem er dies geſchrieben, ging er ſtolz und heiter zum Tode.

Die Niederlage der Aufſtändiſchen bei Villalar, der Tod des heldenſinnigen Padilla, die kluge Milde, mit welcher die Regentſchaft Alle aufnahm, welche zum Gehorſam gegen den König zurückkehrten, löſeten die Liga auf. Die Bewaffneten kehrten in ihre Provinzen zurück. Nur Donna Maria Pacheco, die Wittwe Padilla's, ergab ſich nicht. Sie hielt den Muth Toledo's aufrecht und vertheidigte die Stadt noch lange, was ihr um ſo leichter war, da die Regentſchaft den Kern des Heeres in Navarra gebrauchte, wo die Franzoſen eingedrungen waren. Sie hoffte, Toledo's tapferer und langer Widerſtand werde endlich ganz Spanien wieder ermuntern, für die Sache der Freiheit ſich noch einmal zu erheben.

Donna Maria genoß in Toledo einer faſt unbeſchränkten Gewalt. Die Achtung für ihr Geſchlecht, mehr noch die Bewunderung, welche ihr Muth, ihre großen Eigenſchaften einflößten, die allgemeine Liebe des Volks für ihren unglücklichen Gemahl, für den Märtirer der Freiheit und Vaterlandsrechte, — dies Alles übertrug auf ſie daſſelbe Anſehen, welches Padilla ſelbſt genoſſen hatte. Ihre Klugheit, ihr Muth rechtfertigten das allgemeine Zutrauen. Sie wandte ſich an den franzöſiſchen Feldherrn in Navarra, munterte ihn zum Vordringen auf, verſprach ihm mächtige Unterſtützung. Sie ſchrieb Briefe, um die geſunkenen Hoffnungen der andern Städte wieder zu entzünden; ſchickte ihre Leute nach allen Richtungen aus; warb Soldaten; forderte von der Geiſtlichkeit große Geldſummen, das Kriegsvolk zu beſolden; und verſäumte nichts, das Volk in Begeiſterung zu erhalten. Statt der Fahnen ließ ſie vor den Heerbanden das Kreuz hertragen, als wäre der Krieg ein Kampf gegen die Ungläubigen. Sie ritt auf einem Maulthier durch die Straßen Toledo's, ihren kleinen Sohn auf dem Arm tragend, ganz in Trauer gekleidet; vor ihr her trug man ein Fähnlein, worin Padilla's Märtirertod abgebildet war. Durch ſolche und ähnliche Handlungen hielt ſie die Gemüther der Toledaner in beſtändiger Spannung.

So lange das ſpaniſche Heer in Navarra beſchäftigt war, konnte die Regentſchaft nichts gegen Toledo ausrichten. Sie begnügten ſich, das Anſehen der Donna Maria beim Volke zu verkleinern, oder ſie ſelbſt mit Verſprechungen zur Nachgiebigkeit zu verſuchen, oder ſich an ihren Bruder, den Marquis von Mondejar, zu wenden. Aber nichts erſchütterte das feſtentſchloſſene Weib. Nachdem die Franzoſen endlich aus Navarra verjagt und beträchtliche

Abtheilungen des kaſtiliſchen Heeres vor Toledo zuſammengezogen waren, blieb ſich Donna Maria gleich. Sie vertheidigte die Stadt mit Glück; die Königlichen wurden in mehrern Ausfällen geſchlagen; die Belagerer ſahen ihre Arbeiten um nichts vorrücken.

Plötzlich aber erklärte ſich, nach dem Tode des Erzbiſchofs von Toledo, die Geiſtlichkeit gegen ſie. Der Erzbiſchof war ein Ausländer geweſen, und das der Hauptgrund von der bisherigen Widerſetzlichkeit der Prieſter. Nun Karl V aber an die Stelle des Verſtorbenen einen Kaſtilianer ernannte, fiel die Urſache der längern Unzufriedenheit hinweg. Nun fingen die Geiſtlichen an, ihre verlornen Schätze zu beklagen. Nun machten ſie dem Volke die kühne Frau verdächtig, ſagten, ſie danke ihr ganzes Anſehen im Volke nur gottloſen Zauberkünſten; ſie habe einen Spiritus familiaris, der ihr in Geſtalt einer Negerin überall folge, und dieſer böſe Geiſt flüſtere ihr alle Rathſchläge ein. Das wirkte, und um ſo mehr, da das Volk von der Länge der Belagerung ermüdet war und keine Ausſicht auf Beiſtand von den andern Städten hatte. Es entſtand Aufruhr. Donna Maria mußte ſich aus der Stadt in die Zitadelle zurückziehen. Auch hier vertheidigte ſie ſich noch mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit noch vier ganze Monate, bis ſie aufs Aeußerſte gebracht war. Dann ließ ſie die Feſtung übergeben; ſie ſelbſt aber entfloh verkleidet nach Portugal, wo ſie noch Verwandte hatte, und entkam glücklich.

So endete der Aufſtand Spaniens im Jahre 1521. Und daß er gerade ſo endete, während er doch nicht die Wirkung einzelner Mißvergnügten, nicht das Machwerk einer Faktion, ſondern eine furchtbare Aeuſſerung der allgemeinen Mißſtimmung des Volks geweſen war, beweiſet, daß Unfähigkeit der Führer, oder Zwietracht derſelben, oder irgend ein ähnlicher Grund der Sache verderblich ward. — Uebrigens hatte dieſer Verſuch der Nation, die unmäßige Gewalt des Hofes und den Miniſterial-Deſpotismus zu beſchränken, diejenigen Folgen, welche alle dergleichen Verſuche, wenn ſie mißlingen, zu haben pflegen. Er diente nämlich nur dazu, die Rechte des Volks noch mehr zu ſchmälern und die Willkühren der Miniſter zu vergrößern. Die Cortes dauerten zwar noch fort, aber nur zu Geldbewilligungen, wenn ſie der König nöthig hatte. Die Freiheiten der Städte wurden immer mehr beſchränkt, und damit nahmen Glanz, Reichthum und Handel ab. Armuth ward allgemeiner. Nur der Hof und die Klöſter befanden ſich im Ueberfluß. Die Wiſſenſchaften und Künſte kränkelten. Ein finſterer Mönchsgeiſt herrſchte mit den Schrecken der Kirche neben der Willkühr der Miniſter und Statthalter. — —

5.

Die Geiſtlichkeit. — Zuſchrift an den Biſchof von Malaga.

— — — Ein Engländer ſchrieb: „Die Spanier haben mit ſechs Jahren Geduld und drei Feſttagen eine Revolution gemacht, wozu wir Briten fünfzig Jahre voller Unruhen und Gräuel nöthig hatten!“ — Sie wäre gemacht, wenn die Sieger, von ihrem Glück unberauſcht, nüchtern und feſt auf dem eroberten Standpunkte beharren, nicht einen Zoll breit weiter über die Grenzen der Mäßigung hinausſchreiten, und die Beſiegten ſelbſt die Hoffnung einer rächenden

Wiederverwandlung der Dinge aufgeben können. Aber ach, die Sieger, wie die Beſiegten, ſind Menſchen! Ihre Leidenſchaften, durch Glück und Unglück gleich ſehr bewegt, werden noch auf die Bühne treten. Bis jetzt ſcheinen beide Parteien durch die plötzliche Umgeſtaltung der Sachen, durch das Ungeheure der Begebenheit, in einer Art Betäubung zu ſtehen. Einer nur kann Spanien vor Verderben bewahren, — das iſt Ferdinand VII, durch treues Halten am neuen Zuſtand der Dinge. So lange er den königlichen Eid hält, iſt Spanien unüberwindlich; es hat keine Macht Europens zu fürchten, noch weniger die Feinde im Innern.

Zu dieſen innern Feinden gehören beſonders die Geiſtlichen, oder doch ein großer Theil derſelben. Sie büßen offenbar von ihrem bisherigen Einfluß auf das unwiſſende, abergläubige, bigotte Volk, von ihrer finſtern Alleingewalt, von ihren Einkünften zuviel ein. Und wenn ſie nicht vom Ehrgeiz zu Wagſtücken verleitet werden, ſo wird ſie ihr Fanatismus, ihre beſchränkte Erkenntniß der Welt und des Lebens zur Fahne der Empörung hinüberziehen. Sie müſſen vor dem, was ſie um ſich her erblicken, wie vor einem Weltuntergang erſchrecken. Rom ſelbſt iſt kaum ein ſolches Prieſterreich, als Spanien vor dem Jahre 1820 war. Sie ſind es auch, welche durch ihre Stellung, durch ihr Anſehen beim gemeinen Mann weitaus den größern Muth haben, der Sache der Nationalfreiheit öffentlich zu widerſprechen. Sie ſind gewohnt, ihre Gewalt neben der königlichen geſtellt zu ſehen, und leiten ſie, wie dieſe, aus gleicher Quelle por la gracia de Dios her. Wer dies bezweifelt, iſt ihnen Ketzer und Freimaurer. Durch einen gewöhnlichen Kettenſchluß ihrer Art machen ſie ihr irdiſches Anſehen zum weſentlichſten Punkt der Kirche und des Chriſtenthums: Wer den Prieſter nicht in Demuth verehrt, verehrt nicht die Kirche Gottes in gebührender Demuth; wer die Kirche nicht ehrt, iſt ein Feind und Verächter Gottes. Der Gegner des Prieſters iſt alſo der Gegner Gottes.

Die Geiſtlichkeit in Spanien ſelbſt muß aber in dieſem Augenblick wie angedonnert daſtehen, da ſie, wie durch ein Wunder, um ſich her ein ganz anderes Spanien erblickt, als ſie bisher ſah und kannte. Was ſie bisher ſah und kannte, war nur Maske geweſen. Durch Unterdrückung der Wiſſenſchaften, durch Vernachläſſigung der Stadt- und Landſchulen, durch die geheime Gewalt des Beichtſtuhls, durch die Zenſuren, Bücher- und Zeitungsverbote, durch die Schrecken der Inquiſition glaubte ſie Spanien hinlänglich gegen das Gift der Neuerungen geborgen und im Gehorſam des Glaubens gefangen zu halten. Schrecklicher Irrthum! Es war überall Heuchelei, wie denn überall da nur Heuchelei hervorgebracht wird, wo Gewaltthätigkeit an die Stelle des Ueberzeugens tritt. Die Maske iſt abgefallen. Bauern und Städter, Hohe und Niedere reden die Sprache der Wahrheit; ja, was am unglaublichſten ſchien, ſelbſt ein großer Theil der Welt- und Kloſtergeiſtlichen ſpricht laut für Denkfreiheit und Recht der Nation.

Die Spanier, wie entflammt ſie auch für ihre wiedereroberte bürgerliche Freiheit ſind, haben doch in religiöſen Angelegenheiten keineswegs jenen frechen Leichtſinn der Franzoſen, durch welchen dieſe gleich anfangs ihre Revolution ſchändeten. Sie ſind ſtrenge Katholiken, und wollen auch, daß ihr König in der neuen Verfaſſung den von Rom empfangenen Ehrentitel

des Katholiſchen behauptе. Wie freiſinnig ihre politiſchen Stiftungen ſein mögen, des Jahrhunderts würdig: in Religionsſachen erkennt die Verfaſſung der Cortes keine Freiheit an; ſie unterſagt in Spanien die Ausübung jeder andern, als der katholiſchen Religion, und dieſe zu vertheidigen und zu handhaben, iſt ein wichtiger Theil des königlichen Eides.

Das alles aber thut den Geiſtlichen, oder vielmehr der größern Hälfte derſelben, nicht Genüge. Ihnen iſt die Religion nicht von der Kirche und Prieſterſchaft und deren bedräutem Recht gedenkbar.

Der Gegenſatz der Laien und der Geiſtlichkeit in der neuen Staatsform iſt vielleicht durch nichts ſo auffallend darzuſtellen, als durch die kühne und kräftige Sprache der vaterländiſchen Geſellſchaft zu Malaga, mit der ſie ſich am 21. April an den Biſchof von Malaga wandte, da es bald um die Wahlen der Deputirten zu den Cortes zu thun war. Ich will das Weſentliche aus ihrer Zuſchrift, die auch beſonders abgedruckt, und auſſer den Grenzen Spaniens wohl nicht bekannt iſt, herſetzen.

„Von dieſer Wahl," ſagte ſie, „wird das Heil des Vaterlandes und der Friede von zehn Millionen Seelen abhangen." *)

„Zehn Jahre ſinds nun, daß die Widerſacher des öffentlichen Wohls nichts unterlaſſen haben, um die Denkart des Volks zu verderben und Parteien zu ſtiften, die dereinſt die Nation zerreiſſen könnten. Und wie war das Benehmen der Geiſtlichkeit in manchen Anläſſen, wo das Vaterland Friedensſtifter nöthig hatte, nicht aber Anführer von Faktionen?"

„Kaum hatte die ſpaniſche Nation, verlaſſen von ihren Königen, durch ihre Stellvertreter ihre angeerbten Rechte wieder kundgethan, ſo ſahen wir mit Aergerniß einen fremden Prälaten die Selbherrlichkeit der Völker hinwegläugnen, Verſchwörungen mit geiſtlichen Vorgeſetzten anzetteln, und, den Eifer des Biſchofs von Orenſe entflammend, der durch Unſtrafbarkeit ſich entſchloſſen fühlte, ſich an die Spitze einer Faktion ſtellen, welche Spanier mit Spaniern entzweite, die bis dahin einig und ruhig geweſen waren."

„Von dieſem denkwürdigen Zeitpunkte an entſprangen unſre Unfälle. Der Klerus arbeitete ununterbrochen, ſeine Proſelyten zu vermehren, und, indem er die Pflichten des Prieſterthums für die Intereſſen einer Partei aufopferte, predigte er aufrühriſche Maximen, als wären es Religionswahrheiten. Um die große Menge zu blenden und die Unwiſſenden zu beunruhigen, erregte er Streithändel ohne Ende, theologiſirte er über reinpolitiſche Gegenſtände, erklärte er die geſundeſten Begriffe des Völker- und Staatsrechts für Ketzereien, ſchrie er, der Glaube unſrer Väter ſei in Gefahr, erſchreckte er die Wankenden, bemächtigte er ſich der Wahlen zu

*) Die Spanier berechnen ihre Volkszahl gewöhnlich auf zehn Millionen Seelen. Soviel betrug ſie noch im J. 1802. Aber Krieg, Auswanderung und gelbes Fieber haben ſie ſeitdem beſtimmt ſehr vermindert. Spanien könnte zwanzig Millionen ernähren. Es nährte einſt ſo viele unter der Herrſchaft der Mauren. Feudal- und Kloſterweſen, Verfall der Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe, Armuth, Auswanderungen in das ſpaniſche Amerika entvölkerten das immer öder werdende Reich.

den ordentlichen Ständeverſammlungen, verkehrte er die Stellvertretung des Volks in eine Art Kirchenverſammlung, und ging er darauf aus, die ſchrecklichen Auftritte Englands zur Zeit der Stuarte in Spanien zu erneuern. Als der bis dahin gefangen geweſene König wieder an der Grenze des Reichs erſchien, änderte die Geiſtlichkeit ihren Operationsplan. Die Prälaten eilten ihm entgegen, um ihn in ihre Mitte zu nehmen und ihre Partei mit dem Namen und der Hoheit des Königs ſelbſt zu ſtärken. Der König hörte und ſah von ſeinem Volke nichts, ſondern er kannte es nur von den Lippen der Geiſtlichen und der mit ihnen verbündeten Servilen, Privilegirten, Palaſtmandarinen und Räthen aller Gattung.“

„Die Faktion, nun Herrin des Schlachtfeldes, fügte zu ihrem Siege die Schmach, zu ihrem Triumph die Unverſchämtheit, zu ihrer Oberherrlichkeit die Grauſamkeit. Da ſah man Geiſtliche hohen Standes, Prälaten und Individuen geiſtlicher Körperſchaften, mit Beiſeiteſetzung aller Geſetze des Anſtandes und des Geziemenden, den Pöbel anführen, aufhetzen, die Ordnung der öffentlichen Verwaltung verkehren, ohne nur die Entſchlieſſungen des Königs ſelbſt abzuwarten. Hier in Malaga ſah man die allerehrwürdigſten Zeremonien der Kirche entweiht, gemißbraucht zu einem feierlichen, ſpöttiſchen Leichenbegängniß der Konſtitution, wobei im Kirchenornat Schwärmer die Kirchengebete herſangen. In Sevilla ſah man dieſelben Triumphe, dieſelben Thorheiten. Man ſchleppte Holz zuſammen, um ein Auto da Fe zu veranſtalten, und legte zum Verbrennen die Verfaſſung darauf.“

„Ihres Sieges gewiß, gaben ſie ſich gar keine Mühe mehr, die wahren Abſichten zu verhehlen. Die St. Jago-Gelübde wurden erneut. Man gab den Mönchen die Güter zurück, welche, Eigenthum der Nation, Hinterlagen des öffentlichen Zutrauens geworden waren. Erledigte Präbenden und Infuln wurden an diejenigen ausgetheilt, die ſich am thätigſten im Kampfe wider die Rettung der Nation bewieſen hatten. Man gab der erſtorbenen Inquiſition neues Leben. Man ſtellte die Jeſuiten wieder her. Man vergaß durchaus nichts, um eine Faktion ſtark und ſicher genug zu machen, von welcher das unglückliche Volk nun abermals an das Unterdrücker- und Ausſauger-Syſtem ausgeliefert ward.“

„Mit Trauer denkt jeder Spanier noch an die gewaltthätigen Mittel, an die unerhörte Scheuloſigkeit zurück, womit man fortan den Sieg verfolgte und die Ueberwundenen in den Staub trat. Das Heiligthum der Geſetze ſelbſt mußte das Werkzeug der Rache geben. Grenadiere mußten die Stellvertreter des Volks auseinander treiben. Man machte ſich ein Vergnügen daraus, die Majeſtät der ſpaniſchen Nation, durch niedrige Beſchimpfungen ihrer Abgeordneten, recht höhniſch in den Staub zu treten. Die achtungswürdigſten Freunde des Vaterlandes, die verdienſtvollſten Staatsmänner, die gewerbfleißigſten Künſtler wurden, als Patrioten, in die Kerker geſchleppt. Man ſchritt von Verdächtigungen zu Verdächtigungen, von Anklagen zu Anklagen. Es wurden Beſchlüſſe zu allgemeinen Verfolgungen und Menſchenjagden genommen. Die Schändlichkeiten der Tiberiuſſe und Caligula erneuerten ſich. Spanien ſchien ein weites, ungeheures Schlachtfeld zu ſein, wo das Entſetzen der Geſchlagenen, der Jammer der Schlacht-

opfer mit dem Jauchzen des Siegers und mit den Freudenhymnen, welche die Prieſterſchaft dazu ſang, einen ſchaurigen Gegenſatz machte." *)

„In dieſem ungleichen Kampfe der ihrem Intereſſe alles opfernden Selbſtſucht mit dem geopferten Glück einer ehrwürdigen Nation, bewaffnete in Galizien endlich die Verzweiflung den hochverdienten Porlier, und die Morgendämmerung des Freiheitstages brach an. Aber der Rath (el cabildo) von Santiago, an die Spitze ſeiner Faktion tretend, vertheilte unter die Soldaten das Gut der Pilger und Armen, um ſie zu gewinnen, überlieferte ihren Anführer den Händen der Henker und brüſtete ſich ſchamlos noch mit dem Ruhm des Mordes."

„Eine ſolche unerträgliche Schmach und Unterjochung konnte nur das Gegentheil ihres Zwecks bewirken. Jenes Märtyrerblut ward fruchtbar. In allen Gegenden Spaniens erhoben ſich Nachfolger Porliers. Der Genius der Freiheit, begleitet von den erlauchten Schatten der Porliers, der Lacy's, der Vidals, der Richards und anderer Helden durchſchwebte alle Landſchaften und blies das unterirdiſche Feuer an, welches plötzlich, wie Vulkan, die ganze Halbinſel erſchüttern ſollte. — Die heilige Gluth flammte auf. Am erſten Jänner 1820 erſcholl das Aufſtandsgeſchrei, — es verkündete allen Rechtſchaffenen die Wiederherſtellung des Vaterlandes."

„Verdächtigungen, Anklägereien, mordbrenneriſche Hirtenbriefe, Beſtechungen, Kerker, Blutgerüſte, und welche Schreckensmittel irgend die Tirannei erfunden haben mag, — alle wurden von jener ſelbſtſüchtigen Faktion der Knechtsſinnigen (serviles) in Bewegung geſetzt, um den erſten Schrei der Freiheit zu erſticken, und eine Gewalt feſtzuhalten, die ihren Händen ſchon entſchlüpfte. Und in dieſen höchſt wichtigen Augenblicken der Entſcheidung, als das allgemeine Gähren und Treiben der Leidenſchaften gräuelhafte Auftritte zu verkünden drohte, die gewöhnlich Begleiter großer Staatsverwandlungen ſind, — wie betrugen ſich unſre Geiſtlichen? Die einen ſchwiegen, manche aus kluger Beachtung ihres heiligen Amtes, manche aus Furcht; die andern predigten uns, ſtatt Frieden, ſtatt Verſöhnung und Liebe, nur Trennung, Mord, Brand, Vertilgung, Elend und Gräuel."

„Darauf gab das ſpaniſche Volk, durch ſeine erhabene Denkart zu großen Werken beſtimmt, der ganzen Welt das bisher nie erblickte Schauſpiel eines Heeres vaterländiſcher Krieger, welches die Ketten des Vaterlandes brach, welches immer edel, großmüthig, würdevoll, trotz allen Aufforderungen zu Bürgerkrieg, mit einem feſten Schritt den großen Raum zwiſchen Knechtſchaft und Freiheit zurücklegte, ohne ſeinen herrlichen Triumph mit anderm Blute

*) Von der Wuth, mit welcher, nach der Rückkehr des Königs, durch den Adel und einen Theil Prieſterſchaft, nicht nur die ſogenannten Joſephinos, ſondern alle Männer verfolgt wurden, welche im Rufe von höherer Bildung, oder von Zufriedenheit mit der Cortesverfaſſung ſtanden, haben nicht nur die zahlreichen Auswanderungen, Hinrichtungen und Aufſtände gezeigt, ſondern ſelbſt noch im Jänner und Februar die geſprengten Kerker weltlicher und geiſtlicher Gerichte. Und doch konnte es einem Verblendeten, einem Chateaubriand, zur Schmach ſeiner ſelbſt beifallen, ſolche Robespierraden öffentlich zu loben und ſolchen unglückſeligen Zuſtand einer Nation preiswürdig zu finden.

befleckt zu ſehen, als dem, welches bisher durch Meuchelmörder und Henkersknechte der herrſchſüchtigen Faktion vergoſſen worden war.“

„Aus allem Bisbergeſagten ergibt ſich, hochwürdigſter Biſchof, daß ein großer Theil der ſpaniſchen Geiſtlichkeit mit den Sachwaltern der Tirannei und Volksunterdrückung wenigſtens in den uralten Schandenvertrag gewilligt hat, der da lautet: Gebt uns Ehren, Würden, Reichthum, und wir laſſen dafür eure Gewalt unmittelbar vom Himmel herſtammen! — Es ergibt ſich ferner, daß eben dieſelben, indem ſie die Heiligkeit ihres Amtes und die Reinheit ihrer Beſtimmung beſudelten, ſchändlich genug ihr Anſehen mißbrauchten, ihre Sendung entweihten, ihre Lehre, ihren Segen feilboten, und, als Prieſter einer politiſchen Rotte, den Namen Gottes auf den Lippen, im Herzen ehrgeizige Entwürfe, den unbedachtſamen Pöbel verführten, Zwietracht ins Volk ſtreuten und den Staat zu dem fürchterlichſten Abgrund hindrängten, an deſſen Rande wir noch ſtehen.“

„Und, hochwürdigſter Herr, ſollten wir uns nun gelaſſen und mit eitler Sicherheit wohl am Abhange dieſer Gruft ausruhen? Sollten wir etwa den Waffenſtillſtand, welchen uns ein zurückgetriebener, aber noch nicht beſiegter Feind anbietet, für aufrichtige Verſöhnung, für völlige Sinnesänderung halten? — ein Feind, deſſen beharrlicher Grundſatz im Leben und Handeln iſt, ſich ſtill zu halten, wenn Alles ſchreit, und wieder thätig zu ſein, wenn ſich Alles ſtill hält? (callar cuando todos gritan, y obrar cuando todos callan.)“

„Nein, dem dürfen wir nicht trauen! Alteingeroſtete Grundſätze legen ſich nicht plötzlich in einem Tage ab; Vortheile, die im Laufe von fünf Jahrhunderten erworben ſind, laſſen ſich nicht im Augenblick veräuſſern; der uralte Körperſchaftsgeiſt, geſtützt auf alte Privilegien, opfert ſich nicht ſo leicht dem Heil des Staates auf. Dies ſcheinbare Schweigen jetzt verhüllt nur ſchlecht die wirklichen Abſichten und Umtriebe der Feinde, mit denen ſie ſich dem offenen Gange der guten Sache entgegenſtemmen. Wir ſehen ja Leute, von ihnen kräftig unterſtützt, die ſich der obrigkeitlichen Stellen bemächtigen möchten; wir ſehen ſie ſchon um Stellen der Abgeordneten zu den nächſten Cortes buhlen, damit ſie den Nationalkongreß mit ihren Parteileuten bevölkern können. Die Zeitſchriften und öffentlichen Blätter, wie Privatbriefe, melden ununterbrochen entdeckte Aufruhrverſuche und wiederholte feindſinnige Handlungen. Prälaten verlaſſen ihre Wohnſitze. Geiſtliche von hohem Range durchſtreichen die Provinz mit finſtern Planen voller Heuchelei und Verführung.*) Es iſt kein Zweifel mehr, Alles wird verſucht, um den großen Haufen zu verblenden, um unſere Inſtitutionen anzuſchwärzen, als ginge es auf eine Art Verfolgung, auf eine geheime Verſchwörung gegen unſere heilige Religion aus. Alles verkündet uns einen neuen Bruch, Alles, daß dieſe heuchleriſche Friedſeligkeit nichts iſt, als Vorbote einer ſchreckenvollen Kataſtrophe, wie die Windſtille vor Orkanen.“

*) Ein Zeugniß davon hat ein Flugblatt geliefert, das, unter dem Titel: Instruccion constitucional, in Malaga ausgebreitet, nahe daran war, die verderblichſten Unordnungen zu bewirken, hätte die Obrigkeit und die beſſer unterrichtete Bürgerſchaft nicht Alles gethan, Uebel zu hindern.

„Aber, Hochwürdigſter, wir zittern nicht mehr für den Sieg der Volksfreiheit. Der Geiſt des Jahrhunderts hat ſich für ſie erklärt; keine menſchliche Gewalt kann ihr Emporgehen mehr lähmen. Wir zittern nicht für unſere Sache, denn ſtolz auf ſie ſtehen wir jede Stunde fertig, uns für ſie aufzuopfern. Wir fordern auch nicht zum Kampfe heraus, ob wir ihn gleich als das gewiſſe Unterpfand unſers Siegs kennen. Wir zittern vor keinem Kampfe mit auswärtigen Mächten, weil wir überzeugt genug ſind, daß in dieſer allgemeinen Umwandlungszeit europäiſcher Geſetzgebung, in dieſem Rieſenſtreite der Erleuchtung des neunzehnten Jahrhunderts mit der Finſterniß des fünfzehnten Jahrhunderts, die Souveraine genug zu thun haben, das Fantom ihrer Gewalt am Leben zu erhalten und, ſo lange ſie können, einen geräuſchvollen Umſturz zu vermeiden. — Nein, Hochwürdigſter, wir zittern nur für Spaniens Ruhm, weil wir wünſchen, daß unſer Name zu künftigen Zeitaltern als Name gemäßigtdenkender, gerechter und großmüthiger Männer übergehe; weil wir wünſchen, daß die Nachwelt dereinſt von einem Volke, welches in die ſchmachvollſte Knechtſchaft zurückgeführt war, es rühme, wie es ſeine Ketten zu brechen und ſeinen Unterdrückern zu verzeihen wußte. Wir zittern für das Schickſal unſrer Feinde, weil ſie, hartnäckig und in ihren Anſchlägen und Geſinnungen unbekehrbar, nicht ruhen, bis ſie uns zur Ergreifung gewaltſamer Mittel genöthigt haben. Wir zittern für unſere göttliche Religion, welche, als ein ſchuldloſes Werkzeug, den Leidenſchaften der Prieſter dienen ſoll und muß, unſern elenden Zuſtand zu verewigen; denn es könnte geſchehen und zur allſeitigen Befeſtigung unſrer Landesfreiheit nothwendig werden, daß der Unwille, endlich zum Aeuſſerſten getrieben, thäte, was wir verabſcheuen."

„In dieſer ſo bedenklichen Lage der Dinge gibt das Wohl des Vaterlandes das höchſte Staatsgeſetz, die Menſchlichkeit, gibt das wohlberechnete Intereſſe ſowohl der Welt- als Kloſtergeiſtlichen, gibt uns der Eifer für unſere hochheilige Kirche ſelbſt das Geſetz, alle Mittel zu verſuchen, um einen erſchrecklichen Sturm zu beſchwören, der im Werden iſt."

„Es iſt Zeit, daß man endlich erkenne, Hochwürdigſter: zwar die Grundſätze des geſellſchaftlichen Zuſtandes auſſer uns, zwar das Heiligthum der Religion in uns, Glauben, Frömmigkeit, Tugend, waren, ſind und werden, ſo lange Menſchen athmen, immerdar unveränderlich ſein; aber die Formen, in denen ſie ſich darſtellen, wechſeln mit dem Geiſt der Menſchheit von Jahrhundert zu Jahrhundert. Weil die europäiſchen Souveraine dieſe Wahrheit verkannten, haben ſie die Revolution um viele Jahre vorgerückt und ihren Sturz ſtürmiſcher gemacht (han anticipado la revolucion muchos años y harán masruidosa su caida). Weil die Geiſtlichkeit jene Wahrheit verkannte, hat ſie ihre Reform beſchleunigt und einen großen Theil der öffentlichen Hochachtung verloren."

„Das Volk verlangt, denn es thut ihm noth, Frieden, nicht Entzweiung; Geſetzgeber will es, nicht Parteimänner; Stellvertretung der Nation, nicht Sachwalter einer Klaſſe; Offenkundigkeit des neunzehnten, nicht Geheimnißkrämerei des fünfzehnten Jahrhunderts Cortes,

nicht Kabinetsräthe; Vaterlandsmänner, nicht Selbſtſüchtlinge; Reformen, nicht veraltete und verderbliche Inſtitutionen."

„Und ſind die Geiſtlichen unſrer Tage alle geneigt, dieſen dringenden Bedürfniſſen zu entſprechen? — Es iſt hier der Ort, wo die Wahrheit ausgeſprochen werden muß. Zwei Drittel der ſpaniſchen Nation betrachten den Klerus als Haupturſache der innern Zerwürfniß, als erklärten Gegner unſrer freiern Inſtitutionen. Zwei Drittel der Nation wiſſen, daß der Klerus die Seele der Faktion war, welche Schrecken und Schmerz in alle Klaſſen des Staats brachte; wiſſen, daß er durch den Einfluß, den ihm ſein Amt gibt, den Sinn von drei Millionen Spaniern hemmt und ſchwankend hält. Auf ſolche Thatſachen geſtützt, werden wir nie einwilligen, daß wir durch unſere eigenen Feinde im Nationalkongreß repräſentirt werden. Und beharren die Prieſter bei ihrem Vorſatz, gelingt es ihnen, mit Hilfe ihrer Scheinheiligkeiten und Umtriebe, ſich der Wahlen zu bemeiſtern, und wiederholen ſie uns das Poſſenſpiel der Cortes von 1814: ſo haben ſie vor Gott und Menſchen den ſchrecklichen Bürgerkrieg zu verantworten, welcher die unvermeidliche Folge davon ſein wird."

„Vereinigen wir uns, Hochwürdigſter, das Unglück zu bannen, und Auftritten entgegen zu arbeiten, welche für die Menſchheit ſchrecklich werden könnten. Wir unſerſeits wollen uns an das Volk wenden, erklären, daß es die Ordnung ehren, die öffentliche Ruhe handhaben ſoll, daß ohne Religion keine Tugend, ohne Tugend kein Geſetz, ohne Geſetz keine Freiheit beſtehe."

„Und Sie, Hochwürdigſter, möchten Sie, Ihrer Würde gemäß, zu den Ihrer Seelſorge Anvertrauten reden. Möchten dieſe aus Ihrem Munde vernehmen, daß die Religion Jeſu Chriſti keine Knechtſchaft will; daß Völker befugt ſind, eine öffentliche Verwaltung feſtzuſtellen, die ihrem Bedarf entſpricht, Vorſteher zu wählen, denen ſie vertrauen können, und bürgerliche Geſetze zu geben, die ihnen zweckmäßig ſind."

„Möchten Sie zugleich zu den Herren Geiſtlichen ſprechen, ſie ermahnen, ſich gänzlich der Seelſorge zu weihen und den Weltlichen die Geſchäfte des Staats zu überlaſſen. Möchte ſich unter den Seelenhirten die Reinheit der Lehre, die Einfalt der Sitten, die Beſonnenheit im Betragen, die Verachtung des Eiteln im Leben, die Liebe des Vaterlandes, die Ehrfurcht vor der Souverainetät und der Gehorſam gegen die Geſetze erneuen. Ermahnen Sie ſie ganz beſonders, nicht den mindeſten Theil an Geſchäften der Staatsverwaltung zu nehmen, ſo lange die Unruhen des Tages noch währen."

„Das iſt, was die Umſtände gegenwärtig gebieteriſch fordern und was aller guten Bürger Wunſch iſt. Nur ſo wird das alte Vertrauen wieder hergeſtellt werden, welches die Gläubigen ſonſt zu ihren Lehrern gehabt; nur ſo wird der Klerus die Liebe des Volks, die ſeinen Gliedern gebührende Ehrfurcht, den Schutz der Geſetze, die Segnungen des Vaterlandes wieder gewinnen."

„Gott wolle Sie viele Jahre erhalten!"

---

*) Die Unterſchriften ſind von Cipriano Palafox, als Präſidenten, und von Joſe Duran und Joſe Maria Bermudez, als Sekretären.

Dieſes Schreiben iſt Dir vielleicht auch wegen mancher Blicke auf das Verhältniß der Halbinſel und zur tiefern Kenntniß der herrſchenden Stimmung wichtig. Sollten wir noch Unruhen und Bürgerkriegs-Auftritte bei uns erleben, ſo halte Dich überzeugt, ſie rühren durchaus nur vom widerſpenſtigen Geiſte der Geiſtlichkeit, beſonders der Kloſtergeiſtlichkeit, her. Aber es würde ihr Verderben werden; denn wer möchte vorausſagen, wo man ſtehen bliebe?

Die römiſche Kurie ſchwieg bisher, ungeachtet man ſchon von Bullen ſpricht, welche der heilige Vater gegen Spanien zu ſchleudern bereit ſei; obgleich Don Pedro Vargas y Laguna, unſer Miniſter in Rom, ſich weigerte, der Verfaſſung Treue zu ſchwören, weil das gegen ſein Gewiſſen und gegen ſeine Grundſätze gehe. Man zweifelt gar nicht, auch in Madrid nicht, daß der römiſche Hof mit Vorſicht in ſo verfänglichen Dingen zu Werke gehen werde. Allerdings mag es ihn ſchmerzen, daß eben jetzt in Staaten katholiſchen Glaubens, in Frankreich, in Spanien,*) die Gährung der Völker, ihr entſchloſſenes Treiben zur Freiheit, zur Verwandlung des Alten immer am gewaltigſten iſt, dagegen in den Staaten der Proteſtanten die Ruhe bewahrt bleibt. Wäre, was im Süden geſchieht, im Norden begegnet, man würde ſich gefreut haben, die bürgerlichen Unruhen als böſe Früchte der proteſtantiſchen Kirchen darſtellen, und mit Montesquieu die katholiſche Kirche als die der Monarchie günſtigſte, als die zur Beruhigung der Unterthanen, zur Beibehaltung alten Weſens geeignetſte ſchildern zu können. Dem iſt nun leider nicht ſo. Und die Urſache iſt begreiflich.

Die öffentliche Stimmung iſt im ganzen Grenada eben ſo, wie in Valencia und Katalonien. Da, wo der Ton gemäßigter iſt, beweiſet es nicht größere Gleichgültigkeit gegen die großen Ereigniſſe des Jahres, ſondern nur, daß der weite, tiefe Strom des Volksgeiſtes weniger Klippen findet, an denen er ſich bricht und aufbrauſen muß. — Ich habe Dir ſchon früher von dem feierlichen Empfange des aus der Verbannung zurückgekehrten Don Auguſtin Arguelles in Valencia erzählt. Mit noch größerm Triumph wurden in Malaga die Mitglieder der ehemaligen Cortes, Garcia Herreros, Martinez de la Roſa und Zorraquin y Calatrava, vom Volke begrüßt, als ſie aus ihrem Elend nach Spanien heimkamen. Da ſtrömte Alles zu den Thoren hinaus ihnen entgegen. Da waren die Häuſer mit Teppichen geſchmückt, und ſchöner noch alle Balkone und Altane mit Frauenzimmern im höchſten Glanz. Der Wagen der Verbannten ward vom Volke gezogen; Muſik und Freudengeſchrei, Glückwünſche und Wonnethränen begleiteten den Zug.

Sehr ſchön rief Don Garcia dem Volke in ſeiner Rede zu: „Was haben wir denn gethan? Soviel verdienten wir nicht. In der Verbannung, fern von dieſem theuern Boden, zurückgehalten, konnten wir nichts zur Wiedereroberung der Freiheit beitragen, die Ihr mit unnachahmlichem Ruhm gewannet. Beraubet Euch nicht des Lorbeers, der Euch gebührt, und ehret uns nicht für Thaten, die Ihr gethan habt!“

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Nun auch in Sicilien und Neapel. A. d. H.

Der franzöſiſche Klerus; Verhältniſſe mit Rom; Proviſorium; Jeſuiten und Miſſionarien. *)

Die Hauptſchwierigkeit jeder Unterhandlung mit Rom.

Die neuerlichen Unterhandlungen Frankreichs, Deutſchlands, der Schweiz u. ſ. w. mit dem römiſchen Stuhle haben unzweideutig dargethan, daß ihre weſentliche Schwierigkeit in der Beſtimmung der Zeit oder eines Termins liegt, innerhalb deſſen der Papſt die ernannten Biſchöfe einſetzen oder die Gründe ſeiner Weigerung erklären ſoll. Der Papſt befindet ſich, auf eine in der That unbegreifliche Weiſe, im Beſitz des Vorrechts, die Gründe nicht angeben zu dürfen, welche ihn bewegen, die Pflichten nicht zu erfüllen, die aus ſeinem mit den Fürſten geſchloſſenen Vertrage hervorgehen, indem er die von ihnen ernannten Biſchöfe, wofern ſie der kanoniſchen Eigenſchaften nicht ermangeln, einſetzen ſoll. Ein ähnliches Vorrecht gibt es nirgends in der Welt, und nie hat man von einem Kontrahenten gehört, welchem frei ſtünde, die Vollziehung eingegangener Verpflichtungen aufzuſchieben, ohne daß er auch nur nöthig hätte, dem dadurch gekränkten Mitkontrahenten die Beweggründe des Aufſchubs zu eröffnen. Seit dem Urſprunge der Konkordate und ſeit der Papſt durch dieſelben die kanoniſche Einſetzung in ſeiner Hand hält, iſt das Nachtheilige dieſes Verhältniſſes ununterbrochen gefühlt worden. Die ſämmtlichen Bisthümer Portugals haben ſich erledigt befunden, mit Ausnahme desjenigen von Elvas, deſſen Inhaber vierundneunzig Jahre alt war. Die Unterbrechung der Einſetzung dauerte achtundzwanzig Jahre. In Neapel veranlaßten die bekannten Streitigkeiten um den Zelter die Weigerung der Einſetzungsbullen. Anderweitiger Streit über weltliche Anſprüche hatte ähnliche Weigerungen zur Folge und verlängerte dieſelben viele Jahre hindurch, ſo daß unter Klemens XIII und Pius VI ſich die biſchöfliche Amtsführung gänzlich aufgelöſet befand.

Unter Ludwig XIV war, durch eine eilfjährige Unterbrechung der Einſetzung, die Zahl der erledigten Bisthümer auf zweiunddreißig angeſtiegen, und dieſes vorher in der Geſchichte der galikaniſchen Kirche unerhörte Verhältniß wiederholte ſich unter Napoleon, wo die von 1808 bis 1819 unterbrochene Einſetzung eben jene Kirche mit der gänzlichen Auflöſung bedroht hat; auch gegenwärtig, und wahrſcheinlich für eine geraume Zeit, beruht die gefundene Rettung noch allein nur auf einem Proviſorium. Das Band der Einſetzung iſt dermaßen wichtig und Rom kennt deſſen ganzes Gewicht ſo gut, daß es damit den zwei mächtigſten Fürſten, welche Frankreich beherrſcht haben, Trotz bietet, und mit gleichem Gelingen dem religiöſeſten Fürſten, wie demjenigen widerſteht, der auf Verhältniſſe des Anſehens und religiöſer Konvenienz am wenigſten Rückſicht nimmt.

*) Hauptſtellen aus de Pradt's Suite des quatre concordats (Paris, 1820. 8.)

In allen Streitigkeiten mit den Fürſten fängt Rom damit an, die bisthümliche Einrichtung zu hemmen; es hält ſich an dieſe und ſieht darin ein Unterpfand des Betragens der Erſtern. Ueberzeugt, daß man des Biſchofs bedarf und daß ihr Mangel die Fürſten in Verlegenheit ſetzen muß, weil Geiſtlichkeit und Volk darüber unzufrieden werden, hält man dieſen Punkt feſt, um von ihm aus eine Art Sperrung (Blokade) gegen ungehorſame Eigenherrſcher zu veranſtalten. Nachdem ein ſo bequemes Mittel, ihnen Geſetze vorzuſchreiben, gefunden war, begreift man leicht, warum daſſelbe auch eigenſinnig gehandhabt und als Norm in allen vorkommenden Fällen gebraucht wird. In jeder Unterhandlung mit weltlichen Mächten ſehen wir den römiſchen Hof, ſobald dieſer geheiligte Punkt berührt wird, ſich in ſein geheimnißvolles Dunkel zurückziehen und darin verſchlieſſen. Es wird jedoch unumgänglich erforderlich, ihn auch eben hier aufzuſuchen und anzugreifen, wofern anders die natürliche Ordnung der Dinge hergeſtellt, das Geiſtliche auf das Geiſtliche und das Weltliche auf das Weltliche beſchränkt werden ſoll. Napoleon hat dies recht gut eingeſehen und, ſoviel von ihm abhing, auch geleiſtet. Er muß hierin als der Reſtaurator der ächten Grundſätze und als der Vorläufer der Fürſten angeſehen werden, welche früher oder ſpäter ſein Werk fortſetzen und für die ganze katholiſche Chriſtenheit geltend machen werden.

Rom hat ſeit der Reſtauration Huldigungen aller Art empfangen, bei denen erforderliche Umſicht und richtiges Maas nicht immer beobachtet wurden. So wie ſeither überall von Religion die Rede war und dieſelbe für alles, was man gethan hat, angerufen worden iſt, ſo ward auch in allen Schritten gegen Rom eine unbegrenzte Unterwürfigkeit beobachtet. Weil Napoleon Rom vielfältig mißhandelt hatte, glaubte man jetzt hinwieder in ſeiner Verehrung nicht weit genug gehen zu können. Dort verlangte man nichts Beſſeres, und kein Körnchen des freiwillig dargebrachten Weihrauchs blieb unbeachtet. Ein gleiches Verfahren hat Rom allezeit beobachtet; was religiöſer Eifer oder weltlicher Eifer ihm darboten, hat es jederzeit angenommen. Somit war dann freilich der Zeitpunkt nicht zum beſten gewählt, um Grundſätze herzuſtellen, welche der *grenzenloſen* Macht Schranken ſetzen ſollten und um Rom anzugehen, es ſolle ſich über einen Punkt erklären, der alltäglich zum Vorſchein kommen und eben darum auch alltäglich neue Schwierigkeiten und Verlegenheiten veranlaſſen konnte. Kühner, als die franzöſiſchen, haben die deutſchen Unterhändler ſich an den ſchwierigen Hauptpunkt zwar gewagt, ihren Zweck aber nicht erreicht.

Es liegt auſſer Zweifel, daß das Bedürfniß einer endlichen Ausmittelung der gegenſeitigen Rechtsverhältniſſe überall lebhaft gefühlt werde; aber zwei Rückſichten halten von entſcheidenden Maasnahmen ab. Die eine iſt der Wunſch, eines Dritten zu ſchonen, den man gern brauchen möchte, und die andere iſt die Furcht vor dem Widerſtande des römiſchen Hofes. Dieſer fühlt ſich kräftig unterſtützt durch frühere Vorgänge, durch die in dem Klerus aller Länder vorherrſchende ultramontaniſche Denkart und nicht minder durch das politiſche Syſtem derjenigen Partei, welche die Religion für eine ihrer Kriegsgeräthſchaften hält, — und iſt daher völlig

bereit, einen Kampf zu beſtehen, deſſen glücklichen Ausgang die politiſche Lage Europa's zu gewährleiſten ſcheint. Darum iſt denn nun auch Alles proviſoriſch; man beſchränkt ſich auf die Erhaltung des Vorhandenen, und weicht endlichen Verkommniſſen aus, denen nothwendig die Löſung jener ſchwierigen Frage über das dem römiſchen Stuhle zuſtehende, auf keine Zeit beſchränkte und der Angabe keiner Beweggründe bedürfende Weigerungsrecht der Einſetzungsbullen vorangehen müßte. Dieſen Urſprung hat das bald allgemein beſtehende religiöſe Proviſorium.

Das Proviſorium der römiſch-katholiſchen Kirche.

Daß die gallikaniſche Kirche ſich in einem völlig proviſoriſchen Zuſtande befindet, worin das Konkordat von 1801 von dem einen, das Konkordat von 1817 aber von dem andern der kontrahirenden Theile nicht anerkannt wird, geht aus allgemein bekannten Staatsſchriften (der Allocution des Papſtes, der Note des franzöſiſchen Unterhändlers u. ſ. w.) ſattſam hervor. Daß die Schweizerkantone ſich im Proviſorium befinden, iſt eben ſo bekannt, zumal auch die Inhaber der Biſthümer von Freiburg und von Chur in der That kaum etwas anders als apoſtoliſche Generalvikare ſind. Auf dem Punkte, worauf die deutſchen Unterhandlungen jetzt ſtehen, ſcheint ein Proviſorium ihr höchſtes erreichbares Ziel zu ſein, und man hofft, es werde der Papſt den Kirchen temporäre, von den proteſtantiſchen Fürſten ihm dafür bezeichnete Biſchöfe **bewilligen**. Auch hier wird demnach das apoſtoliſche Vikariat eintreten, denn Rom verlangt nichts anders, als dieſes überall einzuführen. Baiern hat zwar ein Konkordat, das ihm Biſchöfe gibt; aber manche Verhältniſſe bleiben dabei unentſchieden, und ein halbes Proviſorium iſt demnach auch hier vorhanden. Hannover und Preußen ſind ſeit manchen Jahren in ihren mit Rom angehobenen Unterhandlungen nicht vorgerückt. Der König der Niederlande, deſſen Staaten zu zwei Drittheilen mit ſehr eifrigen Katholiken bevölkert ſind, hat die Pflichten, welche dieſes Verhältniß ihm auflegte, treu erfüllt. Er hat bald nach ſeiner Thronbeſteigung den Herrn **Reinhold** nach Rom geſandt, der immer noch dort weilt. Von ſeiner Sendung oder ihren Ergebniſſen iſt bis dahin einzig nur die Beſetzung des Stuhls von Mecheln kund geworden; die im Jahr 1801 errichteten Biſthümer, die für Gröningen, Amſterdam, Herzogenbuſch bezeichneten, ſind theils unbeſetzt, theils nicht einmal geſtiftet, und in religiöſer Beziehung beſteht das Reſultat der in dieſem Lande vorgegangenen Veränderungen darin, daß es von Biſchöfen entblößt ward. Richten wir den Blick höher und faſſen Irland ins Auge, ſo zeigt ſich hier abermals die Einſtellung der biſchöflichen Verwaltung. Zwar iſt zu bemerken (denn man ſoll gerecht ſein), daß Rom hieran nicht Schuld trägt, ſondern daß die Schuld auf den irländiſchen Klerus ſelbſt fällt, welcher einen verderblichen Widerſtand allen Vorſtellungen, Ermahnungen und väterlichen Räthen entgegenſetzt, durch die Rom ihn bewegen wollte, mit kluger Willfährigkeit den von der britiſchen Regierung geäuſſerten Wünſchen zu entſprechen, um ſolche Perſonen von der Biſchofswürde entfernt zu behalten, welche hinſichtlich der Frage von Emanzipation der Katholiken nachtheilig erachtet werden könnten. Man hat ſich in Würdigung der Beweggründe,

welche die britiſche Regierung in ihrem für die Katholiken entworfenen Plane geleitet haben ſollten, ſehr geirrt, wenn man glaubte, ſie wolle die Emanzipation derſelben an Bedingungen knüpfen, welche ihr einen direkten Einfluß auf das Kollegium der Biſchöfe ſichern ſollten. Dies war keineswegs der Fall, ſondern das engliſche Miniſterium ſuchte vielmehr in der Zuſage der verlangten Garantien einerſeits ein Pfand derjenigen Sicherheit, welche jede Regierung zu fordern befugt iſt, und anderſeits ein Mittel, um die Sache der Katholiken auf eine günſtige Weiſe darzuſtellen, wenn davon alles beſeitigt ſein würde, was einer Nation anſtößig erſcheinen könnte, bei der eine Anrufung oder Anſchuldigung von Papismus tumultuariſchen Widerſtand zu veranlaſſen leicht vermöchte. Richten wir den Blick noch weiterhin, um zu unterſuchen, was nach der Trennung Amerika's von Spanien dort unvermeidlich geſchehen muß, ſo ſehen wir die Unterbrechung der Biſthumsverwaltung ſich auch über dieſe Halbkugel und über die katholiſche neue Welt ausdehnen. Ehe Spanien dem römiſchen Stuhle wird bewilligt haben, ſich ohne ſein Zuthun mit Amerika zu beſchäftigen; ehe dieſes in ſeinem Innern zu derjenigen Regelmäßigkeit gelangt ſein wird, welche Rom für die Abſchlieſſung von Verträgen heiſcht; ehe die neuen Regierungen ſelbſt einen Plan entworfen und deſſen Genehmigung von Rom erzielt haben werden: wie viele Zeit muß da nicht vorübergehen! Mehr als die Hälfte der katholiſchen Welt befindet ſich demnach unter einem andauernden oder nahe bevorſtehenden Proviſorium, deſſen Urſachen und Folgen allenthalben die gleichen ſind, ein Wirrwarr der geiſtigen und der weltlichen Verwaltung, die Unterbrechung und Erlöſchung des Episcopats und der daraus entſtehende Mangel der Seelenpflege.

Die unbewegliche Stellung Roms mitten unter all' dieſen Vorgängen, ſeine Unempfindlichkeit bei dieſer ausgedehnten Zerſtörung, ſein Kampf und Sieg mittelſt der Waffen, welche Unbeſonnenheit und Furcht ihm darreichen; Rom, vor dem ſich die Könige biegen, deſſen Druck die Völker erdulden müſſen, deſſen Kurie Alles ihrem Willen unterwirft, deſſen alter Küraß die Schläge der Neuerungen auffängt und abſtumpft, und das mitten unter den Trümmern, welche die Meinung überall anhäuft, ſich eine neue Meinungsmacht herſtellt; Rom, in dieſem Widerſpruch mit der moraliſchen Welt, die ſich hinwieder vor dem entwaffneten Herrſcher biegt, — gewährt in Wahrheit einen Anblick, wie er nirgends noch geſehen ward und welcher der Aufmerkſamkeit im höchſten Grade werth iſt.

Roms Gegner.

In den durch das Konkordat von 1817 veranlaßten Schriften iſt vielfältig von der Rückkehr zur königlichen Kirchenordnung (pragmatique), von den Kirchenverſammlungen in Nicäa und Baſel die Rede; Boſſuet und die Freiheiten der gallikaniſchen Kirche werden bei jeder Gelegenheit angerufen. Viele Einſichten und die beſte Abſicht liegt dabei zuverläſſig zum Grunde. Aber eine andere Frage iſt es, ob die Anrufungen paſſend und an ihrer Stelle waren. Nichts iſt ehrwürdiger, als das Konzilium von Nicäa, dieſer eine der Hauptpfeiler des Glaubens der

Chriſten, die dem heil. Auguſtin ſolche Ehrfurcht einflößten, daß er unbedenklich ausſprach, er achte die vier großen Konzilien, welche damals bereits ſtatt gefunden hatten, eben ſo hoch, wie die vier Evangelien. Allein der Nicäiſche Glaube und die Nicäiſche Kirchendiſziplin ſind weſentlich von einander verſchieden; der eine iſt unvergänglich, wie die Religion ſelbſt und wie der Himmel, deſſen Dolmetſcher er geweſen iſt; die andere hingegen iſt vorübergehend und veränderlich, gleich den Geſellſchaftsverhältniſſen, auf welche ſie angewandt wird. Die Nicäiſche Kirchenzucht hat ſich Jahrhunderte hindurch erhalten und die Fortdauer ihres Beſtandes möchte wünſchenswerth geweſen ſein. Aber die Zeit und der Wechſel, welchem alle menſchlichen Einrichtungen unterliegen, haben hinwieder auch auf ſie gewirkt. Die kanoniſche Gewalt iſt von der Stelle, welche ſie dort einnimmt, verdrängt, und auf eine andere übergetragen worden; Geſetz und Uebung haben die Kirche vermocht, ſie an der neuen Stelle zu ſehen und zu anerkennen. Was iſt nun zu thun? Soll man ſie ausreißen da wo ſie ſteht, um ſie auf ihren frühern Standpunkt zurück zu verſetzen. Wie möchte dieſ geſchehen? Man vermag nicht einmal von Rom auszuwirken, daß es den Gebrauch ſeiner Einſetzungsgewalt alſo ordne, daß Fürſten und Völker dabei beruhigt ſein können, und man will verlangen, es ſolle gänzlich darauf verzichten! Es handelt ſich darum, Ordnung und Regel in das Vorhandene zu bringen, und man ſpricht von Verzichtung und Rücknahme! Es ſoll aller Vorwand für Unruhen entfernt werden, und man fängt damit an, ihnen eine weite Thür zu öffnen! Der römiſche Stuhl hat in den durch fünfundzwanzig Jahre erlittenen Angriffen eine neue Schutzwehr erhalten, die von den auch jetzt nicht verſchwundenen Beſorgniſſen der Geiſtlichkeit und vieler Gläubigen ausgeht und der Erhaltung ſeines Anſehens günſtig iſt. Durch alles Vorgefallene hat der Ultramontanismus in Frankreich neue Wurzeln geſchlagen, und man könnte dieſen Zeitpunkt gelegen achten, um die Abſicht zu erklären, jene Gewalt von Rom wieder abzunehmen, welche durch Konkordate ihm eingeräumt und deren Anerkennung im katholiſchen Europa Grundgeſetz geworden iſt! Ein ſolches Vorhaben könnte wahrlich eben ſo wenig gelingen, als die Anrufung der Konzilien von Baſel und Konſtanz zeitgemäß iſt, oder diejenige der königlichen Kirchenordnung, des vorübergegangenen Widerſpruches des Klerus, der Oppoſition, die von den Parlamenten ausging, und der vier Sätze von 1682. Dies Alles gehört nicht hieher. Eine neue Ordnung der Dinge iſt vorherrſchend und für die katholiſche Welt Geſetz geworden; wofern ſie Nachtheile mit ſich führt, ſoll man dieſen entgegenwirken und dieſelben beſeitigen; aber ſo wie man das Werk angegriffen hat, können ſie zuverläſſig nur verſtärkt werden. Ganz Europa biegt ſeine Knie vor Rom, der franzöſiſche Klerus iſt im Ultramontanismus verſunken, mit langer Mühe und vieler Anſtrengung mochte man kaum nur ein Proviſorium für die beinahe aufgelöſete Biſthumsverwaltung erzielen, und von dieſem Standpunkt aus glaubt man unbedenklich zu demjenigen zurückkehren zu können, was die Konzilien von Konſtanz und Baſel verordnet hatten. Wahrlich, man muß, um ſo handeln zu können, ſich ſeltſame Begriffe vom Geſchäftsgange machen! Die ganze theologiſche Gelehrſamkeit erſcheint dabei federleicht, und ſo wenig als Rom dieſen gelehrten

Staub zu ſeiner Vertheidigung gebrauchen will, ſo wenig fürchtet es ihn hinwieder auch; es ſucht daſſelbe ſeine Stütze vielmehr in dem Widerſtande wirklich vorhandener Einrichtungen, welche eine ihm günſtige Stimmung in den Gemüthern erzeugt haben. Wenn der römiſche Stuhl hinter dieſem Walle Ludwig dem Vierzehnten und Napoleon Trotz geboten hat; wenn er, unter dem Schutze deſſelben, noch gegenwärtig den europäiſchen Staaten imponirt und ſie vom Angriffe auf den Hauptpunkt der Einſetzungen abhält, was ſollen denn wohl die Erinnerungen an Nicäa, an Baſel und an Boſſuet ausrichten! . . Rom hat über die vier Sätze den Bannfluch ausgeſprochen; Boſſuet hat dieſelben abgeſchworen, als er ſagen konnte: abeat ergo quocunque voluerit ista declaratio. Im Grunde jedoch liegt ſogar in den vier Sätzen eine Huldigung für Rom, deſſen Gewalt dadurch keineswegs angegriffen wird. Napoleon, nachdem er darüber nachgedacht hatte, ſagte einſt mit dem ihm eigenen Scharfſinn: Eure vier Sätze, von denen ihr ſo viel Lärm macht, wollen gar nichts ſagen! und er hatte recht. Es iſt darum ſehr irrig gehandelt und es führt zu nichts, wenn man in alte Zeiten zurückkehrt und längſt vergeſſene Dinge wieder ins Leben rufen will, um ſich aus der wirklich vorhandenen Verlegenheit zu ziehen. Es handelt ſich um einen einzigen Punkt mit Rom, welcher allein nur der Religion, der Staatsgeſellſchaft und den Gläubigen wichtig iſt, und in dem feſtzuſtellenden Verhältniß der Einſetzung der Biſchöfe beſteht, wodurch dieſelbe allezeit geſichert ſein, und damit die Staaten vor Unruhen, die Inhaber der Stellen vor Ungerechtigkeit und die Gläubigen vor dem Abgange ihrer erſten Seelenhirten geſchützt bleiben ſollen. Das Konkordat von Fontainebleau hatte die gewünſchte Ordnung erzielt; es kann daſſelbe die große Charte der katholiſchen Kirche heißen, und es wird dieſe auch zuverläſſig in neue Kraft erwachſen. Solche Schriften einzig nur, welche in ihrem Sinne ſprechen, die Vernunft und das religiöſe Gefühl vereinbaren, welche von der Kraft folgerechter Schlüſſe, die dem Oberhaupt der Kirche überhaupt und den Tugenden deſſen, welcher gegenwärtig die erhabene Würde bekleidet, insbeſondere gebührende Ehrfurcht nicht trennen; ſolche Schriften, die nur thunliche Dinge begehren, und was reizen, erbittern und beleidigen kann, vermeiden, ſolche Schriften, meine ich, können einzig nur nützlich ſein, weil ſie allein von kultivirten Staaten anerkannt und gutgeheißen werden mögen. Das große Bedürfniß dieſer Staaten heißt Friede, dieſen wollen ſie, und weder das Konzilium von Nicäa, noch dasjenige von Baſel, welche andern Zeiten angehören, deren Rückkehr unmöglich iſt. Wenn hundert Jahre erforderlich wären, um dahin zu gelangen, ſo iſt viel beſſer gethan, gleich anfangs darauf zu verzichten, als hingegen in Erwartung ihrer Rückkehr die katholiſche Kirche durch Zerſtörung der wichtigſten ihrer Einrichtungen, die in der biſchöflichen Verwaltung beſteht, in immer größern Wirrwarr gerathen zu laſſen. Man bringe dieſes Verhältniß in Ordnung, und aller Zwiſt mit Rom hat ſein Ende erreicht.

Der Klerus, die Jeſuiten und die Miſſionen.

Frankreichs religiöſe Herſtellung im Jahr 1801 führte im Jahr 1808 harte Kämpfe zwiſchen dem geiſtlichen und dem weltlichen Reſtaurator herbei. Die Herſtellung von 1814 fing mit

großen, der Geiſtlichkeit gethanen Verſprechungen an, und endigte mit einem proviſoriſchen Zuſtand, der nicht ſobald zu Ende gehen wird, und welcher mit den Anſichten eines bedeutenden Theils der Nation im Widerſpruch ſteht. Dieſe Verhältniſſe ſind der aufmerkſamen Beachtung in hohem Grade würdig.

Die Ereigniſſe von 1814 waren eingetroffen. Der Klerus ſchwört plötzlich denjenigen ab, welchen er zuvor lange geprieſen hatte; die Völker müſſen ihre Hirten in weiter Entfernung von der Stelle ſuchen, wo ſie dieſelben am Vorabend der damals eingetroffenen Veränderungen gelaſſen hatten. Die Sprache änderte von jenem Zeitpunkte an völlig; von der Vergangenheit ward mit Erbitterung, von den Einrichtungen der Gegenwart verächtlich oder drohend geſprochen; die Dazwiſchenkunft des Himmels ward überall angerufen. Der Klerus hatte offenbar einen unrechten Pfad eingeſchlagen; er iſt ſeither darauf allezeit weiter vorgerückt. Er ſchien ſich allen Anſichten, Planen und Hoffnungen derjenigen Partei anzuſchlieſſen, durch die Frankreich in Beſtürzung und Unruhe verſetzt ward. Von dieſer ward er in ſelbſtſüchtiger Abſicht geſchmeichelt, und er empfing von ihr Verheißungen, die unerfüllt bleiben mußten. Zwiſchen beiden ward ein enges und vertrautes Band geknüpft; die Religion ward einerſeits der Stoff vielfältiger Schmähungen, und anderſeits ein Werkzeug geheimer Umtriebe, ſo daß am Ende die politiſche Partei und die Religionsdiener in eins verſchmolzen, und man, zu richtiger Würdigung der Stellung des Klerus in der Nation, den Maasſtab von derjenigen der politiſchen Partei hernehmen mußte, welcher er ſich hingab. Die Anwendung der Religion für politiſche Zwecke hat ihm ſeinen eigenthümlichen Karakter, welcher auf dem geiſtigen Verhältniſſe beruhte, entzogen, und Leute, denen mehr daran gelegen war, den Einfluß der Geiſtlichkeit zu benutzen, als die Ergebniſſe, welche daraus für ihn ſelbſt entſtehen müßten, abzuwägen, haben ihn ohne Rückhalt als den großen Hebel dargeſtellt, deſſen ſie ſich für die Erreichung ihrer Abſichten bedienen würden. Die ganze Gegenpartei mußte nun wohl, und ſie hat auch wirklich die Meinung, welche ſie von der politiſchen Partei hegte, auf die ſich dieſer anſchlieſſende Geiſtlichkeit ausgedehnt, ſo daß der Klerus, indem er auf eine unabhängige Stellung verzichtete, ſein eigenes Schickſal von einer fremden Wirkſamkeit abhängig machte, die er ſelbſt zu lenken nicht vermochte, hinwieder dann aber auch, die Folgen derſelben abzuwenden, nicht im Stande war. Dadurch, das der Klerus ſich den Ultra anſchloß, mußte er ſich des Schickſals der Ultra theilhaft machen; wollte er auch den Verband wieder auflöſen, ſo würden ihn darum manche Ergebniſſe des früher eingegangenen Bundes nichtsdeſtominder treffen. Er kann alles Unglück einer Niederlage theilen, während ihm von den Früchten eines Sieges immerhin nur wenig zu gut käme.

Neben dem Geiſte der Ultra (ultracisme) und dem ultramontaniſchen Geiſte (ultramontanisme) iſt das gedoppelte Zuſammentreffen der Jeſuiten und der Miſſionarien dem Klerus verderblich geworden, und man kann ſie die vier Hauptkrankheiten deſſelben heißen.

Was die Jeſuiten anbetrifft, ſo iſt ihr Werth und Unwerth anderswo ſchon ſattſam

geprüft worden; es ſoll hier davon die Rede nicht ſein, ſondern man will einzig nur über das Zeitgemäße ihrer neuen Erſcheinung einige Betrachtungen anſtellen. Der Papſt war nach Rom zurückgekehrt, und alsbald werden auch die Jeſuiten wiederhergeſtellt. Es iſt dies gleichſam die erſte Maasnahme nach ſeiner Rückkehr; auf einer Seite ertönt darüber eine laute Freude, während Schrecken und Beſtürzung auf der andern Seite nicht minder laut werden. Die Jeſuiten nur mögen Religion und Erziehung herſtellen, rufen die Einen; die Rückkehr der Jeſuiten zerſtört den Frieden der Staaten, wie der Familien, erwiedern die Andern. Ihr Name allein ſchon ruft Zwietracht hervor, wo ſie bis dahin nicht vorhanden war. Seinem Urſprunge nach gegen den Proteſtantismus und die Kirchenreform ankämpfend, ſoll der Orden in ſeiner Herſtellung gegen die Revolution ankämpfen. Eine Partei bemächtigt ſich ſeiner, ſie rühmt ihn als ein Hilfskorps, und ſtellt damit ſeine gegenrevolutionäre Tendenz ganz Frankreich zur Schau. Nun kann es wohl aber keine ſchlimmere Empfehlung in den Augen der Franzoſen geben, als das Zur-Schau-Tragen der beabſichtigten Zerſtörung der Grundlagen ihres neuen Beſtandes, ihrer allgemeinſten und theuerſten Intereſſen; daraufhin deutet jedoch das Wiederauftreten der Jeſuiten in allen Beziehungen. Zur Zeit der Bildung des Ordens traf er mit den Intereſſen der Mehrheit der Franzoſen zuſammen, und hierauf beruhte ſein Gelingen; zur Zeit ſeiner Herſtellung iſt er den Intereſſen eben dieſer Mehrheit des franzöſiſchen Volks widerſprechend und darum mißfällig. Bei völlig umgekehrter Stellung mußte der Erfolg eben ſo verſchieden ſein. Wie viel Gutes oder Schlimmes man nun alſo auch immerhin von den Jeſuiten ſagen mag, ſo trifft dies Alles den wirklichen Standpunkt der Dinge nicht, worin es ſich einzig nur fragt: mag ein ausgedehnter prieſterlicher Verein, welchem ſehr zweideutige Erinnerungen, höchſt unbeſonnene Wünſche und die Hinweiſung auf ein die ganze Nation in Beſtürzung ſetzendes Ziel vorangehen, ſich auf eine der Religion, dem Staate und ihm ſelbſt vortheilhafte Weiſe feſtſetzen? Wird man ſeine religiöſe Wirkſamkeit nicht jederzeit durch ſeine politiſche Wirkſamkeit und Zwecke erklären und beurtheilen? Welchen religiöſen Nutzen kann er alsdann ſtiften? Welchen Zeitpunkt hat man für die Anrufung ſolcher Hilfstruppen gewählt und wen meint man über die dabei vorwaltende Abſicht zu täuſchen?

Gerade eben ſo verhält ſichs nun auch mit den Miſſionarien. Es ſind nicht die Prieſter, ſondern die Werkzeuge einer Partei, die man in ihnen erblickt; ſtatt der Diener eines verehrten Kultus, erkennt man in ihnen eifrige, im Namen der Religion handelnde Diener der Gegen-Revolutionen. Die gegenwärtigen Miſſionen tragen nicht mehr den ausſchließlich religiöſen Karakter früherer Miſſionen an ſich. Ihre erſte Einführung in Frankreich geſchah zu einer Zeit, wo man dem Proteſtantismus entgegenwirken wollte und wo die Bekehrungen, welche man beabſichtigte, mit mancherlei zeitlichen Vortheilen verbunden waren. Seit die Regierung ſowohl als Partikularen, die Bekehrungsſucht aufgaben, waren auch die Miſſionen ungleich ſeltener und geräuſchloſer geworden. Das Konkordat von 1801 war der Zeitpunkt, wo ſie in verſchiedenen Kirchſprengeln wieder eingeführt wurden; damals aber zu bloß religiöſen Zwecken, ohne

alle politiſche Tendenz, und man darf glauben, daß manches Gute durch ſie befördert worden iſt. Ganz anders verhält es ſich ſeit 1814. Frankreich ſchien auf allen Punkten durch Miſſionarien ſyſtematiſch bearbeitet werden zu ſollen; es ſah aus, als ob das Königreich ein verpeſtetes Land ſei, das nur durch Miſſionen gereinigt werden könnte. Erſt ſtaunte man die Sache an, bald aber äuſſerte ſich das Mißvergnügen, und dem Angriff folgte die Vertheidigung. Was 1814 leiſe begonnen hatte, erhielt nach und nach eine geräuſchvolle Ausdehnung; die Miſſionen waren zur Waffe einer Partei geworden, und ſie ſpielten eine bedeutende Rolle in der Tagsgeſchichte; ihre religiöſe Beziehung war jetzt völlig untergeordnet und die Miſſionarien traten als Herolde der Gegenrevolution durch ihre höchſt unzeitigen Verwünſchungen der Gegenwart und der Vergangenheit auf; die Zukunft iſt von beiden nicht trennbar. Die Kirchen wurden Kampfplätze der politiſchen Parteien, zum großen Nachtheile der Religion, welche dieſem Allem fremd war.

Was von den Jeſuiten geſagt ward, paßt gutentheils auch auf die Miſſionarien. Dieſe mögen perſönliches Verdienſt und religiöſe Tugenden beſitzen; hier aber iſt von ihrer übernommenen Rolle die Rede, und da fragt es ſich: was können ſie davon hoffen und welche Ergebniſſe ihrer Beſtrebungen durften ſie zunächſt für die Religion, in deren Namen ſie zu handeln vorgeben, erwarten? Es hätten die Miſſionarien, wie hinwieder auch die Jeſuiten, vorerſt die Zeitgemäßheit ihrer Erſcheinung prüfen, und wofern ihnen religiöſe Zwecke wirklich am Herzen lagen, einen ruhigern Zeitpunkt abwarten ſollen, wo ſie nicht mehr Gefahr liefen, ihre Beſtrebungen mit denjenigen der Gegenrevolution vermengt und verwechſelt zu ſehen. Im Jahr 1819 konnten ſie nur verderblich wirken, und die Regierung, welcher die Sorge für die öffentliche Ruhe oblag, hätte entweder ihr Auftreten hindern oder ihren erſten Abweichungen von dem religiöſen Pfad Einhalt thun ſollen.

Wofern das unſchätzbare Gut des religiöſen Friedens und aller wohlthätigen Folgen, welche die Nation von ihm erwarten darf, in Frankreich wirklich zu Stande kommen ſoll, ſo ſind zwei Dinge erforderlich. Der Klerus muß einerſeits von dem Vorurtheil zurückkommen, daß die Nation irreligiös und gegen ihn feindſelig geſinnt ſei; der Beweis des Gegentheils liegt vor Augen und wird ihm um ſo viel einleuchtender erſcheinen, jemehr er Anſchuldigungen und Vorwürfe, und Alles, was reizen und beleidigen kann, vermeidet; anderſeits dann aber muß er zu der Ueberzeugung gelangen, daß, um ſeine Stellung zu ſichern und um ſein Amt wirkſam zu machen, er ſich von den Parteien befreien und von der Politik losreiſſen muß. Auf die Kirchen und ſeine geiſtlichen Verrichtungen beſchränkt, gleicht er dem ſtarken, bewaffneten Manne, während er hingegen auſſer jenen dem vom Wind bewegten Rohr der Wüſte gleicht. Durch die Erfüllung dieſer zwei Hauptpunkte allein nur mag der Klerus von Frankreich ſein Anſehen und ſeinen Einfluß neuerdings erhalten und durch eigenthümliche Kraft nützlich werden. Jetzt hingegen, während die Regierung nichts verſäumt, um ſeinen Einfluß zu verſtärken, kann

im Gegentheil Alles, was er ſelbſt thut, nur geeignet ſein, ihn zu ſchwächen, und es hat ſich derſelbe auch wirklich ſeit 1814 bedeutend vermindert; die Theilnahme, welche damals zu ſeinen Gunſten vorhanden war, iſt lange nicht mehr ſo allgemein, und weder Anſchuldigungen und Deklamationen im Sinne der Gegenrevolution, noch enges Anſchlieſſen an eine in Frankreich verhaßte und gefürchtete politiſche Partei, ſind geeignet, ihm jene neuerdings zuzuwenden. Auch die Wiederholung derjenigen Sprache mag es nicht thun, welche mit Schmerz und Befremden in dem durch die franzöſiſchen Biſchöfe am 30. Mai 1819 an den Papſt erlaſſenen Schreiben wahrgenommen ward. Es iſt darin von Tirannei und Uſurpation die Rede. Dieſe Ausdrücke ſtehen denjenigen übel an, die Napoleons Diener geweſen ſind und ſeine Herrſchaft anerkannt haben. Die Entdeckung der Tirannei und Uſurpation kommt zu ſpät, wenn damit gewartet wird, bis der Tirann und Uſurpator verſchwunden iſt, und man bereits ſchon die Wohlthaten eines andern empfängt. In dieſem Falle kann Stillſchweigen einzig nur ziemen, und die Anklagen paſſen jetzt gar nicht mehr. Der Vortheil der Religion und der eigene Vortheil müſſen dem Klerus gebieten, ſeinen Blick vielmehr auf Frankreich, als auf Rom, zu richten; das erſtere muß ihm ungleich viel wichtiger als das zweite ſein, und in allen Betrachtungen gebührt jenem der Vorzug. II.

Mannigfaltiges.

Aus Deutſchland.

Schreiben des Hrn. L. van Eß an den Hrn. Biſchof von Chur.

Man hat das biſchöfliche Sendſchreiben vom 28. Jan. a. c. von Chur in vielen Zeitungen zur Offenkunde zu bringen gewußt, welches meine Ueberſetzung des N. Teſtaments — ganz dem päpſtlichen und andern kirchlichen Zenſurgeſetzen zuwider — verworfen und Irrthümer beſchuldigt hat, ohne ſie nachgewieſen zu haben. Ich ſah mich dadurch veranlaßt, folgendes Schreiben an erwähnten Hrn. Biſchof zu ſenden; da es aber von ihm unbeantwortet geblieben, ſo bin ich es der gerechten und der guten Sache ſchuldig, mein Schreiben an ihn ebenfalls offenkundig zu machen, ohne Noten und Gloſſen, die von ſelbſt über jenes biſchöfliche Verfahren ſowohl, als über anderer Vikariate gegneriſche Beſcheide ſich ergeben, deren keines jene kanoniſchen Zenſurgeſetze in Beziehung gegen meine Ueberſetzung des N. Teſtaments beachtet hat, und deshalb als unkanoniſch nichtig, ja ſogar kanoniſch ſträflich ſind, welches zu beweiſen hier nicht der Ort iſt. L. van Eß.

Hochwürdigſter Biſchof! Gnädigſter Fürſt und Herr!

Faſt in allen Zeitungsblättern Deutſchlands iſt der Inhalt Hochihres erlaſſenen Hirtenbriefs vom 28. Jan. a. c. zur Offenkunde gelangt; ich habe von deſſen lateiniſchem Original eine Abſchrift vor mir, wo Seine fürſtbiſchöfl. Gnaden ſich folgende Aeuſſerungen erlaubt haben:

„daß insbeſondere viele neue Bibelüberſetzungen, die van Eſſiſche, die Regens-
„burger, die Münchner ausgetheilt würden .... Wir haben, unſrer Amtspflicht
„gemäß, nicht verſäumt, dieſe Bücher theils durch theologiſche Zenſoren prüfen zu laſſen,
„theils haben wir ſie ſelbſt geprüft. Was nun insbeſondere die vorerwähnten Bibelüber-
„ſetzungen betrifft: ſo haben wir gefunden, daß ſie in nicht wenigen Stellen untreu, von
„der Lehre der heil. Väter und von dem Sinne der katholiſchen Kirche abweichend,
„zuweilen auch noch verdorbener, als ſelbſt die Ueberſetzungen der Ketzer ſei."

Da Hochſie die drei genannten Ueberſetzungen in Eine Kategorie ſtellen, ſo haben Hochdieſelben auch meine Ueberſetzung des N. Teſtaments öffentlich beſchuldigt, daß ſie

1) in nicht wenigen Stellen untreu,
2) von der Lehre der heil. Väter und
3) von dem Sinne der katholiſchen Kirche abweichend,
4) zuweilen auch noch verdorbener, als ſelbſt die Ueberſetzungen der Ketzer ſei.

Ich habe als Schriftſteller nichts mehr thun können, als zu leiſten, was die Kirche bei Bücherausgaben vorſchreibt. Z. B. Concil. Trit. Sess. IV. decret. de edit. et usu S. libr. heißt es: „Niemand ſei es erlaubt, ein Buch drucken zu laſſen, wenn es nicht zuvor erſt von der Ordinariatsbehörde geprüft und approbirt worden." Concil. Later. sub Leone X. Sess. X.: „Wir verfügen und verordnen, daß in künftigen ewigen Zeiten (?) Niemand ſich vermeſſe, ein Buch drucken zu laſſen, es ſei denn zuvor vom Biſchofe genau geprüft und approbirt." Reg. X. Jud. lib. proh.: „Die Approbation der Bücher ſoll authentiſch dem Buche vorangedruckt ſein." Observatio ad Reg. X. Alexandri VII jussu edita. Instructio Clementis VIII. autoritate Reg. Jud. adjectae. De impress. libr. §. I. III. IV.: „Wer ein Werk dem Drucke übergeben will, der ſoll das ganze Buch dem Biſchofe einreichen." §. V.: „Die Approbation ſoll vorangedruckt werden."

Dieſe Vorſchriften ſind von mir erfüllt bei meiner vorgeſetzten erzbiſchöflichen Behörde zu Aſchaffenburg, welche meine Ueberſetzung des N. Teſtaments approbirt und dadurch ſie kirchlich legaliſirt hat, indem ſie erklärte: „daß ſie nichts der katholiſchen Glaubens- und Sittenlehre zuwider enthalte." Jene genannte mir vorgeſetzte Kirchenbehörde hat nicht geglaubt, nun noch mehrere Leiſtung von mir zu fordern und auch keine weitere von mir verlangt. Ich mußte von dem Zenſuramte genannter und anderer biſchöflichen Behörden vorausſetzen, daß ſie bei den ertheilten Approbationen nach den Zenſurgeſetzen gehandelt haben, die der Papſt Benedikt XIV in der Bulle Sollicita et provida vorgeſchrieben hat, die hier unten wörtlich noch angeführt wird.

Durch oben erwähnten Hirtenbrief haben Se. fürſtbiſchöfl. Gnaden *faktiſch* nicht nur die Zenſurämter des Erzbisthums in Wien und Aſchaffenburg, der Biſthümer in Hildesheim, Konſtanz, Fulda, Breslau, Ellwangen, von denen es doch auch heißen muß: *über welche der heil. Geiſt euch zu Biſchöfen geſetzt hat, um die Kirche Gottes zu regieren* (Apoſtelgeſch. 20, 28), und die der theologiſchen Fakultäten beider berühmten Hochſchulen zu Freiburg und Würzburg der treuloſen und ſchlechten Amtsverwaltung beſchuldigt, ſondern auch mich und meine Rechtglaubigkeit durch die oben aufgeſtellten vier Anſchuldspunkte öffentlich angegriffen. Mögen genannte Behörden, die meine Ueberſetzung des N. Teſtaments approbirt haben, es auf ſich beruhen laſſen; was mich aber betrifft, ſo muß ich Se. fürſtbiſchöfl. Gnaden höflichſt erſuchen, *die oben genannten vier punktirten Anſchuldigungen mir zu beweiſen.*

Dieſes mein rechtliches Geſuch unterſtützt, auſſer dem allgemeinen Rechte, beſonders das Jus canonicum. Decret. pars 2. caus. 2. quaest. 1. cap. 13., wo es heißt: „Vor allem ſei immer euer erſtes Beſtreben, daß ihr nach Gerechtigkeit und Wahrheit Urtheile fället. Ihr ſollet Niemand verurtheilen, ihr habet denn zuvor ihn nach Gerechtigkeit und Wahrheit gerichtet. Keinen ſollet ihr nach *willkührlicher Verdächtigung* verurtheilen, ſondern prüfet zuvor und dann fället das Urtheil mit Liebe; und was ihr nicht wollet, das euch geſchehe, das thut auch keinem Andern.“ *Daſelbſt* cap. 20: „Ihr ſollet euch nicht im Unterſuchungs- und Urtheilungs-Geſchäft *übereilen*; auch werden wir gewarnt, *von Niemand Böſes früher zu glauben, als es bewieſen zu haben*, damit wir nie ein voreiliges Urtheil fällen, oder aufs Gerathewohl vermeſſen und läſſig beurtheilen, was wir gar nicht geprüft haben. Wir dürfen Keinen verurtheilen oder verdammen ohne wahre und gerechte Unterſuchung.“ *Daſelbſt* cap. 4: „*Wer einen .... Prieſter falſch bezüchtiget und es nicht beweiſen kann, den verurtheilen wir, daß er exkommunizirt ſei.*“ *Daſelbſt* caus. 11. quaest. 3. cap. 70: „Aeuſſerſt behutſam ſollen die Kirchenvorſteher und die öffentlichen Rechtſprecher ſein, daß ſie durchaus nicht von Leichtſinn oder durch ungeſtüme Vorurtheile hingeriſſen, vorſchnelle Urtheilſprüche fällen, ſondern man unterſuche und laſſe den Gegenſtand, den man nicht kennt, zur völligen Kunde reifen, und befrage das göttliche und menſchliche Geſetz; alsdann ſpreche man mit Entfernung aller Parteilichkeit den Schiedſpruch, ſo wie es daſelbſt begründet iſt.“

Instructio Clementis VIII. Autoritate Reg. Jud. adjecta de correctione libr. §. 2.: „Der das Zenſuramt übernommen hat, muß Alles mit Umſicht und Aufmerkſamkeit bemerken.“ §. 5. „Die Biſchöfe ſollen ſorgen, daß das Zenſuramt Männer verwalten, die im Rufe der Frömmigkeit und Gelehrtheit ſtehen, auf deren Glauben und Sitten ſie ſich verlaſſen können, daß ſie nichts aus Gunſt, nichts aus Haß thun, ſondern alle menſchliche Leidenſchaften abgelegt haben.“

Auch war ich nach den Zenſur- und Proſkriptions-Geſetzen des Papſtes Benedikt XIV in

deſſen oben erwähnter Bulle berechtigt, zu erwarten, daß, ehe Hochdieſelben meine Ueberſetzung des N. Teſtaments öffentlich anſchuldigten und verboten, Hochſie gegen mich folgende von Benedikt XIV l. c. gegebene kanoniſche Statuten beachten mußten, wo es heißt:

§. 9. „So oft von einem Buche eines katholiſchen Autors Erwähnung geſchieht, ſo ſoll auf die längſt bei Bücherverboten eingeführte Gewohnheit geſehen und die Klauſel beigefügt werden: *Bis es verbeſſert, bis es gereinigt iſt.* Iſt nun mit dieſer Klauſel das Verbot bedingt worden, ſo darf nicht gleich das Dekret publizirt werden, ſondern während mit dieſer Publikation noch gezögert wird, ſoll der Gegenſtand zuvor mit dem Autor ſelbſt oder mit einem Dritten von ihm dazu Bevollmächtigten behandelt, und dann ihm bedeutet werden, was auszuſtreichen, abzuändern oder zu verbeſſern ſei.“

Daſelbſt §. 10: „Wir haben in Erfahrung gebracht, daß *Viele darüber Klage führen*, daß Bücher gerichtet und verboten werden, ohne die Verfaſſer angehört und zur Vertheidigung ſie zugelaſſen zu haben .... Deshalb wir durchaus wünſchen müſſen, daß künftig darauf gehalten werden ſoll, daß, wenn die Streitſache einen katholiſchen Autor betrifft, man ihn, wenn er ſein Buch vertheidigen will, anhöre, oder einen aus den Räthen beſtimme, der amtspflichtig das Buch in Schutz und Vertheidigung nimmt.“ *Daſelbſt* §. 19. Reg. IV.: „Falls einige nicht deutliche Stellen dem Autor nicht aufgefallen wären, der ſonſt als Katholik einen unbeſcholtenen Ruf ſeiner Frömmigkeit und Lehre beſitzt, ſo ſcheint es von ſelbſt die Billigkeit zu fordern, daß jene Stellen, ſo viel möglich, günſtig ausgelegt und zum beſten Sinn gekehrt werden.“ *Daſelbſt* §. 20: „Dieſe und ähnliche Regeln, die leicht bei guten Schriftſtellern, die darüber geſchrieben, zu finden ſind, ſollen ſich die Zenſoren und Räthe allezeit wohl zu Gemüthe führen, um im Stande zu ſein, bei dieſem wichtigſten Zenſurgeſchäfte ihrem Gewiſſen, *dem guten Rufe der Autoren*, dem Heil der Kirche und dem Nutzen der Gläubigen ein Genüge zu leiſten.

Seine fürſtbiſchöfl. Gnaden, geſetzt als Wächter und Beobachter der Kirchengeſetze, haben — mit manchen andern Vikariaten zu Deuz, Aachen, Münſter, Augsburg, Bamberg u. ſ. w. — deſto *gröblicher* gegen die päpſtlichen Statuten ſich verſtoßen und Ihr Unrecht gegen die Kirche und mich offen an den Tag gelegt, und kennen deſto beſſer die geſetzten Strafen der Kontravenienten. Ich erwarte nun, daß Hochſie nachträglich die kirchlichen Geſetze erfüllen und mir nachweiſen obige vier punktirte Anſchuldigungen gegen meine Ueberſetzung des N. Teſtaments, und zwar mit hochgefälliger beſonderer Beachtung folgender vom Papſt Benedikt XIV l. c. erlaſſenen Regeln, wo es heißt: §. 15. Reg. 1. „Die Zenſoren ſollen ſichs geſagt ſein laſſen: *das* mache grad nicht ihre rechte auferlegte Amtspflicht und Mühe aus, nämlich *auf alle mögliche Weiſe es darauf anzulegen* und darauf zu beſtehen, daß ein zur Zenſur ihnen eingereichtes Buch *verboten* werde; vielmehr daß ſie ihren geſchäftigen Fleiß und ein ruhiges Gemüth *auf die Forſchung des Buches ſelbſt* verwenden, ihre treuen

Bemerkungen und wahren Gründe vorlegen, durch die man in Stand geſetzt wird, von dem Buche ein richtiges Urtheil zu fällen und zu unterſcheiden, ob es verdiene, verboten, oder verbeſſert, oder zugelaſſen zu werden.“ Daſelbſt §. 17. Reg. 3.: „Was die Verſchiedenheit der Meinungen und Urtheile betrifft, die wohl jedes Buch enthält, ſo ſollen die Zenſoren wiſſen, daß ihnen nur zukommt, zu zenſuriren, wenn ſie frei genug von allen Vorurtheilen ſind. Deshalb ſollen ſie jede vorgefaßte Meinung, die gewiſſen Nationen, Korporationen, Schulen, Inſtituten eigenthümlich ſind, fahren laſſen, alle Parteiſucht beſeitigen und nur einzig vor Augen haben ſolche Dogmen der Kirche und ſolche allgemeine Lehrſätze der Katholiken, die in den General-Konzilien-Beſchlüſſen, in den Konſtitutionen der Päpſte und in den Uebereinſtimmungen der orthodoxen Väter und Gelehrten begründet ſind; übrigens das wohl erwägen, daß es viele Meinungen gibt, die gewiſſen Schulen, Inſtituten oder Nationen gewiſſer als gewiß zu ſein ſcheinen; und nichtsdeſtoweniger ohne den mindeſten Glaubens- und Konfeſſions-Abbruch von andern ächtkatholiſchen Männern verworfen oder angefochten werden, und deren Gegenſatz vertheidiget wird, mit Vorwiſſen und mit Zulaſſung des apoſtoliſchen Stuhls, der jede ſolche Meinung in ihrem Wahrſcheinlichkeits-Grade beſtehen läßt.“ Daſelbſt §. 23.: „Deshalb ſei nachzuachten und kund allen denen, welche wider die Meinungen Anderer ſchreiben und ſich in Widerlegung einlaſſen, was eben ſo wichtig als weiſe von Innocenz XI vorgeſchrieben iſt, daß man bei Schriften, die dem Druck übergeben werden ſollen, ſich hüte vor aller Zenſur und Rüge und vor jedem Unglimpf wider ſolche Sätze, die unter Katholiken ſelbſt noch Streitſätze ſind, bis ſie zur Kunde des heil. Stuhls kommen und über dieſelbe entſchieden wird .... Es ſoll aber durchaus nicht geduldet werden, Privatmeinungen als beſtimmte und entſchiedene Kirchendogmen in Büchern aufzudringen und den Gegenſatz eines Irrthums zu beſchuldigen; dadurch nur Unruhen in der Kirche geweckt, Zwiſte unter Gelehrte theils ausgeſtreut, theils genährt, und ſehr oft dadurch nur die Bande chriſtlicher Liebe zerriſſen werden.“

Decret. lib. 5. Tit. I. cap. 24. de accusat. et inquisit.: „Es müſſen ihm diejenigen Hauptbeziehungen, die in Unterſuchung ſtehen, vorgelegt werden, damit er in Möglichkeit geſetzt werde, ſich zu vertheidigen.“ Instructio Clementis VIII de prohib. libr. §. 2.: „Was den Zenſoren beim Leſen rügenswerth auffällt, davon ſollen ſie mit Bezeichnung der Kapitel und der Seitenzahlen dem Biſchofe Anzeige machen.“ Daſelbſt de correctione lib. §. 2.: „Wer das Zenſuramt übernommen hat, der ſoll mit Umſicht und Aufmerkſamkeit Alles bezeichnen.“ §. 3. „Wenn etwas in den neuern Schriften der Katholiken zu verbeſſern vorkommt, und mit Wegnahme oder Zuſätzen einiger Stellen die Verbeſſerung geſchehen kann, ſo ſollen die Korrektoren dieſes zu thun Sorge tragen.“

Faſſen Seine fürſtbiſchöfl. Gnaden mich wohl. Es iſt hier nämlich gar nicht die Streitrede von der Zu- oder Unzuläſſigkeit des Bibelleſens der Laien, ſondern nur von

der Beweisführung Ihrer öffentlichen Anſchuldigung gegen meine Ueberſetzung des neuen Teſtaments.

Damit Hochdieſelben durch keine Nachdrücke meines Teſtaments irre geleitet werden, bin ich ſo frei, die jüngſte Originalausgabe deſſelben zur Beurtheilung gehorſamſt anzulegen, und erwarte auch etwa von frühern Originalausgaben die Nachweiſe der von Hochdenenſelben angegebenen Irrthümer in obiger qualifizirten vierpünktlichen Benennung.

Können Hochdieſelben mir über jene Punkte keine ſatisfaktoriſchen Nachweiſe geben, ſo verlange ich auf dem nämlichen hirtenbrieflichen Wege Ihre Widerrufung und den Beweis des Geſchehenen.

Ich erwarte binnen vier Wochen eine hochgefällige Antwort von Hochdenenſelben um ſo zuverläſſiger, als ich nach dieſer Zeitfriſt die verweigerte Antwort als eine Verachtung meines Rechtsgefühls anſehe, wobei mir dann der kanoniſche Rechtsſchritt übrig bleibt: Decret. pars 2. caus. XI. quaest. 3. cap. 45. „Wenn aber der Biſchof den Streit nicht ſchlichten will, ſo ſoll die Klagſache an das weltliche Gericht übergeben;“ und daſelbſt cap. 3.: „Wer nicht beweiſet, was er entgegnete, der ſoll ſelbſt die Strafe büßen, die er androhte;“ ſo wie auch das Recht und die Vertheidigungspflicht mir es erlauben, in literariſchen und politiſchen Zeitungen, die Hochdeſſen hirtenbriefliche Anſchuldigungen wider mich aufgenommen haben, dieſes mein Schreiben an Sie dann zu meiner öffentlichen Ehrenrettung einrücken zu laſſen. Es ſteht alſo bei Hochdenenſelben durch kanoniſch-pflichtige Nachweiſe ihres Urtheils dieſe Nothwehr mir unnöthig zu machen.

Genehmigen Sie übrigens meine ſchuldige Hochachtung, mit der ich mich zeichne als

Seiner hochfürſtl. Gnaden

Marburg in Heſſen den 23. Mai 1820.

gehorſamſter Diener

L. van Eß,

Profeſſor und katholiſcher Pfarrer.

Abſchrift eines Schreibens des biſchöflichen Kanzlers Joh. Joſ. Baal aus Chur an den Profeſſor van Eß in Marburg.

Da mein Fürſt dermals in biſchöflichen Verrichtungen von hier abweſend iſt und es noch etwas länger bleiben wird, habe ich geglaubt, Euer Hochwürden das Einlaufen Dero an Ihn gerichteten Zuſchrift indeſſen mit Gegenwärtigem melden zu ſollen. Unter welcher Anſicht Er ſelbe betrachten werde, iſt nicht an mir zu erwiedern. Nur erlaube ich mir hier die eigene Bemerkung, daß ich zweifeln muß, ob mein Fürſtbiſchof ſich berufen finden werde, mit Euer Hochwürden über Ihr Bibelweſen einzutreten, ſo wie Er bisher an ſelbem und an den günſtigen oder ungünſtigen Urtheilen darüber (auch von Ordinariaten, die Euer Hochw. nicht unbekannt ſein mögen) keinen Theil nahm.

Was Er that, war allein, daß Er aus obliegender Wachſamkeit und wohlbedächtlich an **einige** ſeiner Landoffizialen, da und wo unzuläſſige Bücher und mitunter auch — Ihre Namen tragende Bibelüberſetzungen bei der Ihm anvertrauten Heerde in Umlauf gebracht wurden, in einem Schreiben Warnungen erließ, — einen Akt, den Er ſeiner Hirtenpflicht ſchuldig zu ſein glaubte, und worüber Er Niemandem, als ſeinen hierarchiſchen Obern oder vor ſelben Rechenſchaft zu geben hat, wozu Er auch jederzeit und ohne Ausnahme bereit ſein wird, wie Euer Hochwürden ſich verſichern dürfen.

Indeſſen erſuche ich, dies nur als eine Erwiederung von mir anzuſehen, der die Ehre hat zu ſein

Euer Hochwürden

Chur den 13. Juni 1820. Johann Joſeph Baal,

biſchöflicher Kanzler.

Digitized by Google

I n h a l t.

Bruchſtücke aus Briefen über Spanien und die große Staatsveränderung dieſes Landes, geſchrieben im Sommer 1820. S. 389
Der franzöſiſche Klerus; Verhältniſſe mit Rom; Proviſorium; Jeſuiten und Miſſionarien — 421
Mannigfaltiges. Aus Deutſchland: Schreiben des Hrn. L. van Eß an den Hrn. Biſchof von Chur. — 430

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint monatlich ein Heft, jedesmal ſechs bis ſieben Bogen ſtark, nebſt einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang beſteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht beſonders erlaſſen werden, ſondern das Abonnement iſt für einen ganzen Jahrgang feſtgeſetzt; dafür iſt der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheiniſch, und in Norddeutſchland franko Leipzig 7 Rthlr. ſächſiſch. — Jede gute Buchhandlung in Deutſchland und in der Schweiz, ſo wie alle Poſtämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Beſtellungen darauf an; die Verſendungen der Hefte geſchehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und literariſche Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinſte Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreiſes dieſer Zeitſchrift. Beiträge für dieſelbe können unter der Adreſſe des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Poſt eingeſandt werden; in weiterer Entfernung können ſolche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an Herrn David Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Chriſtian Wilhelm Vogel mit einem beſondern Couvert verſehen und mit der Bemerkung: zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen, abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Verſendungen an mich abgehen, wo ſolche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Ueberlieferungen

zur

Geſchichte unſerer Zeit.

Jahrgang 1820.

Oktober - Heft.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Schreiben eines Amerika-Wanderers.

Stimmung in Frankreich. — Die Gauner. — Die Seefahrt. — Die groſse Bank. — Ankunft in Newyork. Reiſe nach Philadelphia. — Die Holländer im Sumpf. — Luxus in Philadelphia. — Warnung für Auswanderer. — Titelſucht. — Die Methodiſten. — Die Indianer. — Ob Südamerika zu Spanien zurückkehren werde.

Philadelphia, 26. Juni 1820.

— — Wie ich den 14. Juni vorigen Jahres bei Baſel über den Rhein ging, warf ich noch einen wehmüthigen Blick auf die deutſchen Fluren zurück. Helfe Gott dem, dem das Vaterland nicht mehr hilft, wenn ers auch noch ſo brav meint!

Ich kam zur Zollſtätte von **Burgfelden**. Die weltberühmten Douaniers, die edeln Kreaturen europäiſcher Verfeinerung, wollten mir den Waidſack öffnen, welchen ich auf dem Rücken trug. „He! — rief ich ärgerlich — was meint Ihr denn für Kontrebande, die ein alter Soldat haben kann, den ſein Schickſal nach Amerika treibt, weil die alte Welt für ihn kein Freudenplätzchen mehr hat? Oder iſt das treue, freie Herz Kontrebande?“ — Die Kerls ſahen mich an, wurden zur Stunde freundlich, und erſparten mir nicht nur das Auspacken meiner Habſeligkeiten, ſondern begleiteten mich auch bis zur zweiten Linie, und bezeugten dort, ich ſei viſitirt und habe nichts Konfiszirbares.

Es herrſcht unter den Franzoſen ein wunderbarer Ton; bei aller angeerbten Luſtigkeit eine reizbare Wehmuth. Die groſsen Herren in Paris, Ultra genannt, kennen das Volk nicht. Wehe, wenn ein Funke in dies ungeheure Pulvermagazin fällt! Man will vom Napoleon nichts mehr; aber man will die errungenen Freiheiten der Nation behalten, aus denen jetzt die zurückgekehrten Altadelichen ihr Neſt machen möchten. Man treibe es nicht zu weit. Ich weiſſage Sturm. Die Menſchheit läſst ſich nicht mehr mit Stolen die Augen verbinden und an pergamentnen Stammbäumen aufhängen. Meinethalben, wenns die Herren nicht einſehen, werden ſie es einſt beklagen. Als das israelitiſche Volk aus der Sklaverei Aegyptens hervorgehen wollte, verſtockte Jehova das Herz des Pharao.

Wie ich in die Gegend von den Altenſchwyler Reben kam, geſellten ſich zwei Männer zu mir, die mich zuerſt franzöſiſch, dann deutſch anredeten und fragten, wohin ich gehe. Ich hatte die Herren ſo genau nicht angeſchaut, ſondern froh, Jemanden auf der Straſse angetroffen zu haben, ſagte ich, nach Paris; ich ſei ein alter Soldat. — „Es iſt doch wunderlich,“ erwiederte Einer von ihnen, „daſs die alten Soldaten nirgends Ruhe haben und immer wieder fort müſſen. So eben kommen wir aus einem Dorfe. Dort ſitzt auch einer, der ſich ſo eben für einen

Konſkribirten hat anwerben laſſen und bei tauſend Franks in Gold dafür bekommen hat. Nun iſt der arme Schelm betrunken und ſpielt mit drei Nußſchalen und einem Kügelchen, aber nur um Napoleons und nichts anders. Aber in der Trunkenheit iſt er ſo ungeſchickt, daß, wenn man auch nur halbwegs Achtung gibt, man ihm leicht Alles abgewinnen könnte. Der Wirth hat ihm ſchon zehn abgewonnen.“ — Ich antwortete ganz kaltblütig, daß, wer mit einem ſolchen Menſchen ſpiele, nicht beſſer als ein Dieb wäre. Der Andere entgegnete, ich habe ganz recht, ſo zu denken; doch wenn er ihn träfe, würde er auch ſein Glück an ihm verſuchen; denn thue ers nicht, würde es ein Anderer thun.

Unterdeſſen waren wir am Fuß der Anhöhe mitten im Gehölz angekommen. Da begegnete uns der angebliche Rekrut, hin und her taumelnd. „Das iſt unſer Mann, jetzt muß er mit uns ſpielen!“ riefen meine Begleiter. Der Rekrut ließ ſich nicht lange bitten, ſetzte ſich links der Straße auf ein Bord, zog ſeine Nußſchalen und einige Goldſtücke, vielleicht falſche, hervor, und meiner Reiſegefährten Einer ließ ſich zu ihm nieder, um zu ſpielen, und gewann beſtändig. Der Andere ſtellte ſich immer ſo, daß ich zwiſchen Allen zu ſtehen kommen ſollte. Nun merkte ich bald an den drei Gaunergeſichtern, aus ihren Blicken unter ſich, ihren Mahnungen an mich, mit wem ichs zu thun habe. Mit Vorbedacht hatte ich mich immer einen Schritt rückwärts dem Stehenden gehalten und ſpielend meinen Knotenſtock umgekehrt. Darauf ſagte ich: „Ihr ſeid Spitzbuben alle zuſammen! der Erſte, der ſich regt, iſt auf der Stelle des Todes.“ Damit ging ich ruhigen Schritts davon. Wie ich nach einer Weile zurückſah, ſaßen und ſtanden ſie noch, wie zuvor, ſchienen ſich aber Vorwürfe zu machen.

Im Poſthauſe zu den drei Kronen erzählte ich mein Abentheuer dem Wirth. Er erwiederte, die drei Schelme ſeien ſchon lange ausgeſchrieben und allgemein unter dem Namen der Juden von Münſchweiler bekannt. Erſt vor acht Tagen hätten ſie einen Handwerksburſchen rein ausgeraubt und unlängſt hätte man in daſiger Gegend eine Perſon todt gefunden. Er wünſchte mir Glück und band mir auf die Seele, den ganzen Vorgang der Gendarmerie in **Altkirch** zu melden. — Ich thats auch. Man dankte mir da freundlich.

Die ganze Räubergeſchichte hatte mich ſo aufgehalten, daß ich erſt den 15. nach **Befort** kam; von da ohne merkwürdiges Ereigniß über **Veſoul**, **Langres**, **Bar ſur Aube**, **Troyes** u. ſ. w. nach **Paris**. Hin und wieder unterwegs glaubte ich noch Spuren von den Verwüſtungen des letzten Krieges an den Häuſern zu ſehen; gewiſſer aber bemerkte ich die unvernarbten Wunden des Nationalſtolzes aus den Geſprächen der Franzoſen.

In **Paris**, ohne Empfehlungen, ganz fremd, auch nicht Willens, eine Minute länger zu weilen, als nöthig, trat ich im Bureau des diligences ab. Unſchlüſſig, ob ich zu Fuß, oder mit der Poſt, Velocifere, Fiacre u. ſ. w. die Stadt verlaſſen ſollte, ſtand ich da: als ein dienſtbarer Geiſt, indem er auf meinen Waidſack deutete, meiner Verlegenheit ein Ende machte, indem er fragte, ob er? Ich nickte ein gefälliges Ja. Er ging voran, ich nach. Wir waren ſchon drei, vier Quartiere durchzogen, als es ihm erſt beifiel, mich zu fragen: wohin? — Meine Schluß

antwortete mit vieler Geiſtesgegenwart: „zu einem Reſtaurateur.“ — Da am Tiſche hörte ich, daß gleich in der Nachbarſchaft binnen einer Stunde eine Diligence nach Pontroſy, ſieben Stunden von Paris, fahre. Und wirklich, nach einer Stunde rollte ich für dreißig Sous zur Pforte St. Denys hinaus.

Ich war hinter Pontroſy eben ſo ſehr, wie vor Pontroſy, in meinen Gedanken verloren. Doch die Reihen der Fruchtbäume an beiden Seiten der Straße erinnerten mich bald, daß ich mich der Normandie, dem Vaterlande des bon cidre, nähere. Bei dieſer Ueberzeugung ſeufzte ich ein wehmüthiges Adieu la Champagne, und in der That waren im nächſten Dorfe ſchon alle Thüren mit „Bon cidre“ behangen.

Rouen zog mich ſo wenig, wie Paris, an. Was hatte ich an der großen Glocke im Butterthurm, was an dem Denkmal der Jungfrau von Orleans zu ſehen? Ich war ſchon todt für die alte Welt und wandelte geiſtig ſchon in der neuen. Ueber Honfleur kam ich den 26. in Havre an.

Der erſte Menſch, der mir hier begegnete, war der Matroſe, den wir einſt, unter Schweizernamen, von England mit uns nach Deutſchland genommen hatten. Er erkannte mich ſogleich, war vor Freuden auſſer ſich und erwies mir nun in Havre alle mögliche Gefälligkeiten. Herr Etienne Gautier, dem ich empfohlen war, behandelte mich nicht minder gütig. Nach Tiſche ſagte er mir, ich habe die Auswahl unter zwei Schiffen, der Stephanie und dem Faktor, beide aus Newyork. Obgleich die Fahrt auf der Stephanie theurer war, zog ich ſie doch vor, weil der Kapitän derſelben die Abreiſe früher, nämlich auf den 1. Auguſt, feſtgeſetzt hatte. Sie erfolgte aber wirklich erſt den 3. Alle Schiffshauptleute dieſer Art, ohne Ausnahme, haben die üble Gewohnheit, daß ſie den Abreiſetag immer früher, als ſie ihn im Sinne haben, angeben, beſonders die im Hafen einheimiſchen, weil dieſe die Matroſen nicht eher zu bezahlen haben, als am Tage der Abfahrt. Wir hatten übrigens das Glück, im Kapitän einen rechtſchaffenen Mann zu beſitzen. Das Schiff war eins der ſchönſten, ſo noch in Havre geweſen, und es macht regelmäßig die Reiſe von Newyork nach dieſem Hafen. Wir waren in allem nur ſechszehn Paſſagiers, ſieben in der Kajüte, die ſiebenhundert fünfzig Franken zahlten, und neun im Halbdeck, die dreihundert fünfzig Franken zahlten, aber auch nur eingeſalzenes Fleiſch und Zwieback, doch von guter Beſchaffenheit und zur Genüge, erhielten.

Faſt wäre es geſchehen, daß ich, ſtatt der neuen Welt, noch vor der Abreiſe, die andere Welt geſehen hätte. Ich wollte mich eines Abends am Meerbad erquicken. Die Flut war eben voll und fing an abzulaufen. Ich gab darauf nicht Acht und ſchwamm, froh wie ein Fiſch, immer weiter, bis ich endlich ein ängſtliches Geſchrei zu hören glaubte. Wie ich mich umkehrte, war es wirklich mein Matroſe, der mir gar ernſtlich und bittend und fluchend winkte, umzukehren. Ich merkte die Urſache erſt, als ich mich dem Ufer näherte. Denn ich hatte alle Mühe, die Fluth, die mir immer ſtärker entgegenſtrömte, zu durchbrechen. Ganz erſchöpft kam ich ans Land. Nun ſagten mir mehrere herbeigelaufene Leute, daß Tags zuvor, an der nämlichen

Stelle, zwei Soldaten ertrunken wären, und daß kein Jahr vergehe, in welchem hier nicht Badende, von der Fluth überraſcht, den Tod fänden.

Wir reiſeten den 3. Auguſt gegen Abend von *Havre* ab. Beim Ausfahren aus dem Hafen ſtießen wir auf den Grund; wurden aber ſogleich wieder flott, und in Zeit einer Stunde hatte uns der Lootsmann ſchon verlaſſen. Dank dem Himmel, der mich die Stephanie und nicht den Faktor wählen ließ. Denn der Faktor, welcher den 25. Aug. Havre verließ, ging nachher auf der *großen Bank* mit Mann und Maus zu Grunde.

Nun lebe wohl, alte Welt, wo die Völker brauſen und tief gähren, weil man ſie, die mächtige Ströme wurden, wie kleine Bäche oder Luſtkanäle eindämmen möchte. Wäre die Sache nicht zu groß und ſchauerlich, ich würde über die ſeltſamen Mißverſtändniſſe, die zwiſchen den Regierenden und Regierten obwalten, über die ſteife Hofſprache aus der alten Zeit und über den Gedankengang der Völker lachen können. In amerikaniſchen Blättern werde ich die Fortſetzung des europäiſchen Drama's leſen.

Widrige Winde hielten uns lange zurück, ehe wir in den großen Ozean gelangten. Es war der 10. Auguſts. An demſelben Tage fingen wir einen kleinen Haifiſch. In den folgenden Tagen umſchwammen uns oft viele tauſend Delphine. Auch Wallfiſche erblickten wir.

Jede Fahrt auf dem Meere iſt langweilig. Kein Wunder, daß man ſo neugierig da nach jedem Fiſche gafft, wie in einer kleinen Stadt aus dem Fenſter nach jedem Vorbeiwandelnden; oder daß man auf die Winde ſieht, von wannen ſie kommen, wohin ſie fahren. Von ihnen, wie den wahren Gottheiten des Meeres, nach denen man auf dem feſten Lande gar nicht fragt, hängt alles Heil der Fahrt ab. Ich wundere mich auch nicht mehr, daß die Seereiſenden uns in ihren Tagebüchern ſoviel mit Nordoſtnord und Südſüdweſt langeweilen, woran ſie ihrer Zeit viel Intereſſe gefunden haben mögen.

Vom 19. Abends um 9 Uhr fing die See an hoch zu gehen. Um Mitternacht hatten wir einen Sturm in aller Form, der bis zum 21. Mittags in aller Stärke dauerte. Man lieſet von ſolchen Stürmen lieber, als man ſie erlebt; ich mag aber die alten Bilder nicht wieder erneuern. Den 28. kamen wir zur *großen Bank*, auf der, wie ich geſagt habe, bald nach uns der *Faktor* ſcheiterte. Tags zuvor hatten wir einen Stockfiſchfänger geſprochen, der von da nach Havre zurückkehrte.

Obgleich die Bank wenigſtens vierzig Klafter unter dem Waſſer liegt, ändert das Meer doch ſeine Farbe ganz und ſcheint viel trüber zu ſein. Natürlich, die Bank iſt eine unterſeeiſche Gebirgsebene von Schlamm und Sand, über darunter liegenden Felſen ausgebreitet, wogegen die tiefern Strömungen des Waſſers anfahren und immerdar die kühlen Wellen des Abgrundes zur Höhe herauftreiben. Es iſt kalt hier. Ein dicker, ewiger Nebel deckt Alles. Schon von weitem verkünden ganze Schaaren von Seevögeln dieſe Bank. Alle Schiffe, die ſie paſſiren, läuten von Zeit zu Zeit die Glocken, um nicht im Nebel auf andere Schiffe zu ſtoßen oder von ihnen zerſtoßen zu werden. Denn während acht Monaten im Jahre wimmelt es hier, des

Stockfiſchfanges wegen, von Schiffen; und zuweilen war der Nebel in der That ſo dick, daß ich vom großen Maſt hinweg weder das Vorder- noch Hintertheil unſers eigenen Fahrzeugs deutlich erkennen konnte. Wir kamen wohlbehalten durch, aber am 8. Sept. Morgens, da wir uns bei regneriſchem Nebelwetter auf der Georgsbank befanden, wären wir beinahe auf ein uns entgegenfahrendes Schiff gerannt.

Hier und in Amerika überhaupt bringen in der Regel die Südwinde immer ſchönes, die Nordwinde ſchlechtes Wetter; alſo ganz das Gegentheil von dem, wie es bei uns zu Lande iſt. Denn mit dem 9. hatten wir bei Südwind wieder heitern Himmel, trockne Luft. Bei uns zu Lande kommt der Südwind über das Meer, in Amerika über das Land; und damit löſet ſich das Räthſel.

Wir ſahen am 13. Morgens endlich das gelobte Land.

Wir fuhren 6 Uhr Abends bei den drei Leuchtthürmen von Newyork vorbei, Nachts 11 Uhr vor der Stadt vor Anker. Die erſten Perſonen, die noch den nämlichen Abend zu uns kamen, waren Zeitungsſchreiber. Sie kamen, um zu erfahren, was es Neues gäbe. Wir hingegen empfingen von ihnen, als erſte Botſchaft aus dem gelobten Lande, die Nachricht, daß in der Stadt Newyork das *gelbe Fieber* herrſche. Ein böſer Erſtling!

Dennoch erwarteten wir mit Ungeduld den Morgen. Schon das früheſte Grauen des anbrechenden Tages fand mich auf dem Verdeck, und was mir zuerſt in die Augen fiel, war gerade ein Dampfboot, und zwar eins der ſchönſten von Amerika, das vor mir vorbeirauſchte.

Beim Ausſchiffen ans Land erfuhr ich die zweite Unbehaglichkeit. Das gelbe Fieber ſchreckte uns nicht. Da ich der einzige von den Paſſagieren war, der Engliſch ſprach, ſo baten mich die andern, ein gutes Koſthaus auszuſuchen; ſie gelobten mir, indeſſen meine Sachen zu bewachen, hielten aber übel Wort. Kaum hatte ich den Rücken gekehrt, ſo übermannte ſie Alle die Neugier, ans Land zu gehen und die Stadt zu beſichtigen. Während ihrer Abweſenheit kam ein ſchurkiſcher Neger, den wir auf dem Schiffe gehabt hatten, vor dem ich immer die Andern gewarnt, und der ſchon Gepäck einiger andern Paſſagiers in die Stadt getragen; ſagte zum Steuermann: ich laſſe ihn freundlich grüßen und meine Habſeligkeiten fordern. Der gute Steuermann hatte keinen Argwohn. Der Neger verſchwand mit meiner Matratze, mit Kiſſen, Bettdecke und allerlei Kleidungsſtücken. Uebler Empfang beim Eintritt in den Hafen des Glücks!

Unſer Koſthaus nahmen wir in der Spruce-Street bei einem Deutſchen, Namens Martin Ulmer, der ſich ſeit drei Jahren in Newyork aufhält und ſich ſchon ſo ziemlich entdeutſcht und ſo ziemlich veramerikanert hat. Für die Woche forderte er 3½ Dollar Koſtgeld, hingegen für ein paar Tage 5 Dollar. Dafür hatte man Wohnung und à l'américaine drei Mahlzeiten im Tage.

Ich mag Newyork nicht beſchreiben; Andere haben es zum Ueberfluß gethan. Es ſah jetzt ganz leer aus. Die reichern Einwohner waren aufs Land hinaus geflüchtet. Ging ich heute

durch eine Straße, wo noch Alles Thätigkeit und Leben war, ſah ich Morgens alle Thüren verſchloſſen und keine Seele auf den Gaſſen. Die Furcht des Uebels war weit größer noch, als das Uebel.

Viele Europäer kommen mit dem Wahne nach Amerika, hier die Leute noch etwas Neues zu lehren. Als ich aber ihre Dampfboote geſehen, und folgenden Tags auf dem Rathhauſe ihre Advokaten hatte ſachwalten hören, und — genug, wie ich hier die Kunſt und Kenntniß der großen europäiſchen Städte und alle Laſter derſelben wiederfand, dachte ich: Europäer, was habt ihr noch hieher zu verpflanzen?

Ich hatte auf der Ueberfahrt die Bekanntſchaft eines würdigen Mannes gemacht, eines ehemaligen Hauptmannes von der Garde zu Pferde und Adjoint beim Generalſtab des Kaiſers. Sein wackerer und geiſtvoller Vater war, als Generallieutenant, in der Schlacht von Eylau gefallen. Sein Name iſt Coulomb. Weil ich auch ehemals Offizier geweſen, fanden wir uns ſchnell zuſammen. Politiſcher Meinungen willen hatte er ſein Vaterland verlaſſen. Er lud mich ein, künftiges Jahr mit ihm an den Ohio zu gehen; den Winter wollte er in Konnektikut und ich in Philadelphia zubringen. Wir ſchieden, wie Freunde und Männer, die ſich achten, ſcheiden.

Ich reiſete nach Philadelphia. Da die Stadt beinahe ganz mit Waſſer umgeben iſt, ließ ich mich in einem Dampfboote überſetzen. Ich kam in eine wüſte, ſumpfige Gegend, wo einzelne Häuſer ganz im Waſſer ſtanden. Bei einigen, ſah ich, war man gezwungen, auf Brettern zum Backofen zu fahren. Die Bewohner dieſes traurigen Froſchparadieſes ſind — Holländer. Alſo mußten ſie bei ſiebenzehnhundert Stunden übers Meer herüber kommen, um ſich gerade wieder, wie zu Hauſe, in Moräſten anzuniſten. O ſüße Macht der Gewohnheit!

Der Weg von Newyork bis Philadelphia iſt mannigfaltig genug in ſeinen Umgebungen; doch erinnert er auch oft jetzt noch an die Neuheit dieſer Welt, wiewohl jedoch die alte, rückſichtlich der Straßen, nicht immer den Vorzug hat. Beſonders für Fußgänger iſts von Newyork bis Newbrunswik höchſt beſchwerlich; aber auch hier zu Lande gar nicht Brauch, Fußreiſen zu machen. Das Land iſt theils ſumpfig, und die Straße hindurch beſteht aus einem ewiglangen, beſchwerlichen Prügeldamm; theils in vielen Gegenden wenig angebaut, und man reiſet lange, ohne eine menſchliche Wohnung zu erblicken. Als ich durch Trenton kam, mahnte mich der Name des Städtchens an den klaſſiſchen Boden, wo einſt Waſhington die Heſſen, welche man nach Amerika wie Schlachtvieh zum Krieg verkauft hatte, geſchlagen und aufgerieben hatte. Mehr aber, als dieſe große, für einen armen Deutſchen jedoch nicht ergötzliche Erinnerung, ſprach mich eine Erſcheinung, für mich neuer Art, am Delawareſtrom an. Noch vor zwanzig Jahren ging über dieſen breiten Fluß eine elende Fähre; und nun hängt darüber eine herrliche, bequeme Brücke, ganz in eiſernen Ketten. Dieſe Verbeſſerung hat auf Anbau und Verſchönerung der umliegenden Landſchaft bedeutende Einwirkung. Briſtol, noch vor Kurzem ein Dorf, gleicht jetzt einem ſtädtiſchen Flecken, einem der ſchönſten,

die ich je geſehen habe, nicht ſowohl einzig wegen der Bauart der Häuſer, ſondern wegen ſeiner Lage.

Ich machte mir von Philadelphia aus Gelegenheit, unſern Freund und Landsmann Oberſt M... zu beſuchen. Ich mußte den Delaware wieder paſſiren und hatte ungefähr zwölf Stunden weit. Spät Abends kam ich an. Wie ich ins Zimmer trat, ſaß Alles traulich um den Tiſch. Es war ſchon ziemlich dunkel. Man erkannte mich nicht, bis ich meine Stimme hören ließ. Da ſprang Alles fröhlich auf. Man empfing mich mit deutſcher Herzlichkeit und nun gab es ein Fragens.

Auch dieſer brave Mann hat zum Theil, wie faſt jeder Ankömmling, ſein Lehrgeld in der neuen Welt zahlen müſſen. Wären die Zeiten beſſer, wäre mehr Verdienſt im Lande, ſo hätte er an ſeinen weitläuftigen Gütern einen guten Kauf gethan. Allein die Zeiten ſind, wie geſagt, nicht vortheilhaft. Nur in der Zeit meines Aufenthalts ſchlugen die Taglöhne um einen Viertelsdollar ab. Die auſſerordentliche Dürre und Hitze des vorigen Jahres hatte in derſelben Gegend alle Aernten ſo vernichtet, daß unſer Freund kaum das volle Maas ſeines ausgeworfenen Samens wieder erhielt. Die Waldung allein auf dem Gute des Oberſten war die ganze Kaufſumme werth; jetzt hat, wegen Geldmangels, über die Hälfte des Holzes zuſammengeſchlagen werden müſſen.

Zum Lehrgeld gehört wahrſcheinlich auch noch die Akklimatiſirung der Menſchen. Denn die Witterung leidet hier gewaltige Umſchwünge. Am 28. Febr. (1820) hatten wir eine Hitze von 29 Grad Reaumur und zwei Tage hernach Schnee.

Man hat über die Nordamerikaner die allerwiderſprechendſten Urtheile gefällt. Es nimmt mich nicht Wunder. Vieles hing von Denkart, Laune und Schickſal der Beobachter ab. Aber wären dieſe auch alle die ehrlichſten Philoſophen geweſen, ſo würden ihre Urtheile ſich dennoch haben durchkreuzen müſſen, ſobald ſie ihre in einem Theil der vereinigten Freiſtaaten gemachten Erfahrungen zum Maasſtab des Ganzen machten.

Bunt durcheinander, in den verſchiedenartigſten Landſchaften und Klimaten, wohnen hier Anſiedler in Urwildniſſen, die noch mit der fremden Natur des Bodens und Himmels ums Leben ringen müſſen, und wieder Sybariten, in Ueppigkeit aufgelöſet, wie man ſie nur irgend in London, Paris, Petersburg, Wien und Berlin zu Hauſe findet. Man begegnet hier der Rohheit und Einfalt der Urwelt, der läſtigen Neugier und gutherzigen Gaſtfreundſchaft einſiedleriſcher Familien und der Mattherzigkeit überſättigter Weichlinge. Es iſt ein Zuſammenwurf von Eingebornen und alten und neuen Ankömmlingen aus allerlei Reichen Europa's, die mit den verſchiedenſten Zwecken, den verſchiedenſten Intereſſen, Sprachen, Religionen, Nationalkaraktern, Nationalvorurtheilen und Bildungsgraden beiſammenwohnen, und nur durch das einzige, aber mächtige und ſchöne Band bürgerlicher, ſtaatsthümlicher und religiöſer Freiheit zuſammengehalten ſind.

Die größern Städte, beſonders längs der Küſte, mögen ſich rückſichtlich des moraliſchen Grundtons ihrer Bewohner ziemlich gleichen. Da iſt Handelsgewinn der Hebel von Allem, und wie nur zu gewöhnlich in allen handelnden und krämernden Städten, muß Kunſt und Wiſſenſchaft, Beredſamkeit und Schwert, Alles dem herrſchenden Abgott nachſtehen und ihm dienen. Es gibt Ausnahmen, tauſend Ausnahmen, wie überall; aber man lieſet faſt jedem Geſicht bei jeder neuen Erſcheinung im Leben, bei jedem Vorſchlag, jedem Plan, jedem Lob die Frage ab: „Und was bringts ein?“

In Philadelphia wenigſtens iſt ſolcher Sinn der Sinn der Menge. Man will gewinnen, um zu genieſſen, und um beides zu können, muß man die Kunſt verſtehen, Andere zu täuſchen. Daher iſt Alles auf das Scheinen berechnet. Undankbareres Geſindel habe ich nicht leicht im gemeinen Haufen beiſammen gefunden, und nirgends mehr Hinterliſt, Verſchmitztheit und Induſtrieritterei. Was Wunder? Der ganzen Welt Abſchaum fließt hier zuſammen, und leider unſre Deutſchen ſind nicht die beſten darunter. Ich für meinen Theil will lieber mit Stock-Amerikanern zu thun haben, als mit ihnen. Dabei geht in dieſem verdorbenen Treiben das Glücksrad ſchnell um. Die Menge der Bankerotte und Verſteigerungen von Habſchaften derer, die ihre Zahlungen einſtellen, ſind faſt nicht zu zählen. Immer ſind die Zeitungen voll davon, von Stadt und Land, gleichviel. Uebrigens begünſtigen die Geſetze die Bankerotte, ſcheint mirs, viel zu ſehr, und wohl nicht die Hälfte der letztern mögen die ehrlichſten ſein.

Auf dem Lande aber, etwas entfernt von den Seeſtädten und Hauptſtraßen, ſind die Leute wahrhaft gut, aufrichtig, dienſtfertig. Da weiß man weder von Diebſtählen, noch ſichernden Gegenmitteln. Ich glaube, in dem ganzen Orte, wo das Landgut des Oberſt M.... liegt, ſind keine drei Thürſchlöſſer zu finden.

Unſtreitig war Amerika einſt, auch wohl noch vor wenigen Jahren, Jedem, welchen Gewerbes er auch war, anzuempfehlen. Er konnte darauf rechnen, ſeinen Unterhalt auf eine oder die andere Weiſe zu gewinnen. Nun iſts nicht mehr ſo. Die Städte ſind erwachſen; drinnen herrſcht Wohlleben und Theurung; drauſſen, weit hinaus, ſind die Ländereien koſtbar, wie in Europa. Für Handwerker iſt hier noch minder Troſt, als in der alten Welt. Man hat ſie zum Ueberfluß, in jeder Art, und weil ſie ſich durch ihre große Zahl gegenſeitig drängen, ſteigern ſie ihre Kunſt durch immer neue Vortheile und Erfindungen empor und arbeiten vortrefflich. Ich habe zum Beiſpiel nie zierlichere Nägel aller Gattung geſehen, als in einer Nagelfabrik, die ich mit dem Oberſt M.... beſuchte. Sie ward durch Waſſer getrieben, hatte ſechszehn Stühle, bei jedem Stuhl nur einen Mann. Wir zählten mehrmals nach, wie viel Nägel in einer Minute von dieſem Werke geliefert wurden. Immer war das gleiche Ergebniß; immer gab es in ſechszig Minuten viertauſend. Ueberhaupt iſt hier Alles auf Geſchwindigkeit und Vereinfachung der Arbeit abgeſehen. Daher der Ueberfluß der Taglöhner, die in Hungersnoth gerathen, während ſie noch vor Kurzem geſucht waren.

Darum möchte ich in dieſen Zeiten auch meinem Todfeind nicht rathen, Europa mit eiteln

Träumen zu verlaſſen und hieher zu kommen, um ſein Glück zu ſuchen. Es fehlt in dieſer nietenvollen Lotterie faſt an allen Treffern, weil ſie ſchon gewonnen ſind. Bauern, wenn ſie Geld genug mitbringen, ſich tief im Innerſten des Landes ein Stück Wildniß anzukaufen, um es urbar zu machen und von den Produkten ihr armes Leben, fern von Kirchen, Schulen und der menſchlichen Geſellſchaft, wie neue Robinſone zuzubringen, mögen wohl noch am beſten fahren. Ich habe noch keinen einzigen von allen ſeit drei oder vier Jahren hier angekommenen Deutſchen oder Schweizern geſehen, wie viel oder wie wenig er Geld mitgebracht hatte, welcher nicht ſeufzte. Keiner iſt vorwärts, die Meiſten ſind weiter rückwärts gekommen, als ſie daheim geweſen waren. Ich fand in Philadelphia zu meinem größten Erſtaunen einen mir bekannten Handwerker aus einem Städtchen unſers europäiſchen Geburtslandes, und der mußte Steine auf der Straße zerſchlagen, weil ſeine Profeſſion hier nichts taugt.

Vor ungefähr zwanzig Jahren war Philadelphia eine ſchöne Stadt, deren Bevölkerung etwa ſiebenzigtauſend Seelen betrug; jetzt iſt ſie die ſchönſte und größeſte der vereinigten Staaten, mit etwa hundert und vierzigtauſend Seelen. Ihre Menſchenzahl hat ſich alſo verdoppelt, trotz der vielbeklagten klimatiſchen Ungeſundheit und ſchlechten Medizinal-Polizei. Hier herrſcht der Luxus europäiſcher Fürſtenſitze; wenigſtens iſt der Glanz von Auſſen blendend. Doch kommt mirs vor, es iſt nicht Alles golden, ſondern viel Vergoldung. Es iſt auf der Straße ſchwer, eine Vieh- oder Stubenmagd von einer reichen Kaufmannsfrau zu unterſcheiden. Nichts war mir drolliger, oder ärgerlicher, als die Verwandlung unſrer Schwabenmädchen, die erſt in ihrer Bauerntracht vom Schiff ans Land getreten ſind, und bald darauf als zierliche Lady's mit feinen Strohhüten und Shawls in den Straßen umherziehen.

Noch Eins verdroß mich in Philadelphia anfangs. Obgleich im Lande der Freiheit und Gleichheit, herrſcht hier doch die alberne Titelſucht ſo gewaltig, wie irgendwo in Deutſchland. Jeder Apotheker, Pfarrer, Schulmeiſter will Doktor heißen. Ich ſah ſolche Doktoren der ABC-Kunde, deren Wiſſenſchaft vornämlich darin beſtand, etwa vier, fünf Kindern in einer ſtall-ähnlichen Stube mit der Ruthe den Hintern zu zerklopfen und ſich dafür monatlich einen halben Thaler zahlen zu laſſen. Solcher Schulſtall nimmt wohl auch den ſtandesmäßigen Titel Akademie an; wenigſtens hängt das Wort mit großen güldenen Buchſtaben am Schilde da, faſt größer, als das Häuschen ſelbſt.

Unter den verſchiedenen Glaubensſekten zog mich keine hier im Anfang ſo ſehr an, als die der Methodiſten. Ich war ihr, die ich nur vom Hörenſagen und aus Büchern kannte, wegen ihrer Sonderbarkeit gar gewogen. Allein ich bekehrte mich bald, wie immer, wenn man berühmte Leute in der Nähe ſieht.

Ihr Gottesdienſt, der gewöhnlich erſt ſieben Uhr Abends beginnt, pflegt mit wahrhaft ſchöner Muſik eröffnet zu werden. Die Muſik iſt jedoch mehr heiter, als majeſtätiſch-ernſt oder düſter. Am Schluß derſelben ein Gebet. Dann ſteigt ein Prediger, oder nach Belieben ein Anderer,

auf die Kanzel. Der Rede Anheben iſt ſehr mild und mäßig. Bald wird aber der Ton lauter, die Worte flieſſen ſchneller, die Geberden ſind lebendiger. Das Kanzelbret duldet von den Händen viel; die Stimme wird bei wachſender Begeiſterung durchſchneidender, endlich heiſerer. Dann gehts an. — Erſt vernimmt man von einem Winkel, dann vom andern her unterdrückte Seufzer. Das Seufzen wird allgemeiner, lauter; dem Fremdling faſt bange bei dieſem Jammer. Jetzt ſteht da Einer auf, dort Einer. Sie fangen an hin und her zu rennen, wie unwirſch; kurz, was am Ende rennen kann, rennt und ſchreit und jammert: „O wir armen Sünder!“ Dies dauert bis 11 Uhr; die Lichter brennen dunkler, löſchen aus. Der Gottesdienſt iſt zu Ende. Ich weiß nicht, welcher Dienſt dann beginnt. Man ſpricht aber doch von dieſen frommen Brüdern und Schweſtern hie und da gar nicht gut. In der That ſtand noch kürzlich ein Mädchen von dieſer Sekte, wegen Schwangerſchaft, vor dem Richter. Sie ſollte des Kindes Vater nennen; aber ſie läugnete, ihn zu kennen; denn das Unglück ſei in der Kirche geſchehen.

Betritt man hier zuerſt das feſte Land, ſo kann man faſt nicht glauben, in einem fremden Welttheil zu ſein. Man denkt ſich in Europa Vieles anders, bildet ſich ein, in eine ganz neue Natur einzutreten, und findet beim erſten Aufſchauen nichts Fremdes; Bäume, Sträucher, Kräuter, Thiere, die man alle ſchon von der Heimath her kennt, Menſchen und Kleidertrachten, wie in der alten Welt. Aber bald begegnen uns nach und nach die Eigenthümlichkeiten Amerika's. Man ſieht die fliegenden Eichhörnchen, die leuchtenden Mücken, die Singvögel mit ſchönerm Gefieder, den Kolibri, den ſcharlachrothen Kardinal, der aber nur im Winter hieher kommt, von der Größe einer Amſel iſt, ziemlich gut ſingt und einige Jahre lang im Käficht aushält, die ſchönen Spechtarten u. ſ. w. Ich will fleißig ſammeln. Am meiſten wird hier der Spottvogel (turdus polyglottus) geſchätzt, der zwar für ſich keinen Geſang hat, aber die Töne aller Dinge, die er vernimmt, Hunde, Katzen, Schweine, Kinder u. ſ. w., nachahmt. Auf dem Lande koſtet er nicht viel; in der Stadt aber wird ein guter oft mit dreißig Dollars bezahlt, denn es gibt unter dieſen Spottvögeln auch Virtuoſen. — Klapperſchlangen ſind leicht zu erhalten. Für einen oder zwei Dollars bringt ſie der Indianer aus dem Innern des Landes. Sie halten ſich aber im Gefängniß nur ein Jahr hindurch. Man muß ſie deswegen im Frühling nach der Häutung fangen.

Indianer kommen nach Philadelphia öfters, doch nie in großer Zahl. Ich habe deren einige geſehen und mich mit ihnen eingelaſſen. Beſonders ihre Geſchicklichkeit im Bogenſchieſſen habe ich bewundert. Auf dreißig Schritte fehlen ſie ſelten eine kleine Silbermünze von der Größe eines Kreuzers. Ich erinnere mich geleſen zu haben, daß ſie Alle etwas Wildes in ihren Augen haben ſollen. Das iſt, ſo viel ich der Indianer geſehen, nicht wahr. Im Gegentheil fand ich in ihren Geſichtszügen und Blicken viel Sanftes und Gutmüthiges. Sie ſind, wie alle Naturmenſchen, ſehr reizbar und auffahrend, aber gleich wieder gut. Gibt es Verdorbene unter ihnen, ſo ſind ſie durch die Europäer erſt verderbt. Hat der Indianer einmal ſein Wort gegeben,

nimmt ers gewiß nicht wieder zurück. Offen und ehrlich iſt er immer. Hier eine Anekdote, welche ſie ſehr gut zeichnet.

Ein Bauer im Innern des Landes hatte von ſeinem Wagen ein Fäßchen mit Rum verloren, und war deswegen zurückgegangen, um es zu ſuchen. Er begegnete einem Indianer und fragte ihn, ob er nicht das Fäßchen etwa gefunden habe. — „Narr,“ antwortete der Indianer, „wie fragſt du? Hätte ichs gefunden, ſo würdeſt du es auf der einen Seite der Straße leer, und mich auf der andern voll liegen ſehen!“

Man nimmt hier an den Völkergährungen der alten Welt denjenigen Antheil, welchen der große und traurige Gegenſtand überhaupt wohlwollenden und vernünftigen Männern einflößen muß; aber betrachtet die ganze Verkettung von Unruhen als nothwendige Wirkungen des Mißverhältniſſes der europäiſchen Ziviliſation mit den alten Inſtitutionen, bei denen ſich nur eine kleine Zahl von Menſchen im Volk wohlbefindet, die durch Geburt und Zufall das große Loos gezogen haben. Der Freiheitskrieg von Südamerika erregt weit größere Theilnahme, als aller Lärmen in Europa.

Dieſe Theilnahme hat aber ihren Grund nicht ſo ſehr im Gefallen an ſtürmiſchen Freiheitsideen, oder in philoſophiſch-politiſch-poetiſchen Schwärmereien, welche die ganze Welt revolutionirt und republikaniſirt wiſſen möchten, als vielmehr in ſehr nüchternen Berechnungen des Vortheils, welchen die vereinigten Staaten von Nordamerika aus der Unabhängigkeit Südamerika's ziehen. Denn einerſeits iſt der vormals geſperrte Handel dadurch frei und wirklich gegenwärtig in den Händen der Nordamerikaner und Engländer; anderſeits gewinnen die vereinigten Staaten durch das Entſtehen der Freiſtaaten auf der ſüdlichen Hälfte des Welttheils natürliche Bundesgenoſſen, die ihnen früh oder ſpät in Zerwürfniſſen mit Europa, das iſt, mit England und Spanien, nützlich werden können. In Europa ſahen ſie bisher nur Frankreich allein als ihren beſten Alliirten an. Dies Reich aber iſt jetzt, als Seemacht, ſo tief geſunken, daß es in den nächſten Jahrzehenden ſich ſchwerlich zu Gunſten Nordamerika's thätig gegen die britiſche Uebermacht ausſprechen kann.

Man iſt übrigens allgemein der Meinung, daß Südamerika nie wieder, weder gezwungen, noch freiwillig, unter die Herrſchaft von Spanien zurückkehren werde. Ich will hier die Meinung eines ſehr achtungswerthen Mitgliedes des Kongreſſes anführen, der in der Verhandlung des Gegenſtandes bei weitem das Gründlichſte ſagte, was mir darüber bekannt geworden iſt.

Die Südamerikaner werden frei bleiben, ſagte er, weil ſie durchaus kein Intereſſe haben, ſich einem durchs Weltmeer von ihnen getrennten Throne zu unterwerfen; ja ihr Intereſſe iſt dem ganz entgegen, und daher wird man ſie auch nicht durch Gewalt wieder unterjochen können. Dort iſt jetzt derſelbe Fall, wie ehemals bei uns hier; nur mit dem Unterſchiede, daß Spanien ärmer an Geld, Menſchen und Schiffen iſt, als England ehemals gegen uns war, da es ſeine Kolonien wieder erobern wollte. Um ſo leichter wird ſich Südamerika behaupten, auch bei

geringern Mitteln. Denn jede europäiſche Macht, welche einen amerikaniſchen Staat angreifen will, hat dazu einen Kraftaufwand nöthig, der doppelt ſo groß ſein muß, als der Aufwand des angegriffenen Theils. Es ſind unermeßliche Rüſtungen zur See nöthig; die Fahrt allein über das Meer macht ungeheure Koſten und unſicheres Spiel; anderes Klima, andere Lebensmittel erſchüttern die Kraft jeder europäiſchen Landungsarmee; jede Niederlage, jeder Verluſt iſt aus der Ferne her nicht ſo leicht zu vergüten, wie bei einem europäiſchen Land- oder Seekriege. Von Spaniens Macht iſt daher wenig zu fürchten.

Man könnte glauben, daß Noth und Elend und Verwüſtung des Landes durch langen Krieg endlich das Volk ermüden und zu einem Frieden und zu einer Unterwerfung unter vortheilhaften Bedingungen geneigt machen möchte. Ich glaube auch, daß dies in den erſten Jahren der Inſurrektion möglich geweſen wäre. Damals war das Volk noch an Bequemlichkeit und Gemächlichkeit gewöhnt und hatte mehr oder weniger Wohlſtand zu verlieren; war noch furchtſam, waffenſcheu, in ererbter Ehrfurcht vor ſpaniſchen Magiſtraten. Das Alles iſt hin. Man zittert nicht mehr vor Verluſten, man kann nur gewinnen. Frankreich wäre unerobertlich geblieben, wenn es nicht nach den unterdrückten Revolutionsgräueln in ſeinem Innern durch die ungeheuern Siege Napoleons plötzlich wieder zu innerm Friedem, zu vieljähriger, ruhmvoller Ruhe und Sicherheit, zur Induſtrie und zum Wohlſtand zurückgekehrt wäre; wenn die Generale, die Marſchälle nicht im Beſitz ungeheurer Reichthümer geweſen wären, ſo daß die Nation bei einer Invaſion der Alliirten mehr zu verlieren, als durch Beibehaltung der Bonapartiſchen Dynaſtie zu gewinnen hatte. Daher ließ ſie ſich die Rückkehr der Bourbonen gefallen, und wird ſie ſich gefallen laſſen, ſo lange dieſe nicht der ganzen Denkart und Natur des Volks und dem freien Stande deſſelben von Neuem den Krieg erklären.

In Südamerika iſt davon jetzt keine Rede. Die Völkerſchaften ſind ſeit zehn Jahren kriegeriſch geworden. Die ſpaniſchen Truppen haben in dieſem Kriege den Namen der Altſpanier ſo verabſcheut gemacht, wie es irgend möglich iſt. Man mußte keinen Morillo herſchicken, der alle Gräuel erneuerte, die man je von dem Pizarro und Cortez des Alterthums kannte. Mit ſolcher Tücke, mit ſolcher viehiſchen Grauſamkeit haben die Engländer bei uns nie gewirthſchaftet. Es iſt daher Treu und Glauben untergegangen; die Erbitterung zu gewaltſam, als daß an Verſöhnung und Unterwerfung zu denken wäre. Es gehört kein gemeines Genie dazu, gährende oder empörte Völker zu beruhigen. Milde wird leicht als Schwäche verſpottet, und Strenge vermehrt die Wuth der Menſchen. Eine aufgährende Nation iſt einem Trunkenen oder Fieberkranken gleich. Es iſt vergebens, mit ihr die Sprache von Recht und Pflicht zu reden, und vergebens, den Wüthenden ſchrecken zu wollen. Man muß in ſeine Vorſtellungen eintreten, um ihn zu gewinnen und zu beſänftigen. Der Herrſcher, um eine Revolution unſchädlich zu machen, muß ſich ſelbſt an die Spitze der Revolution ſtellen, ſo behält er ſie in ſeiner Gewalt; ihr nicht gegenüber, ſonſt wird er überwältigt von ihr. Denn er iſt nur Einer, und ohne das von ihm abgefallene Volk nichts, als Einer von Millionen, den man zertritt.

Behält er die Nation, auch im Taumel der Trunkenheit, ſo iſt er der Stärkere durch ſie. Denn er hat gegen die ungeheure Maſſe von Köpfen und Meinungen, die ſich ſelbſt im Widerſpruch lahmen, die Einheit ſeines Willens voraus, und dies iſt ein großes Gegengewicht. Noch nie hat ein Potentat, der ſich im rechten Augenblicke an die Spitze der Revolution ſtellte, dabei verloren; er hat immer an Kraft und Größe gewonnen; denn er iſt ja doch nur durch ſeine Nation groß und ſtark. Nur die Partei der Privilegirten büßte dabei ein, und daher iſt es das Intereſſe von dieſen, den König an ihre Spitze zu ſtellen und der Nation entgegen. Ludwig XVI wäre ſo wenig, als Karl I gefallen, hätten ſie dieſe Wahrheit begriffen.

Die jetzigen Anerbietungen Spaniens kommen zu ſpät nach Südamerika. Hier ſind jetzt Männer im Heer und Kabinet, die ſich durch überlegene Talente erhoben und nicht aus freien Herren wieder Diener werden mögen. Die Verfaſſung der Spanier, welche angeboten wird, iſt nicht freier, als jede der Verfaſſungen, welche ſich Südamerika's Völkerſchaften, ihren Oertlichkeiten und Bedürfniſſen gemäß, gaben oder noch geben werden, wenn die Stürme vertobt haben. Die wiederhergeſtellten alten, politiſchen Verhältniſſe mit dem Mutterlande könnten ausſchließlich nur zum Vortheil von dieſem, nie zum Vortheil der amerikaniſchen Provinzen ſein.

Dies wird in Spanien und Amerika gleich gut eingeſehen. Daher wünſcht Spanien und verſchmäht Amerika die Wiederverbindung. Letzteres gewinnt das ehemalige Gut der Krone und benutzt die Bergwerke für ſich ſelbſt. Die Abgaben bleiben im Lande und bereichern dieſes, ſtatt des Mutterlandes. Vizekönige und Beamten der Krone, welche ſonſt hieherkamen und mit ihren Willkühren zur Laſt fielen, bleiben aus. Altſpanien gab zu ihrer Beſoldung keinen Dollar. Eben dieſe Beſoldungen reichen jetzt hin, die einheimiſchen Beamten anſtändig zu erhalten, und dabei iſt noch der Gewinn, daß dieſe Beamten im Vaterlande bleiben, ſtatt daß ſie ſonſt, nachdem ſie ſich Schätze erworben hatten, mit denſelben nach Europa zurückkehrten.

Unter welchen Bedingungen auch eine Wiedervereinigung mit Spanien unterhandelt werde, wird dieſes doch immer darauf beſtehen müſſen, das ehemalige Krongut zurückzuerhalten und Abgaben zu fordern. Ohnedem wäre Südamerika für das Mutterland von wenigem Werth. Auch wird dieſes natürlich ſich in Rückſicht der Handelsvortheile nothwendig entſchiedene Vorrechte vorbehalten, und nicht bloß wie eine der mehrbegünſtigten fremden Nationen behandelt ſein wollen. Dieſe Vorrechte aber ſind gerade das, was Südamerika am meiſten zurückſtoßen muß. Es muß nothwendig Freiheit verlangen, mit ſeinen Produkten zu verkehren, wie es ihm, und nicht dem europäiſchen Spanien den größten Nutzen bringt. Denn auf keine andere Weiſe kann Amerika zur rechten Blüthe kommen.

Wenn Südamerika an Spanien die Krongüter zurückſtellt, die Abgaben, welche nöthig erfunden werden, entrichtet, und zu Gunſten des Mutterlandes ſeine Handelsfreiheit beſchränken läßt, welche Vortheile kann dafür Spanien, als Gegengewicht, in die Wagſchale werfen? Durchaus keine andern, als im Fall die ſüdamerikaniſchen Provinzen kriegeriſch überzogen oder in ihrem Handel und andern Rechten von fremden Nationen gekränkt würden, Verheißungen

mächtigen Beiſtandes und nachdrücklicher Vertheidigung. Allein wenn nun dieſe Staaten bewieſen haben, daß ſie ſchon jetzt, da ſie noch nicht zum ſtärkſten bevölkert ſind, Kraft genug beſitzen, ſich ſelbſt zu vertheidigen? Sollen ſie und werden ſie das Ungewiſſe, ja zum Theil das Entbehrliche, mit ſo entſchiedenen Opfern erkaufen und verzinſen? Werden nicht in allen künftigen Kriegen Nationen ſein, die ſich an ſie, als Bundesgenoſſen, anſchlieſſen, um ihres eigenen Vortheils willen?

Vielmehr hat Südamerika zu befürchten, daß es in alle künftige Kriege Spaniens mit verwickelt werde, ſobald es ſich die Wiedervereinigung gefallen läßt, und gezwungen werde, an allen Zänkereien und Händeln der Europäer Theil zu nehmen, die ihm doch ſeiner Stellung und Natur nach durchaus fremd ſind.

In Amerika und in unſern Freiſtaaten, wie ſie jetzt ſtehen, geſchieden von den vielverwickelten Verhältniſſen der europäiſchen Mächte, können keine andern, als Volkskriege für große, allgemeine Intereſſen geführt werden. Eine Regierung, welche händelſüchtig wäre, würde ſich ſelbſt ſtürzen. Ohne Zuſtimmung der Nationen iſt kein Krieg gedenkbar. Die Kriege werden daher bei uns ſeltener ſein und bleiben, als bei den Europäern, und um ſo ſeltener, je vorſichtiger wir in Allianzen mit europäiſchen Mächten ſind.

In den europäiſchen Staaten gibt es nicht nur Volkskriege, ſondern auch Fürſtenkriege, und der letztern mehr, als der erſtern. Denn dort ſtehen die Rechte der regierenden Familien nothwendig auf gleicher Höhe mit den Rechten des Staats. Es ſind zahlloſe Fälle bekannt, daß blutige, langwierige Kriege unternommen wurden, bei welchen die Völker ſchlechterdings kein Intereſſe haben konnten, ſondern nur die regierenden Familien, wegen Erbſchaft, Nachfolge, Heirathen, perſönlichen Beleidigungen, Beiſtand der bedrängten Verwandten u. dgl. Werden ſich die ſüdamerikaniſchen Provinzen, nachdem ſie ſich nun einmal davon losgeſagt haben, freiwillig dazu verſtehen, ihr Hab und Gut für ſolche Familienkriege der Monarchen in Gefahr ſetzen zu laſſen und ihrer Kinder Blut zu verſpritzen? — Es iſt die größte Unwahrſcheinlichkeit.

Wie vortrefflich auch die neue Verfaſſung Spaniens ſein möge, iſt ſie es doch für die ſüdamerikaniſcheu Staaten ſchon darum nicht, weil dieſe in den Cortes zu ſchwach repräſentirt und daher immer von den Beſchlüſſen des Mutterlandes abhängig ſind. Denn da jene Verfaſſung die Repräſentation nach Maasgabe der Bevölkerung beſtimmt, behält Alt-Spanien das Uebergewicht der Stimmen. Dies Uebergewicht aber, bei der Ungleichheit des Intereſſes der Nationen auf beiden Halbkugeln, kann nie anders, als zum Nachtheil Amerika's ausſchlagen; denn ſchwerlich wird Alt-Spanien im Kolliſionsfalle für das Intereſſe Südamerika's ſein eigenes verläugnen wollen.

Dies aber ſind nicht bloße Privatmeinungen, ſondern in der That die Anſichten der Südamerikaner. Man findet ſie in allen öffentlichen Blättern von Buenos-Ayres und Caraccas wiederholt. Sie ſind im Volk durch Reden und Flugſchriften verbreitet und Volksbegriffe geworden u. ſ. w.

Der Herzog von Berry.

Louvels verhängnißvoller Dolch endete wahrſcheinlich mit dem Leben Karl Ferdinands, Herzogs von Berry, das uralte franzöſiſche Königsgeſchlecht der Capetingen, welches, glänzender als jedes andere europäiſche, dem Welttheil hundert und vierzehn Souveraine verliehen hat, ſechsunddreißig Könige von Frankreich, zweiundzwanzig von Portugal, eilf von Neapel und Sizilien, vier von Spanien, drei von Ungarn, drei Kaiſer von Konſtantinopel, drei Könige von Navarra, ſiebenzehn Herzoge von Burgund, zwölf Herzoge von Bretagne, zwei Herzoge von Lothringen. Der Parteigeiſt hat über den unglücklichen Fürſten ſchon während ſeines Lebens, wie nach ſeiner Ermordung, mit entgegengeſetzten Uebertreibungen geurtheilt; ihn bald als einen ganz unbedeutenden Mann, bald als einen der edelſten Menſchen dargeſtellt. Der Vicomte Chateaubriand (in ſeinen Mémoires, lettres et pièces authentiques touchant la vie et la mort de S. A. R M. Charles Ferdinand d'Artois, fils de France, Duc de Berry, 1820) erhob ihn faſt zu den Heiligen und Heroen Frankreichs. — Sammeln wir zu ſeinem Lebensbilde diejenigen Züge, welche am meiſten ausgehoben zu werden würdig ſcheinen.

Er war der Sohn des Grafen von Artois (heut Monſieur, des jetzt regierenden Königs Bruder) und den 21. Jänner 1778 zu Verſailles geboren. Sein drittehalb Jahr älterer Bruder iſt der Herzog von Angouleme. Als Knabe zeigte er viel Gutmüthigkeit. Seine Erziehung war noch nicht vollendet, als ſein Oberhofmeiſter (Gouverneur), der Herzog von Serent, mit ihm und ſeinem Bruder, beim Anfange der Staatsumwälzung (im Juli 1789) auswandern mußte. Serent gab den Kindern vor, mit ihnen in einer entfernten Stadt ein ſchönes Huſarenregiment zu ſehen. So entführte er ſie bei Peronne glücklich über die Grenzen. Sie kamen zu ihrem Vater in die Niederlande; von da nach Turin, wo ſie eine gute Artillerieſchule benutzen konnten. Als bald darauf Krieg gegen Frankreich unzweifelhaft ward, ſchrieb der dreizehnjährige Berry an ſeinen Vater (15. Auguſt 1791): „Wäre ich doch bei Ihnen; könnte ich doch unſere guten Soldaten ſehen und mit ihnen in den Kampf! Ich wollte dann zu ihnen ſagen, wie unſer Heinrich: Kameraden, wenn ihr in der Hitze des Fechtens die Fahnen verliert, ſammelt euch um meinen weißen Federbuſch; ſollt ihn immer auf dem Wege zur Ehre ſehen. Der Gedanke macht mir das Blut wallen. Vorwärts, lieber Papa, machen wir unſern unglück lichen König frei!“

Der Krieg brach aus. Der junge Berry machte ſchon im Jahr 1792 den Feldzug unter Aufſicht ſeines Vaters im Kriegshaufen der Ausgewanderten mit. Er drängte ſich bei Angriffen überall gern voran; vor Thionville war er mit einer der Vorderſten. Aber die bretagniſchen Kompagnien ſtanden dem Feind am nächſten. „Wäre ich doch auch ein Bretagner!“ rief er.

Nach dem Rückzug aus der Champagne vollendete er in Ham ſeine militäriſche Erziehung; machte bald aber wieder beim Condéiſchen Heer den Feldzug mit, wo der junge Herzog von

Enghien ſein Freund und Waffenbruder ward. Im Jahr 1796 empfing der Jüngling ſchon den Befehl über die Reiterei. Er bewies vielen perſönlichen Muth. Vor dem Brückenkopf von Hüningen gerieth er in Lebensgefahr. Zwei Kanonen am andern Rheinufer richteten ihr Feuer zugleich auf ihn und ſein Gefolge, daß die Erde rings aufflog und er ſelbſt nur durch den über ihn fallenden Schanzkorb gerettet ward. Die Offiziere liebten ihn wegen ſeines Edelmuths. Er hatte bei der Parade einſt einen gewiſſen Graf Hautefort heftig angefahren. Dieſer ſtieß nicht die ſchmeichelhafteſten Reden gegen ihn aus. Der Prinz hörte ſie, ließ die Kolonne vorbeiziehen, dann den Offizier rufen und ging mit ihm in ein Gehölz. „Hier," ſagte er und zog den Degen: „bin ich nicht mehr Prinz, ſondern franzöſiſcher Edelmann, wie Sie. Habe ich Sie beleidigt, ſo bin ich bereit zu jeder Genugthuung." Der Graf, gerührt, fiel auf die Knie, und küßte des Fürſten Hand. Chateaubriand findet in dieſem Vorfalle nichts Geringeres, als Heinrich IV und Schomberg wieder.

König Ludwig XVIII kam ſelbſt auf kurze Zeit zu ſeinem kleinen, aber ſtolzen Heerhaufen. Wenig bekannt iſt von ihm bei dieſem Anlaß folgender Zug. Eine Flintenkugel ſtreifte dem König oben am Kopf. Der König fuhr mit der Hand nach der Stirn und ſagte ruhig: „Eine halbe Linie tiefer, und der König von Frankreich hätte Karl X geheißen."

Während der Waffenſtillſtände, Separatfrieden u. ſ. w. bereiſete der Herzog von Berry mehrere Gegenden Deutſchlands. Der alberne Dünkel, mit welchem die Emigranten auf das deutſche Volk herabſahen, malt ſich gar treulich in Chateaubriands Anſichten, die er ſeinem Helden zuſchreibt. „Dieſer bemerkte," ſagt der Vicomte, „daß die Deutſchen, zertheilt in viele Staaten, noch immer daſſelbe ſind, wie zu Tacitus Zeiten, nämlich weniger ſelbſt ein Volk, als Grund und Stoff andrer Völker, die, unter einen mildern Himmelsſtrich gekommen, ihren eigenthümlichen Geiſt erſt dann recht entfalten, und bewundernswürdige, faſt unzerſtörbare Nationen werden. So lange aber die deutſchen Stämme ihr Stammland bewohnen, ſcheint bei ihnen noch Alles, wie das rohe Erz in Gängen verſchloſſen, oder wie im Chaos verworren zu liegen. Der Prinz ſah beſonders mit Erſtaunen, daß die bei den Deutſchen eingeführten Ideen des Jahrhunderts in gewiſſen Köpfen die Irrthümer der bürgerlichen Verhältniſſe belebt hatten, ohne daß dieſe doch die natürlichen, tief in einem fruchtbaren, aber wilden Boden eingewurzelten Wahrheiten vertilgen konnten. Daher entſtand ein wunderbares Gemiſch von Narrheit und geſundem Menſchenverſtand, Chriſtenthum und Deismus, Freiſinnigkeit und myſtiſchem Weſen, kalter Begeiſterung und ſchwärmereivoller Metaphyſik, Geſchmack und Barbarei, Verdorbenheit und Rohheit." Es iſt wohl nicht der Mühe werth, den geſunden Mutterwitz des Herzogs von Berry gegen die Querköpfigkeit ſeines Apologeten in Schutz zu nehmen.

Nach dem Waffenſtillſtand von Leoben trat der Condéiſche Heerhauſe in ruſſiſchen Dienſt, noch zehntauſend Mann ſtark. Berry beſuchte inzwiſchen ſeinen Vater in Edinburg, ſeinen König in Mietau, und ging dann zu ſeinen Waffengefährten nach Volhynien, um da ein adeliches Kavallerieregiment zu bilden. Chateaubriand ſagt bei dieſer Gelegenheit den polniſchen

Frauenzimmern viele Artigkeiten, die ſie ohne Zweifel verdient haben; die Polen ſelbſt nennt er, nachdem ihm die Deutſchen vorher gar barbariſch ſchienen, die Franzöſen des Nordens.

Im Jahr 1799 ſetzte ſich das Condéiſche Heer wieder in Bewegung gegen den Rhein. Der Feldzug war aber bekanntlich kurz nach der Niederlage der Ruſſen in der Schweiz. Die Condéer traten in engliſchen Sold, und Berry reiſete nach Neapel, um die ihm dort beſtimmte Gemahlin kennen zu lernen. Von hier ging er wieder zum Heer nach Deutſchland, wo dann nach der Schlacht bei Hohenlinden und dem darauf folgenden Frieden (16. April 1801) das Condéiſche Heer aufgelöſet wurde. Berry, der ſich immer als ein wackerer Offizier gezeigt hatte, lebte nun ſehr unſtät, bald zu Wien, bald zu Klagenfurt bei ſeiner Mutter; dann in Schottland, unweit Edinburg, bei ſeinem Vater, mit welchem er auch nach London ging, wo er eine Liebſchaft anſpann und Vater zweier Töchter wurde. Es war dies zu derſelben Zeit, als der erſte Konſul Bonaparte dem zu Warſchau lebenden Ludwig XVIII antrug, für gewiſſe Entſchädigungen Verzicht auf den franzöſiſchen Thron zu leiſten, und worauf Ludwig XVIII die bekannte, wahrhaft königliche Antwort (Warſchau, 22. Februar 1803) gab: „Ich verwechſele Herrn Bonaparte nicht mit ſeinen Vorgängern; ich ſchätze ſeine Tapferkeit, ſeine Eigenſchaften als Feldherr; ich weiß ihm für viele Verwaltungsverfügungen Dank, denn das Gute, was man meinem Volke erzeugt, wird mir immer theuer ſein. Allein er irrt ſich, wenn er mich in ein Unterhandeln über meine Rechte hineinlocken zu können glaubt; vielmehr, wären dieſelben in der That zweifelhaft, durch den Schritt, welchen er in dieſem Augenblicke thut, würden ſie erſt recht feſtgeſtellt. — Ich kenne die Verhängniſſe Gottes über mich und meinen Stamm nicht; aber ich kenne die mir durch den Stand gegebenen Verpflichtungen, in dem er mich geboren werden ließ. Als Chriſt werde ich dieſe Verpflichtungen bis zum letzten Seufzer erfüllen; ein Sohn Ludwigs des Heiligen werde ich mich, ſeinem Beiſpiele treu, auch in Ketten ſelbſt achten; als Nachfolger Franz I will ich wenigſtens ſagen können, wie er: Wir haben Alles verloren, noch die Ehre nicht.“ — Daß der Herzog von Berry dieſer Erklärung beitrat, gleich den andern franzöſiſchen Prinzen, verſteht ſich.

Der Herzog, wie die meiſten ſeiner Unglücksgefährten, verkürzte ſich die Zeit mit Reiſen und ſtolzen Entwürfen zur Wiedereroberung Frankreichs. Einmal war er ſogar im Begriff, allein nach Frankreich zu gehen und eine neue Vendee zu ſtiften; unterließ es aber wieder, da er von der Unausführbarkeit ſeines Plans vollkommen überzeugt ward.

Wie ernſt indeß ſein Entſchluß geweſen und wie hochſinnig er dabei dachte, ſpricht am beſten ſein Brief aus, den er darüber zu Hartwell im Jahre 1809 an den Graf de la Ferronays, ſeinen Freund, ſchrieb. Er verdient zur nähern Kenntniß des jungen Fürſten angeführt zu werden.

„Geſtern früh, lieber Auguſt, erhielt ich Deinen Brief von vorgeſtern. Dank Dir für den guten Rath. Ich finde in Allem, was Du mir ſagſt, viel Weiſes, viel Vernünftiges, und was mir noch lieber iſt, einen Beweis mehr von deiner treuen Anhänglichkeit. Aber Deine Betrach-

tungen, lieber Freund, kommen zu ſpät und gar eitel. Alles, was Du da ſagſt, habe ich mir ſchon ſelbſt geſagt; ich habe nie Deinen Glauben auf guten Erfolg unſers Unternehmens gehabt; ich glaube feſt daran, wir gehen unſerm Tode entgegen, und eben darum will ich mich nicht länger aufhalten. Du kennſt die Albernheiten gar gut, lieber Auguſt, die man auf unſere Rechnung hin ausgeſprengt hat; Du weißt, wie man uns vorgeworfen hat, daß wir nicht mit der Vendee gefochten und unſer Blut mit dem der Königiſchen vergoſſen haben. Man muß jetzt die Verleumdung zum Schweigen bringen, und Du haſt mich zu lieb, um mir das Gegentheil zu rathen. Du kennſt meine Geſinnungen über Bürgerkrieg und über die, welche ihn anzetteln. Ich würde mich für einen Verräther am König, für einen Verräther an Frankreich halten, ja für den ſtrafbarſten Menſchen, wenn ich bloß für meinen Ruhm, für meinen Vortheil über die treue Vendee das Unglück wieder erneute und herbeiführte, das ſchon zu oft der Lohn ihrer Ergebenheit gegen uns war. Aber weil man uns doch verſichert, daß ſich die Königlichgeſinnten, müde der Unterdrückung, aus freien Stücken entſchloſſen haben, die Waffen wieder zur Hand zu nehmen; weil ſie es uns ſagen laſſen und nur einen Prinzen an ihrer Spitze verlangen, ſo ſoll mich nichts abhalten zu ihnen zu gehen. Ich will an ihrer Spitze fechten, in ihrer Mitte ſterben, mein Blut auf dem Felde der Ehren vergieſſen, und indem ich damit den Boden des Vaterlandes netze, die Franzoſen wenigſtens daran mahnen, daß es noch Bourbonen gibt, würdig Frankreichs. — Mein alter Rantouillet und Du, Freund, ihr beide ſollt mein Loos mit mir theilen. Ich bedaure Dich nicht; Du ſollſt mir zur Seite begraben werden. Das iſt das beſte Mittel, um Deine *Verantwortlichkeit*, wie Du es nennſt, ſicher zu ſtellen. Aber was Deinen Vorſchlag betrifft, erſt vorauszugehen, den Kampfplatz zu beſichtigen, die Thatſachen zu unterſuchen, das hat keinen Menſchenverſtand, und Du begreifſt doch wohl, daß ich meinen Ferund nicht einer Gefahr ausſetzen werde, die ich nicht mit ihm theilen kann.“

„Lebe wohl; übermorgen um fünf Uhr bin ich zu London. Den Abend bringe ich bei Deiner Schwiegermutter zu; da plaudern wir weiter. Grüße mir Deine Frau und Kinder. Ich höre auf, weil ich zur Jagd will.“ —

Ein ſchöner Zug in der Denkart der Bourboniſchen Verbannten bleibt indeß, daß ſie zur Bekämpfung ihres gewaltigen Gegners jene ruchloſen Mittel verabſcheuten, welche nur dem verblendeten Fanatismus oder der vollendetſten Niederträchtigkeit gefallen. Eines Tages kam ein Mann zum Prinzen *von Condé* und ſchlug ihm vor, er wolle den Napoleon meuchlings morden. „Ich ließ ihm gar nicht Zeit, mir die Einzelnheiten ſeines Anſchlags auseinander zu ſetzen,“ ſchrieb der Prinz von Condé darüber an den Bruder Ludwigs XVIII: „ich ſtieß den Vorſchlag mit Abſcheu zurück und fügte hinzu, wenn Sie hier wären, würden Sie das ebenfalls thun; ich ſagte, wir würden zwar immer Feinde des Mannes ſein, der ſich der Gewalt und des Thrones unſers Königs bemächtigt hätte; daß wir den Anmaßer zwar mit offener Kraft bekämpft hätten und ferner bekämpfen würden, wenn ſich Gelegenheit böte, aber daß wir niemals Mittel anwenden würden, die nur Jakobinern angemeſſen ſein könnten. — — Ich erklärte dem Menſchen

ferner, nur ſein übermäßiger Eifer hätte ihn verleiten können, ſolchen Antrag zu thun; am beſten für ihn wäre, ſich auf der Stelle davon zu machen, denn wenn man ihn verhafte, würde ich ihn nicht reklamiren, ſondern nur ſagen können, was er im Schilde geführt."

Nach zweiundzwanzig Jahren ward dem geflüchteten Königsgeſchlecht Frankreich endlich wieder durch Napoleons Uebermuth und Europa's Waffen aufgeſchloſſen. Berry begab ſich über Cherbourg nach Paris. Die Städte empfingen ihn mit Höflichkeiten oder unverſtellten Freuden. Unterwegs in der Gegend von Bayeux ſtieß er auf ein Regiment, das noch den alten Sinn nicht geändert hatte. Man rieth, das Zuſammentreffen zu meiden. Der Prinz aber ging den Soldaten entgegen und ſagte: „Ihr ſeid das erſte franzöſiſche Regiment, dem ich begegne. So leiſtet dem Könige den Eid der Treue!" — Die Soldaten ſchrien: „Es lebe der Kaiſer!" — Der Prinz ſagte ganz kaltblütig: „Das iſt nichts; das iſt Ueberbleibſel einer alten Angewöhnung!" Er zog den Degen und ſchrie: „Es lebe der König!" Den Soldaten gefiel der Muth, und ſie riefen: „Es lebe der König!" — So eilte er nach Paris, wo man ihn im Triumph einholte.

Es iſt bekannt, das Reich der Bourbonen war von kurzer Dauer. Napoleon erſchien von Elba wieder; Alles flüchtete. Aber die Schlacht von Waterloo endete ſchnell die Geſpenſtererſcheinung. Der König kehrte mit ſeiner Familie zurück. Berry ſtand darauf der Wahlverſammlung von Lille vor, und feierte ſeine Vermählung mit der Prinzeſſin Maria Karoline Thereſe, Tochter des Kronprinzen beider Sizilien (17. Juni 1816). So lange er, ſeit der erſten Rückkehr der Bourbonen, Frankreich bewohnt hatte, war er faſt immer mit Reiſen, Heermuſterungen, Beſichtigungen der Städte und Fabriken Frankreichs beſchäftigt geweſen. Seit er ſich vermählt hatte, lebte er in glücklicher Eingezogenheit, faſt ganz abgeſondert von großen Geſchäften.

Dies insgeſammt war der Inhalt des öffentlichen Lebens vom Herzog von Berry. Weder glänzende, noch kühne Thaten, weder große Entwürfe, noch beſondere Geiſtesanlagen haben ihn ausgezeichnet, obſchon die Gelegenheit, ſich auf irgend eine Weiſe über die große Maſſe ſeiner Zeitgenoſſen hervorzuheben, ihm, hätte die Natur ihm dafür ihre Weihe ertheilt, nie gefehlt haben würde. Wie konnte ſie einem königlichen Neffen fehlen? — Die Noth, die große Erzieherin aller ausgezeichneten Fürſten, entwickelte in ihm keine höhere Thätigkeit und Kraft. Er verhielt ſich unter allen drückenden Verhältniſſen mehr leidſam, als wirkſam, und konnte mehr Mitleiden als Bewunderung erregen. Seine Geburt, ſein Stand, ſein Name, ſeine wahrſcheinliche Beſtimmung, einſt Inhaber des Throns von Frankreich zu werden, hoben ihn allein, und ließen ihn überall nicht vergeſſen, was er dieſem Namen und dieſer Beſtimmung ſchuldig ſei. Mit franzöſiſchem, altritterlichen Sinn, mehr die Vergangenheit, als Gegenwart im Auge, hatte er den Ton der meiſten damaligen ausgewanderten Adelichen, die ſich für Frankreich hielten, wo ſie waren, und Frankreich für nichts, als für eine Beute fremder Räuber, als eine ihnen entriſſene Domäne. Sie brüſteten ſich in ihrer Unberühmtheit mit altberühmten

Namen der Ahnen, verglichen ihre unbedeutenden Schritte mit dem Heldengange jener, und die übrige Welt war ihnen eine Art Barbarenland. Wäre der Herzog eines natürlichen Todes geſtorben, man würde wenig von ihm vernommen haben.

Selbſt Chateaubriand kann ihn nur als einen gutmüthigen, liebenswürdigen Mann darſtellen, der alle Tugenden eines trefflichen Hausvaters, Gatten und Bürgers in ſich vereinte. Ungeachtet die Züge, welche ſein Lebensbeſchreiber uns aus ſeinem Privatleben aufgeſtellt hat, nichts Ausgezeichnetes an ſich tragen, und tauſendfach im Alltagsleben von den Geſinnungen und Handlungen anderer Privatleute übertroffen werden, wollen wir doch die artigern derſelben hier beifügen, eben weil ſie zur nähern Gemüthsbezeichnung eines Fürſten dienen, den erſt ſeine Todesart in der Geſchichte unſterblich gemacht hat.

Er hielt in ſeinem Hauſe, wo er in der glücklichſten Ehe lebte, ſtreng auf Ordnung, und ſuchte ſeine Leute von Zeit zu Zeit froh zu machen. Hatten ſie von ihrem Gelde etwas in die Erſparnißkaſſe gelegt, verdoppelte er Manchen die Summe, um ſie zur Häuslichkeit und Sparſamkeit noch mehr aufzumuntern.

Er hatte ſeinem Kutſcher erklärt, er laſſe ſich nicht mehr von ihm fahren. „Du biſt mir zu alt. Packe dich!“ ſagte er zu ihm. Der Kutſcher, entſchloſſen zu bleiben, erwiederte: er müſſe ſchlechterdings arbeiten und etwas verdienen, denn er habe eine zahlreiche Familie. „So? Warum haſt du mir das nicht gleich geſagt?“ rief der Prinz: „das iſt etwas anders. Ich lege dir zu deinem Jahrgehalt und Ruhegeld noch zwölfhundert Franken zu; jetzt aber, guter Freund, halte dich ruhig.“

Aubry war der erſte Piqueur des Prinzen, oft von ihm gelobt, oft geſchmält, wie es der Ausgang einer Jagd etwa mit ſich brachte. Eines Tags wird ein Stelldichein zu Compiegne beſtimmt um acht Uhr Morgens angeordnet. Der Prinz kömmt früher an, und beginnt die Jagd ſchon um halb acht Uhr. Aubry erſcheint zur beſtimmten Zeit und hört das Jagen ſchon fern im Walde. Mittags kehrt der Prinz müde zurück; der Hirſch iſt fort, die Hunde ſind verlaufen. Mit gewöhnlichem Ungeſtüm läßt er den Aubry rufen. Dieſer wird gebracht; er iſt ganz verlegen. „Aubry,“ rief der Prinz: „Was gebührt Leuten zu Lohn, die nicht pünktlich ſind?“ Aubry verſtummt. „Nun, wenn du's nicht weißt, Aubry, will ichs dir ſagen: Strafe müſſen ſie zahlen, und die muß ich zahlen.“ Und damit gab er dem Aubry eine Geldſumme für ſeine Kinder.

Er war gegen die Armen überall ſehr wohlthätig. Nur was von dem, ſo er Bedürftigen jährlich mittheilte, bekannt war, belief ſich über hunderttauſend Thaler. Seine Gemahlin war ihm darin gleich. Man berechnet, daß Beide binnen ſechs Jahren auf ſolche Weiſe 1,388,851 Fr. ausgegeben haben. Die Summe war für einen Fürſten bedeutend, der nicht einmal ſoviel Einkünfte hatte, als mancher General, Banquier oder Güterbeſitzer. Beide begaben ſich oft ſelbſt in die Hütten der Armuth.

Eines Tages geht er über den Kohlendamm in Paris. Er ſieht da Köhler, die einen ihrer

Kameraden zurückhalten, der ſich mit Gewalt in den Seineſtrom ſtürzen will. Der Prinz drängt ſich durch, fragt, was es gebe, und hört, der Köhler ſei Familienvater und wegen Verluſt von vierhundert Franken in Verzweiflung. Sogleich ſchickt der Herzog ſeinen ihn begleitenden Aide de Camp in den Palaſt, läßt vierhundert Franken holen, gibt ſie dem Unglücklichen und geht davon. Die Köhler erfuhren erſt hintennach, daß ihr Wohlthäter der Neffe des Königs ſei. Dankbar begleiteten ſie nachher, als er begraben ward, alle ſeinen Leichnam zur Ruheſtätte.

Er ſoll Ahnungen von ſeinem nahen Tode gehabt haben, ſagt Chateaubriand; es ſollen ihm mehrere drohende Zettel ohne Namensunterſchrift zugekommen ſein. Wie dem auch ſei, es iſt bekannt, wie er am 13. Februar 1820, indem er aus der Oper ging und ſeiner Gemahlin in den Wagen ſteigen half, von dem ſchändlichen Meuchelmörder Louvel den Todesſtoß empfing. Chateaubriand findet die Zahl 13 für den Herzog von Berry ſchickſalsvoll, wie es die Zahl 14 für König Heinrich IV gewesen.*) Doch iſt es dem Vicomte nicht gelungen, mehr Dreizehnen herauszubringen, als den 13. April 1814, da ſich Berry nach Frankreich begab, den 13. Juli 1817, da ihm die erſte Tochter, den 13. Sept. 1818, da ihm die zweite geboren ward, die beide nicht lange lebten, und den 13. Februar 1820, da er getödtet ward.

Anfangs, als er den Dolchſtich empfangen, glaubte er nur durch unvorſichtigen Stoß eine Quetſchung erhalten zu haben; wie er aber das Heft des Dolchs aus der Wunde ragend fühlte, ſchrie er mit Entſetzen: „Ich bin ermordet; der Menſch hat mich getödtet!“ — „Sind Sie etwa verwundet?“ fragte ihn der neben ihm ſtehende Graf Mesnard. „Ich bin des Todes!“ rief er mit ſtarker Stimme: „ich bin des Todes! Ich halte den Dolch!“

Als er beim erſten Verband wieder zu ſich ſelber kam, und erfuhr, ſein Mörder ſei ein Franzoſe, ſagte er nur: „Es iſt doch hart, von der Hand eines Franzoſen zu ſterben!“ — Die Wunde war unheilbar und tief. Der Dolch war äuſſerſt ſpitz, ſechs bis ſieben Zoll lang, dünn, zweiſchneidig, bis ans Heft hineingegangen. Der Prinz litt ungemeine Schmerzen; er glaubte faſt, der Dolch ſei vergiftet geweſen. Mit religiöſer Ergebung in den Willen Gottes litt er; bat er ſelbſt um Gnade für ſeinen Mörder, der ganz trocken erklärt hatte, daß, wenn er entkommen wäre, er ſich ſchlafen gelegt, und folgenden Tags den Herzog von Angouleme ermordet haben würde, um das Bourbonengeſchlecht in Frankreich ganz auszutilgen.

Paris erſchrak, als am Morgen Berry's Tod kund ward. Chateaubriand erzählt: mehrere Perſonen ſtarben bei der Nachricht plötzlich und Prieſter fielen vor dem Altar um. Beſonders

*) Man rechnete dann ſo: Heinrich IV war den 14. Dez. geboren, ſtarb den 14. Mai; hatte 14 Namen im Buchſtaben; hatte viermal 14 Jahre, viermal 14 Tage und 14 Wochen gelebt; war von Jean Chatel im Jahr 1594 gerade 14 Tage nach dem 14. Dez. verwundet, zwiſchen welcher Zeit und dem Todestage 14 Jahre, 14 Monate und 14 mal fünf Tage verfloſſen; die Schlacht bei Ivri gewann er am 14. März; er wurde 14 Tage nach dem feierlichen Krönungszuge der Königin getödtet; Ravaillac wurde 14 Tage nach dem Tode des Königs hingerichtet u. dgl. m.

heftig war der Schmerz in der königlichen Familie. Die junge, tugendhafte Wittwe ſchnitt ihr Haar ab und gab es der Frau von Gontaud, indem ſie ſagte: „Nehmen Sie die Haare, die mein Mann ſonſt ſo ſehr liebte. Geben Sie ſie einſt meiner Tochter, damit ſie erfahre, ihre Mutter habe ſie ſich am Todestage ihres Vaters abgeſchnitten.“

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Stand der Parteien im Sommer 1820. Die Sitzungen der geſetzgebenden Kammern ſeit 1814. — Was hätte geſchehen ſollen. — Die Sicherheit und die Gefahren der Dynaſtie.

Die Ueberlieferungen haben im verfloſſenen Jahr (Jänner 1819) über den Stand der politiſchen Parteien nach der Räumung Frankreichs von fremder Beſatzung, einige Betrachtungen geliefert, denen die gegenwärtigen als Fortſetzung dienen mögen.

Die geſetzgebenden Kammern ſind der Standpunkt, von welchem aus die Verhältniſſe betrachtet werden, um deren Würdigung es hier zu thun iſt. In der ihnen durch die Initiative der Regierung ertheilten Leitung mußte die Weisheit oder der Unverſtand der erſtern ſich darſtellen; ihre Erörterungen boten den Maasſtab für die Höhe des Parteigeiſtes dar, und die Ergebniſſe derſelben mußten entweder Ausgleichung oder Verwirrung in die ſtaatsthümlichen Einrichtungen bringen, welche ihrer Natur nach und alſobald entweder beruhigend oder erſchütternd hinwieder auch in Geiſt und Thun der Menſchen übergingen. Darum gibt die Ueberſicht der Sitzungen ſeit 1814 den richtigſten Aufſchluß über ſo viele beklagenswerthe Erſcheinungen des Augenblicks, und ſchwerlich konnte Verderblicheres und für Frankreichs Ruhe Nachtheiligeres geſchehen, als was in den Verhandlungen über das Wahlgeſetz die Unentſchloſſenheit und der Wankelmuth des Miniſteriums gethan hat.

Die Ausnahme-Geſetze halten hiermit Schritt, und ihre nächſte, ohne Zweifel auch die bedeutendſte und folgenreichſte Wirkung iſt dieſe, daß ſie das öffentliche und offenbare Leben der Parteien unterdrückt und an ſeine Stelle eine geheime Wirkſamkeit und geheime Verbindungen gebracht haben, die jenem im Verhältniß des Böſen zum Guten gegenüber ſtehen und nur giftige Früchte zeitigen mögen.

Dieſe giftigen Früchte ſind es aber, welche die Partei der Ultra, als diejenige, die ſich ungefähr allein nur des über das Thun aller Parteien geworfenen Schleiers erfreut, für ihre Zwecke eben ſo ſehr bedarf, als benutzt; ſie ſind es, welche vereinzelte Menſchen oder Vereine von Parteigängern, die von blinder Leidenſchaft getrieben oder durch argliſtige Verkehrtheit bearbeitet werden, zu Aufſtänden und Mordanſchlägen verleiten, wodurch die königliche Familie

in beſtändiger Furcht und Schrecken ſoll erhalten und dahin gebracht werden, ſich der Faktion unbedingt in die Arme zu werfen, welche die Reſtauration der Gewalt, der Anmaßungen und der privilegirten Kaſten heiſcht.

Die treulos vorbereiteten und herbeigerufenen Gefahren der Dynaſtie ſind die große Waffe, deren ſich die Faktion, von der in der That allein nur dem Thron und der Nation Gefahr droht, für die Erreichung ihrer Abſichten zeither mit einem Erfolge bedient hat, welcher neue und furchtbare Stürme herbeirufen kann, dann aber freilich auch zu ganz andern, als den von blinder Leidenſchaft und Selbſtſucht geträumten Ergebniſſen führen würde.

Es ſind übrigens die nachfolgenden Betrachtungen die wichtigſten Abſchnitte und der weſentliche Inhalt der neueſten Schrift des geweſenen Erzbiſchofs von Mecheln, des Herrn de Pradt; dieſelbe führt den Titel: De l'affaire de la loi des élections (Paris 1820. 307 S. 8.), und ſie iſt bekanntlich in Beſchlag genommen, dem Kriminalrichter übergeben, vor dem Aſſiſengericht des Seine-Departements beurtheilt, und ihr Verfaſſer durch Entſcheidung des Geſchwornen-Gerichts freigeſprochen worden. Die hier ausgehobenen Abſchnitte enthalten auch die Stellen, welche die Anklage begründen ſollten; man mag daraus die Klugheit der Klage beurtheilen! Was die Schriften des Hrn. von Pradt betrifft, ſo ſind ihre Vorzüge und Gebrechen, ihre guten und ſchlimmen Eigenſchaften ſattſam bekannt: Menſchenkenntniß und Scharfſinn und ein meiſt richtiges Urtheil mögen denſelben nicht abgeſprochen werden, und ſie ſichern ihren Werth, wie ſehr dieſer auch durch Geſchwätzigkeit, Flüchtigkeit und ſorgloſe Schreibart (anderer Sünden hier nicht zu gedenken) gefährdet iſt. U.

Die Sitzungen der geſetzgebenden Kammern ſeit 1814.

Die Kunſt iſt ſchwierig, die Erfahrung lang und das Leben kurz. Mit dieſem Ausſpruche hat der Vater der Heilkunſt, der göttliche Hippokrates, ſeine unſterblichen Werke eröffnet. Es kann nichts Treffenderes geſagt werden; und wofern Alles in der Kunſt der Aerzte eben ſo klar wäre, würde der Vorwurf, daß ſie auf Muthmaßungen beruhe, dieſelbe nicht treffen.

Das Leben iſt kurz; wenn dieſer Beſcheid betrübt iſt, ſo erſcheint er eben ſo belehrend, als zuverläſſig. Weil ſie ſo ſchnell vorüberflieht, dieſe unwiederbringliche Zeit, dieſer Erzdieb, wie ſie vom Fürſten der Fabeldichter genannt wird, müſſen wir wenigſtens trachten, ſie wohl zu benutzen, und wenn ſie nicht mag zurückgerufen werden, ſoll hingegen eine ſorgfältige Nachrechnung aus der Vergangenheit Vortheil für die Zukunft ziehen; darum wollen wir jetzt rückwärts ſchauen und prüfen, ob, wieviel und warum, zufällig oder anderweitig, uns von unſerer Zeit etwa ſei geſtohlen worden.

Es iſt dieſe Prüfung ein ernſthafteres Geſchäft, als auf den erſten Anblick ſcheinen möchte. Sechs Jahre ſind ſeit der Reſtauration verfloſſen; es waren ſechs harte, leidenvolle Jahre, aus denen vermuthlich noch viel anderes Mißgeſchick hervorgehen wird. Laßt uns ſehen, wie ſie auf einander folgen und einander erzeugt haben.

Welch' einen großen Theil dieſes Zeitraums befaſſen die Erörterungen der Ausnahme-Geſetze und ihre Mißhandlungen! Wie viele Zeit haben die endloſen Erörterungen des Wahlgeſetzes den Sitzungen der Legislatur geraubt! Um darüber Gewißheit zu erhalten, darf man nur rechnen; es iſt dieſes Fach unſerer politiſchen Bilanz merkwürdig genug, und es ſteht daſſelbe mit unſerer wirklichen Geſammtlage in genauem Zuſammenhange.

Im Jahr 1814 dauerte die Sitzung ununterbrochen vom 4. Juni bis zum 20. März. Vier lange Monate wurden auf Erörterungen der Preßfreiheit und darauf verwandt, den Artikel der Verfaſſung, das Wörterbuch der Akademie und den Geſetzvorſchlag in Einklang zu bringen. Etwas kläglich Poſſierlicheres läßt ſich kaum denken, als die Anſtrengungen des Miniſteriums, von welchem der Vorſchlag ausging, um durchzuſetzen, daß *Einhalt thun* (réprimer) *zuvorkommen* (prévenir) bedeute, und daß *zuvorkommen* ſagen wolle *Einhalt thun*. Was die Akademie, welcher die Obhut der Sprache anvertraut iſt, immerhin dagegen einwenden mochte, der Miniſter beſtand auf ſeinem Satze, und um dem Streite ein Ende zu machen, ward ein Vergleich nothwendig. Dieſem zufolge ſollten die Maſchen des Zenſurnetzes nur die kleinen Fiſche der Literatur, die *Flugſchriften*, einfangen; wogegen Alles, was ſich zur Würde eines Bandes erheben mochte, freien Durchgang erhielt, und im Gros (à la grosse) zu denken oder zu ſchreiben erlaubt ward. Glücklich, wer lang und viel, beim Gewicht und bei der Elle zu ſprechen die Gabe hatte. Die Langeweile der Leſer ward doch immerhin der Schriftſteller Schutzwehr.

Im Jahr 1815 ſind es die Geſetze zeitlicher oder fortdauernder Achtung, die Prevotalgerichte und die Ausnahmegeſetze, welche ungefähr die Hauptgeſchäfte der Kammer bilden. Ich erinnere mich nicht, daß in dieſer ganzen Zeit Geſetze von großem und wohlthätigem Zwecke für das Gemeinweſen ſeien vorgeſchlagen worden; Alles drehte ſich im Kreiſe der Ideen des Augenblicks, wie ſie von den Urhebern und Bewunderern des Vive le Roi, quand même . . . zu erwarten waren. Frankreich hatte das unſelige Glück gehabt, zu finden, was unauffindbar hätte bleiben ſollen. Die Vorgänge bis zur königlichen Ordonnanz vom 5. September, dieſer Reſtauration in der Reſtauration, ſind übrigens ſattſam bekannt.

In der Sitzung von 1816 ward die Berathung des Wahlgeſetzes eröffnet; ſie nahm unmäßig viele Zeit weg. Das Jahr 1817 verſtrich unter der Herrſchaft der Ausnahmegeſetze.

Mit der Sitzung von 1818 kündigten ſich die Angriffe auf das Wahlgeſetz an; noch waren es nur Drohungen. Das Miniſterium, von dem ſie ausgingen, mochte ſich nicht erhalten; ſeine Nachfolger unterſtützten denjenigen Theil des Miniſteriums, welcher ſich dem Angriffe widerſetzt hatte. Barthelemy's Vorſchlag, welcher in der Pairskammer ſiegreich geweſen war, unterlag in der Kammer der Abgeordneten: alle darüber entſtandenen unruhigen Bewegungen dauerten vier Monate; die wirkliche Sitzung eröffnete ſich nur ungefähr um die Mitte März; die Erörterungen über die Preßfreiheit dauerten bis Mitte Mai: ſechs Monate waren durch Verſchub und Miniſter-Aenderungen, in Angriff und Vertheidigung des Wahlgeſetzes und der Preßfreiheit

verſtrichen. Die vielen und langen Erörterungen über beide Gegenſtände machten die Annahme des Budiet erſt zu Ende Heumonats möglich.

Im Jahr 1819 begannen nochmals die Angriffe auf das Wahlgeſetz, und bald auch jene auf die Preßfreiheit und die perſönliche Freiheit; aber diesmal kam, merkwürdig genug, der Angriff von der nämlichen Hand her, welche früher die Vertheidigung geführt hatte. Das Miniſterium ſpaltet ſich jetzt abermals; drei Monate verflieſſen in Waffenrüſtungen und Angriffsplanen; ein ſchreckliches Ereigniß fällt dazwiſchen und entſcheidet den Ausbruch; aber das Springen der Mine trifft auch den, der ſie angelegt hatte; der Häuptling des Angriffskorps wird durch eben denjenigen erſetzt, welchen er vor ein paar Monaten um der nämlichen Sache willen entfernt hatte; das Werk überlebt jedoch zum Theil den Werkmeiſter; ſeine Anſichten werden im Weſentlichen befolgt, und ſechs Monate der Sitzung ſind nachmals auf Erörterungen über die Preſſe, die perſönliche Freiheit und das Wahlgeſetz verwandt. Man findet ſich in dieſen Kreis gebannt und das Leben vergeht im Für- und Widerreden, im Ja und Nein ſagen, im Ablöſen und Wiederaufnehmen der Ketten.

Somit ergibt ſich, daß von ſechs Sitzungen, welche über drei Jahre Zeit füllen, beinahe zwei Jahre auf jene drei Fragen verwandt wurden. Der reine Ertrag für die Franzoſen aber war, von ſechs Jahren vier unter der Schickung der Ausnahmegeſetze zu leben; ſie befinden ſich immer noch in dieſer Lage, und eine ihren Wünſchen wenig entſprechende Aenderung des Wahlgeſetzes iſt neuerlich hinzugekommen. Was die Dauer der Ausnahmegeſetze betrifft, ſo hängt dieſe von denen ab, welchen man ihr Geſchenk zu verdanken hat; das Schickſal des franzöſiſchen Volks hängt von einer Stimme und von einer Mehrheit ab, die denen, welche jene Geſetze beibehalten wollen, nur geringen Widerſtand leiſtet. Ich ſpreche von der Zukunft, während mir die Gegenwart vor Augen liegt; wer mich Lügen ſtrafen will, der muß ſich an dieſe halten.

Welch' ein Gebrauch der Zeit iſt dies aber, und wie abſtechend von dem, was man erwarten konnte und erwarten durfte! Was iſt inzwiſchen aus ſo viel dringenden, für unſern wahren Vortheil, für den Erſatz ſo vielen erlittenen Schadens, für die Befeſtigung unſerer Inſtitutionen, für die Sicherung unſers Wohlſtandes hochwichtigen Vorwürfen geworden? Wie viel Stoff ſchmerzlicher Reue liegt in all' dieſen Betrachtungen! Wer den Standpunkt, von dem wir ausgingen, mit demjenigen vergleicht, auf den wir geſunken ſind; was ſo leicht erreicht werden konnte, mit dem, was ſo mühſam und nachtheilig geſchehen iſt: der muß wohl zuverläſſig den Verluſt einer ſo koſtbaren Zeit beklagen, welche auf die ſtets wiederholte Erörterung der nämlichen Fragen verwandt ward. Es läßt ſich nämlich in Wahrheit ſagen, unſer ſtaatsthumliches Leben habe ſeit 1814 auf den Erörterungen über die drei Fragen, der perſönlichen Freiheit, der Preßfreiheit und des Wahlgeſetzes, beruht. Was ſind, während dieſer Zeit, aus des Staats äuſſerm Anſehen, der Tochter und Zeichen der Macht, aus Handel und Reichthum geworden und aus der Harmonie mit der allgemeinen Weltbewegung, in deren Mittelpunkt wir uns befinden, über welche die Einen lachen, während die Andern ſich darüber ärgern, die von

Allzuvielen verkannt wird und die doch Alle mit ſich fortreißt? Was iſt aus all' dieſen Eigenſchaften, den nothwendigen und rühmlichen Begleitern großer Staatsgeſellſchaften, geworden? Was bleibt, neben jenen endloſen Erörterungen, den ohnedies durch viele andere Dinge zerſtreuten Miniſtern für Zeit übrig? Wäre dieſe ſo unglücklich verwandte Zeit auf wahrhaft gemeinnützliche Gegenſtände verwandt worden, was hätte alsdann Frankreich gehindert, ſich in ſeiner vollen Kraft und ausgerüſtet mit allen ſeinen Hilfsmitteln, zu entwickeln? Wer mag ſagen, daß ohne jene Erörterungen die franzöſiſchen Staatspapiere nicht, gleich denen von Sachſen und Dänemark, ihren Nominalwerth erreicht oder überſtiegen, und von 73 und 74 auf 100 angeſtiegen wären? Jene elenden Erörterungen waren es, die dieſen Schwung des Staatsvermögens weſentlich gehindert haben, und ihre Urheber wußten nicht, wie theuer ihre Unbedachtſamkeit dem Vaterlande zu ſtehen komme, indem ja durch zuverläſſige Rechnung *) gezeigt worden iſt, daß jeder Franken der verſicherten Staatsſchuld (tiers consolidé) einen Werth von achtundzwanzig Millionen Franken darſtellt. Sechsundzwanzigmal achtundzwanzig Millionen geben nun aber die Summe von ſiebenhundert achtundzwanzig Millionen, welche den Werth von zwei oder drei europäiſchen Reichen übertreffen. Demnach dann iſt Frankreich um ſiebenhundert achtundzwanzig Millionen ärmer geworden, weil man allerdings um ſo vieles ärmer wird, als man von dem verliert, auf deſſen Beſitz man Befugniß und Macht hatte. Welch' eine Einbuße des öffentlichen und Privat-Vermögens, die durch zahlloſe Zwiſchenkanäle ſtets untereinander zuſammenhängen!

Eine weitere Folge dieſes Geſchäftsganges war, daß das Budget alljährlich auf das Ende der Sitzung, wo Jedermann läſſig und müde geworden iſt, verſchoben blieb; daß die Abgaben-Liſten kaum vor Ende des Jahres zu Stande kommen; daß die Verſammlungen der Kreis- und Departements-Verwaltungen gleichfalls nur ſehr ſpät zuſammentreten; daß die Hälfte der Jahreseinkünfte ausgegeben iſt, noch ehe ſie bewilligt ward, und daß bei eintretender Steuerverminderung die Pflichtigen in dem Jahr, wofür ſie bewilligt ward, keinen Genuß davon haben, wie dies im Jahr 1819 der Fall geweſen iſt. Dies Alles erſcheint in der wirklichen Lage der Dinge ſehr gewichtig, und der Nation müßte ein beförderliches und erleichtertes Budget ungleich erwünſchter ſein, als alle möglichen Ausnahmegeſetze.

Was hätte geſchehen ſollen.

Der Staatsverwaltung ſtehen zwei Bahnen offen; die eine iſt die gemeine und gewohnte, wo Gewalt und Strafen als Hauptmittel gebraucht werden und wo dem Schlimmen Schlimmes hinzugefügt wird; die andere, leider weniger benutzte, wendet ein einſichtiges Verfahren an, wobei auch aus dem Schlimmen ſogar Gutes erzielt wird.

In der jüngſten Zeit war es das Wahlgeſetz, das man als den Hauptſitz oder die Quelle

*) Rede des Hrn. Benjamin Deleſſert in der Diskuſſion über das Budget.

alles Uebels darzuſtellen verſucht hat. Es iſt das Mißverhältniß der allzuvielen kleinen Eigenthümer gegen die großen, welches gerügt ward, und dies Mißverhältniß verlangte man zu ändern. Dazu, ſcheint es, konnte man auf einem gar viel einfachern Wege gelangen, als der vorgeſchlagene einer direkten Ausſchließung von achtzigtauſend Wählern war; man hätte, däucht mir, ein leichtes Mittel, auch zur Entſchädigung des verlierenden Theils, in der Verminderung der Abgaben gefunden. In dem Verhältniß, wie die Abgaben ſich vermindern, muß nämlich auch die Zahl der Wähler abnehmen, und je weiter jene vorrückt, deſto bedeutender wird die Verminderung derjenigen kleinen (zum Wahlrecht Befugniß gebenden) Beſitzungen ſein, welche die Maſſe bilden, über die man Klage führt. Die zu vielen Wahlmänner beruhen auf den zu hohen Abgaben.

Wie ſoll man aber die Abgaben vermindern? Durch Erſparniſſe in den Ausgaben. Wie mögen aber Erſparniſſe geſchehen? Nichts iſt dringender und leichter zugleich; als ergiebige Quellen ſo wohlthätiger Beſſerungen bieten ſich folgende dar: Die Höflinge und die Collateral-Höfe ſind zwei mit der ſtellvertretenden Regierung unverträgliche und die innern Zwiſte mächtig unterhaltende Dinge ... Die fremden, ohne Bewilligung der drei Zweige der Geſetzgebung ſich in Frankreich aufhaltenden Truppenkorps ſind mit der repräſentativen Verfaſſung eben ſo unverträglich. Jede Ausgabe, die durch Beamte geſchieht, welche die Verfaſſung nicht anerkennt und die keiner Verantwortlichkeit unterworfen ſind, wie der Groß-Almoſenier von Frankreich, iſt es nicht minder. Der Stand der Armee erſcheint entweder allzuſchwach oder allzuſtark; zu ſchwach für das, was gefürchtet werden könnte, zu ſtark für das, was zu fürchten übrig bleibt; zu ſchwach für die Lage von Europa vor 1819, zu ſtark für dieſe Lage im J. 1820. Einhundert und fünfzig Millionen Franken müſſen ohne Zweifel für geraume Zeit dem Jahresbedarf der franzöſiſchen Kriegsmacht entſprechen. Das neue Militär-Budget der europäiſchen Staaten iſt am 1. Jänner 1820 durch die ſpaniſche Armee auf der Inſel Leon feſtgeſetzt worden. Vom See- und Kolonial-Weſen muß das erſte geprüft und ausgemittelt, das zweite völlig umgeſchmelzt werden, weil die Kolonien ſich gänzlich verändert haben. Ich bin der Meinung, die Kolonial-Ausgaben könnten um die Hälfte vermindert werden; was man darüber ſchwatzen gehört hat, iſt beinahe Alles lauter Unſinn. Auch die Ueberſchläge derer, die zum Behuf des Seehandels eine Seemacht verlangen, möchte ich mindern laſſen.

Die innere Verwaltung kann allerdings ebenfalls einige Erſparniſſe darbieten; doch werden dieſelben von keinem großen Belange ſein; denn ich bin ſo einfältig nicht, die Finanz-Reſtauration eines Landes, deſſen Geſammtabgaben auf eine Milliarde anſteigen, in der Einziehung oder Verminderung etlicher hundert Schreiber zu ſuchen, die meiſt Familienväter ſind, und wenn ſie keine Einnahme mehr haben, auch keine Ausgaben beſtreiten können, wobei man auf einer Seite faſt eben ſo viel einbüßt, als auf der andern gewinnt. Die Neigung, ſich auf eine dürftige Klaſſe zu werfen, deren Verluſt dem Staate ſelbſt nie Gewinn bringen mag, iſt ein

trauriger Beweis von beſchränkten und kleinlichen Anſichten; die wahrhaften Erſparniſſe mögen nur in großen Verhältniſſen gefunden werden.

Die auf Verbeſſerungen berechneten Ausgaben im Innern erheiſchen eher noch Erhöhungen als Verminderungen. Aber ohne die angedeuteten Mittel zu erſchöpfen, laſſen ſich fünfzig Millionen Franken unſchwer gewinnen, da der Krieg für ſich allein deren ſechsunddreißig liefern kann. Dieſe Summe mit den neunzehn Millionen Steuernachlaß vereinbart, die im J. 1819 ſind beſchloſſen worden, vermindert die das Wahlrecht ertheilenden Abgaben um ein Sechstheil, und ſie trifft die kleinen Beſitzungen ungleich mehr, als die großen, indem die dreihundert bis tauſend Franken zahlenden Steuerpflichtigen 71892 Wähler liefern. Die Steuern von zwanzig bis dreihundert Franken treffen zwei Drittheile des Eigenthums; indem alſo die Steuerverminderung eine große Zahl Eigenthümer wieder jenſeits der Scheidungslinie zurückſchiebt, vor welcher die Wahlfähigkeit ihren Anfang nimmt, ſo muß ſich daraus nothwendiger Weiſe eine anſehnliche Verminderung der Wähler ergeben.

Man darf annehmen, die erleichterten Steuerpflichtigen werden ſich über den Verluſt ihres Wahlrechts tröſten, und der Eigenthümer werde den dem Wähler angebotenen Erſatz nicht ausſchlagen. Für die Staatseinkünfte wird dieſe Verminderung der Grundſteuer auch nicht überall verloren gehen, indem das Volk bei größerm Wohlſtande durch vermehrte indirekte Steuern den Abgang der direkten zum Theil wieder erſetzt, während übrigens die verminderten Ausgaben bereits ſchon den Abfall der Einnahmen decken.

Noch ſind andere Mittel mehr vorhanden, wodurch die ſo viel Beſorgniß erregende Maſſe der Wähler vermindert werden kann. Man dehne die geſetzlichen Unvereinbarkeiten aus, und begreife darin die öffentlichen Beamteten und alle durch ihren Stand abhängigen Perſonen; man wende die ausſchlieſſenden Geſetze Englands an. Die Cortes haben im Jahr 1812 verſtändiger gehandelt, als wir in den Jahren 1814 und 1817. Zunächſt ſchlieſſe man die Pairs von den Wahlverſammlungen aus. In England iſt jede Wahlhandlung ohne anders nichtig, bei welcher ein Pair zugegen geweſen wäre; kein Lord und kein Statthalter einer Grafſchaft kann daſelbſt Wähler ſein, und ein Einnehmer öffentlicher Gelder würde für jede Theilnahme an den Wahlen mit hundert Pf. Sterl. und lebenslänglicher Ausſchlieſſung von allen Stellen gebüßt. Man findet in dieſem Lande Gewährleiſtungen für das, was derſelben werth iſt; darum halten dann aber die Sachen dort auch.

Die Wahlen ſind übrigens weder die erſte, noch die einzige Quelle des Uebels, das ihnen Schuld gegeben wird; es ſind dieſelben vielmehr nur das Ergebniß einer falſchen Stellung und einer Regierung, die ihrer Aufgabe nicht gewachſen iſt. Darum verſetze man ſich ſelbſt in die richtige Stellung und bringe auch die Regierung in den Standpunkt, welchen ſie einnehmen ſoll. Das Uebel deutet ſein Heilmittel an. Dieſes mag nicht im Wahlgeſetz gefunden werden, weil auch jenes nicht darin liegt. Anſtatt alſo ſich mit Aenderung des Wahlgeſetzes zu beſchäftigen, wäre unſtreitig beſſer gethan, die Geſammtſtellung und den Gang der Verwaltung ins

Auge zu faſſen, und wenn die ganze Einrichtung fehlerhaft und unvollſtändig iſt, ſoll man den Muth haben, dieſelbe zu beſſern und zu vervollſtändigen. Ein feſter, entſchloſſener, die Gemüther ergreifender Gang müßte beruhigend wirken und würde die mannigfaltigen Nachtheile nicht mit ſich führen, welche die ganz einſeitige Maasnahme einer neuen Bearbeitung des Wahlgeſetzes herbeigeführt hat, der nebenbei ſolche ſelbſtſüchtige und Parteizwecke zum Grunde zu liegen ſchienen, die unmöglich eine, ſei es dem neuen Geſetze, ſei es ſeinen Urhebern, günſtige Stimmung herbeirufen konnten.

Die Sicherheit und die Gefahren der Dynaſtie.

Sein oder nicht ſein: die Dynaſtie iſt verloren, wenn die vierte Abtheilung der Kammer der Abgeordneten eintrifft; ändert das Wahlgeſetz, da finden ſich Krankheit und ihr Heilmittel beiſammen! Es haben die Herren Lainé, de la Bourdonnaye und Sallaberry dies geſagt, und hätten ſie es nicht auf der Rednerbühne ausgeſprochen, ſo hätte man die gleichen Aeuſſerungen ſonſt auch zur Genüge gehört. Es müſſen dieſelben zu ernſten Betrachtungen Anlaß geben und ſie mögen gerechte Klagen begründen, welche hier gegen das Königthum ſelbſt, gegen die, ſo daſſelbe gefährdet glauben können, und endlich auch gegen jene, welche die thörichte Anmaßung haben, ſich für gefährliche Weſen zu halten, ſollen vorgetragen werden. Ich gehe dabei von der Natur der Königswürde, von dem eigentlichen Zuſtande Frankreichs und von der Ohnmacht jeder Art legaler und illegaler Verſchworner aus. Nachher will ich von den möglichen Gefahren des Königthums ſprechen, und zuletzt unterſuchen, inwiefern die Abänderung des Wahlgeſetzes jene Gefahren, wofern ſie wirklich vorhanden wären, abzuwenden vermöchte.

Das erſte Bedürfniß der Königswürde iſt Vertrauen in ſich ſelbſt; damit Andere Zutrauen faſſen, muß man ſolches erſt ſelbſt zu Tage legen, und eine Ankündigung möglicher Gefahren führt die wirklichen herbei. In der That aber haben die Königswürde und die Dynaſtie ſehr gewichtige Gründe, um ſich beruhigt und geſichert zu halten.

Das Königthum iſt das erſte Bedürfniß des konſtitutionellen Frankreichs, und das Gefühl dieſes Bedürfniſſes iſt auch vorherrſchend in Frankreich. Gleichmäßig verhält ſichs mit der Dynaſtie. Die Nothwendigkeit hat ihre Rückkehr begründet; ich bin dabei geweſen und ich habe es geſehen. Sie hat viel von ihren Rechtstiteln geſprochen, und ſie hätte mehr von unſern Bedürfniſſen ſprechen ſollen. Wäre ſie nicht in der Nähe geweſen, man hätte ſie aus der Ferne geholt. Es verräth geringe Kenntniß menſchlicher Verhältniſſe, zu glauben, man hätte ihr Erſatzmänner geben können. Napoleon war hellſehender, und er hat lange vor ſeinem Sturze, den er vorausſah, die Zurückrufung der Dynaſtie als das einzige, die gemeinſame Ruhe von Frankreich und Europa ſichernde Mittel anerkannt. Frankreich ward inſtinktmäßig auf eben dieſe Wahrheit geleitet; ſie drückte ſich, ſobald die Umſtände es erlaubten, auf mannigfaltige Weiſe aus, und die Nebel, welche ſeither die Wahrheit verhüllt haben, mögen dieſelbe nicht zerſtören. Es gab hundert Mittel, um das, was in der Sache Schlimmes liegen konnte, zu

verhüten oder zu zerſtören. Ein kräftiger Arm am Steuerruder erhielt uns das Gute allein nur und vollſtändig. Es gilt aber von Frankreich, was der Dichter von Rom geſagt hat:

Nimium vobis, romana propago
Visa potens, superi, propria haec si dona fuissent.

Weil indeß die Vergangenheit nur noch als Beiſpiel und Lehre dienen kann, ſo bleibt anders nichts übrig, als die Gegenwart und die Zukunft ins Auge zu faſſen und ſich mit dieſer zu beſchäftigen.

Die Erhaltung der Dynaſtie iſt in derjenigen der öffentlichen Ruhe einbegriffen, wie die öffentliche Ruhe in der Aufrechthaltung der Dynaſtie. Es ſind dies zwei untrennliche, in einander verſchlungene Dinge. Wird jene Ruhe geſtört, ſo trifft die Störung auch die Dynaſtie; wird die Dynaſtie erſchüttert, ſo iſt die Ruhe dahin, und wo ſoll die Aenderung ſtill ſtehen? Aus dieſem Standpunkte allein ſchon darf die Dynaſtie ſich geſichert achten und ihren Feinden Trotz bieten, wofern ſie deren hat.

Die Beſorgniſſe, welche die Dynaſtie hegt, man muß es ihr und Frankreich zu lieb ſagen, zumal beide nicht von einander getrennt werden mögen, rühren von ihrem irrigen Stützpunkte her. Sie will für ſich beſtehen, und iſt doch nur ein nothwendiges Glied; ſie fühlt ſich durch eine leidenſchaftliche Liebe geſchmeichelt, die, wie alle Leidenſchaft, wandelbar iſt, und ſie ſtrebt nicht hinlänglich nach vernünftiger Liebe, welche dauerhaft und feſt ſteht, wie die Vernunft ſelbſt. Ein vernünftiger Franzoſe liebt die Königswürde nicht durch wandelbare Herzensgefühle geleitet, wohl aber mit der feſtern Kraft der Vernunft.

Die Beſorgniſſe der Dynaſtie rühren von dem einer neuen Art der Schmeichelei geſchenkten Zutrauen her, die darin beſteht, daß dem Fürſten geſagt wird, man wolle ſeiner nicht und ſein Thron ſei von Feinden umgeben. Kalter Schweiß träufelt von der Stirne der Höflinge, ſie geben ſich unendliche Mühe, ihre inwohnende Furcht zu verbreiten und zur Seuche zu ſteigern, und jemehr ſie zittern, für deſto ſicherer halten ſie ſich. Dieſen tapfern Leuten muß man ſagen, daß eine einzige Zeile der Rede des Hrn. Royer-Collard, worin die Königswürde als Gewährleiſterin von Frankreichs politiſchen Einrichtungen dargeſtellt wird, dem Throne mehr Sicherheit und Schutz gewährt, als jene Leute alle, die immer nur bedacht ſind, recht ſchnell die Schloßgitter zu ſchlieſſen und die Wachen zu verdoppeln. Meines Erachtens müßte die größte Gefahr für die Dynaſtie aus dem Mangel an Selbſtvertrauen in ihren Beſtand, aus dem Mißtrauen in ihre rechtmäßige Stärke und aus der durch eigene Furcht geweckten Beſorgniſſen über ihr Verhältniß hervorgehen. Der Monarch darf nie in zweideutiger Stellung erſcheinen; unter dem gemeinſamen Schutze Aller muß er jederzeit feſter, als alles Uebrige, ſich darſtellen.

Diejenigen, welche Beſorgniſſe für das Königthum zu Tage legen, ſcheinen mir hinwieder die Sache nicht gründlich genug überdacht zu haben. Eine Inſtitution, wie das Königthum iſt, wird in einem Tage weder zu Stande gebracht, noch erſchüttert; ſie trägt etwas von der Natur der Säulen des Herkules an ſich; gleichmäßig verhält ſichs mit der Dynaſtie. Beide

hängen mit ſo viel andern Dingen zuſammen und ſind ſo tief gewurzelt; eine Aenderung beeinträchtigt ſo vielerlei Intereſſen, ſchreckt und bekümmert ſo viele Gemüther, bedroht ſo viel Aufrechtſtehendes mit Umſturz, öffnet Ausſichten in eine ſo ferne und ungewiſſe Zukunft, daß dieſelbe jederzeit ein Geſchäft von unermeßlichem Umfange iſt. Die Geſellſchaft wird dadurch in ihrer Wurzel der Stetigkeit angegriffen; um aber dieſe wieder herzuſtellen, bedarf es einer längern Zeit, als die Bedürfniſſe der Geſellſchaft einräumen können. England ſtellt ein furchtbares Beiſpiel hievon dar. Von 1688 bis 1740 waren zweiundfünfzig Jahre unter glorreichen, glücklichen und ruhigen Regierungen verſtrichen. Das Haus Hannover konnte ſich feſt begründet achten, als plötzlich ein neuer Angriff die Eitelkeit dieſes Vertrauens darthut, die Nothwendigkeit bewaffneter Vertheidigung eintreten läßt, und auf dem Schlachtfelde von Culloden ein unentbehrlicher und nochmaliger Sieg die endliche Gewährleiſtung verſchafft.

Ein Fürſt kann auf mancherlei Weiſe ſeine Krone brechen; wie Viele aber gibt es, um ihm ſolche zu entreiſſen? Napoleon hat die ſeinige gleichſam muthwillig gebrochen; weſſen Hand hätte an ſeine Stirne gereicht, um ſie ihm abzunehmen? Das Beiſpiel Ludwigs XVI thut nichts zur Sache; damals handelte ſichs um eine völlige Staatsumwälzung. Der Starrſinn und die Ungeſchicklichkeit, womit eine fehlerhafte Staatseinrichtung und Verwaltung vertheidigt wurden, haben die Kataſtrophe herbeigeführt. Es hat dies mit den Verhältniſſen der Gegenwart nichts gemein; ſelbſt damals war das Königthum in Frankreich zwar verdunkelt, aber nicht vertilgt. Was geſchah nicht alles, um daſſelbe zu erhalten oder neu zu erringen; wie begierig ward es, ſogar unter fremder Geſtaltung, wieder aufgenommen, und wie viel mehr noch unter der vormals beſeſſenen?

Sollte Frankreich aber vollends in eines jener morgenländiſchen Reiche verwandelt ſein, wo ein kühner Verſchwörer, ein ſchneller Eroberer, den Palaſt und den Fürſten angreift, um entweder als Sieger deſſen Stelle einzunehmen, oder umzukommen? Sollte Frankreich gar keine Regierung haben? Wäre Frankreich an Hilfsmitteln und Staatsvermögen ſo entblößt und dürftig, wie Spanien? Gäbe es in Frankreich von einer Grenze zur andern ein ſolches Einverſtändniß, wie daſſelbe in Spanien ſich zu Tage legte? — Wo bleibt dann die Gefahr? In legalen oder illegalen Verſchwörern? Unter den erſten ſind diejenigen verſtanden, die ſich geſetzlicher Mittel für unrechtmäßige Zwecke bedienen; die zweiten ſind ſolche, denen keine geſetzlichen Mittel zu Gebote ſtehen und die auf ihre eigenen beſchränkt ſind. Wir wollen beide etwas näher betrachten.

An Verſchwörungen fehlt es ſeit einigen Jahren freilich ganz und gar nicht; vielmehr iſt der Reichthum daran groß und nicht geringer, als in England unter den drei Stuart, wo aus dem Blute, womit eine Verſchwörung gebüßt ward, allezeit wieder eine neue entſproßte. Es hält ſchwer zu ſagen, wer in jenem Zeitraume dem Schaffot entgehen mochte. Es war eine legale Metzelei, die ſechszig Jahre andauerte. Es findet ſich eine Partei unter uns, die viel auf Verſchwörungen hält, der man kein größeres Vergnügen machen kann, als Verſchwörungen

anzetteln, und die ſich, wenn ihr die Menſchen dieſe Befriedigung nicht gewähren, an die Doktrinen hält.

Unter den illegalen Verſchwörungen aber zuerſt nun, was finden ſich da für Leute? Unbekannte Menſchen, ein Pleignier, ein Toleron. Wer möchte dabei verweilen? Es gehört dieſe Klaſſe dem Gebiet der Polizei unmittelbar zu, und der Arm der Gerechtigkeit ſchwebt allezeit über ihr, um die Schuldigen zu treffen. Gibt es mächtige und berühmte Verſchwörer? Wer iſt in Frankreich mächtig, auſſer dem Geſetz? Von dieſem getrennt, gibt es keinen einzigen Menſchen, der mächtig heiſſen könnte, und den Mächtigſten würde der nächſte Feldhüter verhaften. Die Berühmtheit hinwieder iſt ein Grund mehr, um beaufſichtet zu werden; je höher Einer ſteht, deſto mehr ſind die Augen des Publikums und des Geſetzes auf ihn gerichtet. Es war das Meiſterſtück der neuern Ziviliſation, den einzelnen Gliedern des Vereins alle Stärke abzunehmen, um ſie auf den Geſammtkörper überzutragen, im Gegenſatz mit der Feudalität, welche zur Verſtärkung einzelner Glieder den Körper ſchwächte.

Wo iſt unter allen Verſchwörern der ſechs letzten Jahre einer, welcher nennenswerth wäre? Wo iſt einer, der eine Grundlage oder Stütze hatte? Wo hat einer ein Reſultat zu Stande gebracht? Ein von gräßlichem Fanatismus beſeelter Böſewicht hat eine verruchte That begangen; die ſorgfältigſte Unterſuchung zeigte, daß er allein ſtand. Etliche von Hunger getriebene Elende verſuchen Parodien vom 3. Nivoſe. Der Schlamm unſrer bürgerlichen Zwiſte hat dies Schlangengezücht ausgeheckt. Aehnliche Erſcheinungen ſind überall zu allen Zeiten im Gefolge politiſcher Stürme eingetreten. Man beruhige dieſe, und jene werden von ſelbſt verſchwinden. Es iſt immer der nämliche Irrthum, welcher begangen wird, indem man die Wirkung für die Urſache nimmt.

In unſern neuen Staatsvereinen, wo jeder Theil mit einer geheimen oder offenbaren Feder der Regierung zuſammenhängt, gibt es nur eine einzige Kraft, diejenige der Maſſen; dieſe iſt unwiderſprechlich und alle andern müſſen ihr weichen. Die Revolution hat dieſe Wahrheit bekräftigt; die Individualität iſt gänzlich darin untergegangen und kein Individuum mochte Stand halten. Die Maſſen einzig nur widerſtanden und ſind aufrecht geblieben. Der Stärkſte, welcher unter den Einzelnen vorhanden geweſen iſt, hat dieſer Kraft der Maſſen gehuldigt, indem er, freilich allzuſpät, ihre Macht anerkannt hat. Die Aeuſſerungen ſterbender Menſchen tragen etwas Geheiligtes an ſich. *Ich kann nicht wieder aufkommen*, ſagte Napoleon, als er in Fontainebleau der Herrſchaft entſagte, *ich habe die Völker beleidigt*. Die philoſophiſche Maſſe bewog Ludwig XVI, ſeine vormalige Macht niederzulegen; durch die populäre Maſſe war der Sieg der Revolution nach dem 14. Juli augenblicklich zu Stande gebracht. Während zweiundzwanzig Jahren ſind die europäiſchen Individualitäten durch die franzöſiſche Maſſe erdrückt worden; im J. 1815 war es hinwieder die europäiſche Maſſe, welche die franzöſiſche Individualität erdrückte. Am 20. März war es die populäre Maſſe, welche die Königswürde flüchten machte; die europäiſche Maſſe wandte ſich im Jahr 1815 nochmals gegen Frankreich

und überwältigte es. Die populäre Maſſe lieh den Cortes das Uebergewicht gegen Ferdinand, und in größerer Entfernung von uns haben die amerikaniſchen Maſſen die Macht Englands und Spaniens in der neuen Welt zertrümmert.

Während heutzutage die Stärke ſich in den Maſſen offenbart und die Ereigniſſe von dreißig Jahren Zeugniß hiefür ablegen, gibt es jedoch Menſchen, die, in gänzlichem Widerſpruche mit dieſer Wahrheit, der Individualität die Stärke beilegen, ſich auf einige Vertraute ſtützen und, auf ſich ſelbſt und ſchwache Umgebungen beſchränkt, Anlaß geben, den ſpöttiſchen Vorwurf auf ſie anzuwenden, welchen Auguſt an Cinna gerichtet hat. Der nämliche Irrthum fand bei der Auswanderung ſtatt und ward ihr Verderben; ſie hielt ſich für mächtig und im Innern unterſtützt, ſie nahm gleichgeſinnte oder aus beſondern Gründen ihr zugethane Individuen für die Nation; ſo oft ſie aber mehr oder minder zahlreich wirklich auftrat, fand ſie auch anders nichts, als ihren Untergang.

Der gleiche Irrthum herrſchte zu eben jener Zeit auch unter vielen Befehlshabern der Armee; ſie nahmen andere mit ihnen gleichgeſinnte Befehlshaber für die ganze Armee. Im Jahr 1791 hörte ich einen der beſten Köpfe jener Zeit, den Hrn. v. Cazales, ſich rühmen, er ſei der Hälfte der Armee gewiß; es waren die Hauptleute. Etliche Tage nachher ſtand dieſer mächtige Mann ganz allein.

Die Stärke der Staaten iſt alſo auf die Maſſen beſchränkt. Wer leitet aber dieſe? Wer ſetzt ſie in Bewegung? Wem gehorchen ſie? Wie mag man einzeln auf oder gegen ſie wirken, in einem Lande, wo von Viertelmeile zu Viertelmeile eine Behörde ſteht, die mit einem höhern Ringe zuſammenhängt, ſo daß alsbald Alles bis ans Ende der Kette gelangt? Einige in Folge der langgedauerten Stürme unruhige Menſchen, denen ihre Unthätigkeit läſtig fällt, und die vom gehofften oder wirklichen Reichthum zum Mittelſtande geſunken ſind, können gemeinſam ihr Mißvergnügen und ihre Klagen laut werden laſſen und ſich mit chimäriſchen Hoffnungen ergötzen; es ſind dies eitle Tröſtungen ihres Leides; wo aber ſind ihre Mittel und ihr Anhang? Es ſind Offiziere ohne Soldaten, die Niemandem furchtbar ſein können; viel eher würde ich Soldaten ohne Offiziere fürchten, weil dieſe, wie der Sergeant von Straßburg darthun kann, nicht lange auf ſich warten laſſen.

In dieſem Falle alſo ſage ich zu den Einen kecklich: beruhigt euch, die Gefahr iſt in weiter Entfernung; zu den Andern: gebt euch mit Verſchwörung-Anzetteln nicht ab, ihr lebt in Frankreich; Mächtigere, als ihr ſeid, ſind dadurch zu Grunde gegangen, und um euers eigenen Vortheils willen müſſet ihr dem ſchändlichen Handwerke entſagen. Auf daß die Königswürde auſſer aller Gefahr ſei, verlange ich nur dies Eine von ihr, daß ſie vieles Zutrauen in ſich ſelbſt und ſehr weniges in ihre hochtönenden Freunde ſetze; ſie würde ſicherere Stützen in denen finden, die man ihr als Feinde darſtellt; dieſe ſind aber ſeit 1814 von Leitung der Geſchäfte entfernt geblieben, und die Gefahren, welche damals nicht vorhanden waren, ſind ſeither eingetreten.

Wir gehen zu den legalen Verſchwörern über. Wo ſollen ſie herkommen? Aus den Wahlen der vierten Abtheilung in die Kammer der Abgeordneten. Die Antwort liegt zu Tage und die Sache ſpricht von ſelbſt. Wir wollen jedoch näher unterſuchen, wie es ſich damit eigentlich verhält.

Woſern die vierte Abtheilung aus Gegnern des Throns und der Dynaſtie beſteht, ſo müſſen demnach die Wähler dies gleichfalls ſein; der Schluß iſt unvermeidlich, wenn zwiſchen Urſache und Wirkung ein Verhältniß beſtehen ſoll, und woſern die Wähler nicht gleich übelgeſinnt ſind, werden ſie ſolche Gewählte nicht ſenden. Der Gewählte iſt immer nur der Stellvertreter der Geſinnungen der Wähler; hierdurch aber dehnt ſich die Frage gar viel weiter aus und erhält eine andere Geſtaltung; es iſt nun nicht mehr die vierte Abtheilung, die dem Throne feindlich gegenüberſteht, ſondern Frankreich . . Man nehme ſich wohl in Acht, und geſtehe lieber, daß man entweder Frankreich nicht kennt, oder ſich auf die Wahlgeſchäfte ſchlecht verſteht.

Wir wollen zu vernünftigern Betrachtungen übergehen. Das Wahre der Sache iſt dieſes: Die bisherige Mehrheit in der Kammer nimmt von Jahr zu Jahr ab; man berechnete, daß ſie durch die vierte Abtheilung vollends auf die andere Seite übergehen würde; das Ergebniß kann nicht ausbleiben, woſern weiterhin drei Liberale gegen Einen von der andern Seite gewählt werden, wie bei den vier letzten Wahlen geſchah. Soll nun aber in dieſer Verſtärkung der liberalen Partei das Verderben der Monarchie gefunden werden, ſo muß man die Liberalen insgeſammt für Feinde der Monarchie und der Dynaſtie erklären, was die große Mehrheit derſelben nicht zugeben, ſondern ſich vielmehr dadurch im höchſten Grade beleidigt fühlen wird; welches ich von mir ſelbſt abnehme, indem ich recht gut weiß, wie wohl verträglich der ſogenannte Liberalismus mit der Anhänglichkeit an Monarchie und Dynaſtie iſt.

Die Uebertragung der Mehrheit auf die liberale Seite iſt alſo die Urſache der Schrecken; und warum das? Weil man wohl fühlt, daß beim Daſein einer liberalen Mehrheit die Regierung einen mehr nationalen, das will ſagen, der konſtituellen Ordnung gemäßen Gang nehmen müßte. Hierin liegt das eigentliche Schreckbild; man hat einen unrechten Pfad eingeſchlagen, man will denſelben ſo ſpät wie möglich verlaſſen; dazu iſt eine Mehrheit behilflich, welche ſchlaffer iſt, als die erwartete neue, die man um jeden Preis abzuwenden verſucht.

Wir wollen offen ſprechen und die räthſelhaften Worte beſeitigen, welche nur Rückgedanken bergen, die zu Tage gefördert werden ſollen.

Die Worte Mehrheit und Minderheit ſind durch ſich ſelbſt bedeutungsleer. Was ſollen ſie, und was will man damit ſagen? Hierum fragt ſichs. Eine durch die vierte Abtheilung zu Stande kommende Mehrheit wird drei vorzügliche Ergebniſſe herbeiführen.

Zuerſt wird ſie der Kammer Uebereinſtimmung geben, die ihr ſeit 1816 abging; im Jahr 1815 hatte ſie dieſe wenigſtens beſeſſen. Man wird nicht länger eine Verſammlung vor Augen haben, die in zwei beinahe gleiche Hälften getheilt iſt, bei welchen kaum ein Wort gleichförmige Bedeutung hat; es wird eine wahrhafte, durch Zahl wie durch Uebereinſtimmung und Beharrlichkeit

der Meinungen gebildete Mehrheit alsdann vorhanden ſein, wogegen man ſeit 1816 ungewiß war, wo die Mehrheit zu finden, aus welchen Beſtandtheilen ſie gebildet ſei und was für Meinungen ſtandhaft von ihr behauptet werden. Das Zentrum vervollſtändigt dieſe täuſchende Mehrheit, und ſeine Meinung iſt von derjenigen der rechten Seite verſchieden, obgleich es ihr die Stütze reicht, ohne welche dieſelbe gar keine Bedeutung hätte.

Die Minorität wird alsdann auf den ihr allezeit gebührenden Standpunkt zurücktreten und eine Minderzahl Andersdenkender darſtellen, welche, zur konſtitutionellen Prüfung und Kontrolle hinreichend, keine den Geſchäftsgang lähmende Kraft hat, wie dies bei einer der Mehrheit beinahe gleichſtehenden Minderheit der Fall iſt.

Die Mehrheit der vierten Abtheilung wird zweitens die Kammer in Uebereinſtimmung mit der Nation ſetzen; denn bisher muß man eingeſtehen, daß die Uebereinſtimmung zwiſchen der Mehrheit und der Nation nicht vorhanden war; die letztere ſchließt ſich weder der rechten Seite noch dem Mittelſtück an; dieſe zwei Bruchſtücke ſind noch Ergebniſſe von Wahlen, welche der verfaſſungsgemäßen Wahlordnung vorangingen, und es iſt offenbar, daß die ſeitherigen Wahlen auf ganz andere Perſonen gerichtet ſind.

Drittens dann endlich wird die vierte Abtheilung die Regierung nöthigen, den konſtitutionellen Pfad vollends einzuſchlagen. Was wäre nun aber bei dieſem Allem für die Monarchie und für den Thron Gefährliches vorhanden? Sollte es zur Sicherheit derſelben beitragen, daß in der Kammer in gedoppelter wichtiger Hinſicht keine Uebereinſtimmung herrſcht und daß die Regierung vom konſtitutionellen Pfade mehr abweicht? Das Gegentheil iſt doch wohl eher der Fall, und je geregelter, mit dem Geiſte und Buchſtaben der ſtellvertretenden Verfaſſung übereinſtimmender die Kammer und die Regierung ſind, eine deſto feſtere Grundlage werden der Monarch und die Monarchie haben. Das Heilmittel wird unmittelbar die Quelle des Uebels treffen, und hierin beſteht das ſicherſte Heilverfahren.

Um das Gegentheil glaubwürdig zu machen, müßte das Zuſammentreffen eines bloßen, gegen Verſehen und Mängel der Regierung gerichteten Widerſpruchs mit der Abſicht und dem Plane, Monarchie und Dynaſtie zu zerſtören, dargethan werden können. Darum, weil man ſchneller und ſicherer das Ziel der konſtitutionellen Einrichtungen zu erreichen wünſcht, iſt man kein Verſchworner gegen Thron und Dynaſtie. Es müßte gezeigt werden, daß die hundert und zwanzig Glieder der linken Seite eben ſo viel gerüſtete Gegner der Monarchie ſind, welche zu Vollendung des Werks die Ankunft einverſtandener Mitſchuldiger erwarten; die gleichen Abſichten müßten bei ihren Kommittenten vorausgeſetzt werden; die vier Abtheilungen müßten in Paris und in Frankreich übereinſtimmende Geſinnungen finden; denn wie könnten ſie ohne dies ihre Plane ausführen? Die Uebereinſtimmung müßte auch für dasjenige gelten, was an die Stelle kommen ſoll; hier aber würde die größte und eine ſolche Schwierigkeit eintreten, die vollends jeden Gedanken des Vorhabens zu unterdrücken geeignet wäre, und dies Alles müßte endlich vor den Augen des Publikums geſchehen, beim Daſein einer Pairskammer, der noch aufrechtſtehenden

Digitized by Google

Königswürde und der noch unerloſchenen Erinnerung an das Jahr 1792, unter der Aufſicht einer Partei, die, wenn ſie, was nicht vorhanden iſt, wahrnehmen kann, um ſo viel eher, was wirklich vorhanden iſt, entdecken würde. Welche Rückſicht wird aber bei all' dem auf die unendlich große Zahl verſtändiger und ächt vaterländiſcher Männer genommen, die, von Parteigeiſt und perſönlicher Ehrſucht fern, reine Abſichten und gewiſſenhafte Redlichkeit hegen und dadurch unter einem aufgeklärten und ſittlichen Volke hinwieder auch eine Macht bilden? Will man dieſelben für nichts rechnen, oder glauben, ſie laſſen ſich gutwillig Alles gefallen, was die vier Abtheilungen thun möchten? Der Erfolg dürfte leicht ganz anders ausfallen. Die Vorgänge von 1792 und 1793 thun nichts zur Sache. Beiſpiele erhalten ihren Werth durch Aehnlichkeit; hier aber iſt Alles verſchieden. Von hundert Urſachen, welche die unglücklichen Vorgänge jener zwei Jahre herbeiführten, wird man nicht eine einzige als auf die Gegenwart anwendbar bezeichnen können, wo hingegen hundert Verſchiedenheiten aufzuzählen leicht wäre, deren Kenntniß zu Würdigung der Dinge ungleich viel wichtiger iſt, indem viele Aehnlichkeiten die Gleichheit zweier Sachen zwar nicht, eine einzige Verſchiedenheit hingegen ihre Ungleichheit vollends darthun mag.

Es ſind darum jene Angaben durchaus grundlos und ſie beruhen alle auf einer einzigen Urſache, welche dieſe iſt: eine Partei in Frankreich macht ausſchließlichen Anſpruch auf Anhänglichkeit an das Königthum, auf Tugend und Rechtſchaffenheit; lange wollten ihre Glieder allein nur Ehrenleute (honnêtes gens) heißen, was für die Uebrigen, oder vielmehr für die ganze Nation, ſehr ſchmeichelhaft war; ihrer Ausſage nach ſind ſie einzig nur königlich geſinnt, alle Andern ſind Demokraten und Demagogen, was in ihren Augen hinwieder nur eins iſt; wer ihre Uebertreibungen hinſichtlich auf übernatürliche Eigenſchaften der Königswürde nicht gutheißt, der iſt ein Republikaner; ein Republikaner aber iſt ein Ungeheuer; jeder Widerſtand gegen gewiſſe Maasnahmen iſt ein revolutionäres Beginnen. Loſungsworte werden ausgetheilt und wiederholt; heute iſt die Reihe an der Republik, morgen wird etwas anders an ihre Stelle kommen; die Doktrinen ſind eben erſt als Erſatz für mangelnde Thatſachen gebraucht worden.

Aus all' dieſem Plunder ſind die wahrhaften oder auch nur vorgeblichen Beſorgniſſe um die Sicherheit des Thrones entſprungen; ſo wie es Lügen gibt, die man zuletzt ſelbſt glaubt, nachdem man ſie lange genug wiederholt hat, ſo gibt es auch Redensarten, die man nach langem Gebrauche zuletzt für wohl begründet hält, und Tauſende wiederholen mit Zuverſicht Behauptungen, von denen ſie weder Urſprung, noch Werth oder Ergebniſſe kennen, einzig nur, weil ſie dieſelben gehört und Andern nachgeſagt haben.

Es wird von Republik und Republikanern viel Schiefes und Verkehrtes geſprochen, ohne daß man weiß, woraus jene beſteht und was dieſe ſind, wie die erſtere könnte herbeigeführt werden, und was die Andern wollen oder vermögen. Der ganze Lärm aber wird einzig nur gemacht, um einerſeits ſich das Anſehen leidenſchaftlicher Verehrung und Liebe für den Monarchen und die Monarchie zu geben, um anderſeits eine ſchwere Klage gegen die Gegner zu führen;

und endlich, weil man die Mühe nicht genommen hat, die wahren Geſinnungen und Abſichten derer zu erforſchen, die man gern anklagen möchte. Pascal und Andere haben längſt geſagt: Verleumden läßt ſich allezeit und es haftet davon immerhin etwas.

Ich habe ſchon den unendlich großen Unterſchied angedeutet, der zwiſchen dem Widerſpruche gegen Maasnahmen der Verwaltung, dem Wunſche, die Grundſätze der konſtitutionellen Ordnung überall geltend zu machen, und zwiſchen Planen vorhanden iſt, welche gegen den Fürſten und den Thron gerichtet ſind: wer könnte in beiden etwas Gemeinſames finden?

Die letztern wären ein Verbrechen und ein abſcheulicher Betrug, von Menſchen, die durch oft wiederholte Eide zum Gegentheil verpflichtet ſind, und unter denen keine vier Individuen gefunden werden möchten, die mehr oder weniger abweichende Geſinnungen hegen, deren Bekanntwerdung alsbald eine völlige Trennung von ihren Amtsgenoſſen zur Folge haben müßte; es wäre darum wohl endlich Zeit, ſich zu verſtändigen und gegenſeitigen Anſchuldigungen ein Ende zu machen, welche für die Betroffenen abſcheulich und dem Gemeinweſen nachtheilig ſind.

Die Verſchiedenheit der Regierungsformen iſt groß und diejenige der Geiſter iſt unendlich. Welches die vorzüglichſte Regierungsform ſei, iſt durch keinen Ausſpruch des Himmels entſchieden. Es gibt ſehr brave Leute in Republiken, wie in Monarchien, und die franzöſiſchen Royaliſten ſehen es gern, wenn fremde Republikaner den Thron umgeben. Man kann die Vortheile ſowohl als die Nachtheile der monarchiſchen Einrichtungen erkennen und die Einen wie die Andern lebhaft fühlen; dieſes alles aber hat mit Verſchwörungen gegen das in einem Lande eingeführte und zu ſeinen Grundgeſetzen gehörende Königthum nichts zu thun.

Es wäre verſtändiger, ſich mit den wirklichen Kräften der Verſchwörer, als mit ihren geheimen Gedanken zu beſchäftigen. Es läßt ſich mit Zuverſicht ſagen, daß unter allen Umſtänden ihre Mittel, im Verhältniß zum Zweck, ſehr geringfügig ſind; daß auch ihre Zahl ſehr klein iſt und man ganz richtig auf ſie anwenden könnte, was Buzot von den Republikanern im Jahr 1792 ſagt: „Es waren unſer drei Republikaner in Frankreich, Pethion, Robespierre und ich.“

Zwei Fragen bleiben mir noch zu beantworten übrig; die eine: wo könnte Gefahr für die Dynaſtie ſein? und die andere: kann dieſer Gefahr durch das Wahlgeſetz begegnet werden?

Ich habe oben dargethan, daß alle Macht in den Maſſen liege; es könnte demnach die Gefahr für die Königswürde auch nur von daher kommen. Gegen Individualitäten jeder Art wird dieſelbe allezeit ſtark genug ſein.

Es fragt ſich alſo, ob eine widrige Stimmung in der Maſſe vorhanden ſei, und wodurch Volksmaſſen in widrige Stimmung und Abneigung verſetzt werden können? Es kann dies durch anſtößige Mißgriffe der Regierung, durch geraden Widerſpruch mit dem Geiſte der ſtaatsthümlichen Einrichtungen, durch mangelnde Hoffnung des Beſſerwerdens, durch verlorne Achtung im Gefolge unglücklicher Kriege, durch ſehr große Finanzzerruttung geſchehen.

Den Beweis dafür liefert uns die Geſchichte in derjenigen der zwei letzten Stuarte. Ich habe hierbei keinerlei Rückgedanken und bin weit entfernt, irgend eine kränkende Anwendung

machen zu wollen; mein Gewährsmann iſt Hume, die Geſchichte aber leuchtet, wie die Sonne, für Jedermann.

Karl II war im Jahr 1660 zurückgekehrt. Zehn Jahre verſtrichen ruhig unter Clarendons einſichtvoller Verwaltung. Man ward ſeiner Tugenden müde; Höflinge und Weiber erhielten das Uebergewicht; er entfernte ſich, und mit ihm war auch das Glück entflohen. Im J. 1670 trat das unter dem Namen der Rotte (cabale) bekannte Miniſterium auf. Karl, in ſeinen Netzen gefangen, verläßt den bisher befolgten Pfad; er macht ſich gegen Ludwig XIV zinspflichtig, führt einen ungerechten, ſchändlichen und ſeinen Unterthanen verhaßten Krieg gegen die Holländer; er erniedrigt die Nation durch den Frieden, wie zuvor durch den Krieg; er beraubt die Schatzkammer und wird durch Verſchwendung bettelarm; zwiſchen den zwei feindſelig gegeneinander ſtehenden Glaubensbekenntniſſen nimmt er eine zweideutige Stellung ein; überall fließt Blut, die Verſchwörungen folgen eine der andern und ſind ſelbſt gegen ſein Leben gerichtet. Die anfangs über ſein Daſein erfreute Nation zieht ſich unwillig und mißvergnügt von ihm zurück; ihre gereizte Stimmung bedeutet dem Fürſten ſattſam, daß es Zeit ſei, zu dem früher befolgten Syſteme, von dem er nie hätte abweichen ſollen, zurückzukehren. Er ſtirbt, als er im Begriff iſt, den heilſamen Entſchluß auszuführen, und nachdem er auf die heftigen Rathſchläge ſeines Bruders geantwortet hatte: „Du kannſt, wenn du gern willſt, wieder auf Reiſen gehen; ich bin zu alt dafür.“

Im Jahr 1683 beſteigt Jakob II den Thron. Er, welcher bekannt iſt als Urheber aller gewaltſamen Maasnahmen ſeines Vorgängers, als erklärter Feind der Staatsreligion, welcher Schottland während ſeiner Verwaltung übel mißhandelt hatte, nachdem er als Katholik von der Thronfolge war ausgeſchloſſen worden, hält bei ſeinem Regierungsantritt eine Rede, die allgemeinen Beifall erhält und neue Hoffnungen weckt. Wenige Tage nachher ſpricht er gebieteriſch zum Parlament und macht ſeine Anſprüche auf die von Gott verliehenen Vorrechte kund. Ungeſcheut ſendet er, vor den Augen eben dieſes Parlaments, welches ſich gegen ihn erklärt hatte, *ſeine Religion ſei ihm theurer, als das Leben*, einen Geſandten nach Rom und empfängt den Geſandten des Papſtes in feierlicher Audienz; den von der Nation verabſcheuten Gottesdienſt übt er öffentlich; ſeine Umgebung beſteht gutentheils aus Mönchen und Jeſuiten, die nirgends fehlen, wo Verwirrung herbeigeführt werden ſoll. Montmouth's grauſame und ſcheußliche Hinrichtung empört das Innerſte der Gemüther; der gräßliche Jeffreis empfängt als Belohnung ſeiner Miſſethaten das erſte Staatsamt; ſechs Biſchöfe werden im Angeſicht der dadurch tief gekränkten Bewohner Londons verhaftet; eine privilegirte Armee wird vor den Thoren der Hauptſtadt aufgeſtellt; die Vorrechte der Stände und Körperſchaften werden vernichtet; der Deſpotismus und der Untergang der Staatsreligion ſcheinen unvermeidlich. Geſchreckt durch dieſe Ausſichten, flüchtet die Blüthe der Nation nach Holland, um Wilhelms Dazwiſchenkunft anzurufen. Dieſer folgt dem Rufe; Jakob ſteht vereinzelt; die Binde fällt von den Augen, die ſtolze und herriſche Sprache wird gegen demüthige Bitten

vertauſcht, und bald flieht er auf immer aus dem Lande, das ohne ſein unvorſichtiges und unverſtändiges Betragen ihm Glück und Ruhe gewährt hätte.

Was hat nun die Gefahren der beiden Monarchen herbeigeführt? Ihr Regierungsverfahren war es, welches die Dinge auf den entſcheidenden Punkt hinführte, wo alles Mißvergnügen am Ende hinzielt, wo eine Nation im Gefühl ihrer Unverträglichkeit mit dem Fürſten zu der Ueberzeugung gelangt iſt, entweder ſie oder er müſſen unterliegen. Karl ſowohl als Jakob hatten dieſen kritiſchen Zeitpunkt herbeigerufen. Damals lag den Briten ihre ſtaatsthümliche und religiöſe Reform, das will ſagen, ihre Freiheit und ihre Religion, mehr denn alles Andere am Herzen, und ſie fühlten, daß in der einen die Gewährleiſtung der andern enthalten ſei. Hundert und fünfzig in Kampf und Stürmen für jene Güter verſtrichene Jahre hatten einen tiefen Eindruck in den Gemüthern hinterlaſſen. Das Errungene ward von Karl und Jakob bedroht und konnte unter dieſen in Balde verloren gehen. Die Sachen waren alſo auf den Punkt gediehen, wo entweder Jakob oder England entſagen, entweder der Despotism oder die Freiheit unterliegen mußten.

Wie iſt es möglich, wo auch nur ein Schatten von Vernunft obwaltet, die Dinge ſo aufs Aeußerſte zu treiben; und wer, wenn er das Unglück hatte, dahin fortgeriſſen zu werden, mag alsdann ſeinem Untergange entgehen und ſich mit der Hoffnung ſchmeicheln, er allein werde mächtiger ſein, als Alles, was ihm gegenüberſteht? Jakob II liegt unter den Bergen aufgehäufter, freiwillig gethaner Mißgriffe und Fehler begraben.

Der König von Spanien befand ſich kürzlich in der nämlichen Stellung. Auf andern Wegen hatte auch er die Dinge dahin gebracht, wo die Vereinbarung aller Art Mißvergnügens und jeglicher Unzufriedenheit ihn zu erdrücken drohte. Der geringſte Widerſtand mußte ihm verderblich werden. Zum Glück für ihn waren keine Mitbewerber vorhanden, und er hatte auch die Landesreligion nicht gekränkt. Auf dieſen zwei Umſtänden, die dem britiſchen Könige nicht zu gut kamen, beruhte ſeine Rettung.

In Rußland iſt Paul I das Schlachtopfer ſeiner Angreifer geworden, nachdem er die ganze Nation gegen ſich aufgereizt hatte; Guſtav in Schweden that ungefähr eben ſo, und das gleiche Schickſal iſt ihm zu Theil geworden. Allenthalben ſtellt ſich die unmittelbare Wirkung der herrſchend gewordenen Unzufriedenheit dar, die entweder den Angriff auf den Fürſten unterſtützt oder ſeine Vertheidigung hindert.

Hat Frankreichs Lage mit dem Vorgemeldeten Aehnlichkeit? Manche Fehler ſind begangen worden (wer mag es läugnen?), der umſichtige Geiſt, welchen die Zeit erheiſcht, hat ſich nicht geoffenbart; allein wie groß iſt der Abſtand von da bis zu den Verhältniſſen, welche die obenberührten gefährlichen Stellungen herbeigeführt haben! Man ſoll eben ſo wenig einſchläfern, als Unruhe wecken; eben ſo wenig bergen, als übertreiben; das Eine wie das Andere könnte nur Nachtheil bringen. Man ſoll die Sachen darſtellen, wie ſie ſind. Wer ſich zu Grunde richten will, den kann niemand daran hindern; hingegen läßt ſich unterſuchen, ob ſeine Lage es war,

die ihn zum Untergange führte. Napoleon konnte nicht gehindert werden, die Menge erhaltender und ſchützender Mittel, die ihm zu Gebote ſtanden, in Mittel ſeines Sturzes zu verwandeln; aber die Natur der Dinge hat ihn nicht dahin geführt. Zwar ſind die Völker reizbar und unwiderſtehlich, ſie ſind hingegen nicht unerbittlich. Ihr Zorn bildet ſich langſam aus, und er kann ſchnell wieder aufhören. Als Jakob, welchen ein förmliches Geſetz von der Thronfolge ausſchloß, den Thron beſtiegen hatte, da waren einige von ihm geſprochene, beruhigende Worte hinreichend, ihm das Zutrauen des britiſchen Volks wieder zuzuwenden; wir haben, hieß es, das Wort des Königs, eine Zuſage, die noch nie iſt verletzt worden . . . Hume bemerkt, daß Jakob, der damaligen Stimmung des britiſchen Volkes nach, ſeinen Thron für den ſicherſten in Europa halten konnte.

Den ſpaniſchen Ferdinand ſehen wir, wie er zutrauensvoll ſich ſeinem Volke in die Arme wirft, wie damit alles Vergangene vergeſſen iſt, und wieder das nämliche edelmüthige Volk ihm gegenüber ſteht, dem kein Opfer zu ſchwer fiel, um ihn wieder zu erhalten. Ein Wort von ihm war genügend, den gewaltigen Sturm zu beſänftigen.

Es ſteht darum jederzeit in der Macht der Fürſten, ſich die Zuneigung ihrer Angehörigen neu zu erwerben; ſie dürfen nur möglichſt tief in den Geiſt der Nation eintreten und nicht kränkend gegen ihre billigen Wünſche anſtoßen. Gleichmäßig ſteht es demnach auch in der Macht des Hauſes Bourbon, den Geiſt der Nation auf ſolche Weiſe zu beherrſchen, und was in dieſer Hinſicht verloren ward, wieder gut zu machen. Es iſt die natürliche Stimmung der Völker, ihre Regenten zu lieben, und die Franzoſen mögen in dieſer Neigung einer zärtlichen und ehrfurchtvollen Anhänglichkeit von keinem andern Volke übertroffen werden.

Allein vergeblich ſehe ich mich bei allen dieſen Betrachtungen nach dem Wahlgeſetz um. Was ſoll dieſes zur Sache beitragen, wie ſoll es ihre Lage ändern oder verbeſſern? Was würde man geſagt haben, wenn Jakob, als von Wilhelm Gefahr drohte, die engliſchen Wahlgeſetze zu ändern vorgeſchlagen hätte? Die Gemüther ſollen bearbeitet werden, und ihr bearbeitet die Geſetze; wenn das Uebel ſchon weit gediehen iſt, ſo kann das Mittel nicht hinreichen; iſt jenes noch weniger vorgerückt, ſo erſcheint das Mittel unnütz, aber alsdann iſt es auch ſchädlich, weil es neue Gefahren herbeiführt und die vorhandenen ſteigert. Es iſt tauſendmal von der Rednerbühne und in Schriften geſagt worden, die Spannung gereizter Gemüther macht das Uebel aus; dieſe wird durch jenes Geſetz geſteigert, und es ſind nicht Reizmittel, durch die man das Fieber mäßigt.

Parga und ſeine Bewohner.

(Schluß der im Märzheft der Ueberlieferungen (S. 97—110) angehobenen Erzählung.)

Sir Thomas Maitland, der britiſche Oberkommiſſär, war (im Hornung 1819) nach Malta abgereiſet, ohne die Vorſtellungen beantwortet zu haben, welche die Parganioten ihm über das bei der Schatzung ihrer Grundſtücke zu beobachtende Verfahren gemacht hatten. Er hatte die Schätzer aus Corfu ernannt, welche gemeinſam mit denen des Ali Paſcha die Schatzungsarbeit bewerkſtelligen ſollten. Die Corſioten-Schätzer ſollen, wie man behauptet, die ſämmtlichen Grundſtücke, mit Inbegriff der Häuſer, zu zwei Millionen dreimalhunderttauſend Tallaris gewerthet haben. Dieſe Schatzung, obgleich ſie den wahren Werth nicht erreichte, ſtand jedoch nur wenig hinter den frühern zurück. Allein zur größten Beſtürzung der Parganioten ward die Summe nur auf eine Million fünfundzwanzigtauſend ſiebenhundert Tallaris, oder ungefähr auf die Hälfte des wahren Werths feſtgeſetzt. Nochmals verſtrichen Monate in Unthätigkeit. Die Parganioten glaubten, ihre Auswanderung werde Verzögerung leiden und alsdann die letztgedachte Summe ihnen wenigſtens geſichert bleiben; ſie unternahmen die neue Ausſaat und Beſtellung ihrer Felder. Hamedbey, welcher nur ſechszig Tage in Parga bleiben ſollte, war nun zwei Jahre daſelbſt geblieben. Die Karnevalszeit trat ein, und die Einwohner verſuchten ihren Kummer durch Freude zu zerſtreuen; die Freude war aber traurig und furchtbar. Sie ſangen Lieder und begleiteten ihren Geſang mit der Leier; aber es waren Kriegslieder, welche den Schmerz und die Spannung erhöhen mußten. „Zu den Waffen, Griechen (ſangen ſie, nach der Weiſe der Marſeillaner-Hymne), zu den Waffen. Der Türken Blut müſſe den Boden färben.“ Und weiterhin: „Unſer Schwert liegt zur Erde, wie der Donnerkeil im Boden erlöſcht. Berget ihr Fluten des Meeres uns als Freie in euerm Schoos, weil auf dem Feſtlande Sklaverei herrſcht. Für Eins nur bitten wir euch: führet, ihr bittern Meereswellen, unſere Leichname nicht gegen die britiſchen Schiffe hin; ſie würden dieſelben an unſere übermüthigen Feinde verkaufen!“ — „Ihr grünen Lorbeern (ſo ſangen hinwieder die Frauen), ihr farbigen Roſen, ihr ſollt fürhin nicht mehr unſere Häupter ſchmücken; ihr Vögel in den Büſchen, ihr Bäche und Zephyre, werdet unſere Stimmen nicht mehr den eurigen beigeſellt hören. Schmuck und Geſang ziemen nicht für die, welche ihre Geburtsſtätte verlaſſen.“ Und die Greiſen ſchloſſen ein Lied zum Ruhm der Thaten Liasca's, des unerſchrockenen Epiroten, mit folgenden Worten: „Liasca weigerte ſich, dem Paſcha zu gehorchen, und er hat ſeine Knie nicht vor dem Vezier gebogen. Der Paſcha des Liasca war ſeine Flinte, und ſein Degen galt ihm ſtatt des Veziers. Wir werden thun, wie du gethan haſt, Liasca; wir werden dem durchs Gebirg ziehenden Löwen gleich ſein.“ Solche Aeuſſerungen mußten die Türken von allen Seiten her hören und alle Einwohner vermieden ihren Umgang. Der Sekretär des Ali, der argliſtige Manthos, ſprach

hinwieder ſpöttelnd und geheimnißvoll die Worte ſechs und ſechs oftmals aus, deren Bedeutung die Parganioten lange nicht zu errathen wußten.

Endlich traf der britiſche Befehlshaber von den Inſeln zurück ein; er fand die neue Schatzung nochmals übertrieben; er ſetzte dieſelbe eigenmächtig und um, wie er ſagte, ein richtiges Mittel zu handhaben, auf 150,000 Pf. Sterl. oder 666,666 Tallaris feſt (das Räthſel des Sekretärs war durch dieſe Zahl gelöſet), und fügte übrigens (in der Kundmachung vom 4. März 1819) hinzu, der britiſchen Regierung wäre die Auswanderung der Parganioten völlig gleichgültig, ſie ſei dafür aber auch nicht geſinnt, auſſerordentliche Koſten zu tragen.

Das Zögernde, Schwankende und Harte in dieſem Benehmen wird minder befremdend erſcheinen, wenn man weiß, daß Ali zwar von Anfang der Unterhandlung ſich bereitwillig gezeigt hatte, die Parganioten zu entſchädigen, jedoch nicht mit Baarſchaft. Die Waldungen Albaniens gewähren auch für Schiffe von erſter Größe taugliches Bauholz. Vormals hatten die Werften von Toulon ſolches bezogen. In den letzten Jahren waren Lieferungen davon nach Malta gemacht worden. Jetzt ſollte den Engländern ein Schlag dieſes Schiffbauholzes überlaſſen werden, und ſie, die ohnedies ihren Bedarf aus den Waldungen Iſtriens zu kaufen im Begriff ſtanden, zogen vor, ſtatt das Geld ins Ausland zu ſenden, daſſelbe an die Parganioten auf den joniſchen Inſeln zu zahlen. Ein Bevollmächtigter der Admiralität kam nach Albanien, um die Waldungen zu beſichtigen; allein, ſei es, daß dieſe wirklich erſchöpft waren, oder daß der Transport zu koſtbar befunden ward, oder um anderer, unbekannter Gründe willen, die Unterhandlung zerfiel. Der Vertrag wegen Parga indeß war unterzeichnet und ſeinen Bewohnern war der Werth ihrer Beſitzungen verheißen; der Paſcha aber konnte ſich nicht entſchlieſſen, Geld ſtatt des Holzes zu zahlen; ſomit mußten dann ſchonende Rückſichten gegen ihn beobachtet werden, und dies war nur auf Unkoſten der Parganioten möglich. Man verſuchte nochmals die Einwohner zu bereden, ſich der Herrſchaft des Ali zu unterwerfen, und eine neue Kundmachung verhieß, wofern ſie dies nicht thun wollten, ihnen aus Menſchenliebe das Erforderliche zur Ueberfahrt zu liefern. Was der feierliche Artikel eines frühern Vertrags zugeſichert hatte, das ward jetzt auf Rechnung der Menſchenliebe gebracht!

In der That aber war auch der frühere Vertrag ſeither beinahe völlig verändert. Am 14. März hatte Sir Thomas Maitland in der Stadt Butrinto mit Ali Paſcha eine Unterredung gehalten, welcher auch Hr. Gobins, der neue Befehlshaber von Parga, beiwohnte. Dieſer kam am folgenden Tage zurück. Eine Fregatte mit hundert funfzig Kriegern lavierte vor Parga. Der einzige noch unverletzt gebliebene Artikel des Vertrags war derjenige, welcher beſtimmt hatte Parga ſoll erſt nach der Abreiſe ſeiner Bewohner übergeben werden. Nun aber eröffnete der Befehlshaber dieſen mündlich; zufolge einer zwiſchen dem Oberkommiſſär und dem Ali Paſcha getroffenen Uebereinkunft werde ein Theil der Truppen des letztern ungeſäumt eintreffen. Die Anzeige verbreitete Entrüſtung und Schrecken über alle Gemüther, und die Parganioten verlangten Aufſchub etlicher Tage zu Beſtellung einer Abordnung an Sir Thomas. Ihre Vorſtellung

(vom 15. März 1819) lautete alſo: „Exzellenz, es haben ſtaatsthümliche Rückſichten die Parganioten in das unglückliche und traurige Verhältniß gebracht, durch diejenigen ſelbſt, welche ſie zu ihrem Schutz angerufen hatten, den Türken übergeben zu werden. Jedennoch ſind Verträge geſchloſſen worden. Denen, welche ihr Vaterland verlaſſen wollen, iſt die Bezahlung des Werths ihrer Grundſtücke verheißen, und der Einmarſch der Türken ſoll erſt nach ihrer Abreiſe ſtatt finden dürfen. Dieſen Bedingungen haben ſich die Bewohner von Parga blindlings unterzogen; ſie haben ſich auch die überaus niedrigen Schatzungen in Gemäßheit derer ſie bezahlt werden ſollen, gefallen laſſen, und ſie ſind zur Abreiſe bereit. Jetzt aber wird ihnen im Namen der britiſchen Regierung eröffnet, es ſollen Ali Paſcha's Truppen ungeſäumt in die Stadt einrücken. Dieſe ſchreckenvolle Kunde hat die Beſtürzung der Parganioten bis zur Verzweiflung geſteigert, indem ſie dem Augenblick nahe ſind, wo ſie ſogar durch Auswanderung den gehäſſigen Anblick ihrer grauſamen und argliſtigen Feinde in der Vaterſtadt zu vermeiden, nicht mehr im Stande ſein ſollten. Zur Auswanderung entſchloſſen, erflehen die Parganioten das Mitleid Ew. Exzellenz. Gedenken Sie als ein Vater der Männer, Weiber und Kinder dieſes Volks; geſtatten Sie den Einmarſch der Türken nicht eher, als bis wir abgereiſet ſind; beſchleunigen Sie dieſe Abreiſe ſo viel möglich und wie Ihnen gutdünkt, nur daß dieſelbe vor Ankunft der Türken geſchehen möge.“

Sir Thomas verhieß, ehe die Zahlung geleiſtet wäre, ſollten keine Türken einrücken, und die Abgeordneten kamen zurück. Bald nachher erſchien eine Kundmachung des Oberkommiſſärs vom 9. April 1819, mit der Anzeige — des bevorſtehenden Einmarſches der türkiſchen Krieger. Den Einwohnern ward darin nichtsdeſtominder Schutz zugeſichert und ſie ermahnt, ihre Wohnungen nicht zu verlaſſen, bis der Vertrag vollſtändig erfüllt ſein würde; wer indeß ſogleich abreiſen wollte, dem wurden die Mittel der Ueberfahrt verheißen.

Drei Tage ſpäter traf Sir Frederik Adams, Oberbefehlshaber der britiſchen Truppen auf den joniſchen Inſeln, in Parga ein. Er rief die Vorſteher der Stadt zu ſich und ſuchte ſie zu bereden, daß, wofern ſie die Türken nicht ins Schloß aufnehmen wollten, ſie mindeſtens ihr Vorrücken über die Grenze bis zum Kloſter Unſerer lieben Frauen von Blacherena, unfern von der Stadt, ſo lange die Zahlung nicht geleiſtet wäre, geſtatten möchten. „Dies können und werden wir nicht zugeben,“ antworteten die Vorſteher; „alle Flotten Englands können unſerm Ländchen drohend gegenüberſtehen; aber ein Schritt der Türken über die Grenzen wird eine Loſung zu Mord und Tod ſein; nie haben ſie dies Wageſtück ungeſtraft verübt.“ Der General bezeugte Mißvergnügen über dieſe Antwort. Er wollte die Gemeinde befragen, und ihr einſtimmiger Zuruf bekräftigte die von den Vorſtehern gethane Erklärung höchſt unzweideutig. Hr. Adams verſprach den Oberkommiſſär davon in Kenntniß zu ſetzen; bei einbrechender Nacht aber kehrte er von Parga nach Corfu zurück.

Vier Tage verfloſſen abermals ohne Antwort, und die in allen ihren Hoffnungen grauſam getäuſchten Parganioten, welche von den Briten eher Einverſtändniß mit den Feinden, als

Schutz gegen dieſelben erwarten durften, faßten jetzt den Entſchluß zur wirklichen Abreiſe und führten denſelben auch aus. Es war gerade die Leidenswoche, deren religiöſe Trauerfeſte mit dem bürgerlichen Unglück des kleinen Staats merkwürdig zuſammentrafen. Der Vorgang war über allen Ausdruck rührend. Auch die Gebeine ihrer Aeltern und Vorfahren wollten ſie in dem ihnen geraubten Vaterlande nicht zurücklaſſen. Sie enthoben dieſelben alſo der Erde, und ließen ſie theils von Flammen verzehren, theils bargen ſie ſolche an geheimen Orten, mit der leiſen Hoffnung, ſie dort einſt wieder zu finden; die Meiſten jedoch nahmen ſie als theure und heilige Erinnerungen mit ſich. Die Mütter badeten ihre Kinder zum letztenmal in den reinen, vaterländiſchen Quellen; niedergebückt zur mütterlichen Erde ward dieſe von Allen geküßt und Jeder wollte eine Handvoll davon mit ſich nehmen. Die Abreiſe geſchah, zur Vollendung ihres Unglücks, in der Jahrszeit, wo die Aernte bevorſtand und wo die Früchte ihrer Arbeit bald eingeſammelt werden ſollten. Der Ertrag der Oelbäume einzig nur mochte den ſechsten Theil des ihnen zu zahlen verheißenen Kapitals ausmachen. Die Reichern theilten mit den Aermern brüderlich und gaben ihnen, was für zwei Monate zum Unterhalt erforderlich war. Auf ihren eigenen Barken zum Theil, und zum Theil auf ſolchen, die den Inſelbewohnern angehörten, fuhren, in den dem Oſterfeſt unmittelbar vorangehenden Tagen, die Einen nach Corfu, die Andern nach Paxo über. Drei kleine Handelsſchiffe wurden von Corfu zur Ueberfahrt etwa zwanzig zurückgebliebener Familien geſandt; hierin beſtand die einzig ihnen dargereichte Hilfe und die Erfüllung aller gethanen Zuſicherungen von Großmuth, Wohlwollen und väterlichen Geſinnungen. Gleichzeitig mit der Abreiſe der Parganioten rückten dreihundert Türken vor, und nahmen im Kloſter Unſerer L. Frauen von Blacherena Quartier.

Die Parganioten ſuchten nach ihrer Ankunft in Corfu vergeblich beim britiſchen Oberkommiſſär vorgelaſſen zu werden. Se. Exzellenz reiſete am 3. Mai 1819 nach Preveſa ab, für eine dritte Beſprechung mit dem Paſcha. Die förmliche Uebergabe und die Auszahlung der Gelder ſollten geſchehen, denn noch war nichts bezahlt, obgleich die Einwohner ausgewandert waren und die Türken das Gebiet beſetzt hatten. Ein angeſehener Krieger und ein edler Brite, dem ſein König die Verwaltung und das Schickſal mehrerer Völkerſchaften anvertraut hatte, konnte dem argwöhniſchen Häuptlinge eines albaniſchen Raubgeſindels ſo viel Zutrauen nicht einflößen, als bloße Kaufleute einander zu geben gewohnt ſind. Ali zeigte zwar die Säcke mit Geld, wollte dieſelben aber eher nicht ausliefern, bis ihm der Ort übergeben ſein würde. Er verlangte Geiſeln, und die Sachen waren ſo weit gediehen, daß, dem Völkerrechte und der Uebung ziviliſirter Völker zuwider, ihm ſolche bewilligt werden mußten. Zwei Stabsoffiziere (die Herren Hankey und Robiſon), britiſche Bürger und Genoſſen eines freien Volks, wurden dafür gewählt und dem Barbaren übergeben.

Der Oberkommiſſär kehrte nach Corfu zurück; ihm folgte das Geld. Am 9. Mai erhielt die Garniſon Befehl, die Feſtung an die Türken zu übergeben. Noch waren ungefähr dreißig Parganioten, um den Dienſt der Lebensmittel zu verſehen und von den Engländern dazu

gezwungen, dort geblieben. Billig ſollten ſie als zur Garniſon gehörig betrachtet werden; aber ihnen ward befohlen, innerhalb vier Stunden abzureiſen, wofern ſie nicht als Unterthanen des Ali betrachtet werden wollten. Es blieb ihnen nichts übrig, als ſich einer leichten Barke, die zufällig vorhanden war, anzuvertrauen und bei Nachtzeit die nicht ungefährliche Ueberfahrt zu bewerkſtelligen.

Der 10. Mai 1819 trat ein, und zum letztenmal beſchien die Sonne das noch freie, wenn ſchon verödete Parga. Die Briten öffneten den Türken ſeine Thore, und die Krieger des Monarchen, der den Namen des Vertheidigers des Glaubens führt, zogen ſeine Flagge ein. Die Flagge des Halbmonds entwickelte jetzt den Glanz ihres Scharlachs.

Hungrigen Wölfen gleich, die über ihre Beute herfallen, ſtürmten die Türken von allen Seiten herbei; ihre Wuth äuſſerte ſich gegen Gebäude und lebloſe Dinge; ſie beſudelten das Heiligthum der Kirchen und gebrauchten ſolche als Stallungen. Die Kirche von St. Spiridion ward in eine Moſchee verwandelt. Das Blut der nach Vorſchriften des Korans geſchlachteten Opfer floß auf dem Boden. Das Geheul der Türken ertönte überall; den Säbel im Munde tragend, liefen ſie durcheinander, und feuerten Flinten- und Piſtolenſchüſſe in der Trunkenheit ihrer Wuth und Freude los. Die britiſchen Krieger hatten ſich ans Geſtade zurückgezogen; ihre Weiber und Kinder entſetzten ſich über dem wilden Getreibe und eilten von den Barbaren loszukommen, welche ſie ihrer Freundſchaft gewürdigt hatten. Mit Zurücklaſſung eines Theils ihres Gepäcks fuhren die Einen nach Pago, die Andern nach Corfu über.

Am dritten Tage traf Ali Paſcha ſelbſt in Parga ein. Die Schönheit und der treffliche Anbau der durch Klima, Fleiß und Sittlichkeit blühenden Landſchaft ſetzte ihn in Erſtaunen, eben ſo auch die feſte Lage der Stadt, und er mußte eingeſtehen, daß ein ſolcher Beſitz die Anſtrengungen der Parganioten für deſſen Erhaltung allerdings verdient hatte. Von der Höhe des Felſens war ſein lüſterner Blick auf die joniſchen Inſeln, unter ihnen vorzüglich auf S. Maura (Leukas) gerichtet; ein Sumpfgraben, welchen Kinder durchwaden mögen, ſondert ſie vom Feſtland.

Die Abtretung von Parga hat einen fürdauernden Argwohn und Widerwillen der Griechen gegen die Engländer erzeugt. Alle müſſen von dieſem Zeitpunkte an gleiches Schickſal beſorgen, und die lenkſamen, guten Leukadier am meiſten. Parga in der Türken Gewalt iſt für ſie wie der Geier, welcher am Herzen des Prometheus nagt.

Der Paſcha befand ſich im ruhigen Beſitze des Landes, und ſeine rechtmäßigen Eigenthümer hatten noch immer keine Zahlung erhalten; nur den Dürftigſten unter ihnen ließ die Regierung Brodrationen austheilen, was ihr etwa dreihundert Tallaris koſten mochte. Die Parganioten wandten ſich abermals an Sir Thomas Ihre Vorſtellung (vom 18. Mai 1819) drückt ſich unter andern alſo aus: „Die Kundmachungen Ew. Exzellenz, und insbeſondere diejenige vom 2. April, verhieß den Bewohnern von Parga die Bezahlung ihrer Grundſtücke auf den Augenblick ihrer Abreiſe. Die Kundmachung vom 4. April erlaubt den Parganioten, welche es

wollen, vor Ankunft der Türken abzureiſen. Sie haben Alle, ohne Ausnahme, ihren Entſchluß dafür wiederholt und ſchriftlich erklärt, und ſie ſind auf eig'ne Koſten nach den joniſchen Inſeln, wo ſie ſich jetzt befinden, übergeſchifft. Durch die Abtretung iſt das Ziel der Verträge in Erfüllung gegangen. Der Vezier und ſeine Krieger genieſſen der in Parga zurückgelaſſenen Beſitzungen, während deſſen beklagenswerthe Bewohner unbezahlt bleiben und in einem fremden Lande an allen Lebensbedürfniſſen Mangel leiden. Dies nöthigt die unglückliche Einwohnerſchaft von Parga, durch das Mittel der Unterzeichneten um eine beſchleunigte Auszahlung der ihnen in dieſen traurigen Umſtänden dringend nöthig gewordenen Gelder zu bitten.“ Zwanzig ihrer Vorſteher hatten das Anſuchen unterzeichnet. Sie konnten nicht dazu gelangen, daſſelbe dem Oberkommiſſär perſönlich zu überreichen; ſein Sekretär, der Oberſt Hankey, ein harter und gefühlloſer Mann, nahm es in Empfang, und es vergingen nochmals vierzehn Tage ohne Antwort.

Statt der Zahlung ward das joniſche Parlament am 22. Mai veranlaßt, eine Urkunde auszuſtellen, worin erklärt wird: „die Bewohner der Stadt, der Feſtung und des Gebiets von Parga wären bisher als Bürger der joniſchen Staaten betrachtet worden, und weil im Zeitpunkte der Uebergabe ihr größerer Theil ausgewandert zu ſein ſcheine, ſo ſollen ihnen nunmehr die gleichen Privilegien auf den Inſeln geſtattet ſein.“

Wofern das joniſche Parlament die Parganioten bisher als Staatsbürger angeſehen hatte, ſo ſollte man denken, es hätte daſſelbe früher gegen ihre Lostrennung ſprechen, oder wenn es dieſe ſtillſchweigend zugab, nunmehr jenes Verhältniß nicht weiter in Erinnerung bringen ſollen. Wie dem aber auch ſein mag, die Parganioten fühlten ſich durch das angebotene Bürgerrecht keineswegs geſchmeichelt. Sie hätten die angebliche Wohlthat mit den Corſen und Sizilianern getheilt, welche ihr Vaterland im Gefolge der britiſchen Kriegsheere verlaſſen hatten und begreiflichermaßen nirgends gut angeſehen waren. Sie erkannten in dem Antrag die Abſicht, mit dem Namen der Parganioten auch die Erinnerung und die Schande der Ereigniſſe auszutilgen, durch die ihnen ihr vaterländiſcher Boden geraubt ward. Sie hätten durch Annahme deſſelben ſich der britiſchen Schutzherrſchaft, die ihnen bereits ſo verderblich geworden war, neuerdings und freiwillig unterworfen; und was ſie noch vollends zur Nichtannahme beſtimmte, war der Aerger, welchen der gleißneriſche Ausdruck: es ſcheine, als ob ihr größerer Theil ausgewandert ſei, billigermaßen unter ihnen erregt hatte. War doch die Trauerſzene der Auswanderung im Angeſicht des Parlaments geſchehen, und von viertauſend Einwohnern nur ein einziger (Panajotti Tzitzina) zurückgeblieben, der doch auch ſchon Frau und Kinder gen Pazo geſandt hatte, und vermuthlich durch Trunkenheit, welcher er ergeben war, mehr als durch freien Willen zurückgehalten worden iſt.

Vierzehn Tage nach der Uebergabe ihrer Vorſtellung wurden die Parganioten die bevorſtehende Abreiſe des Oberkommiſſärs inne. Eine nochmalige Denkſchrift ward von Allen unterzeichnet; der Sekretär Hankey nimmt ſie gleich der erſten in Empfang. Die zur Abreiſe von

Sir Thomas bereit liegende Fregatte konnte jede Stunde unter Segel gehen. Die Vorſteher und die Prieſter verfügen ſich in ſeinen Palaſt und dringen darauf, von ihm gehört zu werden. Nach langem Warten erſcheint er und verſpricht die verlangte Zahlung; eine Kommiſſion ſoll die Vertheilung der Gelder beſorgen. Nebenbei wird den Parganioten angezeigt, es habe der Ali nur 635,000 Tallaris bezahlt, und die übrigen 31,666 als Agio zurückbehalten. Die immer neu verkümmerte elende Summe war ſchon gutentheils durch die Koſten der Ueberfahrt, des Unterhalts und der Herberge verſchlungen, und man konnte vorausſehen, daß die Bedürfniſſe eines einzigen Jahres dieſelbe noch vollends aufzehren würden.

Am 7. Juni wurden die Glieder der Kommiſſion kund gemacht; es waren zwei Briten und ein Corſiote. Um ſchnelle Beendigung war es aber auch jetzt noch nicht zu thun. Erſt ſollten die Kommiſſarien die Streithändel ſchlichten, welche zwiſchen einzelnen Parganioten ſich erhoben hatten und die den Gerichten anhängig gemacht waren. Am 11. Juni wurde noch vollends eröffnet: es werde ein Abgeordneter von Ali Paſcha erwartet, um gewiſſe Forderungen ſeines Herrn gegen die Parganioten geltend zu machen. Was konnte jenem noch von dieſen zu fordern übrig bleiben? Es waren einige Beſitzungen und Grundſtücke der Kirchen auſſer den Grenzmarchungen, welche die Parganioten als ihr Eigenthum angegeben hatten, auch entblödete er ſich nicht, die aus den Kirchen genommenen Bilder und Geräthſchaften zurückzufordern. Die Inſtruktionen wurden vorgewieſen, welche der Oberbefehlshaber vor ſeiner Abreiſe den Kommiſſarien zugeſtellt hatte; ihnen zufolge ſollte der Abgeordnete Ali's mit vorzüglicher Achtung behandelt werden; die Zahlungen an jene, gegen welche der Paſcha keine Anſprache geltend machte, ſollten nicht vor dem 11. Juli, die übrigen erſt nach Erledigung der Anſprachen bezahlt werden. Auch ſollten dann vollends nur vier Fünftel ausbezahlt und der letzte Fünftheil zu Deckung der Koſten, der Kommiſſion ſowohl als der Fregatte, auf der das Geld übergebracht war, zurückbehalten werden. Wie mag man ſich eine ſo ſchnöde Behandlung erklären? Sollten die Parganioten zur Verzweiflung gebracht und vermocht werden, ſich annoch dem Ali zu unterwerfen? Welch' ſchneidender Abſtich! Auf der einen Seite werden keine Mühen und keine Koſten zu groß geachtet, um die lebloſen Trümmer griechiſcher Denkmäler zu erhalten; auf anderer Seite wird ein ſolches Uebermaas von Sparſamkeit, Knickerei und Sorgloſigkeit gegen die lebendigen Ueberreſte von Griechenlands Ruhm und Freiheit zu Tage gelegt!

Nach Abfluß eines Monats traf Ali's Bevollmächtigter ein, um in der Kommiſſion, als Kläger und Richter zugleich, Sitz zu erhalten. Theilnehmendes Mitgefühl und allgemeiner Unwille waren indeß, in der Nähe und Ferne, auf die Kunde dieſer Ereigniſſe, laut geworden; man glaubte den Zögerungen endlich ein Ziel ſetzen zu müſſen, und im Monat Auguſt wurden die ärmlichen Gelder ausgetheilt, die für den Unterhalt weniger Monate kaum hinreichten.

„Dies iſt (ſo endigt der Parganiote, dem wir in dem letzten Theile dieſer Erzählung gefolgt ſind) eine treue Darſtellung der ganzen Begebenheit, die einen bisher faſt unbekannten Felſen berühmt und ſeine großherzigen Bewohner allen freiſinnigen Menſchen achtungswerth

gemacht hat. Zwiſchen Briten und Griechen hat die Abtretung von Parga eine eherne Mauer aufgeführt. Wenn einſt der von der Vorſehung beſtimmte Zeitpunkt für die Erlöſung der Söhne Athens und Sparta's erſchienen ſein wird, dann müſſen dieſelben fern von euch Briten ſich Hilfe ſuchen. Ein Thronfolger bringt die Verbrechen der Könige in Vergeſſenheit; mit den Verbrechen der Nationen verhält es ſich anders; dieſe erlöſchen nie im Gedächtniß der betrogenen und beleidigten Völker. Rühmet immerhin den beharrlichen, zwanzig Jahre andauernden Widerſtand gegen die Anſchläge des Rieſen, welcher euer Daſein bedroht hat; prahlet vor der Welt mit eurer zärtlichen Sorge für die ſchwarzen Menſchen; mit den Tauſenden britiſcher Krieger, welche für die Rettung von tauſend Chriſtenſklaven vor Algier als Schlachtopfer gefallen ſind; mit den Bibelmiſſionen, welche das Licht des Glaubens in den fernſten Ländern verbreiten ſollen: Parga ſteht hier! . . Warum habt ihr ſeinen edeln Kampf gegen die barbariſchen Nachbarn unterbrochen und gelähmt? Nachdem ihr eingetroffen waret, da erſt war ſein Schickſal gefährdet. Ihr auf Unabhängigkeit ſtolzen Inſulaner, werfet einen Blick auf dieſe Unglücklichen, denen kein andrer Reichthum übrig geblieben iſt, als der Ruhm ihrer Thaten und das theilnehmende Mitleid unmächtiger Landsleute. Möge ihnen, beim Anblick der mitgenommenen ehrwürdigen Gebeine, eine geheime Stimme aus der Tiefe ihres Gemüths ertönen, eine Stimme, die ihnen im Namen ihrer Väter zuruft:

„Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor."

Intelligenzblätter
zu den
Ueberlieferungen zur Geſchichte unſerer Zeit.

Oktober-Heft 1820.

Bei H. R. Sauerländer in Aarau ſind folgende neue Werke erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
Staats-National-Bildung.
Verſuch
über die Geſetze zur ſittlichen und geiſtigen Vervollkommnung des Volks.
Von
Julius Graf von Soden.

Ladenpreis 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Dieſes Werk bildet zugleich den achten Band von des Hrn. Verfaſſers größerm Werke von der National-Oekonomie; es iſt auch dieſer Sammlungstitel obigem Werke beigedruckt worden.

Bruchſtücke
aus den
Ruinen meines Lebens.
Von H*****

Preis 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Nur einen kleinen Theil meiner Leiden und Freuden, ſagt der Verfaſſer am Schluſſe dieſer intereſſanten Bruchſtücke, habe ich hier aufgezeichnet. Haben dieſe anſpruchsloſen Ergießungen theilnehmende Leſer gefunden, wünſchen ſie mir noch fürder in das Labyrinth dieſer Ruinen zu folgen, ſo will ich gern noch reichere Bruchſtücke zu Tage fördern.

Die
Großmama in der Wochenſtube.
Guter Rath für angehende Mütter über die erſte Kinderpflege.
In einer Sammlung ächter Familienbriefe mitgetheilt von einer Jugendfreundin.

Preis 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Es verdient dieſes nützliche Buch allen wackern und ſorgſamen Müttern beſtens empfohlen zu werden; ſie finden darin einen reichen Schatz von Erfahrungen und Belehrungen aus dem mütterlichen Leben und manchen guten Rath über die erſte Kinderpflege und Erziehung, die von ſo wichtigem Einfluß für das ganze übrige Leben, ſicherlich aller Aufmerkſamkeit werth zu achten iſt.

Stunden der Andacht
zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung.
Acht Bände. Fünfte verbeſſerte Original-Ausgabe.

Auf weißem Papier à 8 fl. 15 kr. oder 5 Thlr. 12 gr.
Auf ordin. Papier à 5 fl. 30 kr. oder 3 Thlr. 16 gr.

Es iſt nun auch die fünfte Ausgabe im Druck vollendet, und in allen Buchhandlungen findet man nun vollſtändige Exemplare davon vorräthig, die ſich auch vorzüglich zu Weihnacht- und Neujahrs-Geſchenken eignen. Der reichhaltige Inhalt dieſes Werks, in 413 Betrachtungen beſtehend, ſo wie der äuſſerſt wohlfeile Preis deſſelben, da ſich das Ganze auf 253 Druckbogen beläuft, erregt eine ſo fortdauernd tägliche Nachfrage, daß auch der Vorrath dieſer neuen fünften Ausgabe ſehr bald wieder vergriffen ſein dürfte. — Da ſich dieſes Werk unter allen Ständen und bei allen Konfeſſionen nun verbreitet, ſo iſt dieſe neue Ausgabe nochmals durchgeſehen, und es ſind darin einzelne Stellen im Sinn und Ausdruck möglichſt deutlicher und beſtimmter gegeben worden, um jede unrichtige Auslegung, beſonders über die Göttlichkeit der Perſon Jeſu Chriſti, gänzlich zu verhüten. Hingegen ſind darin alle jene trefflichen Stellen, die ewigen und göttlichen Wahrheiten der reinen Chriſtus-Religion und ihre Geſchichte betreffend, unverändert geblieben, und nichts wird mich vermögen können, je daran etwas abzuändern. Es bleibt dem freien Willen eines jeden evangeliſchen Chriſten überlaſſen, dies Werk zu leſen oder nicht; man wird es weder Katholiken noch Proteſtanten aufdrängen; im Gegentheil ſtelle ich es jedem

Käufer frei, das Werk zurückzugeben, inſofern es gegen ſeine Ueberzeugung, gegen ſeinen Glauben und gegen ſeine Anſichten ſtreitet; denn das Prinzip der Glaubensfreiheit ſoll von Jedermann heilig geachtet bleiben. — Was aber von vielen Tauſenden als gut und trefflich längſt ſchon anerkannt worden, das werden die heutigen Zeloten vergeblich verunglimpfen.

Eugenia von Nordenſtern.

Von

M. v. Pfiſter.

Zwei Theile, mit Kupfern. 1820. 8.

Preis 5 fl. oder 3 Thlr. 8 gr.

Dies Meiſterwerk gehört zu den ſeltenen Geiſteserzeugniſſen, auf welche unſer Vaterland ſtolz ſein darf, und um ſo inniger beklagen wir den frühzeitigen Tod des Verfaſſers, der kaum ſeine Eugenie vollendet hatte, als er ſchon ins Grab ſank. Wie viel Schönes und Herrliches hätte unſere Literatur ſich von dieſem Trefflichen noch verſprechen dürfen!

Die Geſchichte ſelbſt iſt aus den höhern Verhältniſſen des Lebens genommen, und ſchreitet, obgleich der Verfaſſer die Briefform wählte, ohne Störung des Intereſſe, wie dies ſonſt nicht leicht der Fall iſt, mit kühnem, raſchem Gange fort. Eine tiefe Kenntniß des menſchlichen, beſonders des weiblichen Herzens; ein faſt unerſchöpflicher Reichthum an den erhabenſten und geiſtreichſten Gedanken und Bemerkungen; eine heitere, blühende Phantaſie; ein hoher, edler, von Allem, was gut, ſchön und liebenswerth iſt, bis in das Innerſte durchdrungener Geiſt; eine Zartheit und Innigkeit des Gefühls; ein überaus leichter, hinreiſſender Erzählungston; eine ſchöne, reine und kraftvolle Sprache geben dieſem Werke einen wahrhaft klaſſiſchen Werth. Eugenia von Nordenſtern und Albertine von Eichhorſt, zwei hochgebildete Frauen, eben ſo verſchieden durch ihre Charaktere, wie durch ihre häuslichen Verhältniſſe und Schickſale, aber verbunden durch die zärtlichſte Freundſchaft, ſind es, welche hauptſächlich den Briefwechſel führen, der Eugeniens auf mannigfache Weiſe getrübtes Leben enthüllt. Der heitere, freundlich-lächelnde Scherz, der oft in den Briefen Albertinens herrſcht, welche, den Blick zum Himmel gewendet, auch auf dem Grabe noch Blumen zu finden weiß, und der hohe, würde- und trauervolle Ernſt in den Briefen Eugeniens müſſen Herz und Geiſt eben ſo ſehr erfreuen, als erheben. Ein ſolches Werk iſt ganz geeignet, auf die Veredlung der Zeitgenoſſen mitzuwirken, und wird die ausgezeichnete Aufnahme finden, die es in jeder Hinſicht verdient.

Folgendes ſind die in meinem Verlag im Laufe des Jahres 1820 erſchienenen neuen Werke und Zeitſchriften:

Aarauer Zeitung. Siebenter Jahrg. 1820. gr. 4. 8 fl. 15 kr. oder 4 Thlr 20 gr.

Bruchſtücke aus den Ruinen meines Lebens. Von C. H. . . . . 8. geheftet 2 fl. 1 Thlr. 8 gr.

Chriſt vor Gott. Ermunterungen zur Tugend und Gottſeligkeit. Zweiter Jahrg. Herausgegeben von H. Triumvir Veith. gr. 8. 3 fl. 2 Thlr.

Erheiterungen. Herausgegeben von H. Zſchokke. Zehnter Jahrg. 1820. 8 fl. 15 kr. 4 Thlr. 20 gr.

Großmama, die, in der Wochenſtube. Guter Rath für Mütter über Kinderpflege; in Familienbriefen. 8. geh. 2 fl. 1 Thlr. 8 gr.

Handbuch des ſchweizeriſchen Staatsrechts. Zweite berichtigte und vervollſtändigte Ausgabe. gr. 8.
(Iſt unter der Preſſe und erſcheint in ſechs Wochen.)

Hebel, J. P., allemanniſche Gedichte. Fünfte vollſtändige Ausgabe, mit Kupfer. Auf Velinpapier 4 fl. 30 kr. 3 Thlr.
Auf weißem Papier 3 fl. 2 Thlr.
Auf ordin. Papier ohne Kupf. 1 fl. 30 kr. 1 Thlr.

Hirzel, C., neue praktiſche franzöſiſche Grammatik. gr. 8. 51 kr. 14 gr.

Ideale für alle Stände, oder Moral in Bildern. gr. 8. 3 fl. 45 kr. 2 Thlr. 12 gr.

Münch, E., helvetiſche Eichenblätter. In Kommiſſion. 8. geheftet 1 fl. 30 kr. 1 Thlr.

Pfiſter, M. v., Eugenia von Nordenſtern. Zwei Theile, mit Kupfer. 5 fl. 3 Thlr. 8 gr.

Rumpf, S., die Bienenhaushaltung und Bienenpflege nach eigenen Erfahrungen. Nebſt einem Nachtrag von J. Ripſtein. gr. 8. 36 kr. 10 gr.

Schweizerbote, der, aufrichtige und wohlerfahrne. 17r Jahrg. 1820. 4. 2 fl. 45 kr. 1 Thlr. 16 gr.

Soden, J. v., die Staats-National-Bildung. Verſuch über die Geſetze zur ſittlichen und geiſtigen Vervollkommnung des Volks. Auch unter dem Titel: Die National-Oekonomie. 8r Bd. gr. 8. 2 fl. 1 Thlr. 8 gr.

Starklof, v., die Prinzeſſinnen, 2 Theile, wohlfeile Ausgabe. 8. 3 fl. 2 Thlr.

Stunden der Andacht; 8 Theile, fünfte verbeſſ. Aufl. 8. weiß Papier 8 fl. 15 kr. 5 Thlr. 12 gr.
ordin. Papier 5 fl. 30 kr. 3 Thlr. 16 gr.

Tobler, J. H., Gotthold, der wackere Seelſorger auf dem Lande. gr. 8. 2 fl. 1 Thlr. 8 gr.

Zſchokke, H., Ueberlieferungen zur Geſchichte unſerer Zeit; vierter Jahrg. 1820. gr. 4. 11 fl. 7 Thlr.

— — vom Geiſt des deutſchen Volks im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. 8. 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr.

— — der baieriſchen Geſchichten erſtes und zweites Buch; zweite verbeſſerte Aufl. gr. 8.
(Iſt unter der Preſſe und wird Ende des Jahres erſcheinen.)

H. R. Sauerländer in Aarau.

Digitized by Google

I n h a l t.

Schreiben eines Amerika-Wanderers. S. 439

Der Herzog von Berry. — 451

Mannigfaltiges. Aus Frankreich: Stand der Parteien im Sommer 1820. Die Sitzungen der geſetzgebenden Kammern ſeit 1814. — Was hätte geſchehen ſollen. — Die Sicherheit und die Gefahren der Dynaſtie. — 458

Parga und ſeine Bewohner. (Beſchluß.) — 477

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint monatlich ein Heft, jedesmal ſechs bis ſieben Bogen ſtark, nebſt einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang beſteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht beſonders erlaſſen werden, ſondern das Abonnement iſt für einen ganzen Jahrgang feſtgeſetzt; dafür iſt der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheiniſch, und in Norddeutſchland franko Leipzig 7 Rthlr. ſächſiſch. — Jede gute Buchhandlung in Deutſchland und in der Schweiz, ſo wie alle Poſtämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Beſtellungen darauf an; die Verſendungen der Hefte geſchehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und literariſche Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinſte Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreiſes dieſer Zeitſchrift. Beiträge für dieſelbe können unter der Adreſſe des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Poſt eingeſandt werden; in weiterer Entfernung können ſolche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an Herrn David Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Chriſtian Wilhelm Vogel mit einem beſondern Couvert verſehen und mit der Bemerkung: zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen, abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Verſendungen an mich abgehen, wo ſolche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Ueberlieferungen

zur

Geſchichte unſerer Zeit.

Jahrgang 1820.

November - Heft.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Die ſtaatsthümlichen Verhältniſſe des britiſchen Kriegsheeres.

(Im Auszuge aus den *Voyages dans la Grande-Bretagne*, entrepris relativement aux services publics de la guerre, de la marine, et de ponts et chaussées, en 1816, 1817, 1818 et 1819, par *Charles Dupin*, membre de l'institut de France etc. Première partie. *Force militaire.* 2 Volumes. Paris, Bachelier. 1820. 4. avec atlas.)

I.

Verhältniſſe des Fürſten zur Kriegsmacht.

Der britiſchen Verfaſſung zufolge iſt der Fürſt *) das Oberhaupt der Armee. Sie ſoll ſeinen Befehlen allein nur gehorchen, und allen ſeinen Befehlen gehorchen, wofern durch dieſe die Grundgeſetze nicht verletzt werden. Im letztern Falle würde der Gehorſam ſelbſt für Empörung gegen das Vaterland erklärt. Die Schuldigen, ohne Unterſchied von Grad oder Rang, würden an die Gerichtshöfe überliefert, und die Vorweiſung höherer Befehle mag ſie gegen die Anwendung der Strafgeſetze nicht ſchützen. **)

Der Arm der Gerechtigkeit trifft demnach zunächſt das unmittelbare Werkzeug des verübten Schadens oder der Unterdrückung, und nur ſtufenweiſe ſteigt die Strafe zu den auf höhern Stellen befindlichen Schuldigen an. Dadurch haben die Briten, indem ſie ein eroberndes Volk wurden, nicht aufgehört, ein freies Volk zu ſein.

In Staaten, wo auf angeblich verfaſſungsgemäßen Grundlagen eine unumſchränkte Gewalt errichtet werden ſollte, ward vom Geſetzgeber der Grundſatz ausgeſprochen: „Wer eine an ſich willkührliche, aber von ſeinen Obern ordnungsgemäß befohlene Handlung begeht, könne dafür nicht gerichtlich belangt werden.“ Offenbar mag bei einem ſolchen Aufſteigen der Verantwortlichkeit vom geringſten Untergeordneten bis zum unbeſchränkten Monarchen kein Einſpruch mächtig genug ſein, um eine ſolche Verkettung von Hinderniſſen zu überwinden, und kein Widerſtand ſtark genug, um die Willkühr der Verwaltung und die Kriegsmacht in den Schranken des Geſetzes zu halten.

---

*) Man hat ſich hier des durch berühmte Staatsrechtslehrer aufgeſtellten Unterſchiedes bedient, demzufolge das Haupt der Regierung der Fürſt genannt, und der Königs-Name dem Monarchen, hinſichtlich auf die ihm allein, oder in Vereinbarung mit Stellvertretern zuſtehende geſetzgebende Gewalt, ertheilt wird.

**) Um nur ein Beiſpiel anzuführen: Ein auf Brückenkähnen (pontons) als Schildwache ſtehender Soldat hatte Befehl erhalten, auf Jeden, der die ſeiner Wache anvertraute Schranke überſchreiten würde, zu ſchießen. Er gab Feuer auf einen Briten, der ſeinem Rufe nicht gehorcht hatte, tödtete ihn, ward als Mörder angeklagt, und vom bürgerlichen Gerichtshofe, ſeines Wachtbefehls unerachtet, zum Tode verurtheilt.

Auſſerhalb Großbritannien iſt die Macht des Fürſten völlig unbeſchränkt; fremden Mächten gegenüber iſt er der Bevollmächtigte und der Stellvertreter der Nation. Ihm ſteht ausſchließlich das Recht zu, Krieg zu erklären und Frieden abzuſchlieſſen, unter Bedingniſſen, wie er ſie entweder vorſchreibt oder empfängt. Um aber für das britiſche Volk Verpflichtung zu haben, muß ein Vertrag durch einen Miniſter unterzeichnet, das will ſagen, genehmigt ſein, der für die Wahrung der National-Ehre und des Gemeinwohls den Bürgern mit ſeinem Kopfe bürgt.

Der Fürſt kann aus eigener Macht ſeinen Bundesgenoſſen Hilfsgelder oder den Feinden Entſchädniſſe bewilligen. Aber weder die einen noch die andern darf er auszahlen laſſen, woſern das Parlament die Abgabe nicht bewilligt hat, welche ihre Zahlung decken ſoll.

Ob er alſo gleich nach Gutfinden die Feindſeligkeiten anfangen und den Friedensſchluß verzögern kann, ſo iſt er dagegen auſſer Stand, einen von der Maſſe der Bürger mißbilligten Krieg geraume Zeit fortzuſetzen.

Eine der Haupturſachen des Untergangs der Stuarte ging aus der Abneigung hervor, welche die Erörterungen erzeugten, die zwiſchen dem Parlament und den letzten Monarchen jenes Stammes über die Mittel zu Fortſetzung volkswidriger Kriege ſtatt fanden. Das Parlament bewilligte zögernd und mit Widerwillen unzureichende Summen. Der Fürſt, über den Umfang ſeiner Macht verblendet, glaubte Steuern ausſchreiben zu können, welche die Vertheidiger und Bewahrer der Rechtſamen der Nation nicht bewilligt hatten. Die erſte geſetzwidrige Handlung ging von ihm aus; die Unterdrückung erzeugte Widerſtand. Das erbitterte Volk griff zu den Waffen, zum Schutze des Parlaments und gegen den König ſelbſt; das Heer, durch Parteigänger bearbeitet und für die Sache der Bürger gewonnen, trat unter die Fahne der Empörung über, und ganz Europa ſah mit Beſtürzung die traurigen Ergebniſſe des Kampfes einer Regierung, die ſich unbeſchränkte Gewalt anmaßt, gegen ein Volk, welches frei ſein will.

Dieſer Kampf zwiſchen der Kriegsmacht der Fürſten und der Bürgermacht des Parlaments iſt die Urſache aller in dieſem Königreiche ſtatt gefundenen Unruhen, vom Tode der Königin Eliſabeth bis zur Staatsumwälzung von 1688 geweſen; von dieſem denkwürdigen Zeitpunkte an ſind die wahren Grundſätze der britiſchen Verfaſſung feierlich anerkannt und von der neuen Dynaſtie klüglich beobachtet worden.

Dem Fürſten iſt die Macht genommen, nach eigener Willkühr die Stärke des Heeres zu vermehren und für deſſen Unterhalt die Bürger willkührlich mit Steuern zu belegen. Aber die ihm unbeſtritten zuſtehende Macht, welche er geſetzmäßig beſitzt und ausübt; ſein Anſehen, ſein Reichthum und Ruhm, denen der Ruhm, der Reichthum und das Anſehen eines Volks, welches ſeine Größe ſeinen Inſtitutionen verdankt, neuen Zuwachs verleiht; die Liebe der guten Bürger endlich und die perſönliche Sicherheit, welche dem Monarchen ſeine Ehrfurcht vor der Verfaſſung gewährt, das ſind die unſchätzbaren Vorzüge, die den Verluſt eines unſeligen Vorrechts erſetzen.

Der König iſt allezeit der Oberbefehlshaber des Heeres; er kann deſſen Einrichtung nach Gutfinden ändern. Alle Stellen, Grade und kriegeriſche Ehrenbezeugungen hängen von ihm ab;

Alles geht von ihm aus, aber nichts geſchieht unmittelbar durch ihn. Deshalb iſt er unverletzlich. The king can do no wrong, der König kann kein Unrecht thun: weil er nichts durch ſich ſelbſt thun kann.

Die Befehle des Monarchen, ohne Unterſchied, ſind eher nicht exekutoriſch, bis ein verantwortlicher Miniſter ſie unterzeichnet hat. Die Miniſter bilden das nothwendige Verbindungsglied zwiſchen dem Fürſten und der Staatsgewalt.

Einer der Klagpunkte gegen den General Chatham, den Befehlshaber des Kriegszugs gegen die Inſel Walchern, war ein geheimer Bericht, welchen er über ſeinen Feldzug für den König allein geſchrieben hatte, von dem er gegen die Anſicht ſeiner Räthe ernannt war. *) Weil ein Oberbefehlshaber durch die Miniſter allein nur ſeine Aufträge und Befehle erhalten ſoll, ſo iſt offenbar, daß ein amtlicher und geheimer Briefwechſel zwiſchen dem Monarchen und dem Befehlshaber jene Einrichtung vereiteln würde.

Es iſt eine meiſtens befolgte Gewohnheit der britiſchen Regierung, daß das Miniſterinm, welches die Leitung der Geſchäfte während eines wichtigen Krieges beſorgt hat, ſeine Gewalt niederlegt, wenn es um Unterhandlung des Friedens zu thun iſt. Dadurch findet dieſes zwar allerdings ſeinen Vortheil in Fortſetzung der Feindſeligkeiten; wenn aber bei einem freien Volke die öffentliche Meinung ihre Stimme erhebt, ſo gehorcht Alles ihrer Macht und die Regierung legt die Waffen nieder. Eine gründliche Erfahrung hat die Ueberzeugung gebracht, daß man, zu Erzielung eines billigern und eben dadurch vortheilhaftern Friedens, beſſer thut, neue und ſolche Männer ans Staatsruder zu berufen, die bei der Abfaſſung der Verträge von Haß und Rachgefühlen und von ſolchen Vorurtheilen frei ſind, welche ſich der Gemüther bemächtigen, deren Anſtrengungen lange Zeit auf den Sturz einer Macht hingerichtet waren, mit welcher neue Freundſchaftsbande zu knüpfen erforderlich wird. **)

Bei Uebernahme der Verwaltung iſt jedes Miniſterium im Fall, ſich über die Grundlagen und das Syſtem ſeiner Geſchäftsführung zu verſtändigen; für die Befolgung der von ihm genehmigten Plane läßt der Fürſt ſeinen Bevollmächtigten alsdann den erforderlichen Spielraum. Inzwiſchen geſchah, daß Könige ſich einen geheimen Rath bildeten, deſſen Beſchlüſſen die Miniſter folgen mußten, ſo daß alle Gewährleiſtungen der Verfaſſung dadurch vereitelt wurden. Dieſes Verfahren war es, wodurch Georg III, der übrigens ſeinen Fehler durch viele Tugenden des Privatmannes und des Regenten wieder gut machte, Englands Leiden geſteigert

*) Man vergleiche die Parliamentery debates von 1809.

**) So traten in den Jahren 1782 und 1801 die Miniſterien ab, welche den Krieg geleitet hatten, und ein neues Miniſterium übernahm die Verwaltung, unter der Verpflichtung, Frieden zu ſchlieſſen. Anders verhielt es ſich in den Jahren 1814 und 1815; auch hat von keinem Kriege her ein ſo tiefer Haß in den Herzen der Völker gewurzelt, als durch dieſe Friedensſchlüſſe geſchah, wo ganze Nationen unter caudiniſchen Jochen ſich biegen mußten, andere verſchenkt, und noch andere verkauft wurden: alles um niedrigen Preis.

hat, in jener beharrlichen Verlängerung des Kampfes mit den Kolonien, welche gegenwärtig die vereinten Staaten von Amerika bilden. Das Miniſterium fühlte das dringende Bedürfniß des Friedens. Aber der König weigerte ſich, das einzige Mittel, welches dieſen gewähren konnte, zu ergreifen; die Regierung beruhte auf einem geheimen Rathe, der mit den Anſichten des verantwortlichen Rathes im Widerſpruch ſtand und auf Koſten des Gemeinwohls auf unbeſchränkte Herrſchaft hinſtrebte. Der große Chatham hatte, in der Ueberzeugung, daß unter ſolchen Umſtänden das Wohl des Vaterlandes zu befördern unmöglich ſei, ſein Amt großherzig niedergelegt, und nachdem er aufgehört hatte, Miniſter zu ſein, um einzig nur als Stellvertreter der Bürger zu handeln, ſtand er nicht an, vor der ganzen Nation das verfaſſungswidrige Betragen des Monarchen zu enthüllen; das Traurigſte für England aber war, daß Lord Catham's Hingebung der Freiheit des Landes keinen Nutzen gebracht hat.

Der geſetzliche Pfad, auf welchem die höchſte Gewalt vom Fürſten an die Befehlshaber des Heeres übergeht, iſt dieſer: Im Rathe der verantwortlichen Miniſter, im Kabinete, werden alle Maasnahmen erörtert und die Beſchlüſſe gefaßt. Der Staatsſekretär für das Kriegs- und Kolonial-Weſen, ein Mitglied des Staatsraths, hat die allgemeinen Befehle für Aufſtellung und Entlaſſung der Truppen, für Bildung und Leitung der Kriegszüge zu ertheilen.

Ein Oberbefehlshaber der britiſchen Landmacht iſt mit der Vollziehung dieſer Befehle, ſo weit ſolche in Großbritannien ſelbſt vollzogen werden ſollen, beauftragt. Die Bildung, der Unterricht und die Mannszucht der Armee ſind ihm insbeſondere übertragen.

Die britiſchen Beſitzungen jenſeits des Meeres ſind in Provinzen vertheilt, wie die Prokonſulate des alten Roms. Ihre Vertheidigung iſt Zivil- und Militär-Statthaltern übergeben, welche in der Eigenſchaft von Truppen-Befehlshabern, hinſichtlich der Bildung und Diſziplin der Truppen, die Weiſungen des Oberbefehlshabers empfangen.

Der Staatsſekretär des Innern, Mitglied des Staatsraths, iſt mit der Bildung und dem Dienſte der anſäſſigen Milizen oder der Nationalgarden beauftragt.

Ein Miniſter, welcher nicht Sitz im Staatsrathe hat, beſorgt die Kriegsverwaltung; er führt den Titel Kriegsſekretär (Secretary at war); zu Vermeidung jeder Zweideutigkeit will man ihn Sekretär der Kriegsverwaltung nennen.

Der Oberſt-Befehlshaber der Ordonnanzen (maitre général des ordonnances) endlich, welcher Mitglied des Staatsraths iſt, leitet das Perſönliche und Materielle der Artillerie und des Geniewesens.

Es war nothwendig, dieſe Erklärungen vorauszuſenden, um die Darſtellung der Verhältniſſe des Parlaments zur Kriegsmacht deutlicher zu machen.

5.

Von dem Kriegsheer im Verhältniß zum Parlament. — Strafgeſetzbuch der Armee.

Die landesherrliche Gewalt der britiſchen Nation wird unbeſchränkt durch das Parlament der vereinten Königreiche, England, Schottland und Irland, die das großbritanniſche Reich bilden, ausgeübt. Das Parlament des Reichs beſteht aus drei unabhängigen Gewalten, dem Könige, der Pairskammer und dem Hauſe der Gemeinen.

Keine Truppen dürfen aufgeſtellt oder beibehalten werden, auſſer mit Zuſtimmung aller drei geſetzgebenden Gewalten. In eben dem Geiſt und aus den nämlichen Gründen, um derenwillen das Parlament die Erhebung der Steuern für die Staatsausgaben nur auf ein Jahr bewilligt, wird hinwieder auch die Berechtigung zur Aufſtellung und Erhaltung einer Armee der vollziehenden Gewalt nur für die gleiche Zeit ertheilt.

Die Urkunde, wodurch alljährlich der Regierung dieſe Vollmacht übertragn wird, beginnt mit der ausdrücklichen Anerkennung der Rechte des Parlaments hinſichtlich auf die Kriegsmacht; ſie beſtimmt die Truppenzahl, welche der Fürſt beibehalten oder unter die Fahnen rufen kann; ſie ſetzt endlich die Grundlagen der auf die Krieger anzuwendenden Strafgerichtsbarkeit feſt.

Der Eingang dieſer wichtigen Urkunde, die unter dem Namen Mutiny Act bekannt iſt, und die wir das **Kriegsgeſetz** nennen wollen, lautet alſo:

„In Betrachtung, daß in Friedenszeiten die Aufſtellung und Unterhaltung eines ſtehenden Kriegsheeres in den vereinten Königreichen von Großbritannien und Irland, wofern dieſelbe vom Parlament nicht bewilligt ward, geſetzwidrig iſt.“

„Daß Se. Majeſtät und das gegenwärtige Parlament nothwendig erachten, 1) daß ein Truppenkorps aufgeſtellt werde, für die Sicherheit der vereinten Königreiche, für die Vertheidigung der Kronbeſitzungen und für die Erhaltung des Gleichgewichts der Macht in Europa; 2) daß die Geſammtzahl dieſer Truppen*) (für 1819) in 81,841 dienſtthuenden Offizieren und Soldaten beſtehen ſoll, nebſt 12,276 Offizieren und Soldaten, die im Laufe des Jahres entlaſſen werden.“

„In Betrachtung, daß Niemand einem Urtheil über Leben und Gliedmaßen, oder irgend einem Strafurtheil nach Kriegsgeſetzen, in Friedenszeiten unterworfen, oder anders denn durch Seinesgleichen, den beſtehenden und bekannten Geſetzen des Königreichs gemäß, beurtheilt werden ſoll.“

„In Betrachtung jedoch, daß, um die obgedachten Truppen im Pflichtgehorſam zu erhalten, es erforderlich wird, daß ſie ein Diſziplinar-Geſetz befolgen, und daß jeder Soldat, welcher ſich empören, Aufwiegelung anzetteln oder ausreiſſen würde, ſchneller und abſchreckender beſtraft werde, als die geſetzlichen Formen mit ſich brächten.“

„Hat der **König**, mit dem Rath und der Zuſtimmung der geiſtlichen und weltlichen

---

*) Nicht einbegriffen das beſoldete Heer der oſtindiſchen Geſellſchaft.

Lords und der Stellvertreter der Gemeinen, zum wirklichen Parlament verſammelt, und in Kraft der Gewalt eben dieſes Parlaments, verordnet, ein Jeder, welcher Offiziers-Gehalt beziebt oder beziehen wird, wer als Unteroffizier oder Soldat angeworben und bezahlt wird, der iſt während der ganzen Dauer dieſer Urkunde der durch eben dieſelbe eingeführten Militär-Geſetzgebung unterworfen."

Das Geſetz, deſſen Geiſt und Dauer hier bezeichnet wird, iſt in jeder Hinſicht der Beachtung aller Staaten würdig, welche verfaſſungsgemäße Regierungen haben. Es werden darin zunächſt die Arten und die Ausdehnung der Strafen beſtimmt, welche auf die Krieger angewandt werden dürfen. *) In gewiſſen Fällen bleibt, unter mildernden Umſtänden, dem Befinden der Richter die Minderung der Strafe überlaſſen. Dem König ertheilt es, für die Dauer eines Jahres, die Befugniß, 1. Kriegsgerichte **) den geſetzlichen Formen gemäß einzuberufen; 2. die unter dem Namen der Kriegsartikel bekannten Verordnungen für die Erhaltung der Mannszucht im Heere abzufaſſen; und in dieſen Verordnungen, nach Gutbefinden, ſolche Vergehen, die das Kriegsgeſetz nicht erwähnt, mit Strafen zu belegen, welche den Verluſt des Lebens oder der Gliedmaßen des Schuldigen nicht begreifen. Eine ſo ungeheure Gewalt wäre mit der Regierung eines freien Volks unverträglich, wofern die Freiheit des Landes überhaupt, die Mäßigung des Fürſten und die Klugheit der Miniſter nicht zuſammenwirkend den Gebrauch einer willkührlichen Gewalt beſchränken würden, die um ſo furchtbarer erſcheinen kann, als ſie geſetzlich anerkannt iſt. Manche wohlthätige Maasnahmen geben inzwiſchen Erſatz für das, was anderſeits im Uebermaas eingeräumt worden iſt.

Es beſtimmt das Geſetz die Zahl und Einrichtung der Heerſchauen ſowohl, als der Strafen, womit die zum Nachtheil der Truppen oder des Staats begangene Untreue ſoll beſtraft werden. Es unterſagt daſſelbe bei ſchwerer Strafe den Zahlmeiſtern, Beamten und Offizieren jeden Rückbehalt vom Sold der Truppen, der nicht ordnungsmäßig geſchehen muß. Es ſichert jedem durch Ueberliſtung angeworbenen das Mittel, unverzüglich wieder frei zu werden; wogegen hinwieder auch jeder Bürger, der in den Waffendienſt ſeines Landes getreten iſt, eidliche Verpflichtung, deren Form vom Geſetzgeber ausgeſprochen wird, leiſten muß. Er ſetzt, wie für die Angabe der Ausreiſſer eine Belohnung, ſo für ihre oder der Kriegsgeräthſchaften Verheimlichung die Geldſtrafe feſt. Er beſtimmt das Verfahren für die Einquartierung der Kriegsleute,

*) Es ſind die Todesſtrafe, lebenslängliche oder zeitliche Deportation, Brandmarkung und Staupbeſen.

**) Es gibt allgemeine Kriegsgerichte für Großbritannien, Irland und die jenſeits dem Meere gelegenen Provinzen; von ihren Urtheilen findet keine Appellation und einzig nur Rekurs an die Gnade des Königs ſtatt; der König verwandelt die Todesſtrafe ziemlich häufig in lebenslängliche oder zeitliche Deportation. Neben jenen beſtehen Regiments-Gerichte für Handhabung der Diſziplin der einzelnen Abtheilungen. Dieſe können weder Todes- noch Verſtümmelungs-Strafen ausſprechen; ihre Urtheile können an die allgemeinen Kriegsgerichte appellirt werden.

die nur bei gewiſſen Gewerbsleuten, den ſogenannten Publicanern, *) geſchehen darf. Es beſchäftigt ſich das Geſetz ſogar auch mit kleinlichen Beſtimmungen, welche dem Krieger, auf dem Marſch oder im Quartiere, eine zugleich unkoſtbare, reichliche und geſunde Nahrung, und hinwieder auch die ungeſäumte Bezahlung aller Bedürfniſſe der Soldaten und Offiziere ſichern. Es ordnet das Verfahren der Schuldenbetreibung gegen Dienſtthuende an. Alles, was Requiſitionsfuhren und ihre Zahlung betrifft, iſt mit gleicher Sorgfalt beſtimmt. Und endlich verdient, als eine der wichtigſten Gewährleiſtungen, die ſchöne Verfügung ausgehoben zu werden, der zufolge kein Offizier, bei fünfhundert Franken Strafe, gewaltſam in irgend ein Haus eindringen darf, wofern er nicht mit dem ſchriftlich ausgeſtellten Befehle eines Friedensrichters verſehen iſt, welcher ſelbſt einen ſolchen Befehl hinwieder nur in geſetzlich beſtimmten Fällen ertheilen darf. Durch ſolche Maasnahmen konnte der Geſetzgeber das ſchöne Sprichwort zu einem der Grundſätze britiſcher Freiheit erheben: Des Briten Haus iſt eine Feſtung. **)

Wenn alſo immerhin auch einige Beſtimmungen des Kriegsgeſetzes, der Kriegerwürde, der Freiheit und füraus der Menſchlichkeit angepaßter ſein könnten, und zu wünſchen ſein möchte, daß der Willkühr der Krone in Beſtrafung der Vergehen weniger Spielraum eingeräumt wäre, ſo ſind hingegen die Grundlagen der Geſetzgebung weiſe berechnet, und es ſind für eine Menge der wichtigſten Verhältniſſe, die gegenſeitigen Rechte und Pflichten des Fürſten und der Armee, der Bürger und der Krieger, der Soldaten und der Offiziere, durch das Geſetz mit großer Umſicht und Billigkeit ausgeſchieden.

3.

Von den durch das Parlament und vom Fürſten ertheilten National-Belohnungen.

Für große Kriegsthaten laſſen das Parlament und der Fürſt ſich angelegen ſein, den Oberbefehlshabern, Offizieren und Soldaten Beweiſe der öffentlichen Hochachtung und der Dankbarkeit der Nation zu ertheilen.

Denkmäler zum Ehrengedächtniß der auf dem Schlachtfelde gefallenen Helden, Ehrenauszeichnungen und Belohnungen ihrer Familien, an die ſiegreiche Armee gerichtete Dankſagungen des Parlaments; Grade und Ehrenzeichen, welche der Fürſt der Einſicht und Tapferkeit der Offiziere und Heerführer, die ihren Sieg überlebt haben, bewilligt: dies ſind die glanzreichen Zeichen der Dankbarkeit eines freien Volks.

Ein denkwürdiges Beiſpiel des Zuſammenwirkens der vollziehenden und geſetzgebenden Gewalt für die Ertheilung ſo glorreicher Geſchenke wird die Sache augenfälliger machen.

Am 21. März 1801 fiel der General Abercromby im Gefecht als Anführer ſeiner Truppen

---

*) Unter dem Namen Publicaner verſteht man Wirthe und Kleinverkäufer von Bier, Wein, geiſtigen Getränken u. ſ. w.

**) The house of an Englishman, his castle. Als Ueberſetzung des ſchönen römiſchen Geſetzes: Domus tutissimum cuique refugium atque receptaculum.

am Geſtade der Bucht von Aboukir. Am 18. Mai ſchon beſchloß das Unterhaus mit Einmüthigkeit, den König durch eine Eingabe zu erſuchen, in der St. Paulskirche ein Denkmal zum Gedächtniß des ſehr ehrenwerthen Sir Ralph Abercromby, Generallieutenants und Oberbefehlshabers von Sr. Majeſtät Landtruppen im Feldzuge nach den Küſten Aegyptens errichten zu laſſen. „Zum Gedächtniß des Heerführers,“ beſagt die Eingabe des Unterhauſes, „welcher am 11. März 1801, tödtlich verwundet, auf dem Schlachtfelde geblieben iſt, um die tapfern unter ihm ſtehenden Truppen durch ſeine Befehle zu leiten und durch ſeine Gegenwart aufzumuntern, bis der wichtige und glänzende Sieg jenes denkwürdigen Tages erfochten war.“ Der Schluß der Eingabe ertheilt Sr. Maj. die Verſicherung, die Kammer werde ſehr geneigt ſein, die Koſten der Errichtung des Denkmals zu decken. In der nämlichen Sitzung beſchloß die Kammer, mit gleicher Einmüthigkeit, Dankſagungen (thanks) für den ehrenwerthen Generalmajor Johann Elias Hutchinſon, den zweiten Befehlshaber, für die Generalmajore und die verſchiedenen Offiziere der Armee, wegen ihres Betragens in Aegypten, und vorzüglich in der Schlacht vom 21. März. „Die Kammer erklärt den vollkommenen Beifall, welchen ſie ertheilt und ausſpricht, der ausgezeichneten Ordnung, Mannszucht, Kaltblütigkeit und Tapferkeit, welche die Unteroffiziere und Soldaten der unter den Befehlen des verewigten Sir Ralph Abercromby, in den denkwürdigen und glänzenden Waffenthaten der Armee von Aegypten zu Tage gelegt haben. Die Kammer beſchließt, es ſoll dieſe Erklärung den Truppen durch die Anführer der verſchiedenen Abtheilungen kund gemacht und dieſelben erſucht werden, ihnen im Namen des Hauſes der Gemeinen von Großbritannien, für ihr muſterhaftes und rühmliches Betragen zu danken. Endlich dann beſchloß die Kammer, es ſoll ihr Präſident dieſe Beſchlüſſe dem ehrenwerthen Generalmajor J. E. Hutchinſon, Oberbefehlshaber der Truppen des ägyptiſchen Feldzugs, zu Handen der betreffenden Heerführer und Offiziere übermachen.

Sogleich am 20. Mai ließ der König dem Unterhauſe antworten, er werde für die Errichtung von Abercromby's Denkmal Befehle ertheilen; und am nämlichen Tage erließ er eine Botſchaft an die Kammer, um ſie zur Theilnahme für die Belohnung an die Familie des Helden einzuladen. Die Wittwe ſoll den mit der Pairswürde auf die Kinder des Generals übertragbaren Titel Freyin (baronesse) und einen auf ihre zwei in männlicher Linie einander folgenden Erben übergehenden National-Jahrgehalt von zweitauſend Pfund Sterling beziehen. Am nächſtfolgenden Tage hatte ſich das Unterhaus bereits auch zum Finanzausſchuß gebildet und ſeinen Beſchluß erklärt, den Betrag des für Abercromby's Familie vorgeſchlagenen Jahrgehalts zu decken.

Es verdient bei dieſen verſchiedentlichen Ausdrücken öffentlicher Dankbarkeit die Weisheit ihrer Vertheilung zwiſchen den Fürſten und die Stellvertreter des Volks bemerkt zu werden. Das Parlament iſt es, welches im Namen des britiſchen Volks erklärt, die Befehlshaber, Offiziere und Soldaten haben den Dank der Nation verdient. Der Präſident des Unterhauſes übermacht dem Befehlshaber unmittelbar den Dank, welchen die geſetzgebende Verſammlung der

Armee zuerkannt hat. Für das zum Gedächtniß eines Helden auszuführende Denkmal ſpricht das Parlament ſeinen Wunſch aus, übermacht ihn dem Monarchen, welcher als Haupt der vollziehenden Gewalt für die Errichtung des Denkmals den Beſchluß faßt. Der König, als die Quelle aller Ehrenauszeichnungen, ertheilt den Abkömmlingen des Generals Abercromby die Pairswürde. Er wünſcht damit einen Jahrgehalt zu verbinden, und legt das Begehren dafür dem Unterhauſe vor, weil dieſem ausſchließlich zuſteht, neue Staatsausgaben zu bewilligen: das Unterhaus entſpricht dem Verlangen des Fürſten.

Wenn hier das britiſche Parlament, an Großmuth und Edelſinn dem römiſchen Senate gleichkommend, den um das Vaterland wohlverdienten Kriegern Belohnungen zuertheilt, wie ſie einer großen Nation würdig ſind, ſo muß mit gleicher Unparteilichkeit bemerkt werden, daß der Glanz dieſes Beifalls mehr denn einmal durch Ertheilung gleicher Ehrenauszeichnungen für ganz gewöhnliche, oder auch wohl für entehrende Thaten getrübt worden iſt.

Bei Anlaß der freiwilligen Bewaffnungen in Großbritannien und Irland zu Abwendung des unter der Konſular-Regierung beabſichtigten franzöſiſchen Ueberfalls, ſprach das Parlament gegen die freiwilligen Vertheidiger des Vaterlandes den Dank der Nation aus, ohne daß irgend eine Waffenthat oder Gefahr die Ehre begründen konnte, welche bisher als einzige Belohnung der größten und gelungenſten Unternehmungen betrachtet ward.

Nach den im Kriegszuge der Inſel Walchern erlittenen Unfällen erklärte das Parlament, die Flotte und die Armee hätten ſich um Großbritannien wohl verdient gemacht; während viel eher eine ernſte Beſtrafung den Heerführer hätte treffen ſollen, der nicht alſogleich bis unter die Mauern Antwerpens vorgerückt, ſo wie den Admiral, welcher nicht zu rechter Zeit die Schelde heraufgefahren war. Hinſichtlich der Truppen aber, wie tapfer und ausharrend ſie ſich auch gezeigt haben mochten, wenn ſie nach erlittenen Unfällen Belobung erhalten, welche andere bleibt ihnen alsdann für den Sieg übrig?

Es war ein in beiden Kammern allzumächtig gewordenes Miniſterium, das die Schande einer mißglückten Unternehmung durch einen Schritt bemänteln zu können glaubte, welcher in der That dem Parlament nur einen wichtigen Theil ſeiner moraliſchen Kraft entziehen konnte; diejenige nämlich, durch einen einfachen Beſchluß Kriegertugend, Aufopferung und Sieg lohnen zu können.

Unter einer deſpotiſchen Regierung, wo die Wahrheit über Vorgänge im Ausland nur durch bezahlte Werkzeuge dem Volke bekannt wird, mag es zuweilen, jedoch immer nur für eine kurze Weile, nützlich gefunden werden, daß man die öffentliche Meinung täuſche. In einem Lande hingegen, wo die Preßfreiheit die Grundlage aller übrigen Freiheiten ausmacht, da kann es nur dem hochſten Unverſtande einfallen, die öffentliche Stimme durch einen Beſchluß irre führen zu wollen, welcher Dingen, worüber das Vaterland erröthen muß, Lob ertheilt.

Das Kriegs-Budget.

Es begreift dieſer Abſchnitt die dem Parlament durch den Sekretär der Kriegsverwaltung

und durch den Oberzahlmeiſter der Landtruppen eingereichten Rechnungen und die Prüfung derſelben durch beſonders dazu beauftragte Ausſchüſſe.

So wie gewiſſermaßen die ganze Regierungs-Verwaltung zur Zeit der Vorlegung des Budget, vom Parlamente gewürdigt wird, ſo iſt die Kriegsverwaltung alsdann insbeſondere ein Gegenſtand ſeiner genauen Prüfung, und es werden durch die Erörterungen in den Sitzungen, vorzüglich aber durch die Ergebniſſe der einzelnen Unterſuchungen und Zeugenverhöre (enquêtes) eine Menge auch kleiner Umſtände beleuchtet, deren Vollkommenheit oder Mangelhaftigkeit auf den Stand der Armee einflußreich iſt.

Die Kriegsausgaben zerfallen in die beiden Hauptklaſſen der ordentlichen und der auſſerordentlichen. Die erſtern begreifen die Gehalte, den Sold und überhaupt alle Koſten der Verwaltung und des Heeres, inſoweit ſie zum Voraus genau beſtimmt werden können, und dieſer Theil des Budget führt die Aufſchrift: Berechnung des Armee-Dienſtes für das Jahr .... Er wird zu Anfang jedes Jahres vorgelegt und ſein Betrag auch zum Voraus bewilligt. Die Nationaltruppen erſcheinen auf dieſem Budget allezeit von den fremden Truppen getrennt. Der Unterhalt der letztern macht eine eigene Abtheilung aus, und dem Parlament ſteht dadurch jederzeit die Befugniß zu, ihre Beſoldung zu verweigern, wenn die Beibehaltung oder Aufſtellung derſelben mit dem Gemeinwohl unverträglich erachtet wird.

Es werden aber nicht nur die Geſammtausgaben jedes Rechnungspoſtens einzeln verzeichnet, ſondern die verſchiedenen Gehalte und alle auf einen Poſten Bezug habenden Lieferungen werden dermaßen genau geſöndert, daß kein Individuum in der Armee gefunden wird, welches nicht als Einheit zum Vorſchein kommt, theils bei der Zählung der Dienſtpflichtigen von jedem Grad und Rang, theils in der Beſoldungsliſte ſeiner Klaſſe.

Der Ober-Kriegszahlmeiſter überreicht dem Unterhauſe die Rechnung der im verfloſſenen Jahr ſtattgefundenen auſſerordentlichen Ausgaben. Dieſe begreift die ſämmtlichen unvorgeſehenen Ausgaben der Armee. Zuerſt wird darin der Ort angegeben, wo die Ausgabe ſtatt gefunden hat, Gibraltar zum Beiſpiel, St. Helena, Helgoland u. ſ. w.; hernach Namen und Grad desjenigen, der jede einzelne Summe empfangen hat, mit Bezeichnung der Dienſte, wofür die Zahlung geleiſtet ward; eine dritte und letzte Kolonne gibt die bezahlte Summe ſelbſt in Zahlzeichen an. Den Schluß macht die Bilanz zwiſchen allen Ausgaben und den theils neu bewilligten Zahlungen (crédits), theils von frühern Bewilligungen herrührenden, noch ungebrauchten Rückſtänden.

Dieſe Angaben erſcheinen zwar trocken und langweilig, ſie können aber allein nur den Beweis leiſten und darthun, mit welcher Genauigkeit, Pünktlichkeit und Offenkundigkeit bei Prüfung der Armee-Rechnungen in England verfahren wird. Durch dieſe ins Kleinlichte gehende Genauigkeit ſteht ſich das Parlament jederzeit in den Stand geſetzt, die Natur und den Umfang der durch die Regierung vorgeſchlagenen Ausgaben zu beurtheilen. Und durch den unabänderlich angeordneten Druck des Budgets ſowohl und ihrer Hauptbelege, als der Berichte

der Ausſchüſſe über dieſelben, mag ſich hinwieder jedes Mitglied der Kammer einen richtigen Begriff von den Ausgaben jedes Jahres machen, um dieſelben mit den vorhergehenden Kriegs- oder Friedens-Jahren zu vergleichen.

Die Parlamentsglieder erhalten auf dieſem Wege über die Statiſtik der Stärke und Verwaltung des Heeres die reichhaltigſten Kenntniſſe. Das Rechnungsſyſtem iſt allgemein bekannt und anerkannt, wodurch eine Menge unzuſammenhängender Erörterungen vermieden bleiben und der regelmäßige Geſchäftsgang weſentlich erleichtert wird.

Wenn eine mißbräuchliche oder überflüſſige Ausgabe, die anfangs unbemerkt geblieben war, dahin gediehen iſt, daß ſie die Aufmerkſamkeit des Parlaments beſchäftigt, ſo verordnet das Unterhaus zunächſt, daß alle Schriften und Belege, welche über die Verhältniſſe jener Ausgabe Aufſchluß geben können, in ſeine Kanzlei gebracht werden ſollen, damit entweder ſämmtliche Mitglieder oder diejenigen eines Unterſuchungs-Ausſchuſſes davon Kenntniß nehmen können, und meiſt wird nachher auch der Druck dieſer Papiere verordnet. Dies geſchah in der Sitzung von 1819 hinſichtlich der Verwaltung der Munitions- und Geräthſchaften-Vorräthe.

Um zu Kriegszeiten, in ſchwierigen Augenblicken, einer ſolchen nähern Prüfung auszuweichen, erklären die Miniſter oftmals, das Gemeinwohl erheiſche über den einen oder andern Theil der Verwaltung vorübergehendes Geheimhalten. Alsdann wird die Unterſuchung auf gelegenere Zeit verſchoben. Sobald aber die Umſtände weiter keinen Vorwand zu Deckung der miniſteriellen Verantwortlichkeit darreichen, werden die Rechnungen gefordert, deren Vorlegung früher verweigert worden war.

Während alſo einerſeits die Miniſter in ihren Verrichtungen, wo die Wohlfahrt des Staats es erheiſcht, ungehemmt bleiben; anderſeits aber auch ihre Verantwortlichkeit nur vorübergehend gedeckt bleibt, muß das Gewicht der letztern ſie ſelbſt nur um ſo vorſichtiger machen. Sie müſſen von jedem Mißbrauch des Nationalvertrauens um ſo mehr zurückgehalten werden, als dieſes in ſchwierigen Zeitpunkten ſeine theuerſten Intereſſen ihren Händen unbedingt und vollends anvertraut hat.

Erhöhung und Verminderung der Gehalte.

Ein beſonderer Finanzausſchuß war im Jahr 1797 beauftragt worden, die Ausgaben der verſchiedenen Staatsverwaltungen genauer zu prüfen und diejenigen Verbeſſerungen vorzuſchlagen, welche er in den Ausgaben thunlich achten würde. In dem zweiundzwanzigſten ſeiner Berichte beſchäftigte ſich dieſer Ausſchuß insbeſondere mit der Vermehrung und Verminderung der Gehalte der Staatsbeamten und Angeſtellten, und er ſchlug eine jährlich zu wiederholende Arbeit vor, die den immer zunehmenden Mißbräuchen in den Verwaltungen der Miniſterien ein Ziel zu ſetzen geeignet wäre. „Es würde (ſo drückt ſich der Bericht aus) ein großer Schritt zum ſparſamern Haushalte gethan ſein, wenn das Parlament gut fände, die Vorlegung jährlicher Rechnungen über alle im Laufe des Jahres eingetretenen Vermehrungen und Verminderungen in den Gehalten, Entſchädniſſen, Beilagen und Ausgaben aller Art in allen Dienſtſtellen

anzuordnen.“ Der Vorſchlag erhielt den verdienten Beifall, das Parlament genehmigte denſelben und die Regierung ſelbſt konnte nicht umhin, ſeine Wohlthätigkeit und ſein Bedürfniß anzuerkennen.

In Folge deſſelben wird ſeither von jedem Miniſterium alljährlich dem Unterhauſe eine vergleichende Ueberſicht der Ausgaben des verfloſſenen und laufenden Jahres, mit einem vollſtändigen Verzeichniß aller Veränderungen in den Verwaltungs- und Kanzlei-Koſten eingereicht. Jede neue Stelle mit dem ihr angewieſenen Gehalt oder Entſchädigung; jede von Beförderung oder Dienſtalter herrührende Gehaltsvermehrung; alle Soldverminderungen, Ruhegehalte und Jahrgelder, welche an die Stelle wirklicher Dienſtgehalte treten; die vermuthliche Veränderung endlich, in mehr und minder, der Kanzleikoſten u.ſ.w., unter dem Titel zufälliger Ausgaben. Dieſe Ausgabetitel alle werden, wenn ein Mehrbetrag zum Vorſchein kommt, in die Rubrik der Vermehrungen, und wo es ein Minderbetrag iſt, in die Verminderungen eingezeichnet; zugleich wird die Begründung jeder Aenderung erklärt und der ſie bewirkende Befehl angeführt. Der Zuſammenzug aller Hauptrubriken in Mehr und Minder gewährt den ſummariſchen Ueberblick des Wechſels, welcher, ſei es in vermehrter Ausgabe oder in Erſparniß, zwiſchen der Verwaltung des verfloſſenen und der des laufenden Jahres vorhanden iſt. Die Eingaben der einzelnen Miniſterien werden auch in einen General-Etat vereinbart und die Sammlung dieſer jährlichen Eingaben bildet einen Folioband, welcher jedesmal gleich den übrigen für das Unterhaus beſtimmten Schriften gedruckt wird, und jedes Parlamentsglied in den Stand ſetzt, mit Sachkenntniß über die in den verſchiedenen Zweigen der Verwaltung geübte Sparſamkeit oder Verſchwendung zu urtheilen, und bei Behandlung des Budjet auf ſichere Angaben hin, die Verbeſſerung der eben nur beginnenden oder ſpäter erſt wahrgenommenen Mißbräuche zu fordern.

Dieſen Einrichtungen, in Verbindung mit der Preßfreiheit und der Offenkundigkeit aller Verhandlungen, war es zu verdanken, daß die britiſche Regierung bis gegen das Ende des verfloſſenen Jahrhunderts gleichzeitig eine der mächtigſten und reichſten, und dabei jedoch auch eine der mindeſt koſtſpieligen in Europa ſein konnte. Die blutigen Kriege aber, deren Urſache oder Vorwand die franzöſiſche Revolution geweſen iſt, haben nach und nach die Verwaltung von Großbritannien dermaßen verändert, daß es im Auslande ſchwer hält, ſich einen richtigen Begriff davon zu machen. Am allermeiſten trug der letzte Krieg dazu bei, während deſſen England ungefähr das Arſenal, das Schatzamt und das Miniſterium aller gegen Frankreich verbündeten Mächte geweſen iſt, und ſie zuletzt auch alle, mit Ausnahme des alten Frankreichs, vereinbart hat.

Alle Zweige der britiſchen Verwaltung wurden damals mit Arbeiten überhäuft; die Zahl der untergeordneten Bedienſteten mußte vervielfältigt werden. Die ausgedehntern, mühſamern und ſchwierigern Geſchäfte der Oberbeamten erheiſchten Gehaltsvermehrungen, in Verhältniß der wichtigern Dienſte, die ſie dem Staate leiſteten, und der Friede allein nur konnte dieſem Uebermaas ein Ziel ſetzen.

Mit dem auf 1815 folgenden Jahre veränderte ſich auf einmal die ganze Lage der Dinge. Die Stockung des Handels und der Manufakturen; die unfreiwillige Geſchäftloſigkeit einer Menge von Arbeitern und Handwerkern, zurückgekehrter Matroſen und entlaſſener Soldaten; dieſe Alle, meiſt in dürftigen Umſtänden, welche durch die damals herrſchende Theurung zu großem Elend geſteigert wurden; die Volksbewegungen und ihre drohenden Erſcheinungen — zwangen die Regierung, ſich ernſtlich mit Maasregeln zu beſchäftigen, welche die durch übermäßigen Anwachs der Staatsſchuld und die Ausdehnung aller Verwaltungszweige herbeigeführte unerträgliche Laſt der öffentlichen Ausgaben mindern konnten. Zu dieſem Ende ward dann auch dem Unterhauſe von Lord Caſtlereagh der Antrag zu Ernennung eines beſondern Finanz-Ausſchuſſes gemacht, der den Auftrag erhielt: 1) die Einnahmen und Ausgaben des verfloſſenen Jahres (1816) zu prüfen; 2) die wahrſcheinlichen Einnahmen und Ausgaben der Jahre 1817 und 1818 abgeſondert zu würdigen und feſtzuſetzen; 3) dem Unterhauſe von Zeit zu Zeit über ſeine Arbeiten und Verhandlungen Bericht zu erſtatten; und 4) endlich die Maasnahmen vorzuſchlagen, welche zu Erleichterung des Staats, ohne Nachtheil für das Gemeinwohl, durch Erſparniſſe getroffen werden könnten.

Es wurden in dieſen Ausſchuß die angeſehenſten Männer der miniſteriellen und Oppoſitions-Partei gewählt. Seine Mehrheit beſtand allerdings aus Anhängern des Miniſteriums, und die Arbeiten geſchahen demnach auch in einem der vollziehenden Gewalt günſtigen Sinne. In manchen Hinſichten ward vielleicht nicht Alles geleiſtet, was die Lage der Finanzen und die gemeine Noth hinſichtlich auf Erſparnißvorſchläge fordern konnten. Im Ganzen jedoch muß man dem Ausſchuß Gerechtigkeit widerfahren laſſen; es ſind durch ihn eine Menge Mißbräuche beſeitigt worden, und wenn dies nicht auf einmal mit allen geſchehen konnte, ſo ſind doch manche der wichtigſten zuerſt angegriffen, und dadurch iſt die Arbeit der folgenden Jahre weſentlich erleichtert worden.

Es hat dieſer Finanzausſchuß im Zeitraum dreier Jahre dem Unterhauſe eilf Berichte eingereicht, die meiſten ſehr ausführlich, gehaltreich und wichtig. Beim Gegeneinanderhalten der Berichte von 1817 und 1818 finden ſich in den erſten die Vorſchläge wohlthätiger Verbeſſerungen, und in den zweiten die vom Miniſterium eingeſchlagenen Wege zu deren Ausführung und Anwendung. Freilich mögen Gemeinwohl und Wahrheit nicht ohne Ueberwindung von Schwierigkeiten den Sieg davon tragen. Aber es öffnen die parlamentariſchen Formen jedem das gemeine Beſte bezweckenden Gedanken eine Bahn, worauf er, durch den Beifall der Meinung verſtärkt, durch die Beredſamkeit der Sprecher und das Talent der Schriftſteller gehoben, fortgehend an Stärke gewinnt und endlich genehmigt wird.

Die Selbſtſucht und die Leidenſchaften der Menſchen, die ſich ihren Handlungen allen, auch den lobenswürdigſten, beigeſellen, ſind es, was den Fortgang des Beſſern am meiſten hemmt. Die Oppoſition iſt nicht damit zufrieden, ihre Vorſchläge als wohlbegründet und nützlich darzuſtellen, ſie will dem Miniſterium vollends auch alle Vernunft abſprechen. Durch Ueber-

Digitized by Google

treibungen glaubt man die Stärke der Gründe zu erhöhen, und verfehlt damit in der That nur den beabſichtigten Zweck. Das Miniſterium hinwieder, auf ſeine genauern Kenntniſſe der Geſchäfte im Einzelnen und im Ganzen vertrauend, und durch das Gefühl ſeiner Stärke, öfters auch durch ſeinen Uebermuth, hingeriſſen, ſtößt demüthigende Erinnerungen und Angriffe, die oft nicht zum beſten überlegt waren, verächtlich von ſich, erwiedert empfangene Beleidigungen durch andere, und wenn es die Schwäche ſeiner Waffen inne wird, birgt es ſich hinter die Wälle der Vorrechte oder höherer Staatsrückſichten.

So mögen dann öffentliche Erörterungen in der That nur ſelten unmittelbare Verbeſſerungen in der Staatsverwaltung herbeiführen, und man kann ſagen, das britiſche Miniſterium habe ſichs zum Syſteme gemacht, den Gründen ſeiner Gegner, mögen dieſelben ſtichhaltig ſein oder nicht, niemals nachzugeben. Im geheimen Kreiſe der Ausſchüſſe hingegen, wo die Urſachen und Wirkungen aller Maasnahmen ruhig und kaltblütig erörtert werden können, da fügt ſich das Miniſterium nützlichen Vorſchlägen williger; das Gute, nachdem es öffentlich vorbereitet war, wird hier im Stillen erzielt, und die Nation ärntet die Früchte des im Geheimen durchgeführten Kampfes der Freunde des Gemeinwohls gegen die natürlichen Beſchützer aller Arten der Mißbräuche.

Zu beſonderer Ehre gereicht es der britiſchen Regierung, daß ſehr wichtige Verbeſſerungen der Kriegsverwaltung während der Zeit ſelbſt zu Stande gekommen ſind, wo der Krieg durch Größe und Mannigfachheit ſeiner Ereigniſſe die Aufmerkſamkeit der Miniſter ausſchließlich nur in Anſpruch zu nehmen ſchien.

Die Verkäuflichkeit und Erblichkeit der Staatsämter vormals, beſonders in Frankreich, mit Rückblicken auf unſere Zeiten.

Gewöhnlich wird in die Zeiten Franz I (1515) der Beginn der Verkäuflichkeit der Staatsämter geſetzt. Aber, ſagt Bernardi in ſeiner neulich erſchienenen Histoire du droit public et privé de la France, ſchon vor ihm, ſelbſt ſchon unter Ludwig dem Heiligen (1228), finden ſich Spuren derſelben. Da ſchon gaben die Grund- und Gutsherren ihre Gerichtsbarkeit in Pacht und überlieſſen den Pächtern die Sorge der Gerechtigkeitspflege. Dieſe Pächter, Gerichtsvögte (gardiens de la prévôté) genannt, waren meiſtens Kaufleute, welche mit der Juſtiz Handel trieben, und, entweder gar nicht oder ſchlecht genug Recht ſprechend, Erpreſſungen in Menge gegen ihre Gerichtsgenoſſen verſchuldeten. Darum zog man vor, zu den geiſtlichen Gerichtshöfen zu gehen, und ſo zogen dieſe aus der Zerrüttung der weltlichen Tribunale ihren Gewinn.

Ludwig der Heilige und nach ihm Philipp der Schöne wollten dieſem Unweſen zum Theil dadurch abhelfen, daß ſie Allen, welche grundherrliche Gerichte, Landvogteien, Amtgerichte, Mairien oder andere Stellen inne hatten, verboten, dieſe ohne königliche Erlaubniß zu verkaufen, und verordneten, wenn mehrere Käufer zugleich da ſeien, ſollte nur Einer für Alle die Dienſte verrichten. — Aus den Jahren 1258 und 1302 ſind dieſe Befehle. Aber dennoch erhielt ſich dieſer Aemterhandel, beſonders bei den Finanzſtellen, bis endlich der Verkauf derſelben geſetzlich eingeführt wurde. Darum waren denn auch die Gerichtsgebühren ungeheuer hoch, und durch die Strenge der Eintreibung nur noch drückender. Erſt Karl VI (1388) bewogen die vielfachen Vorſtellungen und Beſchwerden darüber zu einiger Mäßigung.

Die Engländer werden beſchuldigt, während ihres Aufenthalts in Frankreich die Verkäuflichkeit der Staatsämter und damit eine unerträgliche Unordnung eingeführt zu haben. Zwar wurden Alle, die auf ſolche Weiſe in das Parlament gekommen, ausgeſtoßen und jedes Amtes für die Zukunft unfähig erklärt; allein das Beiſpiel war gegeben und fand leicht Nachahmer. Umſonſt erlieſſen Karl VII und ſeine Nachfolger Verordnungen zur Aufrechthaltung der Wahlen; ſie wurden nicht vollzogen, und auf dem Landtage zu Tours im J. 1484 kam harte Klage über die Käuflichkeit der Aemter und das Begehren auf Wiederherſtellung der Wahlen zu deren Beſetzung.

Ohne Zweifel geſchah dieſer Verkauf anfangs nur geheim; erſt unter Ludwig XII (1499) ward er öffentlich genehmigt. Jedoch nur die Verwaltungsämter verkaufte dieſer Fürſt; den Verkauf richterlicher Stellen hatte er ausdrücklich unterſagt. Allein, wie Loiſeau ſagt, eine Gelegenheit, Geld zu ziehen, einmal ergriffen, wird immer häufiger benutzt. Franz I dehnte dieſen Verkauf der Verwaltungsſtellen auch auf die Juſtizſtellen aus. *)

Großes Mißvergnügen erweckte dieſe nun geſetzliche Beſtimmung in Frankreich. Vorzüglich war das Parlament von Paris, damals aus würdigen, durch ihr Alter, wie durch ihre Kenntniſſe gleich gewichtigen Männern beſtehend, darüber entrüſtet. Eines ſeiner Glieder ſchildert den Eindruck dieſer Verordnung alſo: „Mit wenigen unbeſcholtenen Männern, die der Tod verſchonte, vereint, ſuchen wir, ſo viel an uns, den alten Ruhm der Behörde zu erhalten. Wie iſt ihr Glanz verdunkelt, wie iſt ſie verderbt, ſeit man der ganzen Welt die Aufnahme verſtattet! Seit ein Haufe junger Leute ohne Anlagen, ohne Kenntniſſe, denen die allererſten Grundſätze des Rechts fremd ſind, und deren Anſprüche auf die Würde das Geld bildet, ſo ſie

*) Dieſelben Dinge trieb man noch vor zwanzig Jahren auch bei uns. Die Anwartſchaften auf Dienſte, die Adjunkte, die Subſtituten u. dgl. gehören hieher. — In Baiern waren einmal auch viele Stellen erblich; man gab der Witwe, den Kindern den ledigen Dienſt des Vaters oder Gatten ſtatt Penſion; dieſe „heiratheten dann auf den Dienſt." — Selbſt die Offizierſtellen waren verkäuflich. Eine Hauptmannsſtelle koſtete fünf- bis ſechstauſend Gulden. Maximilian hob das für immer auf. Auch dafür Dank! Vergl. Zſchokke bair. Geſch. 4r Bd. Wo gewiſſen Klaſſen das Studieren oder Studierenlaſſen der Söhne verboten iſt, kann man etwas Aehnliches annehmen. Anm. d. Einſenders.

gezahlt, da hinein getreten iſt! Das Verdienſt bleibt unberückſichtigt bei Vertheilung der Aemter, dem Reichthum muß die Tugend weichen, und doch ſollten gerade, wo die Laſter ſich vermehren, Gewalt und Anſehen, ſie zu zügeln, in den Händen der Tugend ſein."

Nicht minder ernſt ſprachen die andern Behörden in dieſer Zeit dagegen; das ganze Volk machte häufige Gegenvorſtellungen; bei den Ständen von Orleans, bei denen von Blois im Jahr 1579 wurden laute Klagen über dieſen Verkauf und ſeine Verderblichkeit, laute Wünſche für Wiedereinführung der Wahlen erhoben, aber — das „Bedürfniß des Staats ſiegte über all' dieſes." Als früher der Hof die Auswahl der Beamten traf, waren ſie auch nicht beſſer; jede Partei, die da herrſchte, trachtete die Gerichtshöfe mit ihren Günſtlingen zu beſetzen. Denn wo alles Geſetz verachtet, das öffentliche Wohl für nichts gehalten, bei Allem nur der eigene Vortheil berechnet wird, immer wird, da, verkaufe man nun die Stellen oder verleihe ſie umſonſt, daſſelbe Ergebniß ſich zeigen.

Eine natürliche Folge dieſer Käuflichkeit der Staatsämter war dann die Erblichkeit derſelben, die unter Heinrich IV (1589) der Herzog von Sully einführte. Er iſt der Schöpfer des Jahrrechtes (droit annuel). Schon ſehr frühe hatte man die Verzichtleiſtung auf die Juſtiz- und Verwaltungs-Stellen zum Beſten eines Dritten geſtattet, nur mußte der Verzichtende nach der Entſagung noch vierzig Tage am Leben bleiben; wo nicht, ſo durfte der König die Stelle wieder weiter beſetzen. Von dieſer Einrichtung bis zur Erblichkeit der Stellen war nur ein kleiner Schritt. Dieſen that Sully; er ſicherte das Amt der Wittwe und den Erben ſeines Inhabers unter dem Beding, daß ſie alljährlich den ſechszigſten Pfenning (denier) der Schätzung, auf welche die treffende Stelle geſetzt war, dem Könige bezahlten, widrigenfalls nach des Inhabers Tode das Amt dem Könige zum Gewinn (au profit du Roi!) heimfallen ſolle. — Darin beſtand das Jahrrecht, vom Volke ſpöttiſch Paulette geheißen, weil ein Paulet der erſte Pächter dieſer Art war.

Die Verordnung, welche auf ſolche Weiſe den Verkauf der Staatsämter verewigte, fand in ganz Frankreich heftigen Widerſpruch. Der Kanzler Bellievre weigerte ſich lange, ſie zu ſiegeln; alle Gründe, die man früher dem Verkauf, wurden nun auch dieſer Erblichkeit entgegengeſetzt. Oeffentlich ſprach man, daß ſie Unwiſſenheit und Erpreſſung zugleich erhebe, denn es ſei eben nicht wahrſcheinlich, daß die Söhne ſich erſt den Studien widmen würden, um ein Amt auszufüllen, das ihnen durch Erbrecht gebühre; — daß der Weg der Ehre allen Männern von Kenntniß und Verdienſt abgeſchnitten, aber Leuten ohne Fähigkeiten und Ehrgefühl geöffnet ſei; — daß dieſe Neuerung nothwendig die Gier nach Reichthum, als dem einzigen Mittel zu einem Amte, erwecken, und dadurch Verachtung der ſo unbelohnt bleibenden Tugend und Anſtrengung erzeugen müſſe.

Indeß das Jahrrecht fand dennoch ſeine Lobredner. Schon, wie begreiflich, an Sully,

aber auch an dem Kardinal Richelieu. Dieſer ſchlaue Politiker*) meinte, es ſei beſſer, die Staatsämter um Geld hinzugeben, als an Arme und Niedriggeborne, oder Ehrgeizige und Günſtlinge; denn, fügt er bei, anſtatt der Tugend die Pforten zu öffnen, würden ſie den Ränken und Parteiungen geöffnet, und die Aemter mit Menſchen beſetzt werden von gemeiner Herkunft, die ſelten, was zu einem großen Amte erforderlich, erzeuge.

Dieſe Erblichkeit der Rechts- und Verwaltungs-Behörden führte, einmal eingeſetzt, bald die aller übrigen Aemter herbei; ſie wurden alle Familienerbgut.

Bernardi verwebt in dieſes Kapitel ſeiner — etwas ſeichten und beſonders von der Revolution höchſt einſeitig ſprechenden — franzöſiſchen Rechtsgeſchichte noch manche breite und abgedroſchene Anſicht über Werth oder Unwerth der Verkäuflichkeit und Erblichkeit der Staatsämter. So lange die „guten Sitten" noch ihre Herrſchaft üben, und alſo jeder Untaugliche ſich ſchämt, um ein Amt, dem er nicht gewachſen, anzuhalten, ſo lange, meint er, möchten beide ihr Gutes haben; allein auf dieſem Punkte ſei man nicht; mit den guten Sitten ſtehe es eben zu jeder Zeit nicht ſonderlich gut, und darum möchte auch Montesquieu's Ausſpruch nicht geltend werden können: Dieſe Verkäuflichkeit ſei gut in monarchiſchen Staaten, weil ſie das, was man nicht der Tugend wegen würde thun wollen, wie zu einem Familienhandwerk (metier de famille) mache, Jeden zu ſeiner Pflicht nöthige und die Geſetze des Staats um ſo dauernder erhalte.

Wie höchſt einſeitig und unbekannt mit den Forderungen einer vernünftigen ſtaatsbürgerlichen Freiheit und Gerechtigkeit erſcheinen hier nicht beide, Bernardi und der ſonſt große und geniale Montesquieu! Ob Schacher und Wucher mit den Rechten und Vermögen der Staatsbürger — denn was ſind jene anders? — klug, rathſam, von guten Sitten abhängig ſeien oder nicht, darüber reden ſie ins Weite und Blaue hinein; aber die Frage, ob ſie recht oder unrecht, fällt keinem ein. — Es kann vielleicht keinen ſtärkern Beweis von dem Fortſchreiten der Zeit und der Entwickelung der konſtitutionellen, d. i. ächt ſtaatsrechtlichen und ſtaatsbürgerlichen Ideen geben, als dieſes Urtheil Montesquieu's. Ein Grundſatz, der bei uns jetzt ſo klar und unbeſtritten iſt, daß er — und das will viel ſagen — in alle unſere Verfaſſungsurkunden übergegangen: das gleiche Recht eines jeden Bürgers bei gehöriger Befähigung zu allen Staatsämtern, — über den wir, als über etwas längſt in Saft und Blut Uebergegangenes, unſern politiſchen Verſtand jetzt gar nicht mehr anzuſtrengen brauchen, — dieſer macht dem Verfaſſer des Esprit de lois noch vieles und recht gezwungenes Zweifeln und Nachſinnen. Daß die Verkäuflichkeit der Aemter, abgeſehen von allem Andern, nur den Reichen und Vermöglichen zum Amte kommen laſſe, dadurch alſo ein

*) Das franzöſiſche grand politique bei Richelieu mit „großer Staatsmann" zu überſetzen, möchte man ſich ſchämen. Der den Staat erhält und bildet nach edeln, freien Ideen, durch edle Anſtalten und freiſinnige Geſetze, der iſt ein großer Staatsmann; für die, ſo nach andern Grundſätzen die Staatsgeſchäfte leiten, hat die deutſche Sprache wohl kein recht treffendes Wort.

vollſtändiges Uebergewicht des Geldes, eine *Geldariſtokratie*, entſtehe; daß ferner der Staat aus der Erfüllung einer ſeiner *heiligſten Pflichten*, der Handhabung der bürgerlichen Ordnung durch Beamte, eine reine *Finanzſpekulation* mache, und ſo ſich dafür noch einmal bezahlen laſſe, wozu ja ſchon die Staatsbürger ihre Steuer gaben, das wäre denn doch wohl klar. Die Erblichkeit der Staatsämter begründet eben ſo eine Uebermacht des Blutes und der ganz zufälligen Geburt, daher eine Beamten-Ariſtokratie, eine Beamten-Kaſte, und macht auch wieder, nebſt dem, daß der erſte Erblaſſer die Stelle auch kauft, die *Erfüllung jener Pflicht abhängig vom völligen Zufall*. — Und wenn wir dieſe Pflicht des Staats, Aemter zu errichten — ſchon weil die oberſte Staatsgewalt nicht Alles ſelbſt vollziehen und beſorgen kann — zugleich auch als ein der Staatsgewalt *weſentlich* zuſtehendes Recht anſehen müſſen, ſo *verfeilſcht* hier die *Staatsgewalt* ihr *Recht* um ſchnödes Geld, das zu ihrem *wahren* Bedürfniß ihr ohnehin gegeben werden muß, oder wirft es dem Zufall an den Kopf. Ein *weſentliches Recht der Staatsgewalt* iſt aber immer ein *unveräuſſerliches*; denn es ſteht ihr zu, durch die Natur des Staates ſelbſt und ſomit kraft Uebertragung durch die Geſammtheit aller Staatsbürger, als welche urſprünglich Inhaber aller Staatsgewalt ſind, und dieſe aber, je nachdem die Verfaſſung, einem Einzelnen oder Mehrern übertragen haben zur Ausübung und Handhabung nach den Beſtimmungen der Staatsverfaſſung, gleichviel, ob erblich oder — wie in Republiken — nicht. Eben ſo unbeſtritten dürfte für uns jetzt der Satz ſein, daß *alle Staatsbürger als ſolche vor dem Geſetze* und im Genuß der *ſtaatsbürgerlichen Rechte* ſich gleich ſeien. Daraus folgt klar, daß jeder Staatsbürger, ſobald er alle vom Staate dafür geſetzten Bedingniſſe leiſtet, auf die Zulaſſung zu den Staatsämtern *an ſich* gleichen Rechtsanſpruch habe. Geburt oder Reichthum aber ſind keine *Rechtstitel*. *Dieſe* Grundſätze, ſo gänzlich unvereinbar mit jener für gewiſſe Fälle geprieſenen Verkäuflichkeit und Erblichkeit, haben *unſere neuern Verfaſſungen alle anerkannt und geſetzlich geheiligt*.

Jene Behauptung endlich, daß durch dieſe Erblichkeit diejenigen, welche nicht um der Tugend ſelbſt willen handelten, aus eigennützigem Handwerkstriebe nun das Amt gut führen würden, dieſe wollen wir für ein ſprechendes Zeichen des gänzlichen Verderbs jener Zeit nehmen, in welcher Montesquieu ſchrieb, und gerade für ein Erzeugniß ſolcher Entwürdigung der Staatsämter, alſo zum Beweis für uns. Wenn der *Staat* nur eine *Maſchine* iſt — und dies Gleichniß, wie auch der Ausdruck *Staatsmaſchine*, iſt nicht unbeliebt, — die, wie etwa ein engliſches Spinnwerk, auf einen Tritt des Meiſters rauſchend und brauſend hin- und herläuft ohne zu fehlen, aber ein Grauſen erweckend vor dem lebendigen Tode oder der todten Lebendigkeit, die hier auf Augenblicke ſich zeigen, — dem kann freilich ein höherer und edlerer Sinn nicht zugemuthet werden. Jeder Beamte ſolcher Art, der nur arbeitet, weil der Staatsmaſchiniſt ihn eben an die Stelle geſetzt, und deſſen Tritt ihn nun gerade erreicht, iſt wahrlich kein Diener des Staats, ſondern ein todtes Werkzeug. — Von *ſolchen*, ſeien ſie nun durch Geburt oder

Geld zum Amte gelangt, mag nie etwas Rechtes erwartet werden, und Beſſere dienen gut, eben weil ſie ein beſſeres Gefühl haben, nicht aber der Familienerbſchaft wegen. — Jede Tugend, ſo auch die des Staatsbürgers und Staatsdieners, iſt nur durch ſich ſelbſt Tugend, ſie leidet kein Surrogat; will der Staat gute Diener, ſo erziehe er gute Bürger. Der dient dem Staate am beſten, der ſich in ihm am freiſten und glücklichſten fühlt, ſeinem Schutz Alles vertraut, das iſt der ächte Bürger. — Wo freie Verfaſſung, da die redlichſten, treueſten und tüchtigſten Beamten; denn da ſind ſie wohl beaufſichtet, wohl geſchützt, wohl geehrt und jedes Bürgers Freund. Als Rom noch frei war, galt ein Staatsamt für hohe Ehre; die Ehre war die Beſoldung, und honos und munus publicum, Ehre und Amt, waren gleichbedeutende Worte. So in Griechenland, ſo in unſern freien, und beſonders den Gemeinde-Verfaſſungen. Wo aber das iſt, bedarf es keines Handwerkstriebes, um tugendhaft zu ſein; der Trieb dazu kommt aus der Freiheit des Lebens und der Erkenntniß des Werthes einer guten Verfaſſung. — Wir ſind gewohnt, die Stellen Ehrenſtellen genannt zu hören, die nichts zu thun geben; die Sinecuren der Engländer, die vielen Hofchargen gehören hieher. Dieſe mögen immerhin mit Handwerksbrauch und Maſchinenleben ſich führen laſſen; dabei iſt wenig verloren. Allein das ſind keine Ehrenämter in unſerm, im rechten Sinne, und bei dieſen mag freilich die Tugend ſelten zu thun haben. Aber ein rechtes Staatsamt wird nur ein rechter Ehrenmann verwalten können, und ein ſolcher thut es ſchon um der Ehre und Tugend ſelbſt willen, ohne Kauf oder Erbſchaft. Solche aber zeugt nur eine edle, freie Verfaſſung, und preiſen wir uns glücklich, wenn wir auf dem Wege dahin ſind. Montesquieu ſchrieb in keinem verfaſſungsmäßig freien Staate, und ſeitdem iſt die Menſchheit denn doch weiter gekommen, — wenigſtens in der Erkenntniß. — Daß übrigens Montesquieu da meint, für die Sicherheit der Monarchie ſei ſolch ein Verkauf und Erbthum nützlich, bezeugt gleichfalls den Fortſchritt unſerer ſtaatsbürgerlichen Bildung. Eine Monarchie, wie in Frankreich vor der Revolution, wo das „car tel est notre plaisir“ am Ende der alleinige Quell und Grund der Geſetzgebung war, mag freilich ſolche Mittel geeignet glauben zu Surrogaten vaterländiſchen Sinnes und bürgerlicher Tugenden. Wir geben daher gern zu, daß, wo die Willkühr eines Einzigen oder ſeiner Diener und Günſtlinge über Alles, über Rechtsfähigkeit, Eigenthum und Freiheit der Unterthanen, beliebig ſchaltet, der Beamte ſeinen beſten Schutz im Amt darin finden mag, daß er durch Bezahlung ſeines Amtes oder durch ein jährliches Sümmchen für deſſen Genuß zu Geld und erhöhten Einkünften verhelfe, was ſolcher Herrſchaft freilich immer das Liebſte und Höchſte iſt und doch einen baaren, klingenden Gewinn vom Regieren abwirft. Eine andere Monarchie und Regierungsweiſe hat denn auch Montesquieu nicht geſehen und erlebt; leicht kann ihm verziehen werden.

Allein eine ſolche Monarchie möchte unſerer Zeit und unſern Begriffen ſehr widerſprechen und Deutſchland, England und Frankreich kennt auch eine ſolche nicht mehr. England und das neue Frankreich haben ihre Konſtitutionen, Deutſchlands Monarchien ſind im

Allgemeinen ſchon durch die Bundesakte, beſonders durch den *dreizehnten Artikel derſelben*, zu konſtitutionellen Staaten erhoben worden. In *ſolchen* aber kann von dergleichen Handel und von ſolcher Herabwürdigung der Staatsabgaben und Staatseinkünfte ohnehin keine Rede ſein. Wo überdies der *Sinn* des *dreizehnten Artikels* der Bundesakte — den übrigens die Abſtimmungen am erſten Wiener Kongreſſe damals ſehr entſchieden, beſtimmt und *würdig* bezeichnet hatten — ſchon in ein ächtes und tüchtiges Verfaſſungsleben übergegangen, wie z. B. in Baiern, Würtemberg, Naſſau, Weimar, Hildburghauſen u. ſ. w., da iſt ohnehin die monarchiſche Staatsverfaſſung nunmehr in das wahre und richtige Verhältniß zu dem Weſen des Staats, des Rechts und der ſtaatsbürgerlichen Freiheit geſetzt; die einzelnen repräſentativen Verfaſſungen bethätigen es, daß die Staatsämter *hier* nur zum Vollzug der Anordnungen, wie ſie die geſetzgebende Gewalt beſchließt, nicht aber zu Finanz- und Handels-Spekulationen beſtimmt ſind und ſein können. Und daß *ſolche konſtitutionelle* Monarchien keiner Tugend-*Surrogate* bedürfen, keines Schutzes in der *Erblichkeit* der Aemter, davon haben die jüngſten Tage, die jüngſten Ständeverſammlungen ſchlagende, herrliche Beweiſe geliefert. Gewiß zählt die *konſtitutionelle* Monarchie mehr wahre, feſte Bürgertugend, als jene, deren Montesquieu gedenkt, und *ſie* bedarf keiner Blendwerke, Surrogate, Erb- und Handelſchaften, um feſt und ſicher zu ſtehen. Auch möchten die Geſetze, die aus *gemeinſamer* Berathung, auf *verfaſſungsmäßigem* Wege, nicht aus Willkühr, hervorgehen, eines ſchnellen, ſichern Vollzuges nicht entbehren. *Sie* ſind Erzeugniſſe geſetzlicher Freiheit, verfaſſungsmäßiger Freithätigkeit, konſtitutionellen Mitwirkens aller Staatsbürger durch ihre Vertreter; das ächte Gepräge eines Geſetzes, Hervorgang aus der Freiheit, kommt *ihnen* zu, und das rechte Anſehen, die feſteſte Kraft, *weil die ſie üben und halten ſollen, dazu eingewilligt haben.* *)

Hier ſieht jeder Staatsbürger das Geſetz als ſeinen eigenen Willen an, in unbeſchränkten Monarchien (wie Montesquieu ſie ſich hier mag gedacht haben) dagegen nur als den ſelbſtiſchen, ihm fremden Willen eines Einzelnen. Darum ſind die *Geſetze jener* Monarchien, wie dieſe ſelbſt, *wirkſamer* und *dauernder*, als die der *unbeſchränkten* Alleingewalt. Ein durch ſeine Verfaſſung freier Staat muß die Bürgſchaft ſeiner Dauer und der Kraft und Wirkſamkeit ſeiner Geſetze in ſich ſelber tragen, in dem Antheil, den ſeine Bürger haben an der Geſetzgebung überhaupt, an allen Einrichtungen, in der weiſen Abwägung der Rechte und Pflichten zwiſchen Regierung und Volk, in dem ernſten Streben nur nach dem Gemeinwohl. Für all' das aber kann Geburt und Geld, Aemterhandel und Aemtererbgang keinen Erſatz

*) Zum Beiſpiel: „Ohne den Beirath und die Zuſtimmung der Stände des Königreichs kann kein allgemeines neues Geſetz, welches die Freiheit der Perſonen oder das Eigenthum der Staatsangehörigen betrifft, erlaſſen, noch ein ſchon beſtehendes abgeändert, authentiſch erläutert oder aufgehoben werden.“ *Verfaſſungsurkunde* für das Königreich Baiern, VII. §. 2. Ganz ſo: *Badiſche* Verf. Urk. §. 64—67 u. a. m.
Anm. d. E.

gewähren. — **Wir ſprachen hier** nicht bloß ins Weite und Blaue; wir berufen uns auf Thatſachen, auf Ausſprüche beſtehender Verfaſſungen; wir brauchen auch England und Frankreich nicht hiefür zu Beweiszeugen, wir finden ſie im eigenen deutſchen Vaterlande, in Baiern, Würtemberg, Weimar u. ſ. w. und in den Verhandlungen der Ständeverſammlungen dieſer Staaten. Und das iſt ein großer, hoffnungsvoller Troſt, daß wir aus unſerm eigenen Vaterlande ſchon ſo herrliche Beiſpiele geſetzlicher Freiheit, verfaſſungsmäßigen Lebens und ächter Monarchien aufzuzeigen vermögen. Von H....l.

Iſt es wahr, daß die hohen ſchweizeriſchen Alpen ſeit einer Reihe von Jahren rauher und kälter geworden ſind?

Dieſe Frage ward von der allgemeinen, ſchweizeriſchen, naturforſchenden Geſellſchaft als Preisfrage gethan. Unter den eingegangenen Antworten zeichnete ſich die des Hrn. Oberforſters Kaſthofer zu Unterſeen aus, und, ob ſie ſich gleich in den mitgetheilten Erfahrungen nur auf einen mäßigen Theil der ſchweizeriſchen Alpen beſchränkt, gewann ſie doch wegen ihres reichen und belehrenden Inhalts den ungetheilteſten Beifall. Der Hr. Verfaſſer übergibt ſie hier dem Publikum, und wir zweifeln nicht, ſie werde Erdbeſchreibern und Naturforſchern willkommen erſcheinen.

I.

Es iſt hier weniger um eine Darſtellung der Meterologie in unſern Gebirgen zu thun, als aus den Unterſuchungen der Phyſiker, die die Natur der höhern Luftregionen zum Gegenſtand ihrer Forſchungen gemacht haben, diejenigen Thatſachen auszuheben, die in den nächſten Beziehungen mit den Phänomenen ſtehen, die ſichtbar auf die Ausbreitung des Pflanzenlebens und die Bildung oder Zerſetzung unſers Alpengebirgs einwirken.

Unſere Kenntniſſe von den höhern Luftregionen haben durch die Bemühungen beſonders der unvergeßlichen Genferiſchen Naturforſcher Fortſchritte gewonnen, die zu der Hoffnung wichtiger Aufſchlüſſe über ſo viele Erſcheinungen berechtigen, deren Entſtehung und Zuſammenhang noch mit dem Schleier des Geheimniſſes bedeckt iſt; und ſo haben auch die Bemühungen verdienter Naturforſcher über den Bau der Erde im Innern des Alpengebirgs und über das Leben und die Ausbreitung der Pflanzen auf den Hochgebirgen der Erde Licht verbreitet. Noch bleibt uns aber zu wünſchen übrig, daß genauere Höhenbeſtimmungen nicht nur einzelner, ſondern aller Gipfel des vaterländiſchen Gebirgs, und ſo auch mathematiſche Beſtimmungen der Ausbreitung und Grenzen der Gletſcher und des ewigen Schnees, der Weide-, Wald- und Thal-Regionen in allen den verſchiedenen Gebirgszügen als feſte Punkte einer Grundlage dienen würden, auf

die die vereinzelten phyſikaliſchen Beobachtungen als auf einen beſtimmten Maasſtab vergleichend zuſammengeſtellt und die Veränderungen beurtheilt werden könnten, die im Lauf der Zeiten in der Ausbreitung des Pflanzenlebens und der Kultur des Hochgebirgs ſich ergeben ſollten. Michely du Crêt, der, wie nach ihm Condorcet, mit freiem Geiſt in Kerkerbanden, ſein Leben dem Erforſchen der Natur weihte, ſuchte zuerſt die Höhe der vaterländiſchen Gebirge zu beſtimmen, aber, getäuſcht durch die Irrthümer, die der Standort ſeines Gefängniſſes ihm zu vermeiden unmöglich machte, blieb ſeine Arbeit unvollkommen.

Das Auffinden algebraiſcher Formeln zu ſicherer Beſtimmung der Berghöhen durch das Barometer gab leichtere Mittel an die Hand, dieſe Meſſungen zu vervielfältigen, und auch hier förderten Genferiſche Naturforſcher die Kenntniß des Alpengebirgs. Tralles Werk bereicherte ſchon in ſeinen Anfängen die vaterländiſche Naturkunde, und deſtomehr war die Unterbrechung des Unternehmens zu beklagen, als der verdienſtvolle Mann der Schweiz entzogen wurde; v. Buch, v. Humbold und Wahlenberg haben über die Ausdehnung des Pflanzenlebens und die Grenzen der Schneeregionen in den nordiſchen Gebirgen and auf den Anden Beobachtungen angeſtellt und auf die Natur der Atmoſphäre ein neues Licht verbreitet. In jedem Thal aber im Alpengebirg, in jeder Richtung ſogar des nämlichen Thals, und in jeder Abſtufung der Regionen der Vegetation und der Grenzlinien der Gletſcher und des ewigen Schnees würden genaue mathematiſche und phyſikaliſche Beſtimmungen aus ferner Vergangeuheit vorausgeſetzt werden müſſen, wenn ſchon jetzt die Frage, deren Auflöſung hier verſucht wird, gründlich und mit gehöriger Unterſcheidung aller Lokalbeziehungen erörtert werden ſollte.

Möchten nur die in verſchiedenen Kantonen mit gemeinnützigem Sinn und von verdienſtvollen Männern unternommenen Meſſungen nicht bloß auf mathematiſche Daten beſchränkt bleiben, die, wo es um genauere Kenntniß und Beurtheilung der Kultur unſrer Alpen zu thun iſt, eher Mittel als Zweck ſein müſſen, wenn aus ihren Reſultaten für den Naturforſcher und Staatswirth die möglichſt großen Vortheile hervorgehen ſollen. Am mehrſten ohne Zweifel würden Basreliefs unſere Gebirgskenntniſſe fördern, wenn ſie jede Abſtufung der Gebirgs- und Pflanzen-Regionen einzelner Thäler mit hinreichender Genauigkeit bezeichnen könnten.

Je größer die Entfernung der Luftſchichten von der Oberfläche des Erdbodens, deſto geringer iſt auch ihre Dichtigkeit und ihre Elaſtizität; die nächſten Folgen dieſer verminderten Dichtigkeit ſind: ſchnellere Verdünſtung, größere Trockenheit mithin der Luftſchichten, die auf unſerm Hochgebirg ruhen, und ihre geringere Erwärmung, Anhäufung der Wolken, deren Elektrizität nur unvollkommene Ableiter findet, Anhäufung der Schnee- und Gletſcher-Maſſen und die Entſtehung heftiger Orkane und beſtändiger Windſtrömungen.

Ein verminderter atmoſphariſcher Druck von ſechs bis neun Zollen der Queckſilberſäule, den unſere höhern Gebirge, ſo weit noch das Pflanzenleben oder ihre beſchneiten Gipfel reichen, vergleichend mit den Flächen an ihrem Fuße erleiden, muß nicht bloß auf die atmoſphäriſchen

Erſcheinungen, ſondern eben ſo ſehr auf die Vegetation einwirken; es iſt nicht nur die Abnahme der Wärme in den höhern Regionen, die hier den geringern Wachsthum und das entartete Vorkommen vieler Gewächſe hervorbringt. Sehr viele Bäume, die Schwarzeller z. B., die deutſche Pappel, die Hagebuche und andere, die ſich gegen die ſtärkſten Fröſte in unſern Tiefen unempfindlich zeigen, ſteigen an dem Gebirg nie zu beträchtlichen Höhen und bleiben weit unter den Rothtannen z. B. zurück, die nicht ſelten von Fröſten in tiefen Thälern beſchädigt werden; die Kiefer, die im tiefen Norden hoch über den Rothtannen die ſchönſten Maſten liefert, zeigt auf unſern Gebirgen, auf Höhen, deren Temperatur mit jener der nordiſchen Gegenden übereinkommt, nur krüppelhaften Wuchs; mit Grund können wir daher vermuthen, daß auch die verminderte Dichtigkeit der Luft, abgeſehen von der Abnahme der Wärme, dem Leben vieler Pflanzen hinderlich werde.

Auch in der Zuſammenſetzung der höhern Luftſchichten zeigt ſich eine Verſchiedenheit in Vergleichung der tiefern Luftregionen. Auf dem Mittaghorn der Pyrenäen fanden ſpaniſche Naturforſcher ein Viertel weniger Sauerſtoffgas; auf dem Gipfel des Montblanc fand Sauſſure ein Drittel weniger; auf dem tiefern Col du Géant 0,0125 weniger, als in Chamouny. Auf einer Höhe von 3500 Klaftern aber fand der Luftſchiffer Gay Luſſac das Verhältniß des Sauerſtoff- zu dem Stickſtoffgas = 0,210 : 0,787. Die Kalkwaſſerprobe, die Sauſſure auf dem Gipfel des Montblanc vornahm, bewies, daß hier die Luft beträchtlich weniger kohlenſaures Gas enthielt, als ſie am Meeresufer enthält, und es läßt ſich mithin annehmen, was auch ſchon die größere ſpezifiſche Schwere beider Luftarten erklären würde, daß dieſe beiden Prinzipe des Pflanzenlebens auf unſern höhern Gebirgszonen weniger wirkſam und hier die Fruchtbarkeit geringer ſein müſſe, wo die Erdſchichten ſich den belebenden und ernährenden Sauerſtoff und Kohlenſtoff weniger aneignen können.

Als Leiter der Wolken und Nebel ſind unſre Alpen häufiger Gewittern und Regengüſſen ausgeſetzt. Aber die Feuchtigkeit des Luftkreiſes hängt nicht von dem Maaſe des gefallenen Regens, ſondern von dem Maaſe der Ausdünſtung und der vollkommenen oder unvollkommenen Auflöſung der wäſſerigen Flüſſigkeiten in der Luft ab, und daher läßt es ſich erklären, warum auf Bergen, in einer von Wolken reinen Luft, der Hygrometer einen ſechsmal geringern Feuchtigkeitsgrad zeigte, als zu gleicher Zeit im Grunde der Alpenthäler beobachtet wurde.

Watſons Verſuche beweiſen, daß auf einem Morgen dicht mit Gras bewachſenen Landes, deſſen unterliegende Erdſchichten durch lange Trockenheit der Witterung von Feuchtigkeit erſchöpft ſchienen, noch in Zeit von vierundzwanzig Stunden 6400 Quart Waſſer ausgedünſtet wurden. Die Trockenheit der Luftſchichten, die auf unſern, von Pflanzen ſich entblößenden Bergrücken liegen, erklärt ſich leicht aus dieſer Thatſache.

Dieſe Trockenheit der Alpenluft in ihrem reinen Zuſtande vermindert ihre Leitungsfähigkeit gegen die elektriſche Flüſſigkeit und ſchwächt die Kraft der Vegetation.

Tief unter der Schneedecke des Winters wachſen viele Pflanzen grünend fort; ein Beweis,

daß der Schnee den Sauerſtoff beigemiſcht enthalte, und ſehr viele Erſcheinungen erweiſen uns, wenn nicht die Identität des Sauerſtoffs mit der elektriſchen Materie, doch die Identität ſeiner Wirkungen, und auch in dieſer Beziehung folglich würde die Elektrizität für das Pflanzenleben wichtig ſein, und das überhaupt geringere Verhältniß derſelben auf dem Gebirg auf die Vegetation einwirken.

Metalle werden in Waſſerſtoffgas durch elektriſche Funken geſäuert, der Schnee entfärbt die Lakmustinktur, und die regelmäßigen Formen der Flocken begründen die Annahme, daß bei ſeiner Bildung die Elektrizität vorzüglich einfließe. Die elektriſche Flüſſigkeit, Odem unſers Planeten, der im Feuer der Vulkane, im Leuchten der Gewitterwolken ſich offenbart, — die elektriſche Flüſſigkeit iſt Beſtandtheil der Dünſte, die von der Erde ſich in den höhern Luftkreis erheben, und, wenn dieſer Beſtandtheil abgeleitet wird, durch Gewitterregen und Thau der Erde wieder zufließen. Nackte und trockne Felſen, dürre Erdſchichten, Schnee- und Eisfelder ſind unvollkommene Leiter der elektriſchen Materie. Unter Bäumen ſteht immer der Elektrometer auf 0; die Bäume vorzüglich, beſonders die Pinusarten, leiten belebend und befruchtend ſie wieder der Erde zu. Durch elektriſche Schläge verlieren die reizbaren Pflanzen ihre Erregbarkeit; durch elektriſche Strömungen wird der Saftfluß zerſchnittener Pflanzen unterbrochen.

Das Licht wirkt, wie bekannt, durch Entwicklung der für die Oekonomie des thieriſchen und vegetabiliſchen Lebens wichtigen Luftarten; auf hohen Bergen wirkt es überdies nicht bloß als Entbindungsmittel der Wärme, da die Intenſität ſeiner Wirkung in hohen Luftregionen größer iſt, wo die Wärme geringer wird; es wirkt hier lähmend auf die Lebensfunktionen des thieriſchen Körpers, und ohne Zweifel in ſeiner höhern Intenſität auf dem Hochgebirg auch ſtörend auf die Vegetation; je höher das Gebirg, deſto wohlthätiger wird auch in dieſer Beziehung für das Pflanzenleben der Schatten der Bäume.

Die ungleiche Erwärmung und Dichtigkeit der Luftſchichten, die vom Grunde der Thäler bis auf die Rücken unſers Hochgebirgs aufeinander folgen, das elektriſche Abſtoßen und Anziehen dann vermuthlich gleichartiger und entgegengeſetzter elektriſcher Anhäufungen in Gewitterwolken: dieſe Urſachen, verbunden mit den expanſiven Kräften der von den Gletſcherregionen aufſteigenden Dünſte, ſtören immerfort das Gleichgewicht und die Ruhe in dem Luftkreiſe des Hochgebirgs; und dieſes fortdauernde Wehen der Lüfte fließt auf Erniedrigung der Temperatur noch bedeutender ein, als die Entbindung des geringern Maaſes von Wärmeſtoff aus der verdünnten Luft.

Die Luft ſelbſt iſt im ruhigen Zuſtande ein ſehr unvollkommener Leiter der Wärme. Auf den weiten Eis- und Schneewüſten des Hochgebirgs fühlt der Wanderer oft bei jeder, auf kurze Zeitmomente eintretenden Windſtille des Sommers die drückendſte Hitze. Am Fuße der Gletſcher und hoch über die gewöhnliche Grenze des Pflanzenlebens hinauf, auf geſchützten Inſelfelſen des Gletſchermeeres wachſen und blühen Pflanzen üppig fort, und nur da erſtarrt das Leben in

den höchſten Zonen des Gebirgs, wo kein Schutz vor den kältenden Winden iſt, die über Schneewüſten wehen.

In Ländern, die noch wenig bewohnt, dicht in zuſammenhängenden Maſſen mit den alten Wäldern der Vorzeit bedeckt ſind, werden dieſe Wälder, durch deren dunkeln Schatten kein Sonnenſtrahl erwärmend eindringt, die wärmenden Seewinden oder ihren Strömungen über bebaute Flächen ſich entgegenſtellen, Urſache größerer Kälte; und die nämliche Folge, die hier aus dem Uebermaaſe, die geht auch aus der Entblößung unſers Gebirgs von Wäldern hervor, die höher nirgendwo, tiefer immer ſeltener und ſchwächer das kältende Wehen zu brechen vermögen. Bäume überhaupt kühlen durch die Dünſte, die ihrer Belaubung entſteigen, die Luft, und vermindern auch, begünſtigend die Fruchtbarkeit, die Trockenheit des Luftkreiſes. Im Winter aber wirken die Bäume nicht bloß durch Hemmung kältender Winde, ſondern auch durch ihr organiſches Leben auf Erhöhung der Temperatur. Unter den Kronen alter Eichen und Buchen des Waldes bleiben den Winter hindurch die Samen dieſer Bäume von der Kälte unverſehrt und mit ungeſchwächter Keimungskraft, während ſie, mit Laub gedeckt, im Innern der Gebäude aufbewahrt, ſehr oft in der Winterkälte verderben. Mit den lauen Winden des Frühlings ſchmilzt zuerſt die Schneedecke des Bodens rings um den Stamm und unter den Kronen der Bäume, und zwar nicht, weil ihrem Wehen durch ſie ein Hinderniß geſetzt, ihre Wirkung auf den Schmelz des Schnees vergrößert wird, da am Fuße von vereinzelten Felsſtücken der frühere Schmelz des Schnees nicht in dieſem Maaſe, wie unter den Wipfeln der Bäume, beobachtet wird. An der Grenze auch unſerer höchſten Waldzonen erliegen die jungen Holzpflanzen nur da der Kälte, wo ſie des Schutzes hoher Bäume beraubt ſind, den vereinzelte Felſen nicht zu leiſten vermögen. So lange die Temperatur der Erdſchichten, in welchen die Wurzeln der Bäume ſtreichen, nicht unter den Gefrierpunkt fällt, bleibt ihre Lebensthätigkeit ununterbrochen und äuſſert ſich durch Entwickelung der Haarwurzeln und durch Entbindung von Wärme um ſo leichter, da die dicke Decke des Schnees, der durch beigemengten Sauerſtoff die Organe der Wurzel reizt, ſie gegen die höchſte Kälte des höhern Luftkreiſes verwahrt.

Die oberſten Zonen des Gebirgs an der Grenze des ewigen Schnees nehmen auf dem Alpengebirg, wie auf andern hohen Gebirgen, die Nadelholzarten ein, die mehrſten auch im Winter belaubt, mit Blättern, die, darin verſchieden von andern Baumarten, auf jeder Fläche Poren enthalten, zu mehrerm Einſaugen und Verdünſten der Flüſſigkeiten und Gasarten geeignet: die Lerchtanne, die im Winter blätterlos und hoher noch, als die Rothtanne, am Gebirge ſteht, und unter ihrer Traufe den Raſen eher ſchützt und düngt, als verdrängt, widerſteht mit entlaubten Zweigen den Orkanen und Lawinenſtürmen beſſer, als jene, und höher noch, als dieſe Lerchtanne, trotzt die Arve der tödlichen Kälte der höhern Gebirgsregion: mit biegſamen, dichtbelaubten Zweigen, eingekeilt in Felſenriſſe mit mächtigen Wurzeln, widerſteht ſie oft noch ſechstauſend fünfhundert Fuß hoch am Gebirg, auf Wüſten, wo kaum noch unempfindliche Flechten des fliehenden Lebens Spur bezeichnen.

Noch ſind die dem Hochgebirg eigenen Strömungen des Windes, deren Urſachen oben berührt worden, näher in ihrem Einfluß auf das Pflanzenleben zu beobachten.

Jeder Baum, der ohne Schutz vor herrſchenden, gewöhnlich und heftig wehenden Winden ſteht, wird in Lebenskraft und Wachsthum geſchwächt; auch die Vegetation niedriger Pflanzen leidet in beſtändigen Windzügen, wenn auch nicht in gleichem Maaſe, weil, je näher der Erdoberfläche, je mehr ſich die Gegenſtände vermehren, an denen der Zug des Windes ſich bricht. Dieſer Nachtheil der Windſtrömungen hat auch dann noch, und oft in noch größerm Verhältniſſe ſtatt, wenn — wie von unſerm Fön oder Sirokko — die Temperatur des Luftkreiſes durch ſie erhöhet wird. Auf dem Hochgebirge bildet ſich überhaupt weniger Dammerde, weil künſtlich da nicht gedüngt wird, und in dem Verhältniß, als das Pflanzenleben auf den Höhen geſchwächt wird oder ſchwindet, durch die Fäulniß weniger Elemente der Nahrung erzeugt werden und die Fäulniß vegetabiliſcher Körper ſelbſt in der verdünnten und erkälteten Luft langſamer wirkt und weniger Stoffe zu Vermehrung der fruchtbaren Erdſchichten zurückläßt.

Es iſt überdies bekannt, wie leicht die Dammerde vertrocknet und durch Ausdünſtung ſich verliert, und es iſt klar, daß auf dem Hochgebirg aller Orten, wo die Strömungen des Windes nicht durch Holzwuchs oder ſchützende Vorſprünge von Bergwänden und Felſen gehemmt werden, ſich weniger Dammerde erzeugen kann, und die wenige, die gebildet wird, ſich leichter verliert. Je reicher aber überhaupt an Humus die Erdſchichten ſind, in denen die Pflanzen wurzeln, deſto leichter überſtehen ſie die Wirkungen der Kälte; je ärmer an Dammerde, deſto eher werden ſie das Opfer der Fröſte. Warum an den Grenzen der Waldregionen oder auf nackten Bergrücken die jungen Fichten ſeit einiger Zeit ſo häufig im Gipfel abſterben, wenn ſie kaum die Höhe einiger Fuß erreicht haben, während unfern von ihnen die Reſte von gewaltigen Stämmen ihres Geſchlechts das kräftigere Pflanzenleben der Vorzeit beweiſen: dieſe Thatſache wäre vielleicht ſchon hinreichend aus der Darſtellung abnehmender Erzeugung der Dammerde erklärt.

Die Blätter der Pflanzen ſind öfter mit den thieriſchen Lungen verglichen worden; aber in den Lebensfunktionen der Blätter ſcheint Reſpiration und Nutrition ein gleichbedeutender Ausdruck. Die Blätter ſind Luftwurzeln, und jede Pflanze gedeiht in dem Maaſe, als aus dem Boden und aus der die Blätter umgebenden Luft die Elemente der Nahrung ungeſtört von den dazu beſtimmten Organen aufgenommen werden können.

Jede anhaltende Windſtrömung aber, indem ſie aus dem Luftkreiſe der Pflanzen die nährenden Beſtandtheile entführt, ſchwächt darum die Fruchtbarkeit, vorzüglich auf dem Hochgebirg, wo ſo ſelten Windſtille iſt und die Strömungen nach Verhältniß anhaltender und heftiger werden, als der Baumwuchs von den Höhen ſchwindet. Von den nachtheiligen Folgen des lange anhaltenden Süd- oder Fönwindes auf die Pflanzen, und durch die Pflanzen ſelbſt auf die Milcherzeugung, weiß jeder Bewohner des Hochgebirgs und jeder Hirt beſonders zu erzählen. Das Eis und der Schnee dünſten ſelbſt dann noch bedeutend aus, wenn die Temperatur der

Luftſtröme, die darüber wehen, unter dem Gefrierpunkt ſteht. In wenigen Tagen aber, wenn dieſer Wind anhaltend und heftig weht, verſchwinden, aufgelöſet, ſo ungeheure Schnee- und Eismaſſen von den Halden und Höhen des Gebirgs, daß unſre tiefſten Thäler damit erfüllt werden könnten.

Dieſe Thatſachen führen zu dem einfachen Schluſſe, daß die Jahre, wo die Gletſchermaſſe auf den höchſten Gebirgen am meiſten ſchwindet und die Linie des ewigen Schnees am höchſten ſteht, am meiſten beitragen können, das Pflanzenleben auf dem Hochgebirg zu ſchwächen und die Vegetationsgrenze überhaupt zu vertiefen. Wir werden in der Unterſuchung des Wachsthums der Gletſcher und der Erkältung unſrer Alpen auf dieſe Folgerung zurückkommen.

Die gegenwärtigen Grenzen der Vegetation überhaupt und einzelner Pflanzengeſchlechter insbeſondere laſſen ſich nicht vergleichend mit dieſen Grenzen in längſtverfloſſenen Zeiten mit mathematiſcher Beſtimmtheit zuſammenſtellen, um für oder wider das Daſein einer progreſſiven Abnahme der Vegetationskraft zu folgern, weil die Meſſungen, die in den vaterländiſchen Gebirgen gemacht worden ſind, theils zu neu ſind, theils zu wenig auf phyſikaliſche und botaniſche Beſtimmungen Rückſicht genommen haben. Es iſt überdies nicht die abſolute Höhe der Berge, welche die Lebensgrenze der Pflanzen allein bezeichnet; mehr noch werden dieſe Grenzen durch die relative Höhe der Berge über die Thäler, die an ihrem Fuße liegen, durch die Richtung, Breite oder Verengung und die Kultur und Beſchaffenheit dieſer Thäler, durch die Lage der Berghänge, ihre Steilheit, durch die Gebirgsart, auf welcher die Erdſchichten ruhen, und endlich durch die Nähe oder Entfernung, Ausdehnung und Maſſe der Schnee- und Eisflächen beſtimmt. Aus dieſem Grunde wäre die genauere Meſſung einzelner Thäler oder Berghänge der höchſten Alpen nach jenen Rückſichten und nach der Ausdehnung ihrer verſchiedenen Pflanzen- und Kultur-Regionen ſo wünſchenswerth. Die Zuſammenſtellung vieler einzelner ſolcher ſpeziellen Gebirgsmeſſungen würde eine gründliche Auflöſung der Frage, die uns beſchäftigt, in entfernterer Zukunft möglich machen und dem Naturforſcher, wie dem Staatswirth, die folgenreichſten Entwickelungen darbieten.

Was von den Einflüſſen auf die Vegetationsgrenzen an dem Alpengebirg eben bemerkt worden iſt, das findet auch ſeine Anwendung, wenn die Beſtimmung der Schneegrenze geſucht wird, die eben ſo wenig als die Vegetationsgrenze nur von der abſoluten Erhöhung des Gebirgs über das Meer abhangen kann. Das Verſchwinden oder die Schwächung des Baumwuchſes von den hohen Alpen, das oben in den Folgen auf die Vegetation und auf den Schmelz der Schnee- und Gletſchermaſſen betrachtet worden iſt, hat, wenn es in den Thälern ſtatt findet, nicht weniger beachtenswerthe Folgen. Je mehr nämlich der Holzwuchs auf den Abhängen der Thäler, die am Fuße der hohen Alpen ſtreichen, geſchwächt wird, je mehr durch die Folgen dieſer Schwächung die nackten Felſen zu Tage kommen, oder der Raſen nach verſchwundenem Schutze zerſtört wird, deſto mehr ſteigt während der Sommermonate die Temperatur der Thäler, beſonders wenn ſie von Oſten gegen Weſten ſtreichen, deſto mehr fällt ſie, wenn dieſe Thäler

den kältenden Nordwinden offen ſtehen. In jenem Falle alſo wird die Schneelinie überhaupt hinauf, in dieſem herunter rücken; in beiden Fällen aber werden die Strömungen der Winde häufiger und heftiger, die Winter kälter werden; und auch hier fällt die Möglichkeit in die Augen, daß die Zerſtörung des Holzwuchſes in den Thälern, wie auf den hohen Alpen, obgleich durch ſie die mittlere Lokal-Temperatur erniedrigt werden kann, die Erhöhung der Schneelinie und zu gleicher Zeit das Sinken der Vegetationsgrenze einzelner Pflanzengeſchlechter zur Folge haben könne. Das Gedeihen der Bäume auf den Alpen und der niedrigen Alpenpflanzen unterliegt überdies verſchiedenen Geſetzen. Windſtrömungen und die mittlere Temperatur mehrerer Jahre entſcheiden über das Gedeihen der Bäume; dem Gedeihen aber der Alpenkräuter ſind die Windſtrömungen weniger hinderlich, und die mittlere Temperatur der Sommermonate während eines oder weniger Jahre ſetzt überhaupt ihrem Leben die Grenze. Auf dem nämlichen Gebirge kann die Vegetationslinie der Alpenkräuter im Laufe von Jahren ſteigen, die Vegetationsgrenze der Bäume in der gleichen Zeit fallen: es iſt aus dieſem Grunde und aus den oben angebrachten Bemerkungen über die Grenze der Schneelinie klar, daß dieſe letztere ſich nicht in feſten Punkten auf entfernte Zeitabſtände beſtimmen läſst, und daß der Abſtand von derſelben nicht unbedingt einen ſichern Maaßſtab für die Grenze der Vegetation überhaupt geben kann. Auf den Gebirgen, auf welche die gegenwärtigen Bemerkungen vorzüglich ſich beſchränken, ſcheint die Grenzlinie des ewigen Schnees zwiſchen acht- bis neuntauſend Fuß der Höhe gezogen werden zu können. Das Siedelhorn in der Gebirgskette der Grimſel hat der Verfaſſer bei zweimaligem Beſteigen auf deſſen 8643 Fuß erhöhtem Gipfel ganz ſchneelos, ſowohl auf der Schattenſeite, als auf der Sonnſeite, gefunden. Die Schwalmerenſpitze zeigte im J. 1811 noch Schneeflecke auf dem Gipfel, der, nach trigonometriſchen Meſſungen, 8427 Fuß hoch ſich erhebt. Auf dem 8020 Fuß hohen Gipfel des Faulhorns bleibt ſelten im Sommer Schnee; auf dem 8900 Fuß hohen Wildgerſte ſchmilzt er niemals fort. Nach Sauſſure's Annahme iſt die Schneegrenze 8400 Fuß hoch auf iſolirten Berggipfeln; auf höhern Alpenketten, wo größere Gletſchermaſſen erkältend niederwärts gegen die Thäler wirken, läuft nach dem nämlichen Naturforſcher die Schneegrenze nur auf einer Linie von 7800 Fuß Erhöhung. Auf die Höhe der Schneegrenze wirkt nicht nur die Menge des fallenden Schnees, die Maſſen der beſchneiten Zone, die darüber wegzieht, und die Temperatur der Jahre: es wirkt auch die Richtung der unter ihr ſtreichenden Thäler, die Kultur und Bewaldung derſelben, auf ihren Stand, der auch deswegen nie genau in einer abſoluten Erhöhung ſich angeben läßt, weil ſo oft der Schnee auf hohen Halden oder Gipfeln mehr oder weniger die Natur der Gletſcher annimmt, alſo langſamer verdünſtet und wie die Gletſcher abwärts rückt; ſelten läßt ſich überdies unterſcheiden, wie viel irgend eine Art von Lawinen auf die Anhäufung der Schneemaſſen und auf ihr Sinken auf einer Berghalde gewirkt habe. Die Steilheit ſelbſt der Berghänge und die Farbe der unterliegenden Erd- und Felsſchichten kann vermuthlich auch bedeutend auf das Sinken und die Erhöhung der Schneelinie einwirken, und wo den Winter hindurch heftige Stürme die

Schneedecke entführen, da werden oft die dieſen Orkanen am mehrſten ausgeſetzten Berggipfel den Sommer hindurch, der größern Erhöhung ungeachtet, von Schnee entblößt erſcheinen. Sauſſure fand am Montblanc 10,680 Fuß hoch, auf Stellen ohne Zweifel, die den Schmelz des Schnees beförderten, und den kalten Windzügen nicht ausgeſetzt waren, wie Hr. Meyer an einer Sonnſeite des Finſteraarhorns auf 10,330 Fuß Erhöhung, die Sileuca caulis; auf dem Montroſe zu 10,500 Fuß Erhöhung die Aretia helvetica und Ranunculus glacialis, und es läßt ſich mithin annehmen, daß weder die Schneelinie nothwendig in ihrer Erhöhung ſich auf dem nämlichen Gebirgszuge gleich bleiben, noch die oberſte Grenze des Pflanzenlebens in die unterſte Grenze der Schneeregion fallen müſſe.

Der Mechanismus der Gletſcher, der ihrem Vorrücken zum Grunde liegt, iſt ſo befriedigend von Sauſſure und Kuhn erklärt worden, daß hier die Darſtellung deſſelben überflüſſig wird; die Schneelawinen aber, die zum Theil auf die Bildung der Gletſchermaſſen wirken, ehe ſie durch die Querthäler ihren Ausfluß nehmen, ſind näherer Betrachtung werth.

Gewöhnlich ſtellt man ſich Schneelawinen als große Maſſen Schnees vor, die, unbedeutend in ihrem Beginnen, auf den höchſten Kanten beſchneiter Felſen ihre Entſtehung nehmen, in rollendem, beſchleunigtem Falle über ſteile, mit tiefem Schnee bedeckte Abhänge ſich vergrößern, und wie Berge, von Titanen geſchleudert, ſich in den Grund der Thäler ſtürzen. Dieſe Erklarung aber iſt nicht ganz der Natur dieſes Phänomens gemäß. Die Schneelawinen konnen, ihrer verſchiedenen Entſtehung und Wirkung nach, unter mehrere Abtheilungen gebracht werden, die nicht mit einander verwechſelt werden dürfen, wenn in Beurtheilung ihres Einfluſſes und der Hemmniſſe ihrer Entſtehung und Zerſtörungen nicht Irrthümer Platz finden ſollen; ſie ſind nämlich Staublawinen, Grundlawinen, Gletſcherlawinen und Rutſchlawinen.

Wenn die Menge des gefallenen Schnees groß und der Berghang, wo er aufliegt, ſchief genug iſt, ſo entſteht eine Lawine; zerſtiebt die losreiſſende Laſt im Fallen, ſo heißt ſie Staub-lawine, und dann wird ſie durch die Federkraft der Luft, die unter der ſchnell fallenden Laſt gepreßt wird, fürchterlich, und wird es weniger durch die Maſſe des Schnees. Zerſtäubt die losgleitende Laſt nicht, ſondern fällt die ganze Schneedecke des weniger ſteilen Abhangs, mehr oder weniger noch zuſammenhängend, herunter, ſo heißt ſie Grundlawine und wird weniger durch Luftdruck, als durch ihre ganze Maſſe gefährlich. Gletſcherlawinen entſtehen bloß, wenn im Vorrucken der Gletſcher auf uneben felſichter, ſchiefer Unterlage, oder wenn auch nur durch die Schwere der Eismaſſen Gletſcher-Fragmente berſten und im Fallen zerſplittert herunterſtürzen. Rutſchlawinen endlich entſtehen, wenn die Schneedecke auf weniger ſchiefer, aber ſchlüpfriger Fläche des Bodens nicht zum Fallen kommt, ſondern ſtoßweiſe auf der Erde abwärts rutſcht, und hinter jedem Gegenſtand, welcher der bewegten Maſſe widerſteht, ſich anhäuft, bis er vom Drucke weicht oder der Schnee ſich an ihm zertheilt.

Staublawinen entſtehen meiſtens im Winter, wenn anhaltend und tief gefallener, nur locker zuſammenhängender Schnee ſich anhäuft auf hochliegenden Hängen, die nicht zu ſteil ſind, um

der Schneedecke in großen Maſſen bei windſtiller Witterung einen ſchwachen Halt zu geben, zu ſteil aber, um dieſen Halt bei Windſtößen zu gewähren; die Schneelaſten, die auf dieſe Weiſe von hohen Bergwänden auf tiefere ſtürzen, reiſſen von dieſen dann gewöhnlich noch mehrere Schneelaſten los, und die Staublawine vergrößert ſich auf dieſe Weiſe, nie aber durch Aufrollen tieferer Schneelager. Für die Waldungen ſind die Staublawinen die zerſtörendſten.

Die Grundlawinen entſtehen ſelten im Winter, ſondern gewöhnlich erſt beim Antritt des Frühjahrs, auf weniger ſteilen Abhängen, als die Staublawinen, wenn der Schnee auf den Höhen und auf vorſpringenden, der Sonnenwärme ausgeſetzten Felſen zu ſchmelzen beginnt und das Schneewaſſer, das von den Höhen rinnt, den Zuſammenhang der Schneedecke mit der Unterlage des Bodens auflöſet und dieſe ſchlüpfrig macht. Das auf der Fläche des Abhangs unter den Schnee rinnende Waſſer fließt den immer einſpringenden Winkeln oder Schründen der Berghalden, den ſogenannten Lawinen-Zügen, zu, in denen meiſtens daher die Grundlawinen entſtehen.

Da der Fall der Grundlawinen ſelten, in Vergleichung des Falls der Staublawinen, beträchtlich hoch iſt und die Zeit ihres Losgleitens ſowohl, als ihre Richtung ſich mit einiger Sicherheit vorausbeſtimmen läßt, ſo bringen ſie dem Leben, den Gebäuden und den Waldungen weniger Gefahr, als jene. Es iſt klar, daß, wenn der Fall der Grundlawinen beträchtlich hoch wäre, ſie leicht zu Staublawinen werden könnten. Im Frühjahr aber, wo der Schnee zu ſchmelzen beginnt, kalte Nächte oft mit warmen Tagen abwechſeln, der innere Zuſammenhang des Schnees ſtärker wird und eine Eiskruſte ſeine Oberfläche zuſammenhält, wird auch die Maſſe deſſelben, wenn ſie auf weniger ſteilem Abhang in Bewegung kommt, eher zum Abgleiten über die ſchlüpfrige Unterlage, als zum Abſtürzen geneigt ſein.

Die Grundlawine reißt gewöhnlich von dem erweichten Abhange, auf den ſie zu fallen kommt, Steine und Erde mit; nicht ſo die Staublawine, die nur im Winter entſteht, wenn ihre Erd-Unterlage gefroren iſt.

Die Staublawine wirkt doppelt nachtheilig auf die Vegetation; einmal, indem durch ihre Entſtehung während der heftigen Kälte die Felshänge oder die mit Raſen bekleideten Halden von der ſchützenden Schneedecke entblößt werden, der felſige Hang dadurch der Zerſetzung und den Steinfällen ausgeſetzt, der Raſen aber der Zerſtörung preisgegeben wird, die dann auch die Auflöſung und Abwaſchung der Erdſchichten, und endlich gleichfalls die Zerſetzung der dadurch entblößten Felslagen zur nothwendigen Folge hat; dann wirkt die Staublawine auch zerſtörend auf den ganzen Baumwuchs aller Berghalden, die von den fürchterlichen, von ihr ausgehenden Orkanen beſtrichen werden. Die Staublawinen entſtehen bisweilen in der Vegetationsgrenze der Arven, meiſtens aber höher, möglicherweiſe aber aller Orten, wo bald hier, bald dort von Wirbelwinden große Maſſen lockern Schnees auf Halden zuſammengetrieben werden, deren Senkungsgrad ihre Entſtehung begünſtigt; nur ſcheint eine gewiſſe Höhe des Falles und eine gewiſſe Ausdehnung der abſtürzenden Maſſe zur Hervorbringung der fürchterlichen Kraft nöthig

zu ſein, die Felsſtücke losbricht, ganze Wälder mit der Wurzel aus dem Boden reißt und Häuſer wie Spreu durch die Lüfte wirft. Aus dieſem Grunde auch entſtehen die Staublawinen meiſtens nur in den Thälern der höchſten Alpen, wo die Beſchaffenheit des höhern, von Wald entblößten Gebirgs ihr Anhäufen und ihren Sturz begünſtigt; ſie entſtehen auch nicht alle Jahre, da hingegen die Grundlawinen faſt jährlich in den höhern Thälern ſowohl, als auf den Hängen der mildern Thäler, freilich mit ungleichen Maſſen und ungleicher Wirkung, je nach der Jahreswitterung, entſtehen. Gletſcherlawinen ſind ſelten den Waldungen oder der Sicherheit gefährlich, wenn nicht größere Maſſen von Gletſchern ſich von Felswänden losreiſſen, die über tiefere Thäler oder Alpen vorragen.

Indeſſen ſind die Windſtoße, die von Gletſcherlawinen herkommen, der Vegetation nachtheilig, wie der Baumwuchs oben auf der Oberhasliſchen Scheidegg z. B. beweiſet, wo die Fichten ſichtbar zurückgedrängt ſind und kümmernd wachſen, der Raſen meiſt verſchwunden iſt, ſo weit der Abhang von Stürmen der Gletſcherlawinen beſtrichen wird, die häufig vom Fuß des Wetterhorns herunterſtürzen.

Die Rutſchlawinen oder Suoggilawinen entſtehen meiſtens auf Sonnſeiten von Abhängen von Oſten gegen Weſten ſtreichender, milderer Thäler, wo ein ſchneller Schmelz des Schnees im Frühjahr das Gleiten deſſelben auf Halden befördert, die nicht ſteil genug zum Abſturz ſind; ihre Wirkung iſt ſelten ausgedehnt; oft werden einzeln auf dem Abhange ſtehende junge Fichten durch dieſe Lawinen aus dem Boden geriſſen, der Raſen zerſtört und Hütten und Zäunungen verſchoben.

Staublawinen und Grundlawinen ſind in den höchſten Alpenthälern bedeutende Urſachen größerer Anhäufung der Gletſchermaſſen, der nachtheiligſten Einflüſſe auf das Pflanzenleben und Urſache auch der Zerſetzung des Gebirgs; ſie ſind ſehr oft Folge der Zerſtörung des Baumwuchſes in höhern, und zugleich Urſache ſeiner Zerſtörung in den tiefern Regionen.

Wo Waldungen ſtehen, entſtehen nie weder Staub-, noch Grund-, noch Rutſch-Lawinen. Zu große Ausdehnung der Alpenwälder hat in der Vorzeit ohne Zweifel die Anhäufung der Schneemaſſen befödert und eine größere Kälte hervorgebracht. Die Folgen zu großer Schwächung dieſer Wälder ſind eben betrachtet worden und werden unten noch überzeugender dargeſtellt werden. Daß auf bewaldeten Berghängen oder Bergrücken, die dem Wehen des Föns ausgeſetzt ſind, die Schneelaſten nur allmälig ſchmelzen und zum Theil unſchädlich verdünſten, während ſie auf nackten Hängen jäh in Waſſergüſſe verwandelt, zerſtörend nach den Thälern ſtürzen, iſt hier noch beizufügen.

Wenn auf Schattenſeiten der Berge in kältern Sommern oder in Vertiefungen der Bergrücken die Schneedecke nach ſchneereichen Wintern nicht zu ſchmelzen vermag, ſo iſt nach Jahresfriſt der unten liegende Raſen zerſtört, die Dammerde bald von Winden oder Schlagregen fortgeführt, der unten liegende Fels durch Auswaſchen der Erdſchicht bald entblößt und dann zerſetzt. Auf den höchſten Bergrücken unſerer Alpen, wo ſie noch unter der Schneelinie liegen,

ſind ausgebreitete Flächen auf ſolche Weiſe von Raſen entblößt und, je nachdem der Abhang ſteil oder den Windſtößen ausgeſetzt iſt, für immer oder auf kürzere Zeit jeder Benutzung entriſſen worden. Die Alpenkräuter, faſt überall jeden Sommer abgeweidet, reifen nicht hinreichend Samen, um, ehe der Einfluß der rauhen Lüfte die entblößte Erde ganz unfruchtbar macht, einen neuen Raſen zu bilden.

Steinfälle, die ſowohl die Fruchtbarkeit hoher Alpen vermindern, als dem Holzwuchs auf den Thalhängen verderblich ſind, entſpringen urſprünglich öfter von dieſer Zerſtörung des Raſens her. Wo die Felsſchichten aber ſteil und ſteigend gegen die Thäler zu Tag ausgehen, dringt auf Sonnſeiten beſonders das Schneewaſſer leicht in die Fugen der entblößten Felſen und ſprengt ſie im Gefrieren nach und nach in Bruchſtücken auseinander. Lawinen und Druck der Gletſcher befördern die Zerſetzungen, die zu hemmen menſchlichen Kräften nicht gegeben iſt.

II.

Es werden in dieſem Abſchnitt diejenigen Thatſachen anzuführen ſein, die über die Bewegungen und Anhäufungen der Gletſcher, über ihre Ausbreitung unter die Grenze des Pflanzenlebens, über dieſe Grenze ſelbſt, über die Verödung der Weideplätze und über die Schwächung der Vegetationskraft auf den hohen Alpen Auskunft geben können. Die Folgerungen, die ſich aus der Zuſammenſtellung dieſer Thatſachen ergeben, werden der Auflöſung der Aufgabe, ſo weit ſie aus beſchränktem Standpunkte des Verfaſſers verſucht werden kann, näher führen, und, in Verbindung mit dem erſten Theile der Abhandlung, dem Vorſchlage der möglichen Hemmniſſe der Verwilderung der hohen Alpen zur Begründung dienen.

In Ermangelung alter ſchriftlicher Urkunden und mündlicher beſtimmter Ueberlieferungen über das abwechſelnde Vorrücken und den Rückzug der Gletſcher an ihren Mündungen in tiefere Thäler, geben die Erd- und Steinwälle, oder die ſogenannten Gandecken, welche bei dem Vorrücken die Gletſcher längs ihren Mündungen vorſchieben und nach ihrem Rückzüge hinterlaſſen, den einzigen Größen-Maasſtab dieſer Bewegungen. Die Furchen, welche die Gletſchermaſſen aus den Felswänden ſtoßen, durch die im Vorrücken durch Querthäler ſie ſich drängen, weiſen auf den höchſten Stand der Gletſcher in der Vorzeit. Aber genaue Zeit- und Maas-Angaben des Wachsthums und der Abnahme verſchiedener Gletſcher und der verſchiedenen Gletſchermündungen des nämlichen Eisfeldes in verfloſſenen Zeiten, in Verbindung mit den Witterungszufällen, die dieſen Bewegungen vorangegangen, fehlen der vaterländiſchen Geſchichte.

Mehr oder weniger beſtimmte mündliche Ueberlieferungen der Thalbewohner und Angaben von Schriftſtellern aus der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die ohne Zweifel ſich auf jene Ueberlieferungen gründen, bezeichnen folgende Daten über die Ab- und Zunahme der Gletſcher von Grindelwald.

Im J. 1540 ſollen die **Grindelwaldgletſcher**, ſo weit ſie ſich zwiſchen den nördlichen

Abhängen des Wetterhorns, des Mettenbergs und des Eigers in das bewohnte Thal ergoſſen, ganz weggeſchmolzen ſein.

Im J. 1600 ſollen dieſe Gletſcher, und ſo auch überhaupt die ſchweizeriſchen und tiroliſchen Gletſcher den höchſten Stand der Vorrückens erreicht haben.

Im Jahr 1620 war, nach alten Dokumenten, der obere Grindelwald-Gletſcher noch unweit der älteſten Gandecke. Nach **Merians** Karte zu ſchlieſſen, war die Gletſchermaſſe noch im Jahr 1660 beträchtlich.

Von 1660 bis 1686 ſchienen die Gletſcher ſehr abgenommen zu haben.

Im Jahr 1703 war ihr Vorrücken wieder ſehr beträchtlich. Auf die Abnahme von 1723 folgte die Zunahme von 1743, auf dieſe die Abnahme von 1750. Von 1770 bis 1778 trat wieder ein beſtändiges Vorrücken, nachher langſamer Rückzug ein.

Das letzte Vorrücken von 1818 und 1819 hat wirklich noch nicht gänzlich die älteſten Gandecken erreicht.

Im Jahr 1600 und auch 1777 ſcheint der untere Gletſcher weiter als der obere vorgerückt zu ſein, während ſonſt gewöhnlich das Vorrücken beider Gletſcher in umgekehrtem Verhältniß ſtatt gefunden.

Im Jahr 1561 war der Paß vom Grindelwald noch offen. Reformirte Walliſer kamen noch zur Trauung nach Grindelwald herüber. Im Jahr 1578 wurden Kinder zur Taufe aus dem Wallis ins Grindelwald getragen.

Die Petronellen-Kapelle, die vermuthlich im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts von dem vorrückenden Gletſcher fortgeſchoben oder bedeckt wurde, ſtand hart am Rande des Felſens, an dem der untere Gletſcher ſich nun ins bewohnte Thal drängt. Die Jahrzahl der wiedergefundenen Kapellenglocke iſt 1044. Die Kapelle ſteht noch auf der Landkarte von **Schopf** von 1570 abgebildet.

Im Jahr 1712 endlich flüchteten ſich drei Grindelwalder wegen der Religionsverfolgungen damaliger Zeit aus dem Wallis ins Grindelwald, und brachten auf der gefahrvollen Reiſe drei Tage zu. Seither hat nie ein Menſch dieſen Weg zurückgelegt.

Im Jahr 1777 war, nach **Beſſons** Zeugniß, der Rhonegletſcher im Oberwallis (der im Jahr 1819 ſeine entfernteſten Gandecken noch nicht erreicht hat) über ſiebenhundert Fuß von den älteſten Gandecken entfernt und damals, nach dem Zeugniß der Hirten, ſeit zwanzig Jahren im Rückzug.

Es iſt beachtenswerth, daß dieſer Rückzug des Rhonegletſchers auf den Zeitpunkt des beträchtlichen Vorrückens der Grindelwaldgletſcher fällt. Auch im Jahr 1820 rückte der Grindelwaldgletſcher noch vor, da ſchon im Jahr 1819 der Rhonegletſcher anfing ſich zurückzuziehen, der mit dieſem zuſammenhängende, nördlich auslaufende Triftgletſcher hingegen noch im Vorrücken war.

Der Gleretgletſcher, der ſich vom Montvelan nach dem Bernhard ſenkt, war 1767, wo der Grindelwaldgletſcher ſich zurückzog, im höchſten Vorrücken, und 1777 ganz zurückgezogen, als hingegen das höchſte Vorrücken der Grindelwaldgletſcher ſtatt fand.

Sauſſure bemerkt gleichfalls, daß (1778) der Gletſcher des Bois und der Gletſcher von Mont dolent (auf den jenſeitigen Alpen) ſich zurückgezogen habe, während zu gleicher Zeit der unweit davon befindliche Gletſcher von Triolet vorgerückt ſei. Die entfernteſten Gandecken bewieſen, daß dieſer Gletſcher ehemals zweihundert Fuß hoher geweſen.

Zwiſchen dem Tſchingelhorn und der Buttlaſſen im Lauterbrunnenthal ging in vorigen Zeiten ein Weg nach dem Wallis, der im Jahr 1783 zum letztenmale von Bergknappen in Trachſellaui zurückgelegt wurde und nun vergletſchert iſt.

Auf dem Grunde, auf dem nun der Renſtengletſcher im Urbachthal ruht, war vor etwa zweihundert Jahren eine zu vierzig Kühen geſeyete Alpweide. Die Jahrzahl iſt nicht genau zu beſtimmen, wann der Gletſcher in das Thal gedrungen; die obige Seyung von vierzig Kühen aber iſt allgemeine, vom Vater auf den Sohn übertragene Sage in der Gemeinde Geisholz, welcher die Alpweide gehörte. Der Reſt der Alpweide, den der Gletſcher übrig ließ, wurde im Jahr 1569 der Gemeinde Grund verkauft und war damals nur noch zu acht Kühen geſeyet.

Der Renſtengletſcher, der mit dem Gauligletſcher zuſammenhängt, iſt nun wirklich neben dem Toſſenhorn weiter, als nie, in das Urbachthal gedrungen, und hat ſich im verfloſſenen Sommer (1819) über einen Rand des Felſens ſtückweiſe mit abgeſtürzten Eismaßen über die ſchöne Weide am Ilmenſtein verbreitet, die nun, wie vormals die Renſtenalpweide, zu vergletſchern droht.

Der Renſtengletſcher hat vor einigen Jahren ein Stück Holz von einem Fichtenſtamm ins Thal geſchoben, auf dem eingehauene Buchſtaben (wahrſcheinlich das Namenszeichen des Eigenthümers, der den Baum gefällt und gehauen hat) ſichtbar waren. Der Grund des Renſtengletſchers, wo ehemals dieſe Tannen geſtanden haben müßen, kann aber in abſoluter Erhöhung nicht über ſechstauſend Fuß hoch, mithin nicht über der möglichen Vegetation der Rothtannen liegen.

Unweit dem ſchwarzen Bret, auf der Höhe des untern Grindelwaldgletſchers, ſollen noch zur Zeit, als Gruner die dortigen Eisgebirge beſchrieb, abgeſtorbene Lerchtannen im Gletſcher-Eis ſichtbar geweſen ſein. Auch hier aber kann der Gletſchergrund nicht höher als die Vegetationsgrenze der Lerchtanne liegen, die nach Hrn. v. Buch über Bernina ſich noch 6970 Fuß hoch finden. Auch das Thal, das nun der Gauligletſcher ausfüllt, ſoll vormals Alpweide geweſen ſein. Das Nämliche verſichern alte Sagen von den Thälern, die nun der Vorderaar- und die Grindelwald-Gletſcher mit Eis erfüllt haben, und die in ihrer Erhöhung über das Meer nicht höher als die wirkliche Vegetationsgrenze der Alpenkräuter reichen.

In Mitte des Gelmerengletſchers, auf dem rechten Aarufer bei Handeck, wurden vormals an einem vereinzelten Felſen, der ſonſt hundert und fünfzig bis zweihundert Fuß aus dem Gletſcher

hervorragte, Kriſtalle gegraben. Jetzt iſt dieſer Fels unter dem angewachſenen Gletſcher verſchwunden, der ſeine älteſten Gandecken erreicht hat.

Der Vorderaargletſcher unweit dem Grimſelſpital, der in alten Zeiten durch ſein Vorrücken eine Alpenweide bedeckt haben ſoll, iſt nun mehrere hundert Fuß weiter als die älteſte Gandecke gerückt; an den Felſenwänden, durch die die Gletſchermaſſe ſich in ihrer Mündung drängt, ſind die höchſten Spuren der vom Gletſcher ausgeſtoßenen Furchen unter dem Eiſe begraben. Mehrere der alten Arven, die hier noch auf der Sonnſeite ſeit vielen Jahrhunderten ohne Spuren des Verderbens geſtanden, haben ſchon vor den rauhen Jahren von 1816 und 1817 zu verdorren angefangen.

Unter dem Schwarzhorn, das auf ſeiner höchſten Spitze den Sommer über Schneeflecke behält, mithin bei achttauſend Fuß hoch ſein mag, liegt nordwärts in einer Vertiefung der blaue Gletſcher auſſer aller Verbindung mit andern Gletſchern. Der ſechsundſiebenzigjährige Georg Baumann von Grindelwald hat ausgeſagt, ſein Großvater habe ihm erzählt, der Anfang dieſes Gletſchers ſei wenig Lawinenſchnee geweſen, der im Sommer nicht fortgeſchmolzen. Der Gletſcher, deſſen Abfluß nun den Reichenbach und den Gießbach vergrößert, hat ſich in den Jahren 1816 und 1817 beträchtlich vermehrt, und die beiden warmen Jahre von 1818 und 1819 haben die Gletſcher und Schneeanhäufungen von 1816 und 1817 noch nicht wegzuſchmelzen vermocht; doch iſt die entfernteſte Gandecke des Gletſchers noch nicht gänzlich erreicht geweſen.

Der Tſchingelgletſcher im Grund des Gaſterenthales hatte im Jahr 1808, nach der Entfernung der älteſten Gandecken und den Auskerbungen an ſeinen Felſenufern zu ſchließen, bei hundert Fuß in der Höhe und bei zweitauſend Fuß in der Länge abgenommen. Im Jahr 1786 war ſein ſtärkſtes Vorrücken in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts; noch zu Ende des Herbſtes 1819 war die Gandecke von 1785 nicht erreicht, von welcher letztern die entfernteſte Gandecke noch etwa vierhundert Schritte entfernt iſt.

Der Lötſchenthalgletſcher hingegen, der mit dem Tſchingelgletſcher in Verbindung ſteht, aber jenſeits ins Wallis ausläuft, hatte im Jahr 1819 ſich beträchtlich weiter als die älteſte Gandecke vorgeſchoben.

Die zu Gaſteren gehörige Hochwydenalp war ehemals, nach allgemeiner Sage, deren Glaubwürdigkeit die Unterſuchung des Alpengrundes leicht verbürgt, zu hundert Kühen geſeyet; nun werden da deren nicht mehr als ſiebenundzwanzig geſömmert. Die Verwilderung wird den Steintrümmern zugeſchrieben, die, von den ſchroffen Felshangen abſtürzend, einen großen Theil des Alpbodens bedeckt haben.

Im Dörchen Gaſteren, 4300 Fuß hoch über das Meer, blieben vor 1787 gewöhnlich den Winter über zehn Haushaltungen, ſeither keine mehr, aus Furcht wegen der häufiger gewordenen Schneelawinen.

Der Gletſcher, der vom Altels ſich gegen Gaſteren ſenkt, iſt weiter als nie vorgerückt. Der Wildelſig-Schafberg iſt im Jahr 1819 durch ſein Vorrücken ganz unzugänglich geworden.

Der Gygligletſcher, der vormals unbedeutend gegen die Grimſelſtraße zu Tag ging, iſt nun über hundert Fuß höher und (1819) einige hundert Fuß weiter, als nie, gegen die Aar vorgerückt. Die unweit demſelben liegende Gyglialp war noch vor zwanzig Jahren zu zwanzig Kühen geſeyet. Jetzt werden nur noch zehn Kühe und Schafe da geſommert. Würden nach der alten Sey wieder zwanzig Kühe hingetrieben, ſie würden nicht mehr die Hälfte der Sömmerungszeit da verweilen können. Die Verwilderung der Alp wird von den Alpbeſitzern der Wirkung häufiger fallender Lawinen, Steinfällen und dem ſichtbar ſich verſchlimmernden Graswuchs, dieſer aber einmüthig den rauhen Lüften zugeſchrieben.

Der Engſtlengletſcher, an der unterwaldiſchen Grenze, hat im Herbſt 1819 die älteſten Gandecken überſchritten. Unweit dieſem Gletſcher liegt die Scharmattalp auf der noch Koloſſe alter und geſunder Arven, aber zwiſchen denſelben nirgendwo junge Bäume dieſer Art ſtehen. Vor dreißig bis vierzig Jahren trugen dieſe Arven im Uebermaas Früchte, ſeither keine oder wenige; ſelbſt im Jahre 1818, das im tiroliſchen Hochgebirg ſich durch eine reiche Arvenärnte auszeichnete, war auf der Scharmattalp dieſe Aernte nur mittelmäßig.

Auch auf den grindelwaldiſchen Alpen reiften vor dreißig bis vierzig Jahren die Früchte der Arven in auſſerordentlicher Menge, ſeither nie reichlich. Durch frühe, harte Fröſte im Herbſt und durch ſpäte Frühjahrsfröſte ſind ſeit jener Zeit bald die Früchte, bald die Blüthen verdorben. Dieſes Mißlingen der Arvenärnten kann nicht von Ausrottung alter Arven herrühren, da auf der Itrammen- und Wargiſtahl-Alp ſich noch häufig geſunde alte und jüngere Arven finden. Den rauher werdenden Lüften ſchreiben einſtimmig die Thalbewohner und Hirten dieſe Erſcheinung zu.

An der Gadmenfluh auf einem nordwärts gegen Engſtlenalp ſich ſenkenden Abhange, wo ſonſt gewöhnlich der Schnee liegen blieb, hat dieſer im Jahr 1819 die Natur der Gletſcher angenommen, in Schründe zu ſpalten und vorzurücken angefangen.

Der Wendengletſcher, ſeitwärts dem Gadmenthal, hat die älteſten Gandecken noch nicht, wohl aber die Gandecke von 1770 erreicht; der Rufeſteingletſcher, der Schwabrigletſcher und der Gletſcher der Jungfrau gegen die Wengerenalp hatten im J. 1819 die älteſten Gandecken überſchritten.

Der Steinengletſcher an der Alp, über die die neue Straße durch das Gadmenthal nach dem Gotthard führt, hat im Herbſt 1819 die älteſte Gandecke in ſeinem Vorrücken, jedoch noch nicht die Höhe dieſer Gandecke erreicht.

Neben dieſem Gletſcher, an der Schattenſeite des Berghangs, auf der ſogenannten Kuhbergli- und Umpohl-Weide, fanden vor etwa ſechzig Jahren zwanzig Kühe reiche Weide; jetzt taugt dieſer Grund kaum mehr zur Schafweide. Es ſind nicht Steinfälle und nicht das

Vorrücken des Gletſchers oder Lawinen, ſondern, wie die Hirten verſichern, die rauhern Lüfte, welche dieſe Verſchlimmerung der Weide verurſacht haben.

Der Geltengletſcher im Grunde des Lawinenthals war ſchon im Jahr 1818 bei tauſend Fuß weit über die älteſten Gandecken vorgerückt.

Das von Oſten gegen Weſten ſtreichende, bei viertauſend Fuß über das Meer erhöhte Gadmenthal verengt ſich bei der ſogenannten Schaffrelen gegen das anſtoßende, etwas mehr nordlich fallende Neſſenthal. Von Süden her läuft die Mündung des engen und hohen Triftthales, in deſſen Grunde der Triftgletſcher mit dem Rhonegletſcher in Verbindung ſteht. In der Verengung des Thales liefen dichte Fichtenwaldungen, der Gobleckwald und Oergetliwald, an den ſteilen Berghängen bis in den Grund des Thales. Vor dreißig bis vierzig Jahren wurden dieſe Waldungen von der damaligen Bergwerks-Verwaltung kahl niedergehauen; ſeither iſt der Berghang theils wegen Mangel der Beſamung, theils wegen der Ziegenweide kahl geblieben, und es iſt, nach allgemeiner, übereinſtimmender Sage der Bewohner des Gadmenthals, rauher geworden. Es wird geklagt, daß vordem die Schneelawinen nie häufig, die Nordweſt- und Südweſt-Winde nie ſo heftig geweſen, daß mehrere Gartengewächſe nicht mehr, wie vormals, gedeihen, und daß z. B. der Kabis ſelten mehr Köpfe bilde. Im J. 1785 haben, nach der Verſicherung bejahrter, glaubwürdiger Männer, auf den Wieſen des Dorfes noch bei dreißig Fuß hohe und acht bis zehn Zoll ſtarke Kirſchbäume geſtanden, da bisweilen Kirſchen reiften. Seit etwa fünfunddreißig Jahren haben da nie mehr Kirſchen gereift; die alten Kirſchbäume, von denen dem Verfaſſer noch Stöcke vorgewieſen wurden, ſind zu Grunde gegangen, und die jungen, die nachzupflanzen verſucht wurden, ſind verdorben, wenn ſie kaum die Höhe von acht Fuß erreicht hatten.

Das Dörfchen Andereck im Gadmenthal hatte in vorigen Zeiten wenig von Schneelawinen zu leiden, und es war vor zwölf Jahren kein Beiſpiel bekannt, daß durch Schneelawinen Häuſer daſelbſt zerſtört worden wären. Hoch über dem Dörfchen auf dem ſüdlichen Berghange liegt der kleine, aber tiefe Gadelauiſee unter einem Felshange, von dem von Zeit zu Zeit Staub- und Grundlawinen gegen den See ſtürzen. In ehemaligen Zeiten fror den Winter über der See immer zu, aber nie ſo feſt, daß nicht jedesmal die Eisdecke von den niederfallenden Lawinen durchbrochen worden wäre. Die Gewalt der Lawine wurde dann durch das Waſſer des Sees gebrochen und nur Waſſer mit durchnäßtem Schnee ohne Schaden über den Berghang gegen das Dörfchen getrieben. Nun iſt in den letzten Jahren der See ſo feſt gefroren, daß die darauf niederſchlagende Lawine, ohne die Eisdecke durchbrechen zu können, überſchlug, den Wald des Thalhanges niederwarf und drei Häuſer des Dörfchens mit den Bewohnern zerſchmetterte.

Das bei 3300 Fuß über das Meer erhöhte Dorf Guttannen liegt in dem ſüdlich gegen den Grimſel ſteigenden Thal; tiefer in dem nämlichen Thal liegt das Dörfchen Imboden in einer Thalverengung. Seitdem nach wiederholten Feuersbrünſten zu Wiedererbauung des

Dorfes die Wälder von Guttannen entweder kahl, oder doch ſehr licht gehauen worden ſind, weht der Fön häufiger und heftiger das Thal herunter. Vor der Einäſcherung des Dorfes Guttannen wurde ſowohl auf den dortigen Wieſen, als bei Imboden, häufig Hanf gebaut; ſeither wegen früher eintretendem Schnee niemals mehr.

In Guttannen ſowohl, als in Imboden, wurde vor Zeiten viel Kirſchwaſſer gebrannt; ſeit langer Zeit nicht mehr, weil die noch vorhandenen Kirſchbäume nicht mehr Früchte tragen.

Obenher der Heuſteinalp, gegenüber dem Dörfchen Imboden, liegt ein Wildheumaad, das einem Zwalder Menk (Melchior Zwalder) gehörte, der vor vierzig Jahren geſtorben iſt. Alte Leute im Dorfe Imboden erinnern ſich noch wohl, daß dieſer Melchior auf dem Wildheumaad zwanzig Bürden Heu ärntete; jetzt werden auf dem nämlichen Maad, das weder den Schneelawinen, noch dem Bergletſchern, noch Steinfällen ausgeſetzt iſt, in den beſten Heujahren nicht mehr als zehn Bürden Wildheu geärntet.

Auf der großen Engſtligenalp im Oberhaßli war ehemals der Tag der Auffahrt mit den Kühheerden gewöhnlich auf den längſten Tag (den 21. Juni) feſtgeſetzt; ſeit dreißig bis vierzig Jahren aber wird gewöhnlich acht bis zehn Tage ſpäter auf die Alp gefahren. Die Abfahrt von der Alp war ehemals gewöhnlich auf Alt-Michelstag (nach altem Kalender) oder auf den 12 Oktober; ſeit eben ſo langer Zeit fällt die Abfahrt gewöhnlich den Neu-Michelstag, d. h. auf den 30. September. Ueberhaupt war der Tag des Haslimarkts vor Zeiten der gewöhnliche Abfahrttag für die meiſten oberhasliſchen Alpen; jetzt iſt dieſer Tag der Abfahrt gewöhnlich acht Tage früher, und zwar weniger aus dem Grunde, weil die Steinfälle nach und nach mehr Weidegrund bedecken, ſondern mehr noch, weil auf den hohen Alpen der Graswuchs auf den Gräten, beſonders auf Schattenſeiten, immer ſchlechter wird, und an dem Platze ſaftiger Kräuter Flechtenarten (Lichenes) und Fax (Nardus strictus) den ausgemagerten Grund überziehen.

Auf Gimelwald (4090 Fuß über dem Meer) hat der alte Hans Feuz vor dreißig Jahren auf drei ſchönen Kirſchbäumen öfter reife Kirſchen geärntet. Der Käufer der Wieſe, auf welcher ſie geſtanden, hat ſie vor einigen Jahren niedergehauen, weil ſie nie mehr Früchte zeitigten. Junge Kirſchbäume werden auf Gimelwald keine mehr gepflanzt, weil ſie nach gemachten Erfahrungen nicht mehr gedeihen.

Auf der zur Sefinenalp gehörigen Boganggenweide, hinter dem Horn, wurden ehemals viele Pferde geſömmert, wie der vor fünfundzwanzig Jahren verſtorbene vierundſiebenzig Jahr alt gewordene Chriſten Feuz auf Murren ſeinem Sohn oft erzählt hat. Jetzt werden wegen des verſchlimmerten Graswuchſes keine Pferde mehr dahin getrieben, und nur wenige Kühe zu kurzen Tagweiden, die da ärmliche Nahrung finden; auch hier ſind weder Steinfälle, noch Lawinen oder Gletſcher die Urſache der Verwilderung.

Auf der nämlichen Alpweide iſt in den höchſten Bezirken der Raſen gänzlich verſchwunden, wo vormals gute Alpenkräuter wuchſen. Dieſes Verderben des Raſens rührt daher, daß hier

in den Jahren 1816 und 1817 der Schnee auf demſelben liegen blieb. Im Jahr 1818 war der mehrſte Schnee hier wieder fortgeſchmolzen, der Raſen aber im Herbſt 1819 noch nicht hergeſtellt, ſondern die gute Erde ſichtbar vermindert.

Auf der Lawinenvoralp im Gentelthal, auf der eine Menge alter, großer Ahornen ſtehen, hat Melchior Dennler von Wyler vor zehn Jahren viele aus dem Samen im Freien aufgegangene Stämmchen dieſer Holzart, in der Hoffnung, ſie groß zu ziehen, ſorgfältig gegen das Vieh verwahrt; ſie blieben ſechs Jahre lang vegetirend, wuchſen in dieſer Zeit etwa drei Zoll hoch, und gingen dann alle zu Grunde. Auch im Gadmenthal, wo alte Ahornen von ſechs Fuß im Durchmeſſer ſtehen, wird geklagt, daß die wenigen jungen Ahornen nicht mehr kräftig wachſen wollen.

In dem Gaſterenthälchen, das bei 4300 Fuß hoch, aber vor den Nordwinden geſchützt iſt, hat vor dreißig Jahren der Jagdaufſeher Peter Künzi zum letztenmal von einem Kirſchbaume reife Früchte gepflückt, der ſeither verdorben iſt. Die noch übrigen Kirſchbäume ſterben nach und nach gleichfalls ab.

Des Jagdaufſeher Laueners Vater hat auf den Sandweiden bei Lauterbrunnen vor vierzig Jahren zwanzig Kirſchbäume gepflanzt; nun ſind, mit Ausnahme von vier in geſchützter Vertiefung ſtehender, alle zu Grunde gegangen; keiner hat einen Fuß im Durchmeſſer erreicht; unweit denſelben ſtehen noch Stöcke von alten Kirſchbäumen, die beweiſen, daß dieſe Baumart in vergangenen Zeiten hier freudiger gedieh.

Auf einer großen, zur Neßlerenalp gehörigen, gegen Mitternacht fallenden und von Wald entblößten Berghalde war vor ſiebenzig Jahren, laut allgemeiner, von alten Männern herrührender Sage, die ſchönſte Kuhweide; jetzt iſt die ganze Halde von Steintrümmern bedeckt, von Schneelawinen her, die hier vormals ſelten niederfielen. Wo die Lawinen ſtehen, war der Abhang ſonſt mit Raſen überzogen; jetzt iſt aller Raſen verſchwunden und nichts als Steingerieſel an deſſen Platz. Der ſiebenzigjährige Landsvenner Egger, der vor zehn Jahren verſtorben, hat erzählt, daß in ſeiner Jugend auf dieſer Berghalde kein Stein hätte gefunden werden können, einer Kuh nachzuwerfen. In den verwitterten Steinen oder Steingerieſel wachſen hier vereinzelt noch am liebſten Mutteren und Gemswurzeln, Phellandrium mutellina und Arnica montana.

Vor etwa fünfundfünfzig Jahren iſt die Wengerenalp (zwiſchen Lauterbrunnen und Grindelwald) um zwanzig Kühe tiefer geſetzet worden, und zwar wegen Abnahme des Graswuchſes, da die Alp weder den Steinfällen, noch den Lawinen bedeutend unterworfen iſt. Auf der Scheidegglegi, dem oberſten Grat dieſer Alp, iſt der Raſen meiſtens verſchwunden, und es finden ſich da nur kleine Büſchel der magern Grasart, die die Oberländerhirten Fax nennen, zwiſchen dieſen Büſcheln zerbröckeltes Geſtein, aus dem die Dammerde fortgeſchwemmt oder durch Winde fortgeführt wurde. Der alte Konrad Lauener, der vor fünfundvierzig Jahren verſtorben, fragte ſeinen Knecht, der von der Alp nach dem Dorfe zurückkam: Nicht wahr, es

iſt droben auf der Legi nicht mehr, wie zu meiner Zeit? Als Bub' habe ich dort oft mit der Sichel Gras gemäht und das Heu zum Lager in die Sennhütte getragen; jetzt iſt da nichts mehr zu mähen.

Die Sausalp liegt in einem Thälchen, das zwiſchen der Schwalmeren und dem Schildhorn und Schwarzhorn gegen Oſten fallend, ins Lauterbrunnenthal ausläuft. In alten Zeiten ſömmerten auf dieſer Alp fünfhundert dreiundſechszig Kühe, und auf den oberſten Gräten der Alp bei tauſend Schafe, die auf dem eine Stunde langen Weidebezirk, vom Schwarzhorn bis an die Kirchfluh, hinreichende Nahrung fanden. Tiefer, unter dem Schwarzengrat, vom weißen Gebirg hinweg bis unter die nämliche Kilchegg, hoch über dermaliger Grenze der Wälder, gingen auf dieſem, ehemals weder dem Eis, noch Steinfällen oder Lawinen ausgeſetzten Bezirk fünfhundert Kühe fünfzehn Tage lang zur Tagweide, wo jetzt ſelten eine Kuh mehr hingeht, aller Raſen beinahe verſchwunden iſt und nur verwittertes, zerbröckeltes Geſtein zum Vorſchein kommt.

Nach und nach verſchlimmerte ſich der Graswuchs auf dieſen hohen Weiden und die Steinfälle und Lawinen mehrten ſich ſo ſehr, daß im Jahr 1750 die Alp tiefer geſetzet und für jede Kuhweide anderthalb Bergrechte aufgewieſen werden mußten. Jetzt weideten da noch im Jahr 1819 zweihundert fünfundſechszig Kühe, ſieben Pferde, fünfzig ein- und zweijährige Rinder und fünfzig jüngere Kälber; und auf dem ehemaligen Schafberge weidet kein einziges Schaf mehr. Der achtzigjährige, vor fünfzig Jahren verſtorbene Ulli Brunner hat dem dreiundſiebenzigjährigen Chriſten Wyß, gegenwärtigem Obmann auf Iſenfluh, oft erzählt, daß in ſeiner (des Ulli's) Jugend, da er ſelbſt Schafhirt auf Saus geweſen, in dem genannten, nun verwilderten Schafberge mehr als tauſend Schafe zur Weide gegangen ſeien.

Dieſe Verwilderung rührt theils von Steinfällen vom Schwarzhorngrat, theils von Eisfällen und häufiger gewordenen kalten Winden her. Der Schwarzhorngrat, der ſich immer mehr ſchichtenweiſe zerſetzt, beſteht aus dem im Oberland ſo geheißenen Eiſenſtein, einem Kalkſtein mit Thon und eiſenhaltiger Bindung, der an ſich ſehr hart, aber leicht in Blatter voneinander löſet. Der Schildhorngletſcher, der, ganz ohne Verbindung mit andern Gletſchern, ſich nur auf der Mitternachtſeite angeſetzt hat, da im Sommer auf der Sonnſeite aller Schnee wegſchmilzt, war in vorigen Zeiten noch weit von dem Abſturz der Felſen gegen die Sausalp entfernt, und im Herbſt 1819 auf die Kante dieſer Felſen, weiter als nie vorher, vorgerückt, ſo daß nun kein Menſch zwiſchen dem Felshang und dem Gletſcher vorbeigehen kann. Noch vor dem Jahre 1780 war auf den Felsterraſſen des Schwarzhorns und des Schildhorns einiger Graswuchs und es weideten da häufig Gemſen. Jetzt iſt aller Graswuchs verſchwunden und ſelten erblicken hier die Hirten eine verſprengte Gemſe. Alter Ahornen waren vordem viele im Grunde des Sausalpthals, wie noch Stöcke nnd Wurzeln beweiſen; jetzt ſteht kein Ahorn mehr da. Die Sage geht, daß ehemals auf der Alp auf den noch ſogenannten Sausmatten ein Dorf geſtanden; noch heißt hier ein Bach der Mühlebach, und

urkundlich gewiß iſt, daß die Antheilhaber der Alp in alten Zeiten einen Mühlenzins an die Obrigkeit entrichtet haben.

Auf der Sonnſeite der Sausalp, im ſogenannten Färrichwald, war vormals ſehr ſchöner Rothtannenwald. Der Vater des alten obengenannten Chriſten Wyß hat hier einen drei Fuß im Durchmeſſer haltenden Stamm zur Verfertigung eines Brunnentrogs gefällt, der noch wirklich bei der Sennhütte iſt. Jetzt iſt da kein hoher Baum mehr, und die herumſtehenden Rothtannen verderben alle im Wipfel, wenn ſie vier bis zehn Fuß Höhe erreicht haben. Auf der Schattenſeite der Alp hat ehemals eine halbe Stunde höher, als der gegenwärtige oberſte Waldſaum, ein Arvenwald geſtanden, wo noch jetzt der Bezirk das Arvi heißt, aber kein Baum mehr zu finden iſt. Noch ſieht man hier zwei Fuß dicke Arvenſtöcke, deren Wurzeln nacktes Geſtein umſpannen, von dem die Erde fortgeſpült iſt. Im oberſten Waldſaum unter dieſem Bezirk reifen die Rothtannen keinen Samen mehr.

Auf der zur nämlichen Sausalp gehörigen Kienegg, wo die Weide noch jetzt den Namen der ſchlechten Matten trägt, iſt der Schnee einige Jahre lang liegen geblieben. Im Jahr 1818 ſchmolz derſelbe fort, aber aller Raſen war zerſtört. Im Jahr 1819 fand da der Jagdaufſeher Lauener noch kein Gras, ſondern Stauberde, ein Spiel der Winde.

Auf den Wieſen des Dörfchens Sazeten (beiläufig 3400 Fuß hoch) finden ſich, z. B. auf der Gieſelmatten, alte Kirſchbäume von 2½ Fuß im Durchmeſſer, die vormals ſehr viele Früchte getragen. Der ſechsundſiebenzigjährige Jakob Roth in Sazeten verſichert, daß in ſeiner Jugend hier die Kirſchen alle Jahre gerathen ſeien, da ſie hingegen, ſoweit ſein fünfunddreißigjähriger Sohn ſich zu erinnern weiß, nie mehr reichlich und ſeit vielen Jahren gar nicht mehr gerathen ſeien. Dieſer letztere Sohn von Jakob Roth hat ſeit zwanzig Jahren über fünfzig junge Kirſchbäume auf die Dorfwieſen gepflanzt, von denen kein einziger gut gewachſen und die mehrſten zu Grunde gegangen ſind. In den Rothtannenwäldern, die im Sazetenthal hoch über dem Dörfchen an den Berghängen ſteigen, finden ſich hingegen noch gut wachſende Kirſchbäume, die aber, wenn ſie auf die Wieſen des Dorfes herunter ins Freie verpflanzt werden, alle verderben. Der Graswuchs auf dieſen Wieſen hat ſich nicht verſchlimmert, da zweihundertjährige Scheunen in den letzten Jahren wieder mit Heu angefüllt worden ſind.

Auf der Schwalmeren, einem Gebirg im Grunde des Sazetenthals, deſſen Gipfel in die Region des ewigen Schnees reicht, war, laut den Zeugniſſen des alten Roth und anderer bejahrter Männer, vor Zeiten auf den oberſten Halden der Sonnſeite überall Graswuchs. Seit vielen Jahren, beſonders ſeit 1817, iſt nun aller Raſen verdorben, und auf dem Gipfel des Berges war im Jahr 1819, nach zwei ſehr heiſſen Sommern, da viel mehr Schnee, als im Jahr 1814 vor den kalten Sommern von 1816 und 1817.

Auf der Schattenſeite der Suleck, etwa 6200 Fuß hoch, wo vormals Schafweide war, ging der Raſen bis auf den Gipfel; ſeit vierzig bis fünfzig Jahren iſt nach und nach der Raſen

verſchwunden, und es zeigt ſich jetzt nichts als zerbröckeltes Geſtein (Geriesel). Der alte Roth iſt überzeugt, daß hier, ſelbſt wenn noch viele der Fruchtbarkeit ſo günſtige Jahre, wie 1818 und 1819, erfolgen ſollten, der Raſen doch nicht mehr ſich herſtellen könnte, weil durch Regengüſſe die Erde weggeſpült oder während der Trockniß vom Winde fortgetragen worden ſei.

Am Gerſtenhorn, auf einer Schafweide hinter der Tſchingelfeldalp, die gegen Mittag abhängig iſt und bei tauſend Fuß hoch über der gegenwärtigen Waldgrenze liegt, wird ſeit mehrern Jahren die Schneedecke von Windſtürmen fortgeführt, der Raſen, hierdurch ſeiner Winterbekleidung beraubt, verſchwindet immer tiefer hinab und läßt nur unfruchtbares Geſtein zurück.

Auch auf dem Tſchingelfelder Schafberg verdirbt ſichtbar der Raſen und die Schafweide wird ſchlechter, obgleich, wie überhaupt (wegen der theuern Winterung) auf den meiſten oberländiſchen Schafalpen, ſeit langer Zeit bei weitem nicht für den Betrag der ganzen alten Seyung Schafe aufgetrieben werden.

Auf der Axalp, am Brienzerſee, die ſeit alten Zeiten für zweihundert und vierzig Kühe geſeyet iſt, weidet noch immer die nämliche Anzahl. Vor etwa vierzig Jahren aber dauerte gewöhnlich die Alpfahrt dreizehn Wochen; ſeither, ſelbſt in den fruchtbaren Jahren von 1818 und 1819, hat die Sömmerung nie mehr volle dreizehn Wochen gedauert, obgleich ſeit ſechs Jahren die um die Sennhütten liegenden Läger im Gemeinwerk von den Alpgenoſſen gedüngt werden.

Die Axalp iſt in dem oberſten Läger nicht über die Region der Arven erhöht; ſie iſt oben abgeplattet, ohne ſteile Abhänge, und weder im Bereich der Schneelawinen, noch der Gletſcher, von denen die Verwilderung der ſchönen Alp herrühren könnte; aber auf ihrem höchſten Rücken fängt ſichtbar an der Raſen dünner zu werden, und von der Ebnenfluh, die zu der höhern Tſchingelfeldalp gehört, ſtürzen, was vor vierzig Jahren noch ſelten geſchah, häufig Felstrümmer nach der Axalp. Auf dieſer Ebnenfluh fanden noch vor vierzig Jahren die Kühe von Tſchingelfeld gute Weide; jetzt weiden da nur Schafe, die, nach dem Ausdruck der Hirten, das kurze Gras kaum mehr ergreifen können.

Auf der Schattenſeite der Axalp blieb im oberſten Läger im Jahr 1817 Schnee liegen, unter dem der Raſen verdarb, aber da der Boden nicht ſteil und das Erdreich tief aufliegt, ſo hat im Jahre 1819 der Raſen ſich wieder zu bilden angefangen.

Auf dem 6831 Fuß hohen Gipfel des Hohgants, zwiſchen dem Tſchangnau- und Habcheren-Thal, fanden in alten Zeiten Kühe reichlichen Graswuchs. Der neunzigjährige, vor mehrern Jahren verſtorbene Weibel Imboden zu Unterſeen hat oft erzählt, daß er in ſeiner Jugend mit ſeinen Kühen da geweidet und gutes Gras gefunden habe. Vor fünfundzwanzig Jahren weideten da keine Kühe mehr, hingegen noch ſechshundert Schafe. Gegenwärtig finden zweihundert Schafe auf der gleichen Weide nur karge Nahrung, weil der Raſen zum Theil zerſtört iſt, zum Theil immer dünner wird und die Winde alle entblößte gute Erde entführen.

Auf den über Beatenberg auf Sonnſeiten liegenden Gemmen- und Burgfeld-Alpen, wovon dieſe vormals ſiebenzig, jene hundert und fünfzig Kühe ſömmerten, iſt die Seyung gegenwärtig für Burgfeld auf ein Drittel, für Gemmenalp auf ein Viertel des vormaligen Beſtandes reduzirt worden.

Auf den Voralpen der äuſſerſten Gemeinde (Bäurt) von Beatenberg wurden vor dreißig Jahren auf jedes Gemeinderecht anderthalb Kühe Beſatz gerechnet (wo dann je zwei Rechte drei Kühe treiben konnten); jetzt wird auf jedes Recht nur eine Kuh zugelaſſen. Dieſe Einſchränkung iſt nicht die Folge geſtiegener Bevölkerung (da dieſe, wegen häufiger Auswanderungen der Beatenberger in andere Gemeinden, ſeit jenen dreißig Jahren nur von fünfundſiebenzig auf achtzig Haushaltungen geſtiegen iſt), ſondern es rührt die Herabſetzung der Seyung beſtimmt von geſchwächtem Graswuchs her, da große Bezirke der Voralpen (die über den Grenzen der gegenwärtigen Waldung, aber unter den Grenzen des Fichtenwachsthums liegen), die vormals gutes Gras getragen, nun mit isländiſchem Moos und Fax überzogen ſind, ohne daß hier Schneelawinen, Steinfälle oder Gletſcher mitgewirkt haben können. Noch vor fünfzehn Jahren war die Abfahrt von Burgfeld gewöhnlich auf Michelstag (den 11. Oktober) gefallen; ſeither iſt ſie gewöhnlich auf heil. Kreuztag (den 3. Oktober). Die Alpen auf Beatenberg liegen, wie geſagt, auf ſüdlich fallenden Abhängen, ſind aber nichtsdeſtoweniger den Nordwinden ſehr ausgeſetzt, die aus dem an ihrem Fuße ſich öffnenden Habcherenthal gegen das Längenthal von Interlachen häufig und heftig wehen.

Auf Beatenberg ſtehen bei 3600 Fuß hoch noch Kirſchbäume von anderthalb Fuß Durchmeſſer, die freilich eine Menge dürrer Aeſte zeigen; junge Kirſchbäume, ſo viel auch deren zu pflanzen verſucht worden, gedeihen nicht mehr und verderben in wenigen Jahren.

Auf dem Gieſenberg, einer zu zweihundert Kühen geſeyeten Alp, unweit Kanderſteg, iſt in den höchſten, etwa 1500 Fuß über der gegenwärtigen Waldgrenze liegenden Bezirken der Raſen von beträchtlichen Strecken ganz verſchwunden. Seit dreißig bis vierzig Jahren iſt dieſes Verderben des Graswuchſes am auffallendſten bemerkt worden, und die Kühe ziehen ſeither auch acht Tage früher von der Alp, als vorher geſchehen. Dieſe Verſchlimmerung des Graswuchſes kann weder Steinfällen noch Gletſchern, ſondern muß allein den rauhen oder öfter wehenden Lüften zugeſchrieben werden.

Beinahe alle Alpen des Lauinenthals ſind ſeit fünfzehn bis zwanzig Jahren in ihrer Seyung heruntergeſetzt worden. Der Geltenberg trägt nur noch zwei Drittel ſeiner vormaligen Seyung; nicht viel mehr der Feißeberg. Die beiden Teutlisberge, das Blatti, der Beuſchen und der Toſſenberg ſind um ein Neuntel der alten Seyung heruntergeſetzt worden.

Unter dem bei ſiebentauſend Fuß hohen Steinſchlaghorn, das mit der Nieſenkette das Simmenthal vom Kanderthal ſöndert, liegt, etwa fünfhundert Fuß tiefer als der

Gipfel, ein kleiner See, an deſſen Ufern torfartiger Grund, unter dem noch unlängſt faſt unverſehrte Rothtannenſtämme und Tannzapfen ausgegraben worden ſind.

Auf gleicher Höhe mit dieſem See findet ſich an dieſen Gebirgen kein Baum mehr von einiger Stärke; etwa dreihundert Fuß tiefer ſtehen noch einzelne kleine Rothtannen, die aber ſämmtlich im Gipfel dürr ſind, und obgleich nur anderthalb Zoll im Durchmeſſer, doch bei fünfzig Jahrringe zählen. Die gegenwärtige Grenze des darunter ſtehenden geſchloſſenen Rothtannenwaldes geht hier nicht höher als etwa 4800 Fuß.

Unter dem 7250 Fuß hohen Rothhorn, über Brienz, liegt der oberſte Saum der gegenwärtigen Rothtannenwaldung nicht höher, als etwa 5200 Fuß über das Meer, und in dieſem oberſten Saum ſtehen die Rothtannen nur buſchartig, höchſtens zehn Fuß hoch, alle wipfeldürr. Wohl tauſend Fuß höher am Berggrat ſtehen noch Spuren von einen Fuß ſtarken Rothtannenſtöcken und Baumwurzeln im Erdreich.

Auf dem nämlichen Gebirgsrücken im Stollisbrawen, der zu der Planalp gehört, hat vor zwanzig Jahren der alte, nun blinde Peter Hohlenweger von Brienz eine Stunde höher, als der gegenwärtige oberſte Waldſaum, noch große Baumwurzeln zum Käſen aus dem Boden gegraben.

Am Schwarzhorn, das weſtlich von Brienz etwa ſechstauſend Fuß ſich über das Meer erhebt, hat ſich vor zehn Jahren eine Schneelawine gebildet, die gegen das Dorf Wyler fiel und den ganzen Fichtenwald, der auf dem Abhange über dieſem Dorfe war, niederwarf. Im oberſten Saume dieſes Waldes, etwa 6100 Fuß über das Meer, blieb ſeitwärts dem Lawinenzug eine fünf Fuß im Durchmeſſer haltende Rothtanne ſtehen, von der die Wiederbeſamung des durch die Lawine entblößten Waldbodens gehofft wurde. Höchſtens dreihundert Fuß höher, als dieſer Fichtenkoloß, ſtehen auf einer von Bäumen ſonſt ganz entblößten, gegen Mittag gewandten Berghalde eine Menge kaum zwölf Fuß hoher Fichten, die alle ohne Ausnahme wipfeldürr ſind. Die große Fichte am Lawinenzug, der merkwürdigſte Beweis nun ſeltener Vegetationskraft in verfloſſenen Zeiten, wurde in kaum glaublicher Unwiſſenheit durch den obrigkeitlichen, über jene Waldungen beſtellten Bannwart oder Waldhüter gefällt. Unter dem Schutz dieſes Baumes war ſichtbar der Wachsthum des darunter liegenden Waldſtreifens begünſtigt, und höher, als dieſer oberſte Waldſaum, wo kein Schutz gegen die über den Berggrat dringenden Nordwinde, war baumloſe Wildniß.

Auf dem nämlichen Berghange fütterte als Knabe der nun fünfzigjährige Jakob Guſſet von Brienz den Winter hindurch mit Kühen in der Hütte ſeiner Voralp. Unweit dieſer Hütte war ein kleiner Bezirk junger, geſunder Rothtannen. Ein ungewöhnlich heftiger und kalter Wind, erzählt Guſſet, ſei über den Berg gedrungen, und im darauf folgenden Frühjahr habe er alle dieſe jungen Rothtannen wipfeldürr gefunden; ſein ſechsundachtzigjähriger Vater bezeugt, daß zu ſeiner Zeit die kalten Bergwinde nie ſo häufig und heftig geweſen ſeien.

Auf der Alp Tſchingelfeld, auf dem jenſeitigen Gebirgsrücken, war ehemals ſchöner

Rothtannenwald, der nach und nach von den Hirten niedergehauen wurde; noch finden ſich da dritthalb Fuß im Durchmeſſer haltende Stöcke, aber keine junge Rothtanne mehr. Die dermalige Waldgrenze iſt nun eine halbe Stunde unter dieſem Walde, und das Holz, das ehemals über den Sennhütten an einem nun ebenfalls von Holz entblößten Berghange gehauen und heruntergeſtürzt wurde, muß nun eine halbe Stunde weit hinaufgetragen werden. Den Beweis dieſer Thatſache geben einige alte Sennhütten, die zur Unterlage ſo große Schwellhölzer enthalten, wie nirgendwo auf dem ganzen Berge ſich mehr finden und die wegen ihrer Schwere unmöglich hätten hinaufgetragen werden können.

Auf der Hohmatt, zuoberſt an einem bis an das Ufer der Aar mit Tannwald bekleideten Berghang, über dem Dörfchen Imboden, der durch ſeine Lage vor den Nordwinden geſchützt iſt, ſtehen auf einer Höhe, die durch trigonometriſche Meſſung zu 6392 Fuß über das Meer beſtimmt worden iſt, noch verkrüppelte Fichten und etwas geſündere Arven. Rings um das Grimſel-Hoſpital, bei ſechstauſend Fuß hoch, finden ſich weder Arven noch Rothtannen mehr; vergeblich war ein Verſuch des verſtorbenen Spitalmeiſters von Bergen im Garten des Spitals, aus Samen wieder Arven zu erziehen. In geringer Höhe über dieſem, in einer Vertiefung des Felſens, iſt ein kleines Torfmoos, aus dem vor dreißig Jahren noch ein Arvenſtamm von beträchtlicher Stärke, und kürzlich noch Wurzeln alter Arven ausgegraben worden ſind. Das heftige Wehen des Windes im Winkel des Thales, das dem Fluß entlang gegen Mitternacht fällt, hat, begünſtigt durch Ausrottung und Schwächung der ſchützenden Wälder, hier die Lebenskraft der Pflanzen geſchwächt.

Im Röderiſchboden, eine Stunde unter dem Grimſelſpital, heißt ein Bezirk der Alpenweide in alten Urkunden „bei den hohen Lerchen.“ Es erinnern ſich noch viele bejahrte Männer dieſes Lerchtannenwäldchen geſehen zu haben. Jetzt ſtehen da weder junge noch alte Bäume mehr, aber häufig werden auch hier noch Arvenſtöcke im Boden gefunden.

Vom Grimſelſpital weſtwärts gegen den Gletſcher des Lauteraars zieht ſich anderthalb Stunden lang, von der Aar durchſtrömt, das Aarenbodenthal, deſſen Grund bei ſechstauſend Fuß über dem Meer liegt. Südlich und nördlich iſt das Thal von hohen Granitfelſen, weſtlich von Gletſchern eingeſchloſſen. Auf den tiefſten Vorſprüngen der Felswände ſtehen noch einige wenige Rothtannen, Lerchtannen, Birken und Arven, deren ärmlicher Wuchs die nahe Grenze ihrer Vegetation bezeichnet. Junge Arven zeigen ſich da nirgendwo. Vor wenigen Jahren ſtürzte ein Theil des Gletſchers ein, unter dem die Aar hervorquillt, die ihre Richtung nun veränderte und den alten Runs trocken ließ, in dem der Spitalmeiſter bald nachher Spuren von Arvenſtämmen fand. Hierdurch ermuthigt, wurde nun von den Bewohnern des Spitals nicht nur in dem alten Flußbett, ſondern auch ſeitwärts in mooſichtem Grund (zum Bedarf des Spitals in der baumloſen Wildniß), nach unterirdiſchem Holze gegraben, und eine Menge liegender Stämme, Wurzeln und Stöcke, ſogar Arvenzapfen gefunden. Der Verfaſſer fand hier ſelbſt im Sommer 1820 zwei bis vier Fuß unter Granittrümmern und Flußſand oder im

mooſichtem Grund Baumſtöcke von vier Fuß Durchmeſſer, ohne Spur der Fäulniß an dem röthlichen, nur auf ſeiner Oberfläche veränderten Holze, das noch immer (vielleicht nach tauſend Jahren) in ſeinem Innern den eigenthümlichen Geruch des Arvenholzes auffallend zu erkennen gab. Auf dem Querdurchſchnitt waren die Jahrringe leicht ſichtbar und gaben in ihrem Abſtand den ſprechendſten Beweis des kräftigern Lebens des Baumes in längſt verfloſſenen Zeiten. Oefter hat der Verfaſſer in den Waldungen des Grindelwald-, Gadmen- und Gaſteren-Thals, fünfzehnhundert bis zweitauſend Fuß tiefer, als dort, Stöcke unlängſt gefällter Arvenſtämme unterſucht, die Jahrringe mit Mühe gezählt, und noch nie, ſelbſt auf gutem Boden nicht, das ſchnelle Wachsthum gefunden, das jene unterirdiſchen Bäume der Vorwelt zeigen.

Auf der zu Saxeten gehörigen Schlüpfwängenalp, unter der Suleck, ſtehen in den Bergmädern bei der Rechtenſägeßenweid noch drittbalb Fuß dicke Stöcke von Arven, aber weit herum kein lebender Baum dieſer Holzart und auch keine Rothtanne. Einen Gemsſchuß tiefer iſt der Wald, in deſſen oberſten Säumen die Rothtannen, wenn ſie ſechs Fuß Höhe erreicht haben, wipfeldürr werden.

Auf der Künzlenalp, einem nordwärts fallenden Berghange am Brienzerſee, ſtehen in den ſogenannten Leichenbritteren, wo der oberſte Waldſaum zu Ende geht, eine Menge drei Fuß hoher Rothtannen, die wipfeldürr ſind, dazwiſchen viele über zwei Fuß dicke Stöcke von Rothtannen, die in vorigen Zeiten gehauen worden. Ueber Schwächung des Graswuchſes wird auf dieſer Alp nicht geklagt. Es ſtehen noch mehrere alte, abgelebte Arven auf derſelben, aber kein einziger junger Stamm dieſer Holzart.

Auf der Scharmattalp, zunächſt unter dem Blackiboden, waren auf einem Grat des Berghangs noch vor vierzig Jahren eine Menge der ſchönſten Rothtannen von drei bis vier Fuß Durchmeſſer. Seit dreißig Jahren fingen dieſelben zu verdorren an, und wurden dann allmälig von den Hirten gefällt; jetzt ſteht auf dieſem Berggrat keine einzige, weder alte noch junge Rothtanne. Zwiſchen dem Roßboden und dem Engſtlenſee wird in dem oberſten Waldſaum das nämliche Abſterben der alten Rothtannen bemerkt; fünfhundert Fuß höher, als dieſer Waldſaum, ſtehen noch alte, große Arven, an denen im Jahr 1819 zum erſtenmal ein ähnliches Dürrewerden der Nadeln bemerkt worden iſt.

Auf dem Oberhorn, einem weſtlich vom Schmadrigletſcher liegenden, zum Steinberg gehörenden Schafberg, auf deſſen Gipfel weder lebende Arven noch Rothtannen ſich mehr finden, ſind von den Bergwaſſern und durch Erdbrüche unter dem Boden vergrabene Arvenſtöcke von drei Fuß Durchmeſſer abgedeckt worden. Die gegenwärtige Vegetationsgrenze der Arven und Rothtannen ſteht viel tiefer; nur Legfohren, Droſſeln und Gürmſche (Pinus montana; Betula alnus viridis und Sorbus aucuparia) dauern aus, wo die Stöcke gefunden worden.

Ueber den oberſten Hütten auf Wengerenalp iſt unweit dem Grat bei 6100 Fuß hoch vor wenigen Jahren eine Menge Stammholz und Wurzeln aus dem Boden gegraben worden;

der oberſte Saum der Wälder, aus denen nun nach den Sennhütten das Holz hinaufgetragen werden muß, iſt nun drei Viertelſtunden tiefer, als jene Stelle.

Von Andermatt gegen Realp, am Fuße der Furka, zieht ſich das Urſerenthal zwiſchen 4000 bis 5500 Fuß Erhöhung über das Meer. Ueberall iſt das Gebirg in dieſer Ausdehnung von Bäumen entblößt; nur der kleine Bannwald bei Andermatt ſteht als trauriger Ueberreſt belehrend für die Bewohner da. Unter der Erde aber, ſowohl in der Thalfläche, als an den Thalhängen, werden überall Spuren von Waldungen der Vorzeit gefunden. Es geht die Sage bei den Bewohnern von Realp, daß die ehemaligen Bewohner des Thales, in der Abſicht, einer Menge von Bären und Raubthieren ihre Schlupfwinkel zu zerſtören, unvorſichtig die Wälder ausgerottet hätten und daß ſeither die Bäume nicht mehr gedeihen wollen.

Zur Feuerung während der harten und langen Winter müſſen die Bewohner von Realp zwei Stunden weit auf den Alpen herum ſich mit der Sichel elendes Geſträuche von Haide (Erica vulgaris) mühſam ſammeln. Nur auf den Berghängen bei Realp wächſt Geſträuche von Sorbus aucuparia (hier Wuleſche genannt), das nach dem Hieb, zu dem allein die Kapuziner berechtigt ſind, wieder aus Stock und Wurzel ausſchlägt. Der Verfaſſer zählte ſechsunddreißig Jahrringe auf den Durchſchnitt eines einen Zoll dicken Triebes dieſer Holzart. Auf viel beträchtlicher Höhe zeigt dieſer Sorbus überall einen ungleich ſchnellern Wuchs, wo er unter dem Schutze von Wäldern wächſt; nur wenig tiefer im Bannwald von Andermatt zeigen dahin verpflanzte Stämme des nämlichen Baums einen ſchnellen und üppigen Wuchs.

III.

Wenn die Thatſachen, die aus einem kleinen Theil des Alpengebirgs angeführt worden, allgemeine Schlüſſe rechtfertigen können, ſo dürften für die Gletſcher hier einige Folgerungen daraus hergeleitet werden.

Die Anſicht unſerer Thäler führt uns auf die Ueberzeugung, daß in der Vorzeit die Gebirgsſtröme hoher gefloſſen, daß von ihrem Urſprung hinweg die Gewäſſer in ſtufenweiſe tiefer liegenden Becken oder Seen ſich verbreitet, ſpäter durch fortgeriſſenen Schutt der höhern Gebirge allmälig dieſe Becken erhöht und ausgefüllt, und, als durch Erdbeben oder durch die Reibung im Waſſer Jahrtauſende lang fortgeriſſener Felsſtücke ihre Scheidewände zerſpalten, dann erſt die Thalgründe des Hochgebirgs ihre gegenwärtige Geſtaltung erhalten haben.

Auf ähnliche Art dürfen wir vielleicht die Verbreitung des Eiſes von den höchſten Thälern des Gebirgs in die tiefern uns erklären.

Die höchſten Koloſſe des Alpengebirgs entladen ſich der Schneelaſten, die der lange Winter auf ihren Gipfeln und Halden aufhäuft, durch Lawinen in die an ihrem Fuße liegenden Becken; die höhern Eisthäler in die tiefern, die tiefern über beblümte Alpweiden in bewohnte Thäler. Nicht regungslos iſt die erſtarrte Eismaſſe, die immer einſtürzt, wenn die ſchmelzenden Gewäſſer

auf ihren felſichten Unterlagen ſie aushöhlen, und immer im Winter mit neuen Laſten ſich erheben, um wieder einzuſtürzen.

Mit ungeheurer Gewalt zerſtoßen ſo ſeit längerer Zeit, als menſchliche Urkunden oder Sagen reichen, die in eine Wucht gefrornen Waſſermaſſen ihre Felſenufer, die dem zermalmenden Drucke weichen oder brechen müſſen, in einem oder in mehrern Jahrtauſenden.

Daß aber die Gewalt der Lawinen und dieſer Stoß der Gletſchermaſſen unabläſſig dahin gewirkt und ferner dahin wirke, die Felſenufer der einzelnen Eisbecken zu zertrümmern und die Eisthäler, die ſtufenweiſe übereinander liegen, in Verbindung zu ſetzen: das iſt aus der Natur der Gletſcherbewegungen und aus der Wirkung der Schneelawinen klar. Auch die Felsunterlagen der Eisfelder können ſich nicht in langen Zeiträumen gleich bleiben, da die ſchiefen Flächen, auf denen die Gletſcher abwärts dringen, immer mehr ſich verflächen müſſen, wo der gewaltige Stoß der bewegten Maſſe unabläſſig jede Unebenheit zu zertrümmern ſtrebt. Aus dieſem Grunde, wenn auch die Menge des angehäuften Eiſes im Laufe von Jahrhunderten ſich gleich bleiben mag, kann nie die Ausbreitung der Eisfelder von den höchſten Behältern nach den tiefern ſich gleich bleiben.

Nicht nur die Menge des gefallenen Schnees, die Zahl und Maſſe der Lawinen vorhergehender und die höhere Temperatur nachfolgender Jahre, die den Schmelz des Schnees und die Aushöhlungen der unterſten Schichten der Gletſcher begünſtigt, beſtimmen ihr Vorrücken. Herrſchende, bald in einer Richtung anhaltende, bald wechſelnde Windſtrömungen, die, oft unabhängig von der Temperatur, bald in dieſer, bald in anderer Richtung, die Schneelaſten anhäufen, die Lawinen befördern; Klüfte, die unter den Eisfeldern entſtehen; jähes Zertrümmern der Felswände, die, bald unſichtbar unter den Gletſchern, bald vorragend an denſelben, die Eisbecken trennten, die ſie begrenzen: dieſe Umſtände wirken vielleicht noch mehr, als jene, auf die Bewegung und die Ausbreitung der Gletſcher, die auf alle Fälle keinen ſichern Maasſtab ſteigender oder abnehmender Temperatur des Hochgebirgs geben kann.

Wenn der Felſenriff, der, von der Blümlisalp nach der Buttlaſſen zu, das Eisthal des Tſchingels von dem Kienthal ſcheidet, dem Stoße des Gletſchers weicht oder die ſogenannte Gamchikrinne (Gletſcherkerbe) ſich vertieft und erweitert; wenn zwiſchen dem Menſer- und dem Toſſenhorn der Gletſcher des Gaulis ſich tiefere Bahn in ſeinem Felſenbette bricht; wenn von Erdbeben oder nach tauſend Jahre fortgeſetzten Stößen der Gletſchermaſſen des Aletſchs, die Felſenwand vom Mönch bis zu den Walcherhörnern weicht, ſo wird das Kienthal, das Urbachthal, das Grindelwaldthal noch mehr, als jetzt, mit Eis erfüllt werden, wenn auch nie vorher ſo ſchneereiche Winter, wie wir in den letzten Jahren erlebt, ſich wiederholen ſollten.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

I n h a l t.

Die ſtaatsthümlichen Verhältniſſe des britiſchen Kriegsheeres. S. 485

Die Verkäuflichkeit und Erblichkeit der Staatsämter vormals, beſonders in Frankreich, mit Rückblicken auf unſere Zeiten. — 498

Iſt es wahr, daß die hohen ſchweizeriſchen Alpen ſeit einer Reihe von Jahren rauher und kälter geworden ſind? — 505

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint monatlich ein Heft, jedesmal ſechs bis ſieben Bogen ſtark, nebſt einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang beſteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht beſonders erlaſſen werden, ſondern das Abonnement iſt für einen ganzen Jahrgang feſtgeſetzt; dafür iſt der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheiniſch, und in Norddeutſchland franko Leipzig 7 Rthlr. ſächſiſch. — Jede gute Buchhandlung in Deutſchland und in der Schweiz, ſo wie alle Poſtämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Beſtellungen darauf an; die Verſendungen der Hefte geſchehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und literariſche Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinſte Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreiſes dieſer Zeitſchrift. Beiträge für dieſelbe können unter der Adreſſe des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Poſt eingeſandt werden; in weiterer Entfernung können ſolche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an Herrn David Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem beſondern Couvert verſehen und mit der Bemerkung: zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen, abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Verſendungen an mich abgehen, wo ſolche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Ueberlieferungen

zur

Geſchichte unſerer Zeit.

Jahrgang 1820.

Dezember-Heft.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Denkſchrift über die Verhaftung der jungen Schweizer zu Wien im Jahre 1819.

Die Verhaftung und endlich die Freilaſſung der jungen Schweizer zu Wien iſt aus öffentlichen Blättern bekannt; nichts von ihren Verbrechen, weil man ſie keiner ſchuldig fand. Ihrer Unſchuld dankten ſie den Wiedergewinn der Freiheit; nicht irgend einer Verwendung von Seiten ihrer vaterländiſchen Obrigkeiten, ſelbſt nicht einmal der des eidsgenöſſiſchen Geſchäftsträgers, Freiherrn v. Müller, zu Wien, während ſonſt Geſandte oder Geſchäftsträger anderer Völker die amtlichen Fürſprecher ihrer ſchuldig oder unſchuldig bedrängten Landsleute zu ſein pflegen.

Die Begebenheit gehört nun der Geſchichte an; und iſt ſie an ſich auch ohne Wirkung auf das große Ganze geweſen, war ſie doch eine der traurigen Wirkungen deſſelben und dient ſie in ſofern zur Bezeichnung dieſer Zeit.

Es wurden die Verwieſenen in ihrem Vaterlande von Hohen und Niedern mit derjenigen zuvorkommenden Liebe empfangen, welche man gern gerechtfertigten Freunden zollt und wodurch man ſie gleichſam für erduldete Leiden zu entſchädigen ſucht. Für ihre Ehre, ſo wie für die Ehre des Schweizernamens wird Oeffentlichkeit der Sache zur Pflicht.

Der Herausgeber.

Zu den Ereigniſſen, welche noch jüngſt mehr als gewöhnliche Theilnahme erweckten, iſt gewiß die Verhaftung mehrerer Schweizer in Wien zu rechnen. Das Zuſammentreffen vieler Umſtände, die beträchtliche Anzahl der Verhafteten, das geheime Verfahren gegen ſie, die lange Dauer des Prozeſſes war hinreichend, dieſer Begebenheit einen Anſtrich von Wichtigkeit zu geben, und in eben dem Maaſe auch die Aufmerkſamkeit vieler Schweizer zu erregen.

Der Verfaſſer dieſer Denkſchrift will ſich dadurch keineswegs zum öffentlichen Beurtheiler des Verfahrens einer freundnachbarlichen Regierung gegen jene Schweizer aufwerfen. Allein als Schweizer weiß er, daß ſeine Mitbürger — gleichviel aus welchen Urſachen — Freunde der Publizität ſind. Handelt es ſich nur um vierundzwanzig Stunden Haft, ſo wünſcht man in unſerm Freiſtaate die Gründe derſelben zu kennen; der Bauer fragt nach ſeiner Weiſe um das Vergehen, und der Gebildetere urtheilt, ob und welches Geſetz übertreten wurde.

Die Ueberzeugung, daß nähere Kenntniß jener Begebenheit in dem Wunſche Vieler liegt, iſt die Veranlaſſung zu dieſer Denkſchrift. Den Opfern derſelben mag ſie als Erinnerung an eine unglückliche Zeit dienen; jedem Schweizer aber als das, — wofür er, treu ſeinen Grundſätzen, es anſehen muß.

Allgemeine Zeitverhältniſſe, die ſogenannten demagogiſchen Umtriebe und was dergleichen Sachen mehr waren, die den Zeitungsblättern ſo viel Nahrungsſtoff darboten, konnen hier nicht

in Betracht kommen; noch weniger, in wiefern etwa dieſelben auf die von der öſterreichiſchen Polizei gegen die Schweizer ergriffenen Maasregeln Einfluß mögen gehabt haben.

Man betrachte den ſchweizeriſchen Nationalkarakter: Geſelligkeit, Neigung zu freundſchaftlichen Vereinigungen werden als ein hervorſtechender Zug an demſelben erſcheinen. Mit beſonderer Kraft äuſſert ſich dieſe Neigung bei Schweizern im Auslande. Nach vaterländiſcher Sitte leben ſie auch im fremden Lande, und ſelten findet ſich Einer, der nicht mit Wärme an ſeine Landsleute ſich anſchließt. Hierin iſt die Urſache aller jener Geſellſchaften zu ſuchen, die die Schweizer auch im Auslande verbinden. Beinahe tägliches Zuſammentreffen Mehrerer in einem Gaſthauſe in Wien im Jahr 1816 veranlaßte dieſelben, eine organiſirte Geſellſchaft zu bilden. Der einzige Zweck derſelben war einerſeits wiſſenſchaftliche Ausbildung, anderſeits gegenſeitige Aushilfe für ſolche, die deren etwa bedürftig ſein ſollten. Die Geſellſchaft ward im Februar 1817 errichtet und beſtand aus zwölf Mitgliedern, alle von dem Vorſatze beſeelt, die wenigen wöchentlich der Verſammlung gewidmeten Stunden auf eine nützliche Weiſe zuzubringen. Die Aufſätze, welche die thätigern Mitglieder der Geſellſchaft mittheilten, waren größtentheils mediziniſchen, hiſtoriſchen und pädagogiſchen Inhalts. Es iſt leicht einzuſehen, daß die beiden letzten Fächer hinreichend Stoff darbieten, ins politiſche Feld überzuſchreiten, um ſo mehr, wenn ſich *Schweizer* damit befaſſen, denen es ſchwer wird, im Auslande die ihnen angebornen Grundſätze — wenigſtens unter ſich (ihr *öffentliches Betragen* hat noch *nie und nirgends* zu Klagen Anlaß gegeben) — zu verläugnen, und noch ſchwerer, ſie gegen ſolche umzutauſchen, auf deren Fortbeſtand und Beobachtung in mehrern Staaten ſo energiſch gearbeitet wird.

Ideen über Politik, ſo lange ſie ſolche blieben (das Gegentheil konnte *nie bewieſen werden*), waren aber dem oben angedeuteten Zwecke der Geſellſchaft keineswegs entgegen, lagen auch nicht auſſer ſeiner Sphäre. Daß keine beſondern Abſichten unterlagen, erhellt eben daraus, daß die Mitglieder der ſchweizeriſchen Geſellſchaft es nur mit Aufſätzen zu thun hatten, die *Niemandem auſſer ihrem Kreiſe* mitgetheilt wurden; daß alſo, geſetzt auch, es *wären gefährliche* Grundſätze zur Sprache gekommen, an Verbreitung derſelben gar nicht gedacht, ja daß ſelbſt dieſe Verbreitung gehindert ward durch die von der Geſellſchaft angenommene Regel, zum größten Theile nur Schweizer, und zwar nur ſolche Mitglieder aufzunehmen, welche die franzöſiſche Sprache fertig ſchreiben und ſprechen, — ein offenbarer Beweis, daß Vermehrung der Geſellſchaft, Proſelytenmacherei, wovon ſo viel in den Verhören geſprochen wurde, *gar nicht im Geiſte* derſelben lag.

Die Geſellſchaft hatte eine bloß ephemere Exiſtenz. Schon in den Frühjahrsmonaten 1817 verlor ſie mehrere Mitglieder, die Wien verlieſſen, und im Auguſt deſſelben Jahres ward ſie von den Theilnehmern ſelbſt, *ohne Zuthun der Polizeibehörde*, aufgelöſet. Es iſt kaum zu glauben, daß dieſer Artikel Leſer finden werde, die den Gedanken hätten, der Geſellſchaft haben wirklich gefährliche Abſichten untergelegen. Wer waren denn die Mitglieder derſelben?

Junge Männer, Studierende oder Erzieher, denen wohl am meiſten an ihrer Ausbildung und an ihrem guten Fortkommen lag.

Ob dieſer oder jener Staat eine Konſtitution habe oder nicht, ob er ſo oder anders regiert werde, darauf wird Jeder, der auf Bildung Anſpruch macht, je nach ſeinen Verhältniſſen, einigermaßen aufmerkſam ſein. Seine Urtheile, ſo lange ſie die Achtung nicht beiſeite ſetzen, die jeder Regierung gebührt, können aber, ſie mögen übrigens lauten wie ſie wollen, noch kein Majeſtätsverbrechen konſtituiren, ja noch mehr, nicht einmal ein Polizeivergehen. Aber auch ſolcher Urtheile haben ſich die Schweizer nicht ſchuldig gemacht. Oder ſind wohl Ideen, die aus allgemeinen, zu unſern Tagen nichts weniger als verworfenen Theorien geſchöpft ſind, als wirkliche Urtheile über dieſe oder jene Regierung zu betrachten? oder müſſen nicht vielmehr derlei Urtheile, um als ſolche angeſehen werden zu können, wirklich ausgeſprochen ſein? — Unter dieſem Geſichtspunkte mag man das Wenige, was ſich in den Papieren der ſchweizeriſchen Geſellſchaft über Politik etwa vorgefunden hat, ſich vorſtellen. Wer ſich etwas mehr einbilden wollte, — der hört gern blinden Lärm.

Da, wie oben geſagt wurde, die Geſellſchaft ſich im Auguſt 1817 gänzlich aufgelöſet, nachher aber keine Wiedervereinigung mehr ſtatt gefunden hatte, — ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß zur Zeit der Verhaftung der Schweizer in Wien, im Oktober und November 1819, ihre Geſellſchaft nicht mehr beſtand. Somit waren ſie verhaftet eines Vergehens wegen, das nicht exiſtirte und ſeiner Natur nach keine fortwirkende Kraft haben konnte. Oder ſollte wohl ein Zeitraum von mehr denn zwei Jahren, der hinreichte, daß einer der Mitverhafteten nicht einmal mehr im Stande war, im Verhöre alle Mitglieder der ehemaligen Geſellſchaft zu nennen, — ſollte wohl ein ſolcher Zeitraum gar nicht in Betracht zu ziehen ſein?

Und doch wurden die Schweizer verhaftet. Jeder, obwohl nicht ganz unbekannt mit der Verfahrungsweiſe der öſterreichiſchen Polizei, hoffte, die Unterſuchung könne höchſtens einige Tage dauern, und Freilaſſung werde das Reſultat derſelben ſein. Statt deſſen erfolgte die Entſcheidung im Auguſt 1820, obſchon die Unterſuchung durch das Vorhandenſein aller dahin gehörigen Papiere und durch die Willfährigkeit der Verhafteten ſelbſt ſehr erleichtert und auch wirklich noch vor Ende November 1819 geſchloſſen war. Zehnmonatlicher Arreſt ward nicht hinreichend geachtet; Verweiſung aus der öſterreichiſchen Monarchie mußte demſelben noch, ſo zu ſagen, geſetzliche Kraft geben.

Wer je in einer ungewiſſen Lage ſchwebte, der wird ſich auch die jener Schweizer vorſtellen können, eine Lage, die der Verluſt der Freiheit doppelt ſchmerzlich machen mußte. Wer den Werth der Zeit kennt, wird einſehen, was es heiße, auf bloße Vermuthung einer gefährlichen Geſellſchaft hin, jungen Männern, in der Blüthe ihres Alters, die ſich alle den Studien widmeten, ein ganzes Jahr zu entziehen. Jeder Vater endlich wird es fühlen, was es heiße, ſeinen Sohn in einer ſo hilfloſen Lage zu wiſſen, ohne nur Nachrichten von ihm erhalten zu können. Den Verhafteten ward erlaubt, ihren Aeltern zu ſchreiben. Die

Polizei übernahm die Briefe, Briefe, welche bloß Nachrichten über *körperliches* Befinden enthielten, und beförderte dieſelben, dem Vorgeben nach, an die Poſt. *Die Briefe kamen nie in die Schweiz;* — die Schuld mag auf den gut eingerichteten Poſtämtern haften.

Die Beurtheilung dieſer Begebenheit, die zu dieſen wenigen Seiten Anlaß gab, beruht auf den bisher angeführten Thatſachen. Das Reſultat derſelben wird in folgenden Betrachtungen beſtehen.

Da ein Verband der Schweizer in Wien wirklich beſtanden hat, ſo kann derſelbe dem Scharfblicke der öſterreichiſchen Polizei nicht entgangen ſein. Der Akt jenes Verbandes war entweder geſetzlich oder widergeſetzlich. Im letzten Falle bietet ſich von ſelbſt die Frage dar: warum wurden denn die Mitglieder der Geſellſchaft nicht zur Zeit des Beſtehens im Jahr 1817 zur Verantwortung gezogen?

Die zwei Jahre ſpäter im J. 1819 erfolgte Verhaftung führt auf eine andere Betrachtung: Waren die Verhafteten ſchuldig, warum wurde denn zu einem *auſſergerichtlichen Verfahren* geſchritten? waren ſie nicht ſchuldig, wozu in dieſem Falle der *zehnmonatliche Arreſt*, da die Unterſuchung nur ſechs Wochen erforderte?

Als Nachtrag mögen hier einige Bemerkungen über die Art der Verhaftung der Schweizer, ihre Behandlung, über die Verhöre und die Verweiſung aus Oeſterreich am rechten Orte ſtehen.

Verhaftungen politiſcher Meinungen wegen waren im Jahr 1819 nicht ſelten, beinahe möchte man ſagen, an der Tagesordnung. Die Errichtung der Mainzer Kommiſſion trieb die Erwartungen deſſen, was daraus am Ende werden ſollte, aufs Höchſte. Jeder auf die Tagesgeſchichte Aufmerkſame folgte dieſen Ereigniſſen mit einer gewiſſen Spannung. So auch ohne Zweifel die Mehrern der ſpäter verhafteten Schweizer. Keiner aber ahnete, was ihm bevorſtände. Der Anfang ward gemacht am 11. Oktober 1819 mit *Geinoz*, aus dem Kanton Freiburg, und *Kolly*, einem gebornen Franzoſen. Bei jenem wurden, unter dem Vorwande, ausländiſchem Tabak nachzuſpüren, die Papiere durchblättert, Einiges davon in Beſchlag genommen und *Geinoz* ſelbſt in das Polizeihaus abgeführt. *Froſſard* befand ſich in *Petronel*, einem Landſitze des Grafen *Traun* in Unteröſterreich; *Gottrau* (ſo wie der Vorgenannte aus dem Kanton Freiburg) ſeit einigen Tagen bei ihm auf Beſuch. Ein Polizeikommiſſär von Wien ſtörte am Abend des obengenannten Tages noch Beider ländliche Ruhe. Auch ihnen wurden zwei Plätze im Polizeihaus angewieſen, wo ſie um zwei Uhr nach Mitternacht angekommen waren. *Heiny* und *Fournier* von Freiburg, *Aimond*, ein Walliſer, wurden ebenfalls um dieſe Zeit eingezogen, jene in Wien, dieſer in Troppau, alle drei aber gegen Revers, bei jedesmaliger Aufforderung zu erſcheinen, auf freien Fuß geſtellt. Dieſelbe Begünſtigung genoß *Bonjean* (aus dem Kanton Wallis) nach einer Gefangenſchaft von fünf Wochen. Dr. *Berchtold* von Freiburg, auf einer Reiſe von ſeinem Geburtsorte nach Warſchau begriffen, nahm ſeinen Weg über Wien, und kam eben zu rechter Zeit daſelbſt an, um verhaftet und über die

ehemalige ſchweizeriſche Geſellſchaft, deren Mitglied er geweſen war, zur Rede geſtellt zu werden. Nach einem Aufenthalte von drei Wochen ward ihm erlaubt, ſeine Reiſe fortzuſetzen. Albert v. Müller traf der unerwartete Schlag am 17. Oktober in Poborzelitz in Mähren, im gräfl. Sternbergſchen Hauſe, von wo er ſchleunig nach Wien abgeführt wurde. Nun ſchien es, als werde ſich die Polizei mit den bisher genannten Individuen begnügen. Doch nein! Am 6. Nov. ward Badoud (aus dem Kanton Freiburg) in Wien eingezogen; am 8. und 9. Savary von Freiburg*) und Baumgartner (aus dem Kanton St. Gallen). Dieſe beiden befanten ſich in Ungarn. Die zu ihrer Verhaftung befehligten Komitatsbeamten wieſen das Verlangen, den königlichen Befehl zu ſehen oder die allfällige Urſache der Verhaftung zu kennen, geradezu ab. Beide haben eine erbärmliche und weite Reiſe nach Wien gemacht. Baumgartner kann ſich mit Recht über die Art ſeiner Expedition nach Preßburg beklagen, wenn es anders nicht in der Regel iſt, derlei Verhaftete auf Leiterwagen, und zwar täglich nur vier oder fünf Stunden weit zu führen; vielleicht aber noch mehr über ſeine Behandlungsweiſe in Kaiſer-Ebersdorf. Es war zwei Uhr Nachmittags, als er in dieſem, nur eine Stunde von Wien gelegenen Orte ankam und von einem eben nicht menſchenfreundlichen Beamten, ſtatt weiter befördert zu werden, in ein entlegenes, finſteres, gemeines Gefängniß eingeſperrt und erſt am folgenden Morgen in die Hauptſtadt geführt wurde, nachdem er eine Nacht von fünfzehn Stunden auf dem Strohlager zugebracht hatte.

Die Verhöre waren einzeln; nie hat eine Konfrontation ſtatt gefunden. Sie zielten alle dahin, zu erhärten, die Geſellſchaft habe politiſche Zwecke gehabt.**) Zur Zufriedenheit eines jeden Verhafteten gingen ſie einen ſehr raſchen Gang. Schon am 24. November waren ſie beendigt. Bloß iſt es ſehr zweifelhaft, ob das Reſultat der Verhöre gegründeten Anlaß zu Behauptungen eines Polizeikommiſſärs gab, wie unter andern dieſe war: Hätte Gottrau vor dreißig Jahren gelebt, wäre er ein zweiter Marat geworden; Baumgartner wäre tüchtig zu einem Hauptſtreich***); aus dem Reglement der Geſellſchaft erhelle, daß die Verfaſſer deſſelben Freimaurer ſeien u. dgl. m.

Die Behandlung der Verhafteten (nach geendigter Unterſuchung noch ſieben an der Zahl; Kolly hatte inzwiſchen einen Paß nach der Schweiz erhalten) war im Ganzen anſtändig; nur war es eine unzweckmäßige, unnütze, quälende Maasregel, Jeden einzeln zu verwahren und

*) Hier muß bemerkt werden, daß Albert v. Müller, Badoud und Savary erſt lange nach Auflöſung der oben erwähnten Geſellſchaft ins Oeſterreichiſche kamen, folglich der Geſellſchaftsſache ganz fremd waren. Vielleicht daß irgend ein bei Andern vorgefundener Brief eines derſelben etwa in jugendlicher Schwärmerei eines freien Schweizers, und auch nur ſo geſchrieben, wie man allenfalls zu einem vertrauten Freunde ſpricht, den Argwohn gegen Alle reizte. Anm. d. Herausgebers.

**) Welche Anſichten hierüber in der Schweiz geltend gemacht wurden, zeigt klar genug der Erzähler von St. Gallen vom 23. Januar 1820. Anm. d. Einſenders.

***) Vergl. genannte Nro. des Erzählers. Anm. d. Einſenders.

allen Verkehr zwiſchen dieſen Landsleuten und Freunden zu hindern. Beſuche unter Aufſicht zu empfangen, war ihnen geſtattet. Die Namen L. B., O., M — a, M — l, T. K. werden ihrem Andenken nicht deswegen bloß, ſondern auch der fortgeſetzten Bemühungen wegen unvergeßlich ſein, die ſie der Erleichterung des Schickſals der Gefangenen widmeten. Indeſſen blieben ſie immer in geheimer Haft. Erſt am 11. Juli 1820 wurden wochentlich zwei gemeinſchaftliche Spaziergänge in die Umgebungen Wiens, in Geſellſchaft eines Polizeikommiſſärs, erlaubt.

Der ungewiſſe Zuſtand erreichte ſein Ende durch die den Gefangenen am 6. Auguſt eröffnete kaiſerliche Entſcheidung. Sonderbar genug, daß Einige bis dahin noch nicht an Verweiſung aus Oeſterreich geglaubt hatten, während dieſes glimpfliche Verfahren als ein beſonderer Beweis kaiſerlicher Nachſicht angeführt wurde. Die Entſcheidung betraf, nebſt den oben genannten Individuen, den einzigen Aimond ausgenommen, noch zwei Andere, welche ſchon mehrere Monate vor der Kataſtrophe die öſterreichiſchen Staaten verlaſſen hatten. Die wenigen bis zur Abreiſe noch übrigen Tage wohnten die Gefangenen beiſammen und konnten auch zur Beſorgung ihrer Geſchäfte unter Begleitung ausgehen.

Die Zuruckgabe der zur Unterſuchung gehörigen Papiere ließ ſich nicht erwarten, wohl aber die aller übrigen. Auch dieſe erfolgte, vieler Einwendungen ungeachtet, nicht. Bedurfte es auch dieſer Kränkung noch?

Die Transportirung nach Braunau geſchah ohne alle Unbequemlichkeit, ſo wie ohne Aufſehen, in drei Abtheilungen. Vier der Verwieſenen haben in jener Stadt intereſſante Proben von Dienſtbefliſſenheit der Beamten geſehen. Ihr Aufenthalt daſelbſt dauerte fünf Stunden. Kaum waren ſie, ſammt dem begleitenden Polizeidiener, im Gaſthaus abgeſtiegen, als der Polizeikommiſſär des Orts erſchien und die ganze Zeit in demſelben Zimmer zubrachte. Ein Zufall entdeckte den Reiſenden ſeinen Stand und gab Anlaß zu den ſonderbarſten Geſprächen. Ging Einer oder der Andere aus, ſo folgte immer in einiger Entfernung ein Polizeiſoldat, eben ſo eifrig, wie ſein Vorgeſetzter. Somit hatten dieſe Schweizer eine dreifache Bewachung in Braunau. Die Mauthbeamten ſchienen die Untrüglichkeit aller dieſer Autoritäten nicht anerkennen zu wollen und behandelten die Reiſenden nach ihrem gewohnten Zeremoniel. Endlich krönte der Polizeikommiſſär ſein Tagewerk damit, daß er ſich auf die Innbrücke begab, um der Abreiſe der Verwieſenen deſto gewiſſer zu ſein.

So frei, wie ſie jetzt von allem Drucke geheimer Polizeigewalt leben, eben ſo frei von Vorurtheilen möge jeder Leſer dieſe Begebenheit würdigen.

Bemerkungen über Holland.*)

1.

Einleitung. — Sonſt und Jetzt. — Die Revolution. — Die Befreiung Hollands. — Das Königreich der Niederlande.

Die Bemerkungen, welche dem Publikum hier mitgetheilt werden, ſind die (vielleicht nicht hinlänglich gereiften) Früchte einer Reiſe, die ich im Laufe des Sommers von 1820 durch mehrere Provinzen des Königreichs der Niederlande gemacht habe. Ich ging durch Geldern und Oberyſſel, beſah den vormaligen Marktplatz der Welt, Amſterdam, den ſonſt ſo gefeierten Haag, die Blumenſtadt Harlem, Leyden, den vielberühmten Muſenſitz, das wohlhabliche Utrecht, und kehrte über Nymwegen ins deutſche Vaterland zurück.

Da dieſe Bemerkungen, das Ergebniß vielfacher Nachforſchungen und unbefangener Selbſtanſchauung, ein Land betreffen, das in ſeiner jetzigen Lage eben ſo, wie früher, der Aufmerkſamkeit nicht unwürdig, jedoch weniger gekannt iſt, weil der ſchnelle Wechſel welthiſtoriſcher Ereigniſſe daheim und bei den Völkern an der Themſe und der Seine und denen jenſeit der Pyrenäen alle Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt, ſo daß wir zur Prüfung und Würdigung der Verhältniſſe und Schickſale eines untergeordneten Volks weder Sinn noch Zeit übrig behalten: ſo glaubte ich dem Publikum nicht vorenthalten zu dürfen, was zur nähern Kenntniß der Lebensverhältniſſe und der neueſten Geſchichte der Einwohner dieſes Landes beitragen kann.

Wer kennt nicht die ehemaligen Holländer, dieſes Volk, einfach, genügſam, ſtolz, ſelbherrlich auf eigenem Boden, den Sproſſen eines alten deutſchen Fürſtenſtammes als erblichen Statthalter beſoldend, daheim im Beſitze weniger, den Meeresfluthen abgetrotzter Geviertmeilen, jenſeit des Ozeans weite Länderſtrecken beherrſchend, reich an Schätzen, wie kein anderes Volk, mit ſeinen Flotten Englands wachſende Macht kühn bekämpfend, öfter ſiegreich, die Erzeugniſſe aller Welttheile und Länder geſchäftig über das Weltmeer verführend, ſeine Städte allen Nationen zu Waarenlagern und Kaufgewölben öffnend? Es ward dies Volk in den Tagen ſeines Glücks beneidet und angeſtaunt und ſeine Verfaſſung geprieſen, mehr als recht. Kein Volk, ſo ſagte man, iſt freier, als der Bürger dieſes Freiſtaats; Geburt und Religion begründen keinen Unterſchied zwiſchen Bürger und Bürger, Standesvorurtheile ſind unbekannt, das Recht iſt für Alle gleich, der Staat reich, die Abgabe keine Laſt.

Aber ſolches Lob war theils gegen die nackte Wirklichkeit, theils war das Glück der Gegenwart ein vergängliches, weil es von günſtigen Zufällen herbeigeführt, nicht aber durch Geſetz und Staatseinrichtungen bedingt war. Nirgends ſtand Familienherrſchaft in reicher

---

*) Der Name Holland iſt hier zur Bezeichnung der ehemaligen vereinigten Provinzen und des nachherigen Königreichs Holland genommen.

wuchernder Blüthe, als hier; der Adel, ſelbherrlich durch das Geſetz, reich durch Beſitz, theilte ſich in die Regierung und alle einträglichen Stellen; leutſelig, wo es Vortheile zu erringen galt, ſtolz und übermüthig, wo nichts ihm Schranken ſetzte. Wer ſich zu einer andern chriſtlichen Kirche, als der herrſchenden bekannte, wurde zwar nicht vor Glaubensgerichte geſtellt, jedoch verſagte ihm das Geſetz ehrendes Vertrauen, Amt und Würde im Staate; nur in abgelegenen Häuſern, die kein Zeichen ihrer erhabenen Beſtimmung an ſich trugen, durfte er den Gottesdienſt auf ſeine Weiſe feiern; wurde bei dem Kirchgange ein Gebetbuch auf offener Straße in ſeiner Hand geſehen, ſo wurde den Bekennern ſeines Glaubens das Bethaus geſchloſſen; ſo verordnete es das milde Geſetz. Der Staat war reich, weil er wenig oder nichts ausgab; das Recht wurde zweimal des Jahres von herumwandernden Richtern im Fluge geſprochen; die Regierung beſoldete keinen Richter, baute durch die grundloſen Wege keine Landſtraße, Kunſt und Wiſſenſchaft erfreuten ſich keiner Unterſtützung von Staats wegen, ja ſelten ſchuldiger Achtung.

Und doch war Holland glücklich! Der Adel beſaß Grund und Boden und die Ruder des Regiments; der Bürger Freiheit und das offene Meer zu ſeinem Handel, und beſchiffte es ungeſtört in Zeiten, wo die Schiffe anderer Nationen ſich feindſelig jagten und verfolgten; beide waren zufrieden; das Volk trug wenig Laſten, weil den Staat die Ueberſchüſſe des Handels bereicherten, und er, für wenig ſorgend, wenig bedurfte; ja er begehrte nicht einmal das Blut ſeiner Unterthanen; er beſoldete Fremde zum leichten Kriegsdienſte; das Leben war leicht und behaglich; altehrwürdige Sitten ſchirmten das Ganze, ſelbſt die Mißtöne löſeten ſich in der allgemeinen Harmonie und Ruhe leicht auf.

Wer in dem jetzigen Holland noch das alte ſuchen wollte, würde dies vergebens. Die letzten dreißig Jahre haben hier große Umwälzungen hervorgebracht und ſehr kenntliche, mitunter unvertilgbare Spuren hinterlaſſen. Der Zwiſt der Staatsgeſinnten mit den Anhängern des Hauſes Oranien, der Einfall der Franzoſen und die Errichtung der bataviſchen Republik, die Umwandlung derſelben in ein Königreich Holland, die Einverleibung deſſelben ins Kaiſerthum Frankreich und endlich die Befreiung und Gründung eines Königreichs der Niederlande, haben mit allen ihren Folgen, als Zwiſt der Familien, Vernichtung des alten Wohlſtandes und ſeiner Quellen, Anhäufung der Staatsſchulden, Veränderung der Geſetze und Rechtsformen u. ſ. w., andere Ideen, Begriffe, Denkweiſe, Sitten u. ſ. w. herbeigeführt.

Statt übervoller Kaſſen hatte Holland im Jahr 1813, bei einer Bevölkerung von 1 800,000 Seelen, die auf 513 Geviertmeilen nur zum Theil angebauten Landes wohnen, eine Schuldenlaſt von 1700,000,000 fl; ſeine Staatsausgaben betrugen 60,000,000 fl. jährlich; der Wohlſtand von unzähligen Familien iſt nicht nur zerrüttet, ſondern es ſind auch die Quellen der Wiederbereicherung verſtopft; der Handel liegt darnieder und der letzte Reſt deſſelben wird noch durch den Druck einer höchſt läſtigen Zolllinie abgeleitet; ehrwürdige Sparſamkeit iſt durch Prunk

und Flitterſtaat erſetzt und unter der Aſche glimmt der Kampf der Parteien, d. h. der Holländer und Belgier, des alten ſouverainen Adels und des neuen Bürgerthums, der ausgewanderten Oranier und der Emporkömmlinge von allen Farben, der Reformirten und Katholiken; und wie die Parteien im Staate, in Städten und Städtchen, in Gemeinden und Dörfchen heißen mögen.

In dieſem Zuſtande fand ich Holland. Es iſt hier der Ort nicht, zu unterſuchen oder auseinanderzuſetzen, wie es in dieſen unglücklichen Zuſtand hineingerathen; auch beſchränkt ſich meine Kenntniß der Urſachen davon auf flüchtige Andeutungen, wie ſie im Zweigeſpräch mitgetheilt werden. Ich übergehe daher hier den Streit der Staatsgeſinnten und der Anhänger des Hauſes Oranien, die Wirkungen, welche die bewaffnete Vermittlung des preußiſchen Hofes hervorgebracht hat; die Umtriebe der Ausgewanderten, welche die Franzoſen in ihr zwiſtiges Vaterland geführt; die Demüthigungen und Opfer, mit welchen die vereinigten Provinzen ihre Freiheit oder vielmehr den Verluſt derſelben und den Namen der bataviſchen Republik von ihrer Schweſter-Republik der Neufranken erkaufen mußte; die Nichtswürdigkeit der Freiheitsmänner, welche darauf das unglückliche Holland beherrſcht haben; die Zwölfmänner-Regierung und jene die Monarchie vorbereitende des Staatspenſionärs Schimmelpenink u. ſ. w., wiewohl alle dieſe Ereigniſſe, gegenſeitig Wirkung und Folge, theils Zeichen von Hollands Verfall geweſen ſind, theils ſeinen Untergang herbeiführten. Paris behandelte Holland längſt ſchon als Provinz; Buonaparte ſandte ihm aus ſeiner Familie den letzten Prokonſul, und vereinigte es endlich mit ſeinem Reiche. Hollands Name, Sprache, Geſetze und Gewohnheiten hörten auf; es war untergegangen mit Allem, was es im Laufe von Jahrhunderten errungen oder geſchaffen, im großen Weltmeer, das ſich unter dem Namen des großen Reichs über Europa verheerend ausgoß; nur in Geſchichtsbüchern lebte noch, wie ſein Name, ſo der Ruf ſeiner Thaten.

Ich habe mehrmals gehört, wie man ſich wunderte, daß in Holland eine ſo fürchterliche Staatsumwälzung, wie die am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts geweſen, ausbrechen konnte. Bei einem Volke, ſagte man, deſſen Temperament lebhaft, deſſen Karakter heftig aufbrauſend und unbändig und deſſen Denkweiſe leichtſinnig iſt, dem Einſicht und Aufklärung mangeln, deſſen Regierung deſpotiſch und fehlerhaft, iſt der Ausbruch einer Revolution begreiflich, oft liegt darin ſogar eine Entſchuldigung; aber er iſt ein überraſchender Anblick, ein Volk, das phlegmatiſch, beſonnen, aufgeklärt, deſſen Verfaſſung weiſe und deſſen Regierung lobenswerth iſt, wie es bei den Holländern der Fall war, in Aufruhr übergehen zu ſehen. — Mir ſcheint es aber, als ſeien dieſe Behauptungen nicht ſo ganz richtig. Mit dem Phlegma des Karakters verträgt ſich leicht eine gewiſſe Halsſtarrigkeit und ein Trotz, der dem Holländer mehr oder minder eigen iſt, und dieſer macht ihn daher allerdings geneigt, eine ſeinen Wünſchen nicht zuſagende Regierungsform umzuändern; zumal wenn ſich einige Ehrgeizige und Uebermüthige der phlegmatiſchen Gemüther bemächtigen und ſie leiten. Die Bildung des Holländers konnte den Umtrieben der Parteiſüchtigen keine Hinderniſſe in den Weg legen, denn

bei wenigen Nationen dürfte dieſe einſeitiger oder unfruchtbarer ſein. Der Adel und die Patrizier waren allerdings mit der kleinlichen Provinzialpolitik vertraut, der Gelehrte in ſeinem Kreiſe wohl zu Hauſe, der Kaufmann auf der Börſe; aber deſtomehr fehlte es Allen an umfaſſendem Geiſte und politiſchem Takte. Ueberdies iſt Holland vor nicht gar langer Zeit ſiegreich durch eine Revolution gegangen; die Helden derſelben werden gefeiert, öffentliche Denkmäler verkündigen ihre Thaten, Haß der Tirannei wird jungen Gemüthern früh eingepflanzt; kann es ſchwer ſein, ein ſolches Volk zur Empörung zu reizen, wenn man ihm nur ſeinen Zuſtand als verbeſſerlich, ſeine Herrſcher als Bedrücker darzuſtellen weiß? Endlich waren Verfaſſung und Regierung nicht ſo ganz frei von Fehlern, wie wir ſchon oben gezeigt. Daß aus kleinem Zwiſte ſo große Folgen hervorgehen würden, als wirklich hervorgegangen ſind, hat wohl Niemand berechnet und darum mit der Gefahr leichtſinnig geſpielt; wie geringfügig der Streit von 1786 und 1787 geweſen, die Ereigniſſe von 1795 waren doch nur Folgen deſſelben, ſo wie der fehlerhaften Organiſirung der Gewalten und der zufälligen Umſtände in Frankreich.

Ich muß hier die Ereigniſſe von 1787 und 1795 übergehen, die dann erfolgte Aufrichtung einer bataviſchen Republik und ihre Leiden, die Umwandlung derſelben in ein Königreich Holland und die endliche Einverleibung in das Kaiſerthum Frankreich; nur bei den neueſten Ereigniſſen und der Errichtung des Königreichs der Niederlande glaube ich verweilen zu dürfen. Sie liegen uns nahe, ſind in dem allgemeinen Sturme von dem übrigen Europa faſt überſehen, von den Holländern überſchätzt worden. Als der Erb-Statthalter Wilhelm V an jenem verhängnißvollen 18. Januar 1795 auf Fiſcherbarken nach England entfliehen mußte, theilten Holland drei mächtige Parteien, die ſtaatsgeſinnte, die franzöſiſch-patriotiſche und die oraniſche. Die letztere, welcher der Soldat und Matroſe und die große Maſſe des Volks mit rührender Anhänglichkeit zugethan war, wuchs in dem Elend der Zeiten trotz der Geiſelungen, Brandmarkungen und Verbannung, womit jede Aeuſſerung dieſer Anhänglichkeit *) verpönt war, fort und fort.

Gemeinſames Leiden näherte die Parteien, die früher blutiger Haß getrennt hatte, der Untergang des Vaterlandes, der Mutterſprache und des angeſtammten Namens im großen Kaiſerreiche, die Vernichtung des Handels, die Verarmung vieler Familien, hervorgegangen aus der Herabſetzung der Staatspapiere, die allgemeine Militärpflichtigkeit u. ſ. w. verſöhnte endlich dieſelben, ſo daß Alle nach den vergangenen Tagen eines ſchönern Lebens ſehnſüchtig zurückſchauten. Treue Freunde des Oraniſchen Hauſes nährten noch immer die Hoffnung, es wiederkehren zu ſehen. Nach dem Rückzuge von Moskau trafen vaterländiſch-geſinnte Männer, wie

*) Die Tirannei und das Mißtrauen der damaligen Machthaber ging ſo weit, daß es unter Androhung ſchwerer Strafen verboten war, eine orangefarbene Blume im Garten zu ziehen, und mir ſind mehrere Fälle bekannt, wo dieſe Strafen auch in Ausübung gebracht worden ſind.

Karl Gysbrecht von Hogendorp, Van der Duin van Maasdam, Graf van Styrum, Repelaer, de Jonge und Changuion ſchon geheime Verabredung, daß, wenn die Gelegenheit ſich günſtig zeigen würde, man ſie zur Zurückberufung des Hauſes Oranien benutzen wolle. Indeß blieb Holland ruhig, trotz der hie und da, zu Saardam, Alphen, Rotterdam, Leyden u. ſ. w. momentanen Volksaufläufe, wo ſelbſt das „Oranje boven!“ ſich bereits wieder vernehmen ließ. Nach der Trauerzeitung von der Schlacht von Leipzig ſchloſſen ſich die vorbenannten Männer näher an einander an, warben, Jeder für ſich, vier zuverläſſige Freunde, und lieſſen von jedem derſelben wieder vier andere werben, ohne weitere Verabredung, ohne Namen zu nennen, ohne ſchriftliches Zeichen, ſo daß man ſchon auf vierhundert rechnen konnte. Graf van Styrum verbürgte die Ergebenheit von fünfzig Fiſchern des Dorfes Schevelingen, und J. van Oldenbarnevelد, genannt Witte Tullingh, die Treue der Nationalgarde vom Haag, die er als Oberſt befehligte.

Die Lage der Franzoſen ward in Holland mit jedem Tage kritiſcher und gefährlicher; die Truppen zogen ab, bis auf wenige; die Beamten verlieſſen ihre Poſten; im Haag verſammelten ſich am 13. November die Torfträger und begehrten die Einſetzung ihres alten Bürgermeiſters; in Rotterdam mußten an dieſem Tage die Gendarmen abziehen; am 15. vertrieb man die Douaniers und Polizeibedienten aus Amſterdam; an die Stelle der franzöſiſchen Verwaltungen traten proviſoriſche, von angeſehenen Einwohnern gebildet, um den Folgen einer Anarchie zuvorzukommen. Da verſammelten Hogendorp und Graf v. Lymburg am 17. Nov. einige Mitglieder der alten Regierung von 1795, zeigten ſich mit der orangefarbenen Kokarde und erlieſſen einen Aufruf ans Volk, worin ſie Namens des Prinzen von Oranien die Ruhe aufrecht zu erhalten verſprachen. Graf von Limburg-Styrum, zum Gouverneur vom Haag erklärt, verſammelte die Nationalgarde, ließ einen mit dem Wappen des Prinzen von Oranien verſehenen Aufruf bekannt machen und verkündigte deſſen nahe Ankunft im Haag. Die Franzoſen, deren Macht noch aus vierhundert ausländiſchen Jägern und hundert Mauthbeamten beſtand, zogen ſich in den ſogenannten Binnenhof zurück, erhielten aber des andern Tags freien Abzug. Von Scheveningen aus gingen Fiſcherbarken in die See, um die Engländer aufzuſuchen; die Herren von Perponcher und van Fagel wurden nach London geſendet, um dem Prinzen von Oranien von dieſen Vorgängen Nachricht zu geben; Hr van der Hoeven nach Geldern, um das Anrücken der Verbündeten zu beſchleunigen; der Kapitän Wauthier ins Hauptquartier der verbündeten Mächte und an den Bevollmächtigten des Prinzen von Oranien, Hrn. von Gagern; van der Duin van Maasdam, d'Escury und der Advokat Fannius Scholten nach Amſterdam, um dieſe Stadt für den Prinzen von Oranien zu gewinnen. Noch weigerten ſich die proviſoriſchen Regierungen von Rotterdam und Amſterdam, ſich für das Oraniſche Haus zu erklären; der Geiſt der Unabhängigkeit, die Gewalt der alten Staatsgeſinnten, die Furcht vor der Rache des ſchwerbeleidigten Hauſes Oranien und ſeiner Anhänger, die zu Anfang der neunziger Jahre der

kurzen Siegs ſich unmäßig gefreut hatten: alles das machte ſie zaudern, unſchlüſſig, verlegen. Indeß wurde dem Profeſſor Kemper und dem Advokaten Scholten doch der Aufenthalt zu Amſterdam, als Kommiſſären der Haager Verbündeten, zugeſtanden.

Zu Rotterdam gewann indeß der Seekadet (jetzt Major) Ampt am 18. ſchon Matroſen und Schiffzimmerleute für die Haager Regierung; nur der Admiral Kikkert zögerte, ſich für Oranien zu erklären. Da rückte General Sweerts de Landas mit ſeinem kleinen Haufen von Gorkum nach Rotterdam, wo dreihundert Freiwillige ihn empfingen, und ließ den Admiral verhaften. Friesland erklärte ſich für den Prinzen, Benkendorf landete in Amſterdam, die Preußen rückten gegen Utrecht heran, eine engliſche Flotte näherte ſich Scheveningen und der Prinz von Oranien ſtieg dort am 30. Nov. ans Land. Ich brauche nicht zu ſagen, daß der Haag ihn mit einem unbeſchreiblichen Entzücken empfing; an der Oranien altes Haus knüpften ſich ſo glückliche Erinnerungen; in der Bruſt der treuen Anhänger jauchzte die Freude des Sieges, im Herzen der Gegner hatten die vielen Leiden den alten Groll ertödtet. Unter den Ruf: Oranje boven! miſchte ſich ſchon der Ruf: „Wilhelm I, ſouverainer Fürſt!“ — Jetzt beginnt eigentlich ein Geſchichtsabſchnitt, der intereſſant ſein würde, der aber noch ins Dunkel gehüllt iſt.

An demſelben Tage, an dem des Prinzen von Oranien Aufruf an das Volk in Amſterdam bekannt wurde, proklamirten ihn der Profeſſor Kemper und der Advokat Scholten als „ſouverainen Fürſten des freien Niederlandes.“ — „Es iſt kein Wilhelm der Sechste, den das niederlandiſche Volk zurückgerufen hat, ohne zu wiſſen, was es eigentlich von ihm zu hoffen oder zu erwarten habe. Es iſt Wilhelm der Erſte, der als ſouverainer Fürſt nach dem Wunſche der Niederländer unter dem Volke auftritt, das ſchon einmal durch einen andern Wilhelm I aus der Sklaverei einer ſchändlichen Unterdrückung befreit worden iſt.“ -- Wie dieſer Schritt der genannten Männer veranlaßt worden, — die Zeit wird es enträthſeln. — Des andern Tags zog der Prinz in Amſterdam ein und wurde überall als ſouverainer Fürſt begrüßt. Der Prinz nahm dieſe Würde an, indem er in einem Aufrufe vom 2. Dezember entgegnete: „Euer Vertrauen, eure Liebe legt die Souverainetät im meine Hand, und von allen Seiten dringt man auf die Annahme derſelben, weil die Noth des Vaterlandes, der Zuſtand von Europa es fordert. Wohlan denn! Ich will meine Bedenklichkeiten euern Wünſchen aufopfern; ich nehme an, was Niederland mir anbietet, aber ich nehme es nur unter der Verbürgung einer weiſen Konſtitution an, welche eure Freiheit gegen ſpätere mögliche Mißbräuche ſichert; ich nehme es in dem vollen Gefuhl der Verpflichtungen an, welche mir die Annahme auferlegt.“ *)

*) „Uw vertrouwen, uwe liefde legt de Souvereiniteit in myne handen, en van alle zyden dringt men op de aanneming daarvan, wyl de nood van het vaderland, wyl de toestand van Europa dit vordert. — Welaan dan! Ik zal myne bedenkingen aan uwe wenschen opofferen: ik aanvaarde wat Nederland my anbiedt, maar ik aanvaarde het ook alleen onder waarborging

Dies iſt ein flüchtiger Umriß der Ereigniſſe, welche gegen das Ende des Jahres 1813 in Holland ſtatt gefunden haben. Der engliſche Geſandtſchaftsſekretär G. W. Chad, der damals mit dem Lord Clancarty nach Holland gekommen iſt, hat dieſe Umwandlung in einem gut geſchriebenen Werkchen erzählt, Herm. Boſſcha in einem vier Bände umfaſſenden Werke. Beide rühmen an dieſer Revolution, was mir keine Bewunderung eingeflößt; Beide überſehen, was ich allein daran loben möchte. Daß die unterjochten Holländer wieder nach der Freiheit begehrten und zur Erringung derſelben Verſuche machten, als Napoleon über den Rhein zurückgejagt worden, als die Verbündeten an dem Yſſel ſtanden, als kaum einige tauſend Mann Franzoſen, oder vielmehr Schweizer, Spanier und geworbene Preußen, das Land hüteten, verdient doch wahrlich keine Bewunderung. Ueberraſchen muß es aber, daß Hr. van Hogendorp, Graf v. Limburg, van der Duin van Maasdam u. A. erſt am 17. November die erſten Schritte thaten; daß man mit hundert franzöſiſchen Zollbeamten (denn die vierhundert fremdländiſchen Jäger gingen ohnehin gleich darauf über) im Haag kapitulirte, und ſo, ſeine Schwäche offen zeigend, dem Feinde Muth einflößte; daß Amſterdam mit ſeinen zweimalhunderttauſend Seelen, der Haag, Harlem und das nahe Leyden den General Molitor mit ſeinen viertauſend unzuverläſſigen Soldaten, die er bei Utrecht hatte, noch fürchteten; daß das Volk nirgends freudigen Enthuſiasmus zeigte; daß das proviſoriſche Gouvernement, aus allen den reichen Männern beſtehend, um einige tauſend Gulden verlegen war. Aber das kam von dem eigennützigen, ſelbſtſüchtigen Spiele! Die alten Regenten, welche ſich wieder an die Spitze ſtellten, wollten keine volksthümlichen Elemente in ſich aufnehmen; das Volk ſah das alte Spiel wieder und hatte daher keinen Sinn dafür; die Gewaltigen ſelber waren unſchlüſſig, weil die Einen das Vaterland ohne Oranien liebten, Andere die Rache dieſes Hauſes fürchteten, wieder Andere nur dieſem dienen wollten. — Deſſenungeachtet iſt das, was Alle gethan, für das Vaterland nicht minder heilbringend geweſen. Die Zurückberufung des Hauſes Oranien hat den feindlichen Mächten ein verbündetes Land entgegengeſetzt; der Verſuch, das Land bis an den Yſſel Deutſchland wiederzugeben, war vereitelt, und die Gewandtheit, mit der Kemper und Scholten, die Umſtände, die Freude und Verwirrung benutzend, den Sohn des Statthalters als Souverain proklamirten, wohl der Aufmerkſamkeit werth.

Hierauf ernannte der Fürſt eine Kommiſſion, aus vierzehn Mitgliedern beſtehend und beauftragt, eine Konſtitution zu entwerfen. Nach dreimonatlichen Verhandlungen brachte die Kommiſſion einen Entwurf zu Stande, welcher dem Fürſten vorgelegt und gleichzeitig durch den Druck bekannt gemacht worden iſt. Darauf berief die Regierung ſechshundert der reichſten und angeſehenſten Einwohner (Notabeln*) aus den verſchiedenen Provinzen, um über die

eener wyze Constitutie, welke uwe vrijheid tegen volgende mogelyke misbruiken verzekert; ik aanvaarde het in het volle gevoel der verpligting, welke my deze aanneming oplegt."

*) Die engliſchen Journaliſten erlaubten ſich damals, die Notables — not-ables zu nennen.

Annahme dieſes Verfaſſungsentwurfs abzuſtimmen. Am 29. März verſammelten ſich vierhundert und dreiundachtzig derſelben in Amſterdam in der neuen Kirche, und nahmen, vierhundert und achtundfünfzig Stimmen gegen fünfundzwanzig, den Entwurf an, den der Fürſt des andern Tags ſogleich als *unwiderrufliches Staatsgrundgeſetz* feierlich beſchwor. Ich werde ſpäter auf die Verfaſſung zurückkommen. Der Pariſer Friede und der Kongreß von Wien vereinigten *Belgien* mit *Holland* und gaben *Wilhelm I* eine Königskrone. Wenn der Herrlichkeit eitle Schimmer für jahrelange Leiden entſchädigen, ſo iſt Wilhelm I entſchädigt worden. Der Sohn des Erbſtatthalters, ein vertriebener, irrender Fürſt, ſitzt er jetzt auf dem Throne einer Nation von fünf Millionen Seelen.

2.

Belgien und Holland. — Die Konſtitution. — Die Verwaltung.

Achtungswürdige Schriftſteller und Staatsmänner haben über die Möglichkeit einer *Vereinigung Belgiens* mit *Holland* Zweifel erhoben und deren Nachtheile nachgewieſen; die europäiſche Politik hat ſie aber zu Stande gebracht. Noch liegt das niederländiſche Gouvernement im Streite mit den Folgen dieſer Vereinigung disparater Theile; die Zeit wird lehren, ob und wie es ſiegen wird. — Ich will nicht unterſuchen, welches Loos *Belgien* hätte zu Theil werden ſollen; nicht prüfen, ob bei jenen Friedens-Unterhandlungen nicht öfter die *Sachen* den *Perſonen* aufgeopfert worden ſind; bloß einige der Haupthinderniſſe zeigen, welche einer Vereinigung Belgiens und Hollands im Wege ſtanden und noch im Wege ſtehen. Ich nenne vor allen die *Religion*. In wenig Ländern dürfte die Religion ein größeres Hinderniß der Vereinigung darbieten, als gerade hier; man wird ſich von dieſer Behauptung überzeugen durch das, was ich ſpäter über den Zuſtand der religiöſen Ueberzeugung ſagen werde. — Ein zweites Hinderniß iſt die *Sprache*. Der großen Mehrheit unterwirft der Einzelne, wenn nicht gern, doch ohne feindliches Widerſtreben, ſeine Gewohnheiten; nicht ſo hier. In den ſüdlichen Provinzen iſt neben dem Patois des Volks die franzöſiſche Sprache zur herrſchenden geworden. Soll die Hälfte des Volks die anmuthige, ausgebildete, klaſſiſche Sprache dem unbehilflichen und widrigen Idiome der nördlichen Provinzen aufopfern? Soll der Richter und Advokat das Recht in fremder Sprache ſprechen, der Volksvertreter taub und ſtumm in der Volksverſammlung ſitzen? Noch iſt dies Hinderniß nicht gehoben, und das Geſetz, „daß nach zwei Jahren Alles in holländiſcher Sprache verhandelt werden ſoll,“ heilt das Uebel nicht, ſondern rückt es nur aus den Augen. — Drittens der *Sitz der Regierung*. Die Holländer fordern ihn zu Gunſten des alten Beſitzes, der Macht, der Erinnerung. Seit Jahrhunderten vereinigten gleiche Geſchicke Holland und Oranien; die Holländer beſaßen den Fürſten, ehe er König war; nicht ſie ſchlieſſen an die Belgier ſich an, ſondern dieſe an jene. Aber begründet das Vergangene für die Belgier ein Geſetz? Der Fürſt hat aufgehört, *Statthalter* zu ſein, er iſt *König der Niederlande*; er muß in Mitte der Mehrzahl ſeiner

Unterthanen, er muß in den ſüdlichen Provinzen wohnen. Mit ſalomoniſcher Weisheit hat man, um den Zwiſt der Streitenden zu ſchlichten, keinem von Beiden gegeben, was ſie forderten, aber Jedem etwas; man hat den Hof und die Regierung wandernd gemacht; ſie ziehen vom Haag nach Brüſſel, von Brüſſel nach dem Haag. In der That, eine ſeltſame Löſung des Knotens! — Und endlich die Beſteurung und die Staatsſchulden. Die Belgier ſind ein Ackerbau und Fabrikation treibendes Volk, die Holländer ein handelndes; andere Intereſſen, andere Bedürfniſſe, andere Formen zur Erhebung der Auflagen. Was im Ackerbau treibenden Staate möglich, iſt beim Handel treibenden unmöglich; was die Fabriken begünſtigt, legt dem Handel Hinderniſſe. Da in den Kammern die Knoten nur mit dem Schwerte zerhauen, d. h. nach der Mehrzahl der Stimmen entſchieden werden, ſo dringt das Syſtem derjenigen Provinzen, welche die meiſten Abgeordneten ſenden, durch, und ſtatt zu verſöhnen, reißt die Zeit die Kluft immer weiter und weiter auf. So iſt es denn auch. Der Staatskörper lebt und athmet nicht, ſondern iſt nur da, les choses ne marchent pas!

Nach der Vereinigung Belgiens mit den vereinigten Provinzen wurde die neue Verfaſſung der letztern einer neuen Prüfung unterworfen, um den neuen Verhältniſſen und Vergrößerungen angepaßt zu werden, und zu dieſem Behufe ein Comité aus Mitgliedern der ſüdlichen und nördlichen Provinzen ernannt. Die Namen derſelben ſind für die Zeitgeſchichte zu wichtig, als daß ich ſie mit Stillſchweigen übergeben dürfte. Es waren: Karl Gysbert von Hogendorp, W. van Tuyll van Serooskerken van Zuylen, Baron D'Anéthan, Raepſaet, J. H. Mollerus, H. W. van Aylva, Gendebien, A. J. C. Lampſins, Wilh. Queyſen, Graf de Thiennes-Lombize, Graf von Méan, O. Leclercq, Theod. Dotrenge, Graf von Merode-Weſterloo, B. J. Helvoet, J. B. D. Duſſen, Corn. Theod. Elout, F. du Bois, J. E. N. van Lynden, C. F. van Maanen, E. J. Aberda, F. van der Duyn van Maasdam, De Coninck, Graf d'Archot, J. D. Meyer als Sekretär. Den 13. Juli 1815 vollendete dieſe Kommiſſion ihre Arbeiten und legte den Entwurf vor, der ſofort als neues Staatsgrundgeſetz angenommen worden und geltend iſt.

Das erſte Kapitel dieſer Urkunde handelt von dem Reiche und den Einwohnern. Man hat, der beſtehenden Intereſſen, Gewohnheiten und Bedürfniſſe wegen, die alte Provinzial-Eintheilung im Norden beibehalten, im Süden darnach geordnet. Was einmal vereinigt war, findet ſich am beſten wieder zuſammen; der Verkehr gewinnt allmälig eine Richtung, die, wird ſie durch neue politiſche Eintheilungen zerſchnitten, wenigſtens anfangs eine nachtheilige Wirkung hat; nur mit der Landſchaft Drenthe hat man dem Alten zu viel und einſeitig gehuldigt.

Das zweite Kapitel handelt vom König (der Thronfolge, den Einkünften der Krone (die ſehr mäßig ſind), der Vormundſchaft, der Regentſchaft, der Thronbeſteigung, den Vorrechten des Königs, dem Staatsrathe und den Miniſterien). Die Vorſchriften über die Thronfolge ſind beſtimmt, deutlich und mit weiſer Vorſicht abgefaßt. — Die Art. 12 — 18 enthalten die

Beſtimmungen über die Einkünfte des Königs und der königl. Familie; für einen König der Niederlande ſpärlich zugemeſſen. Der Art. 13 beſtimmt, daß die Dotation zum Theil in liegenden Gründen beſtehen ſolle, ohne aber die Unveräuſſerlichkeit dieſes Beſitzthums feſtzuſetzen. Ohne dieſe Klauſel könnte ein einziger verſchwenderiſcher Fürſt die Würde einer Reihe von Nachfolgern beeinträchtigen oder die Nation zu neuen Opfern zwingen. — Die Beſtimmung der Vorrechte der Krone iſt die ſchwere Aufgabe unſrer Zeit; ich will nur anführen, wie ſie in dieſer Verfaſſung feſtgeſtellt ſind, ohne mich auf eine Kritik einzulaſſen; Höflinge und Demagogen, mit beiden verdirbt mans, ſobald man über dieſen Punkt vorurtheilsloſe Grundſätze ausſpricht. An der Spitze dieſes Abſchnitts vermißt man den in repräſentativen Staaten nothwendigen Grundſatz der Heiligkeit und Unverletzbarkeit der Perſon des Fürſten. Iſt es jene heilige Scheu, die Solon den Vatermord nicht vorſehen ließ, was die niederländiſchen Lykurgen, ein beſtimmtes Geſetz darüber zu geben, abgehalten hat, ſo dürfte dieſe Scheu in unſern Tagen nicht am rechten Orte ſein. — Die Verfaſſung ſtellt unter die Vorrechte des Königs die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, das Recht, den Krieg zu erklären und Friede und Verträge zu ſchlieſſen, über die Land- und Seemacht zu gebieten, die oberſte und ausſchlieſſende Leitung der Kolonien, die Beſtimmung des Gehalts der Staatsbeamten, die oberſte Leitung der Finanzen, das Recht, Gnade zu ertheilen, die Initiative bei der Geſetzgebung, die Sanktion und Verwerfung der Anträge der Generalſtaaten. Wollte ich über dieſe Beſtimmungen reden, ſo müßte ich auf das Verfaſſungsweſen überhaupt, auf das ſogenannte Gewicht und Gegengewicht u. ſ. w. eingehen, was von meinem Ziele mich ableiten würde. Sonderbar bleibt es immer, in einem Jahrhunderte, wo man zur Einſicht zu gelangen ſcheint, daß der Staat ein organiſcher Körper und keine mechaniſche Maſchine iſt, ſo viel von Gewicht und Gegengewicht reden zu hören!

Die den Staatsrath betreffenden Beſtimmungen ſind von keiner groſſen Wichtigkeit; nur hat der Provinzialgeiſt, der noch immer den Staat als einen Bündel von Stäben anſieht, wie der Mann auf den Münzen ihn hat, die Klauſel einzuſchwärzen gewußt, daß die vierundzwanzig Staatsräthe wo möglich aus allen Provinzen gewählt werden möchten (choisis autant que possible dans toutes les provinces du royaume). Die die Miniſter betreffenden, in zwei Paragraphen zuſammengedrängten Beſtimmungen ſind unzureichend; ſie ſind zu gewöhnlichen Privatdienern des Souverains gemacht; über ihr Verhältniß zum Staate iſt nichts verordnet, als daß ſie der Verfaſſungsurkunde Treue zu ſchwören haben. — Endlich komme ich zu dem wichtigen Kapitel der Generalſtaaten, welche, nach §. 77, die Nation repräſentiren. Sie ſind in zwei Kammern geſchieden; die Mitglieder der erſten werden vom König auf Lebenszeit ernannt und gewählt unter denen, welche ſich durch Geburt, Reichthum und dem Staate geleiſtete Dienſte auszeichnen; die hundert und zehn Mitglieder der zweiten Kammer werden von den Provinzial-Staaten abgeordnet. Dieſe Kammer erneuert ſich alljährlich durch den Austritt eines Drittheils der Abgeordneten und den Eintritt

Neugewählter; die Austretenden ſind ſogleich wieder wählbar. Die Kammern werden alljährlich wenigſtens einmal verſammelt. Sie ſtimmen laut und von Mann zu Mann aufgerufen. Die Sitzungen der zweiten Kammer ſind öffentlich. Die geſetzgebende Gewalt theilen die Generalſtaaten mit dem Könige der Art, daß ſie Geſetzesvorſchläge diſkutiren und annehmen oder verwerfen, oder daß die zweite Kammer ſelber einen Antrag macht. Der Voranſchlag der Ausgaben und Einkünfte zerfällt in zwei Theile, nämlich einen Voranſchlag auf zehn Jahre für ſtehende Bedürfniſſe oder Einkünfte, und einen alljährlichen für die wechſelnden oder großen Veränderungen unterworfenen. — Die Aufſtellung der erſten Kammer hat alle den volksthümlichen Elementen zuneigenden Anſichten gegen ſich, am meiſten hier, wo keine eigentliche Pairie (am großen Eigenthum haftend) konſtituirt iſt, ſondern eine Kammer, rein gebildet aus Abgeordneten des Fürſten, darum nicht minder mächtig, als die zweite, weil ſie weniger zahlreich iſt, ſondern eben ſo ſtark, weil nicht ihre Mitglieder, ſondern ſie ſelber zählt. — Für die zweite Kammer beſteht keine eigentliche Wahl des Volks, ſondern Provinzialſtände, im dritten Grade gewählt, in der der Ariſtokratismus und Provinzialgeiſt ſchon im Voraus niſtet und niſten muß, ordnen ſie ab. Ich werde von dieſen Wahlen im Verfolge reden. Durch dieſe Kammer ſind weder Stände noch Intereſſen vertreten.

Das vierte Kapitel behandelt die Provinzial-Staaten und die Lokal-Verwaltungen. Zu der Wahl der Provinzial-Staaten ſtimmen der Adel, die Städte und das Land. Der Geiſt des alten Ariſtokratismus, der die verbündeten Provinzen der Anarchie preisgegeben hat, lebt in dieſen Inſtitutionen wieder auf. Gleich nach der Errichtung der Monarchie wurde die neue Ritterſchaft gebildet, worin ſich das Alte zuſammenfand, nur aber einige neue Emporkömmlinge aufnehmen mußte, die, um ſich der Korporation würdig zu machen, die eifrigſten Adepten ſind. Die Ereigniſſe der neuern Zeit haben nur dazu gedient, ihnen mehr Eintracht, Aneinanderſchlieſſen und Ausbildung eines herrſchenden Geiſtes zu empfehlen. Die zweite Korporation bilden die Städte, die dritte das Land; eigentlich nur Ableger zur Verſtärkung der erſten Korporation, die durch Reichthum und politiſche Stellung auf dem Lande die herrſchende iſt. Die Provinzial-Staaten verſammeln ſich alljährlich unter dem Vorſitze des Gouverneurs der Provinz und verhandeln bei verſchloſſenen Thüren. Sie ernennen die Abgeordneten für die zweite Kammer, ſie theilen mit dem König die ausübende Gewalt, indem ſie alle Geſetze, die auf den Kultus, den öffentlichen Unterricht, die Wohlthätigkeitsanſtalten, den Ackerbau, Handel und die Gewerbe Bezug haben, in Ausübung bringen. In ihren Geſchäftskreis gehört Alles, was auf die Verwaltung und die innere Oekonomie der Provinz Bezug hat; nur müſſen ihre Verordnungen und Beſchlüſſe die Genehmigung des Königs erhalten, bevor ſie in Ausübung gebracht werden können. Sie ſchlagen dem König die Bildung und Unterhaltung der Einrichtungen vor, welche ſie für ihre Provinz zuträglich erachten, und haben die Leitung und Ausführung derſelben. Sie ernennen

aus ihrer Mitte eine Deputation, welche die Verwaltung beſorgt und ihre Verordnungen in Ausübung bringt. Die Lokal-Verwaltungen in den Diſtrikten und Dörfern iſt nach ihren Reglements organiſirt und ſteht unter ihrer Aufſicht.

Ich war in der Lage, dieſe Adminiſtration wenigſtens in einer Provinz genau kennen zu lernen, deren ungeheure Macht in den geſetzlichen Beſtimmungen und der Wahlmanipulation ruht. Zu dieſem Behufe ſind Diſtrikte gebildet, worin jeder Begüterte, der fünfzig Gulden an Grundſteuer bezahlt oder ein Patent zu gleichem Betrage beſitzt, ſtimmberechtigt iſt. Die Stimmen werden in verſiegelten und unterzeichneten Billeten abgegeben und durch eine Kommiſſion der Gemeindeverwaltung eröffnet. Die durch ihren Reichthum und Ehrgeiz einflußreichen Männer geben nun die Namen derjenigen Gleichgeſinnten, Verwandten oder Kreaturen auf, die ſie gewählt wiſſen wollen. Da ſie entweder ſelber in der Kommiſſion ſitzen oder ihre Kreaturen in derſelben haben, ſo darf es Niemand wagen, wer ſie anders zu berückſichtigen hat, andere als die ihm aufgegebenen Namen in das Stimmbillet einzutragen. Die wenigen Unabhängigen verzichten daher lieber ganz und gar auf dieſes Abſtimmen. Die nun durch die Mehrheit der Stimmen erwählten Wahlmänner (Kiesers) begeben ſich in den Hauptort des Diſtrikts und ernennen für die Provinzial-Staaten.

Die Ehrgeizigen, welche ſich und ihren Kreaturen in den Primärwahlen die Stimmenmehrheit verſchafft, haben dadurch ſchon ihre Ernennung für die Provinzialſtaaten vorbereitet und geſichert. Dem Gouverneur der Provinz und dieſer Verſammlung iſt das Wohl und Weh der Provinz preisgegeben. Verſtehen ſich ein kluger Gouverneur und der Stimmführer der Provinzialſtaaten, ſo iſt ihre Macht feſt und von ungeheurer Ausdehnung. Zur Verwaltung der Angelegenheiten der Provinz ſind dem Gouverneur acht oder zehn Abgeordnete (Gedeputeerde) der Provinzialſtaaten beigegeben, eine Inſtitution, die, trägt ſie jemals gute Früchte, ſie nur ausnahmweiſe tragen kann. Dieſe Abgeordneten, von den Provinzialſtaaten erwählt, ſind für die Zeit ihres Dienſtes beſoldet, treten aber nach einem Jahre wieder aus, wenn ſie nicht von neuem ernannt werden. Soll der Eigenthümer ſeine Güter, der Kaufmann ſein Geſchäft verlaſſen, um ein Jahr lang in der Hauptſtadt der Provinz bei einer Verwaltung zu arbeiten, deren Formen er im erſten Jahre kaum kennen zu lernen im Stande iſt? Für wen bleiben nun dieſe wichtigen Aemter übrig? Für Advokaten, herabgekommene Adeliche und Kreaturen des Gouverneurs, die um ſo mehr bemüht ſein müſſen, ihrem Schützer zu gefallen, als ſie ſonſt jedes Jahr Amt und Brod verlieren müſſen. Wenn in dieſer und jener Provinz (wie ich recht wohl weiß) die Gedeputeerde Männer von achtungswerthem Karakter ſind, ſo ſehe ich das als einen glücklichen Zufall und als Folge der noch nicht vollendeten Ausbildung dieſer Inſtitution an; nach zwanzig Jahren dürfte das eigentliche Weſen dieſer Inſtitutionen wohl kenntlicher hervortreten. — Ueberſchaut man die Namen einer ſolchen Verſammlung von Provinzialſtaaten, ſo muß man billig erſtaunen, faſt nichts als Adel und einige ſtolze Patrizier zu erblicken; doch man ſollte nicht erſtaunen, wenn man bedenkt, daß die Ritterſchaft

ein Drittheil der Abgeordneten aus ihrer Mitte zu ſenden hat, daß in den Städten Adel und Patrizier ſich ſo ziemlich verſöhnt haben, und daß auf dem Lande der Reſt des Adels ſich als Grundbeſitzer wieder wählen laſſen kann.

Die Lokalverwaltung iſt vollkommen im Geiſte dieſer Inſtitutionen gebildet, und muß es ſein, da die Provinzialſtaaten die Reglements dafür zu entwerfen hatten. Sie iſt nicht in allen Provinzen gleichartig organiſirt; was ich hier mittheile, bezieht ſich nur auf die Bildung derſelben in der Provinz Geldern. Die Verwaltungen der Städte Arnheim, Nymwegen und Zütphen ſind Bürgermeiſtern anvertraut, welche unmittelbar unter dem Gouverneur ſtehen; die Verwaltungen der kleinern Städte und des platten Landes ſtehen unter Schulzen (Schouten), die von ſiebenzehn Oberſchultheißen (Hofdschouten) beaufſichtigt werden. Die eigentlichen Herren und Gebieter ſind dieſe Hofdſchouten oder deren Sekretäre, Adeliche oder Patrizier, welche dieſe Würden nur zur Erweiterung und Sicherung ihres Einfluſſes annehmen. Da es ihnen leicht iſt, die Schulzen nach ihrem Wunſche wählen zu laſſen, ſo iſt ihrer Macht nirgends eine Schranke geſetzt. Da die Schulzen größtentheils Bauern ſind, welche zur Nothdurft ihren Namen zu ſchreiben wiſſen, ſo führt nicht ſelten der Sekretär des Hofdſchout auch die Amtsgeſchäfte des Schouten, und iſt ſomit ausführende und beaufſichtigende Behörde in einer und derſelben Perſon. Nach dieſer Verfaſſung iſt es nicht ſelten, den ehrgeizigen oder nach Einfluß ſtrebenden Mann als Eigenthümer in der Verſammlung derſelben ſtimmen oder die Abſtimmung derſelben leiten, durch ſeinen Sekretär den Vorſtand der Gemeinde erſehen, als Hofdſchout die Gemeindeverwaltung kontrolliren und die Beſchlüſſe derſelben begutachten, und als Mitglied der Provinzialſtaaten die Reglements für ſeine Verwaltung, Geſetze und Verordnungen entwerfen und über deren Anwendung wachen zu ſehen. In der That, ſolche Inſtitutionen müſſen mit einem Erſtaunen erfüllen, für welches es keinen Ausdruck gibt! Ich fürchte, daß, wenn der junge Stamm einmal zum Baume aufgeſchoſſen iſt, er bittere Früchte tragen werde! Neben ſolchen Inſtitutionen iſt die Macht der Regierung ein eitles Schattenbild. Man entgegne mir nicht, daß man ſich bei dieſen Inſtitutionen wohl befinde, daß man nirgends Aeuſſerungen des Mißfallens darüber vernehme; noch iſt der Druck nur hie und da fühlbar; noch iſt die Saat nicht in wuchernde Blüthe getreten; noch verhallen die Klagen der Einzelnen wie leiſe Seufzer. Die ſchlechteſte Einrichtung iſt erträglich, wenn die Rechtlichkeit der dadurch Mächtigen ſie erträglich macht; wir haben es hier aber nicht mit Perſonen, ſondern mit Sachen zu thun.

Man hat oft und viel von der Koſtſpieligkeit der Beamtenverwaltung geredet; ich finde dieſe Verwaltung durch Magiſtrate nicht minder koſtſpielig; dort macht es die Größe des Dienſtgehaltes, hier die Zahl der Beamteten. Hier bezieht der Gouverneur einer Provinz einen Gehalt von zehntauſend Gulden, und gibt, um ſeinem Range gemäß zu leben, wenigſtens noch zehntauſend Gulden dazu aus; von den acht oder zehn Deputirten der Provinzialſtaaten bezieht jeder fünfzehnhundert bis zweitauſend Gulden; das Bureau koſtet eben ſo viel, als in irgend einem andern Lande, wo nicht mehr. Die Hofdſchoute beziehen einen Gehalt von etwa drei-

bis vierhundert Gulden, und, wenn ich nicht irre, eine etwas größere Summe für die Bureaukoſten. Die Schoute haben vierhundert Gulden Beſoldung, und, wenn ich nicht irre, in kleinern Städten auch noch drei- oder vierhundert Gulden für einen Sekretär. In Folge einer ſolchen Einrichtung kann zum Gouverneur nicht der Mann ernannt werden, den Talente, Klugheit und Rechtlichkeit dazu befähigen, ſondern der, welcher reich genug iſt, dieſe Würde zu bekleiden. — Da von fünfzehnhundert Gulden kein Mann anſtändig leben kann, ſo iſt Keinem zuzumuthen, ſich ausſchlieſſend mit den Verwaltungsangelegenheiten zu beſchäftigen; dieſe werden Nebendinge von Advokaten und ſonſt beſchäftigten Menſchen; man muß daher durch die Zahl der Angeſtellten die Thätigkeit des Einzelnen ergänzen. — Noch mehr iſt dies der Fall bei den Hofdſchouten und Schouten, wo das Amt durchaus keine Entſchädigung für Talent oder Zeitaufwand bietet, daher dieſe Stellen nur Konkurrenten finden, ſofern andern Intereſſen dadurch gedient iſt. Nehmen wir an, daß unter den ſiebenzehn Hofdſchouten der Provinz Geldern nur hundert und dreißig Schouten ſtehen, ſo beträgt doch der Gehalt beider zuſammen wenigſtens achtzigtauſend Gulden. Für dieſe Summe hat man größtentheils Männer zu Beamten, die ohne Bildung ſind, ihr Amt als Nebenſache betreiben oder nur aus anderweitigen Intereſſen übernommen haben. In Baiern dagegen dürften die Landrichter mit ihren Aſſeſſoren für eine gleiche Bevölkerung etwa vierzigtauſend Gulden koſten; Beamte, welche überdies die ganze Rechtsverwaltung zu beſorgen haben. Ich bin weit entfernt, der Beamtenherrſchaft das Wort zu reden, aber man hüte ſich, im Kampfe gegen die Uebel derſelben nicht etwa eine eben ſo drückende Magiſtratsregierung zu organiſiren.

Ich kehre zur Verfaſſungsurkunde zurück. Das fünfte Kapitel handelt von der *Juſtizverwaltung*; das ſechste vom *Kultus* mit den gewöhnlichen Beſtimmungen, nur vielleicht zu kurz und unvollſtändig. Da ich ſpäter auf dieſe Gegenſtände zurückkommen werde, ſo iſt unnöthig, hier dabei zu verweilen. Die Kapitel ſieben, acht, neun und zehn handeln von den *Finanzen* (ein überflüſſiger Abſchnitt, deſſen Beſtimmungen theils unter die Rubrik des Budjets, theils unter die der Befugniſſe der Kammern gehört), von der *Vertheidigung des Staats*, der Direktion des Straßen- und Waſſerbaues (für Holland von großer Wichtigkeit) und vom öffentlichen Unterricht und den Wohlthätigkeitsanſtalten (höchſt oberflächlich).

Da meine Abſicht ſich darauf beſchränkt, von dem Zuſtande der Dinge nur einen flüchtigen Umriß zu geben, ſo befürchte ich, für dieſen Zweck ohnehin ſchon zu weitläufig geworden zu ſein, und gehe nun auf die Regierung über.

3.

Die Miniſter. — Der König. — Der Kronprinz.

In dem Geiſte der *Miniſter* karakteriſirt ſich die Verwaltung; ihnen dankt nicht bloß die Gegenwart ihr Glück oder Unglück, öfter noch iſt das Verderben, das über kommende Geſchlechter einbricht, ihr unſeliges Vermächtniß. Es iſt eigentlich mehr zu bewundern, daß

es noch immer Menſchen gibt, welche ſich nach dieſem ſchwierigen Standpunkte hin ſehnen, als daß ſo unheilſchwangere Mißgriffe auf demſelben gemacht werden. Aber eben weil die Laſt zu groß, ſind es größtentheils nur Hochmüthige oder Ehrgeizige, die ſie zu übernehmen ſich bereit finden laſſen, und weil man die Vortheile und Annehmlichkeiten mehr liebt, als die damit verbundene Laſt, ſo werden öfter nur jene benutzt und genoſſen, dieſe aber auf die Schultern erbärmlicher Werkzeuge hinübergewälzt. Die *Niederlande* ſind gerade nicht mit Miniſtern beglückt, welche beſſer ſind, als man ſie anderswo findet, indeß ſind ſie gewiß auch nicht ſchlechter, als anderswo. Das Portefeuille des *Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten*, nach der jetzigen politiſchen Stellung der Niederlande leicht zu führen, weil kein Uebergewicht und kein Einfluß zu erringen; ſchwierig, weil die innern Angelegenheiten mit den äuſſern Verhältniſſen ſchwer in Einklang zu bringen ſind, hat gegenwärtig A. W. C. *Baron von Nagel von Ampſen*, ein alter Freund des oraniſchen Hauſes. Er war 1795, als der Erbſtatthalter vertrieben wurde, Geſandter am Londoner Hofe, erbat ſich von dem darauf gebildeten republikaniſchen Gouvernement ſogleich ſeine Entlaſſung und lebte als Privatmann zu London bis 1813, wo er mit dem Prinzen von Oranien nach ſeinem Vaterlande zurückkehrte und das Portefeuille übernahm. Im Frühjahr 1815, als die erſte Nachricht von Napoleons Landung bekannt wurde, that er einen Schritt, der für ſeinen entſchiedenen Karakter und ſeine Klugheit ſpricht. Er eröffnete den Geſandten der verbündeten Mächte, daß ſein Souverain, mit Berückſichtigung der Nachtheile, welche aus der proviſoriſchen Lage von Belgien und den damaligen Zeitumſtänden erwachſen könnten, den Entſchluß gefaßt habe, ſich, ohne den Ausgang der Wiener Verhandlungen abzuwarten, zum *König der Niederlande* zu erklären. Er ſtellte ihnen vor, daß die Umſtände und die Gährung, welche die Landung Buonaparte's in einigen Gemüthern hervorbringen müſſe, nicht erlaube, das Loos von Belgien länger unentſchieden zu laſſen, und brachte die Unterhandlung ſchnell zum erfreulichen Ende. Der Verfaſſer der „vertrauten Briefe über das Königreich der Niederlande“ beſchuldigt ihn eines drückenden *Adelſtolzes*. Ich habe keine Beweiſe vom Gegentheil; allein Hr. v. *Nagel* macht dieſe Schwäche durch viele rühmliche Tugenden, worunter ſeine Uneigennützigkeit und gänzliche Entſagung des Nepotismus wohl nicht die unbedeutendſten ſind, wieder gut. Leider gelingt es ihm deſſenungeachtet nicht, alle Mißgriffe zu vermeiden, die wohl zum Theil auch von ſeiner langen Abweſenheit aus ſeinem Vaterlande herrühren mögen. Wundern muß man ſich über die Sparſamkeit, welche bei dieſem Miniſterium herrſcht, deſſen Ausgaben, nebſt denen für Geſandtſchaften, nicht über achthundert und fünfzigtauſend Gulden angeſetzt ſind.

Das *Miniſterium des Innern* verwaltet der Miniſter *C. v. Coninck*, ein geiſtreicher, einſichtvoller Mann von einigen vierzig Jahren, der die Schule der neueſten Zeit vielfach durchgegangen iſt. Er iſt in *Brugge* geboren, hat in Lüttich und Köln ſtudiert und iſt 1800 als Präfekturrath in ſeiner Vaterſtadt in Staatsdienſte getreten. Seine Thätigkeit und Gewandtheit gewann ihm den Beifall ſeines damaligen Gouvernements; er wurde bald darauf

Präfekt des Departements der Ain, dann des Departements von Jemappe, und endlich 1810 des Departements der Mündung der Schelde, welches er bald mit dem Departement der Elbmündungen vertauschte. Nach dem Umſturze des franzöſiſchen Kaiſerreichs kam er in ſein Vaterland zurück. Das neue Gouvernement, von dem löblichen Eifer beſeelt, die Parteien zu verſchmelzen und geiſtvoller Männer ſich zu bedienen, wo es ſie finden möchte, berief Herrn von Coninck in die Kommiſſion, welche 1815 mit der Reviſion der Verfaſſung der vereinigten Provinzen beauftragt war. Hr. v. Coninck gab bei den Verhandlungen, ſo wie in dem Bericht, den er an den König zu entwerfen beauftragt war, Beweiſe ſeines entſchiedenen Talents, und wurde bald darauf zum Gouverneur von Oſt-Flandern ernannt. In Mitte des Jahres 1817 endlich löſete er Hrn. Roëll im Miniſterium des Innern ab. So wenig das Talent des Hrn. v. Coninck in Abrede geſtellt werden kann, ſo viele und gerechte Klagen vernimmt man über den langſamen Gang der Angelegenheiten in dieſem Miniſterium. Dieſe Klage hat ihren natürlichen Grund freilich zunächſt in dem Mechanismus dieſes Miniſteriums; allein ſie trifft mehr oder minder auch den Vorſtand deſſelben. Mir ſind mehrere Fälle bekannt geworden, wo Angelegenheiten unverzeihlich lange unerledigt geblieben ſind. Es iſt im Ganzen ein raſcher Gang der Angelegenheiten gerade nicht die hervorſtechendſte Eigenſchaft des niederländiſchen Gouvernements. Die geringfügigſte Angelegenheit muß vom Schout (Bürgermeiſter) und Gemeindevorſteher berichtet, vom Hofdſchout begutachtet, vom Gouverneur ans Miniſterium befördert werden. Ohne Vorwiſſen des Miniſters kann über wenig oder nichts verfügt werden. Trifft es ſich nun, daß zu einer Eingabe neue Belege und Erläuterungen nöthig ſind, und bedenkt man, daß jede Anfrage den weiten Weg der Miniſterial-, Gouvernial-, Hofdſchout- und Schout-Bureaux zurückwandern muß, ſo begreift man wohl, wie es eine Ewigkeit dauert, bis über den Wiederaufbau eines im Schulhauſe eingefallenen Ofens verfügt werden kann. Im Monat September war über die Unterſtützung und den Wiederaufbau der durch die Ueberſtrömung im Monat Januar beſchädigten Häuſer noch immer nichts verfügt, und die vom Lande aufgebrachten Gelder, mehrere hunderttauſend Gulden, lagen noch immer aufgehäuft, ob auch arme Menſchen inzwiſchen zu Grunde gegangen oder eine Beute raubſüchtiger Wucherer geworden ſind. Ich erzähle dies nur gelegenheitlich, ohne dadurch dem Miniſter einen Vorwurf machen zu wollen, indem ich wohl weiß, daß zur Beſorgung dieſer Angelegenheit eine eigene Kommiſſion niedergeſetzt iſt.

Das Miniſterium der Finanzen verwaltet Elz von Otterleke, ein Bruder des etwas berüchtigten Wilhelm Elz. Er ſtammt von einer Amſterdamer Patrizierfamilie ab und diente, hauptſächlich von ſeinem Bruder gehalten, ſchon in früherer Zeit bei dem Departement der Finanzen. Die belgiſchen Journaliſten und Eleutherophilos urtheilen nicht ſehr günſtig von ſeinen Talenten. Auch iſt, wenn ſichs von den niederländiſchen Finanzen handelt, nie vom Miniſter, ſondern immer nur von dem Generaldirektor der Steuern, der Ein- und Ausgangszölle u. ſ. w. die Rede. Wollte ich von den niederländiſchen Finanzen ſprechen, ſo müßte ich ein

ganzes Buch darüben ſchreiben. Hier nur noch einige Notizen über die erwähnten Direktoren, Wichers und Appelius. Es ſind dies, mehr oder minder verdient, die wahren Sündenböcke, worauf die Holländer alles Unglück werfen.

Wichers, ein Frieſe, in Gröningen geboren, war unter der franzöſiſchen Herrſchaft Präfekt des Departements von der Weſter-Ems und machte ſich durch ſeine Strenge und ſeine Anhänglichkeit an das neue Syſtem in ſeiner Vaterſtadt höchſt verhaßt. Als Generaldirektor rief er ein Zoll- und Mauthſyſtem ins Leben, von dem ich ſpäterhin reden werde. Gegenwärtig iſt er Staatsrath. Nach dem Urtheile Aller, die ihn genau kennen, iſt er ein Mann von (wie man zu ſagen pflegt) Einſicht und Gewandtheit. Es iſt nur zu beklagen, daß dieſe ſogenannte Einſicht ſo oft die folgenreichſten Fehler begeht, und die Gewandtheit gar nicht hindert, zu thun, was nicht geſchehen ſoll!

Appelius, der nach dem Abgange des Hrn. Wichers auch die Generaldirektion der Ein- und Ausgangszölle übernommen hat, iſt der Sohn eines Predigers, zu Middelburg in Seeland geboren. Er war vor der Revolution von 1795 Notar, wurde Mitglied der Nationalverſammlung der bataviſchen Republik, und machte ſich durch ſeinen auſſerordentlichen Scharfſinn und ſeine raſtloſe Thätigkeit bald bemerkbar. Von 1798 bis 1802 war er Mitglied des geſetzgebenden Körpers; der Staatsbewind ernannte ihn zum Finanzrath; unter Schimmelpennink wurde er Sekretär des Staatsraths und unter Ludwig Buonaparte wirklicher Staatsrath, und endlich Finanzminiſter. Nach der Einverleibung Hollands war er einer der eifrigſten und thätigſten Diener des Buonapartismus. Er zog ſich dadurch den Haß ſeiner Landsleute zu, und lud insbeſondere durch den Eifer, mit dem er die Einreihung der ſogenannten Ehrenwachen betrieb, den Zorn vieler Familien auf ſich. Auch ihm geſteht man gern eine auſſerordentliche Gewandtheit im Arbeiten, Scharfblick und Thätigkeit zu, und hat nur zu beklagen, daß dieſe ausgezeichneten Talente nicht eine andere Geſinnung und andere Grundſätze zur Grundlage haben. — Nach ihm zählt Niemand mehr Gegner, als der Juſtizminiſter Kornelius Felix van Maanen. Er iſt von bürgerlichen Aeltern und eröffnete ſeine politiſche Laufbahn als Subſtitut bei dem Obergerichtshofe der Provinz Holland, wurde hierauf Advokat-Fiskal, und endlich ſchon unter Ludwig Buonaparte Juſtizminiſter. Nach der Auflöſung des Königreichs wurde er nach Paris berufen, zum Staatsrath ernannt und als erſter Präſident des kaiſerl. Gerichtshofes im Haag angeſtellt. „In ſeinem Miniſterium — ſo erzählt Eleutherophilos — ſoll mehr Thätigkeit, als in den meiſten andern herrſchen. Er iſt ein Rechtsgelehrter vom erſten Range, ein ſehr angenehmer Geſellſchafter und mehr Weltmann, als die Holländer gewöhnlich zu ſein pflegen. Die Gnade, worin er bei Napoleon, der ihn baroniſirte, ſtand, und der ununterbrochene Wirkungskreis, worin er durch den Weltdeſpoten unterhalten worden, haben ihn zwar in den Augen einiger verſtändigen, rechtlichen Männer einigermaßen in Schatten geſtellt, allein u. ſ. w.“ Dieſer Schatten iſt übrigens in der letzten Zeit noch dunkler geworden. Der beſonders dem Juſtizminiſter nicht immer ſchickliche Eifer, mit dem er in den Sitzungen der General-

ſtaaten jene Ideen verfolgt, denen er ſelber ſo lange gehuldigt, mehrere Mißgriffe und Gewaltsmaasregeln, die er gegen liberale oder auch nur freimüthige und offenherzige Schriftſteller ſich zu Schulden kommen laſſen und genommen, und endlich die Art und Weiſe, mit der er frühere Freunde von ſich ſcheucht, haben ihm einen ſo übeln Ruf bereitet, daß er Mühe haben wird, ſich auf ſeiner Stelle zu erhalten.

Das Porteſeuille des Kriegsminiſteriums war ſeit der Bildung des Königreichs bereits in mehrern Händen und iſt jetzt einem Manne anvertraut, der unſtreitig der vorzüglichſte ſein müßte, wenn von den Miniſtern gälte, was von den Weibern, daß diejenigen die beſten, von denen am wenigſten geredet wird. Uebrigens iſt das Kriegswesen bereits geordnet und die Kriegsverfaſſung feſtgeſtellt, und ein Miniſter dürfte bei dieſem Verwaltungszweige wenig mehr zu thun haben. Die niederländiſche Militäreinrichtung unterſcheidet ſich wenig oder gar nicht von denen anderer Staaten; die Vertheidigung des Vaterlandes iſt einem ſtehenden Heere, einer Nationalmiliz, von der in Friedenszeiten nur ein Fünftheil unter den Waffen ſteht, und einer Lokalmiliz (Schuttery), die aber nur erſt an wenigen Orten gebildet iſt, anvertraut. Der Holländer hat wenig oder gar keine Neigung zum Soldatenſtande, ſelbſt Napoleon konnte dieſe Neigung nicht wecken. Man kann nicht ſagen, daß es ihm am Muth dazu gebräche, ihre Siege zur See verkünden das Gegentheil; allein ſeit Jahrhunderten war er gewöhnt, im Soldaten nur den fremden Miethling zu ſehen und den Stand ſelber zu verachten. Unter den Offizieren iſt jetzt mancher tüchtige und gebildete Soldat, der das Heldenherz dem Feinde muthig entgegen trägt und daheim die Künſte des Friedens nicht vernachläſſigt oder verachtet; der eigentlichen Lärmer und Händelſucher, wie man ſie anderswo unter den Soldaten trifft, dürfte man im niederländiſchen Heere wenige finden. Uebrigens ſind Offizier und Soldat anſtändig bezahlt und der letztere iſt vortrefflich genährt und gekleidet.

Das Miniſterium der Marine, das einſt für Holland ſo wichtig war und zum Theil noch iſt, dürfte einem Manne anvertraut ſein, der mit Mangel an Talent und Kenntniß auch den an Thätigkeit und Genauigkeit verbindet. Ich mag die Anekdoten nicht wiederholen, die auf ſeine Rechnung erzählt werden; wäre auch nur der vierte Theil von dem, was man von ihm erzählt, wahr, ſo wäre es genug, den Wunſch zu erregen, daß dieſes Departement einem andern Manne anvertraut werden möchte.

Für den Staatsminiſter von Falck, deſſen Talente und treffliche Geſinnung gerühmt werden und der bei der Umwälzung von 1813 als Hauptmann der Nationalgarde von Amſterdam ſich einige Verdienſte geſammelt hat, wurde vor Kurzem ein eigenes Departement gebildet, das des öffentlichen Unterrichts. Ungeachtet der Miniſter ſeinem Departement wenig Zeit zu widmen hat, ſo gehört dieſer Theil der Verwaltung, wenn nicht zum beſten, doch geordnetſten. Es iſt in der letzten Zeit, und ſchon vor Falck, für den öffentlichen Unterricht viel geſchehen; und wenn den löblichen Eifer die Erfolge nicht krönen ſollten, ſo iſt wenigſtens den edeln Geſinnungen des Königs und des Miniſters die Schuld nicht beizumeſſen.

Von dem Zuſtande der wiſſenſchaftlichen Erziehung werde ich an einer andern Stelle ausführlicher reden.

Die Aufſicht über den Kultus iſt zwei Generaldirektoren anvertraut, d. h. dem Einen der Kultus der Katholiken, dem Andern der der Reformirten. Sonſt war mit dem letztern Verwaltungszweige, ſehr unzweckmäßig und unſchicklich zugleich, auch die Generaldirektion der Poſten verbunden, was zu manchen witzigen Wortſpielen Veranlaſſung gegeben hat. Seit einiger Zeit hat man aber dem Uebelſtande abgeholfen.

Ich wende mich nun erſt zum Könige, der, von Liebe zu ſeinem Volke beſeelt, deſſen Glück will und thätig zu befördern ſucht. Es dürfte mehrern Leſern nicht unangenehm ſein, hier einen kurzen Umriß ſeines an Widerwärtigkeiten reichen Lebens zu finden.

Er iſt den 24. Auguſt 1772 im Haag geboren. Seine vortreffliche Erziehung hatte er vorzüglich ſeiner (im Laufe dieſes Jahres auf dem Luſtſchloſſe Loo verſtorbenen) Mutter, Friederike Sophie Wilhelmine, einer Prinzeſſin aus dem hohenzollernſchen Königshauſe, zu verdanken. Seine erſten Lehrer waren Euler, aus Zweibrücken, und ſpäter der als Schriftſteller bekannte Tollius, beide Männer von ausgezeichneter wiſſenſchaftlicher Bildung. Seine Leitung war dem General von Stamford anvertraut, einem Manne von ausgezeichnetem Verdienſte, deſſen Verſchloſſenheit, finſteres Weſen und Zurückhaltung ſich zum Theil auf den Prinzen übergetragen haben ſoll. Unfälle, welche damals ſeine Familie trafen, lehrten ihn früh die Vergänglichkeit menſchlicher Größe und menſchlichen Glücks erkennen. Dieſe Anfänge machten ihn fähiger zu ſtandhafter Ertragung von damals noch ungeahneten Widerwärtigkeiten. — Nachdem er ſeine Studien auf der Univerſität Leyden und ſeine Bildung auf einer Reiſe an mehrere deutſche Fürſtenhöfe vollendet hatte, vermählte er ſich mit Friederike Louiſe Wilhelmine, König Friedrich Wilhelms II von Preußen Tochter. Der Ausbruch des franzöſiſchen Revolutionskriegs führte auch ihn, den zwanzigjährigen Jüngling, auf den großen Schauplatz des Staats- und Kriegslebens. Als Befehlshaber des kleinen niederländiſchen Heeres ſtritt er mannhaft gegen die Neufranken, und am Schlachttage vom 13. Sept. 1793 verſpritzte er im muthigen Kampfe bei Menin ſein Blut. In dem folgenden Feldzuge befehligte er ein aus Niederländern und Oeſterreichern zuſammengeſetztes Heer, mit dem er durch die Eroberung von Landrecies den Feldzug ſiegreich eröffnete, jenen Feldzug, der nach der Schlacht von Charleroi eine ſo unglückliche Wendung nahm. Die Neufranken drangen bis an die Maas und die Waal vor, alle Feſtungen fielen in ihre Hände, und endlich baute ihnen der Froſt in Mitte des Januarmonats 1795 eine Eisbrücke über die Ströme Hollands. Friedrich Wilhelm ſammt ſeinem Bruder, vom Oberbefehl des kleinen Heeres abgerufen, ſchiffte ſich am 18. Januar auf elenden Fiſcherpinken nach dem britiſchen Eilande ein. Doch die Brüder verließen England bald wieder, ſammelten die ausgewanderten treuen Schaaren, und wollten mit ihnen von der preußiſchen Grenze aus zur Befreiung der niederländiſchen Provinzen wirken, als der Basler Friede dieſen Plan vereitelte. Friedrich Wilhelm ließ ſich nun in Berlin nieder, um durch-

den Einfluß des preußiſchen Kabinets ſeiner Familie Reſte ehemaliger Macht zu retten. Gleichzeitig beſchäftigte er ſich auch mit den Wiſſenſchaften, und, nach dem Ankauf der polniſchen Herrſchaften des Fürſten Jablonowski, mit der Landwirthſchaft, für welche er eine dauernde Neigung faßte.

Die Friedensunterhandlungen zu Luneville und Amiens beſtimmten auch das Schickſal des oraniſchen Hauſes; es wurden ihm in Mitte Deutſchlands Entſchädigungen zugewieſen, und Friedrich Wilhelm trat, da ſein Vater ihm dieſe Entſchädigung abgetreten hatte, als Fürſt von Fulda und Corvey in die Reihe der regierenden Fürſten Deutſchlands. Seine Regierung in den neuen Landen war weiſe, mild und ſegensreich; er entwickelte als Regent eine unermüdete Thätigkeit, weiſe Sparſamkeit, Liebe zur Gerechtigkeit, Feſtigkeit des Karakters, ein richtiges Urtheil; er änderte bedachtſam und ſchonend, war Jedermann zugänglich und förderte das Gute, wo es in ſeiner Macht ſtand. — Kaum waren ihm im Frühling 1806 durch den Tod ſeines Vaters die naſſauiſchen Stammlande zugefallen, als mit der Errichtung des Rheinbundes neue, drohende Gefahren ſich erhoben. Mit edelm Stolze weigerte Friedrich Wilhelm, dieſem Bunde beizutreten. Der Ausbruch des unglücklichen Kriegs von 1806 rief ihn als preußiſchen Generallieutenant auf den Kriegsſchauplatz; er verließ in den erſten Tagen des Auguſtmonats Fulda, und — ſah ſein Land nicht wieder. Die unſelige Kapitulation des alten Möllendorf führte auch den Prinzen von Oranien in feindliche Gefangenſchaft, aus der ihn nur ſein Ehrenwort erlöſete, und ein Machtſpruch Napoleons beraubte ihn ſeiner Lande. Fürſten, in deren Staaten der Prinz Hausgüter beſaß, benutzten dieſen Anlaß, ihm auch dieſe zu entreiſſen. — Bei der Annäherung der Franzoſen war Wilhelm Friedrichs Gemahlin mit den Kindern von Berlin nach Pommern geflohen; dorthin folgte nun auch der Prinz. In dieſem verhängnißvollen Winter häufte das Unglück Leiden aller Art auf die oraniſche Familie. Zu dem Schmerze über die Unfälle des preußiſchen Hauſes kam das Unglück, ſelber Alles verloren zu haben; zu dem Verluſt eines geliebten Kindes das Leiden langer Trennung der Gatten; der Friede von Tilſit ließ dem Prinzen nichts übrig, als einige Beſitzungen im neuen Großherzogthum Warſchau. — Von nun an lebte der Prinz nur für ſeine Familie, mit den Wiſſenſchaften, der Verwaltung ſeiner Güter und der Erziehung ſeiner Söhne beſchäftigt.

Die Ereigniſſe vom J. 1809 riefen ihn nach Wien. Er focht in der mörderiſchen Schlacht von Wagram mit gewohntem Heldenmuthe, aber der Sieg hatte Napoleon noch nicht verlaſſen. Als aber der Feldzug nach Moskau Napoleons Macht und der Franzoſen Kriegsglück erſchüttert hatte, als die Verbündeten ſchon ihre ſiegreichen Waffen nach Deutſchland trugen, da eilte Wilhelm Friedrich nach England, um mit dem britiſchen Kabinete die Maasregeln zu verabreden, welche die Befreiung der niederländiſchen Provinzen herbeiführen ſollten. Von der darauf erfolgten Ereigniſſen habe ich bereits geſprochen.

Was Wilhelm Friedrich im Fürſtenthum Fulda geweſen, iſt er auch auf dem Throne der Niederlande. Die Reinheit ſeiner Abſichten und ſeine unwandelbare Gerechtigkeitsliebe habe ich

ſelbſt von ſeinen Feinden nie läugnen, nie bezweifeln, öfter von ſeinen Freunden aber bedauern hören, daß ſein ruhmwürdiger Eifer nicht immer die rechten Mittel, d. i. die rechten Perſonen finde. Es iſt keine vorgefaßte Meinung, kein Groll über erlittenes Unrecht, keine Neigung zu einem Syſteme, was ihn zuweilen mißleitet, nur der verzeihliche Irrthum, dem wir Alle unterthan ſind. Kein Fürſt verdient mehr, ein von widerſtreitenden Elementen freies Land und freie Zeit zu finden, als er; leider iſt ihm dies Glück nicht zu Theil geworden.

Der Kronprinz Friedrich, 1792 geboren, hat ſeine Erziehung auf der Berliner Militärakademie erhalten und iſt nachher unter die Leitung des jetzigen Generallieutenants Conſtant de Rebecque, eines ſehr ausgezeichneten Mannes, gekommen. Auf der pyrenäiſchen Halbinſel fing er unter Wellington ſeinen Kriegsdienſt an und bildete ſich zum tüchtigen Soldaten aus. Als ſolcher hat er ſich auch bei Waterloo erwieſen; der Kronprinz und Waterloo ſind Worte, die in den Herzen aller Niederländer flammen. Sein reger Geiſt, ſeine Leutſeligkeit, ſein kriegeriſcher Muth und ſein zartes Vaterherz haben ihm die Neigung ſeines Volks gewonnen, das ſeiner Regierung hoffnungsvoll entgegenſieht.

Des Kronprinzen jüngerer Bruder, Prinz Friedrich, kommt ſeiner Jugend und ſeiner Stellung wegen in keinen ſonderlichen Betracht.

4.

Die religioſen Verhältniſſe.

Wenn ich von den religiöſen Verhältniſſen Hollands ſpreche, ſo erwarte man ja nicht, daß ich über der Voetianer, Gomariſten und Arminianer alte Zwiſte und deren traurige Folgen, über die Glaubensbekenntniſſe und Sekten, die Herrnhuter, Wiedertäufer, Rhynsberger, Chriſto-Sakriſten, Quäcker u. ſ. w., die in Holland einheimiſch ſind, reden werde; nur von dem überall ſichtbaren Zwiſte zwiſchen dem ſogenannten Alten und dem ſogenannten Neuen, von dem Mißtrauen, das Reformirte und Katholiken (hier Römiſchgeſinnte genannt) gegenſeitig hegen, von der Bildung der Prediger und Pfarrer u. ſ. w. will und muß ich reden.

Holland ward früherhin als das Vorbild religiöſer Duldung geprieſen; wirklich waren auch alle Glaubensbekenntniſſe und Sekten, mit Ausnahme der Sozinianer, geduldet, aber geduldet, wie hier und da die Juden es werden. Die Katholiken, ſehr zahlreich, durften zwar im Innern ihrer Betkapellen Gott auf ihre Weiſe verehren, aber dieſe Gotteshäuſer durften kein Zeichen ihrer erhabenen Beſtimmung an ſich tragen; daher in Amſterdam noch jetzt die Kirchen het duiſje (zur Taube), de Posthoorn (zum Poſthorn), de Staar (zum Staar) u. ſ. w. benannt werden; der Gebrauch der Glocken und die Prozeſſionen waren ihnen verboten; der Katholik zu allen öffentlichen Aemtern, ſelbſt zum Notarius, unfähig u. ſ. w. Zum Druck des Geſetzes kam noch der Druck der Meinung und der Fanatismus einzelner Beamten; das katholiſche Bethaus mußte nicht ſelten in den abgelegenſten Winkel der Stadt verlegt werden,

damit den Rechtglaubigen kein Aergerniß gegeben ward; wurde beim Herausgehen aus dem Bethauſe ein geiſtliches Buch in der Hand eines Katholiken geſehen, wurde die Betkapelle geſchloſſen, und ihre Wiedereröffnung mußte mit großen Summen erkauft werden; kein Prieſter durfte eine Nacht ohne Vorwiſſen und Erlaubniß des Bürgermeiſters in einer Gemeinde zubringen u. ſ. w. Die Revolution von 1795 hat zwar dieſen Druck aus dem Geſetzbuche entfernt, nicht aber alles Vorurtheil und die bittere Erinnerung vertilgen können. Daher hat die Revolution in den Katholiken auch die eifrigſten Anhänger gefunden. So macht der Druck den friedliebenden Bürger zum Revolutionär! Ein angeſehener Mann, der ſonſt übel auf Revolutionen zu ſprechen war, ſagte mir, daß, beſtänden die alten Geſetze noch und gäbe eine neue Revolution Hoffnung, jenen Druck abzuwerfen, er ſein ganzes großes Vermögen ohne Bedenken wagen würde. — Die Nachklänge aus dieſer Zeit gewahrt man noch überall. Der Umgang zwiſchen Geiſtlichen der beiden Kirchen iſt noch ein Unmögliches; eheliche Verbindung zwiſchen Perſonen der beiden Glaubensbekenntniſſe ſind ſelten und von dem Fluche der Verwandten verpönt. Ich habe die traurigen Folgen von ein paar Beiſpielen der Art geſehen, wo junge Leute, ſich über das Vorurtheil hinwegſetzend, ſich trotz der verſchiedenen Glaubensbekenntniſſe zu heirathen wagten. Die katholiſchen Geiſtlichen verweigern geradezu und durchaus die ſakramentaliſche Trauung; die innigſten Bande zwiſchen Verwandten löſen ſich; die öffentliche Meinung der untern Volksklaſſe ſteht nicht ſelten gegen ſie auf. — Die Katholiken erinnern ſich noch immer des alten Unrechts und der erlittenen Unbilden, von welchen ſie erſt vor fünfundzwanzig Jahren eine Revolution befreit hat, und wie, wer viel gelitten, furchtſam iſt, ſo glauben ſie, die Reformirten hätten keine mildere Geſinnung angenommen, ſondern nur den Schein derſelben annehmen müſſen; die Reformirten dagegen, in Vorurtheil, Unkenntniß des katholiſchen Glaubensſyſtems und alter Gewohnheit befangen, können die frühere Abneigung, die angeerbte Eitelkeit und den Irrwahn, ein Katholik könne nie geiſtig tüchtig und herzlich aufrichtig ſein, nicht beſiegen. So iſt mirs wenigſtens nach vielen Unterredungen mit Glaubensgenoſſen beider Kirchen vorgekommen. Die Beſſern und Verſtändigern darunter werfen ſich, von Einwürfen ermüdet, endlich auf den Satz: In Deutſchland mag es anders ſein; ſo ſind aber unſere Katholiken, ſo unſere Reformirten!

In der That ſind ſie mit dieſer Ausflucht vollkommen gerechtfertigt. Leider iſt bei dem Zuſtande der Bildung der Geiſtlichen und ihrem Einfluſſe auch nicht bald Beſſerung zu hoffen. Ich erlaube mirs nicht, die reformirten Geiſtlichen oder Domine nach den Ausſagen der Katholiken zu beurtheilen, und bin ſelbſt nie in den Fall gekommen, ſie näher kennen zu lernen, daher ich einen Mann, der, wenn die höchſt wahrſcheinlichen Behauptungen nicht trügen, ſelber Holländer und ſelber reformirt geweſen iſt, den Verfaſſer der „vertrauten Briefe," reden laſſen will. „Ihr Gebrülle von den Kanzeln," ſagt dieſer, „iſt ein wahres Skandal, und das Verdammungsurtheil, womit ſie gewöhnlich ihre langen, unſinnigen

Predigten beſchlieſſen, ſteht in dem offenbarſten Widerſpruche mit der chriſtlichen Liebe. Vorzüglich iſt es die deutſche Neologie, auf welche ſie ihre giftigen Pfeile losſchieſſen. Am wahrſcheinlichſten kommt es mir vor, daß der Einfluß, welchen ihre illiberale Denkungs- und Verfahrungsart ihnen ſeit 1618 direkte und indirekte ſogar auf die öffentlichen Angelegenheiten verſchaffte, und die Behaglichkeit, welche ſie empfanden, ſolch' ein politiſch-hierarchiſches Syſtem geltend zu machen, dieſe Hierophanten vorzüglich beſtimmten, ihren alten Sauerteig fortzukneten. Ein paar Beiſpiele von der *Intoleranz der holländiſchen Domine* mögen hier am rechten Orte ſtehen, und ich hebe ſie hier aus einer unzähligen Menge anderer aus. Vor ungefähr zwölf bis fünfzehn Jahren (der Verfaſſer ſchrieb 1817) hatten der Domine zu *Jutphaas*, unweit Utrecht, und der dortige Paſtor (ſo werden die katholiſchen Geiſtlichen in Holland genannt) beide zu gleicher Zeit einem Schiffer den Auftrag gegeben, ihnen von Utrecht ein Strootzen (d. i. eine gewiſſe Quantität) Picklinge mitzubringen. Da ein Faſttag herannahte, ſo hatte ſich die Magd des Paſtors beim Durchfahren der Trekſchuit durch den Ort dorthin begeben und von dem Schiffer wirklich die beſtellten Picklinge erhalten. Bei der Zurückfahrt kam auch die Magd des Domine an die Trekſchuit und zankte mit dem Schiffer, daß die Picklinge ſo lange ausblieben. „Ei," ſagte dieſer, „ich habe ſie ja dieſen Morgen ſchon abgegeben!" und fuhr weiter. Da die Magd mit dieſer Antwort zurückkam, legte ſich der Domine auf Kundſchaft, und erfuhr nun in der That von Leuten, die die Magd des Paſtors geſehen hatten, daß dieſe die Picklinge von der Trekſchuit abgeholt habe. Wüthend über dieſen papiſtiſchen Frevel, entſchloß ſich der Domine, der nie zum Paſtor kam, zu ihm zu gehen und ihm tüchtig den Kopf zu waſchen. Er trat gerade in dem Augenblicke in das Haus, als die gebackenen Picklinge dem ſchon am Tiſche ſitzenden Paſtor aufgetragen wurden. Die Magd meldete ihn gleich dem Paſtor, der freundlich erwiederte, es werde ihn freuen, ſeinen Amtsgenoſſen zu empfangen. Der Domine trat ins Zimmer und fing gleich mit einer fürchterlichen Strafpredigt, voll gehäſſiger Anſpielungen und falſcher Beſchuldigungen an. Der Paſtor blieb ruhig, erklärte ihm mit Gelaſſenheit ſeinen Irrthum und fügte gutmüthig hinzu: „Da aber das Quid pro quo nun einmal geſchehen und nicht mehr zu ändern iſt, indem Sie das Corpus delicti bereits gebacken auf meinem Tiſche ſehen, ſo weiß ich kein beſſeres Mittel zu einem gütlichen Vergleiche, als — erzeigen mir Ew. Ehrwürden die Ehre, ſich mit mir an den Tiſch zu ſetzen und die Picklinge, ehe ſie kalt werden, mit mir gemeinſchaftlich zu verſpeiſen. Es freut mich, daß dies glückliche Ungefähr die Eintracht ...." Hier donnerte aber der Domine mit flammenden Blicken ihm das Anathema ins Geſicht: „Glaubt Ihr denn, daß ich mich der ewigen Verdammniß preisgeben will?" und rannte zum Hauſe hinaus."

So ſchildert ein Mann, der, wie geſagt, ſelbſt Holländer, ſelbſt Reformirter geweſen iſt, der aber Deutſchland genau kannte, ſeine Landsleute und die Diener ſeiner Religion. Ein eben ſo unerquickliches Bild muß ich (ſchönere Ausnahmen gibt es überall) von dem *katholiſchen Klerus* entwerfen. Roh, voll Vorurtheile und ohne Kenntniſſe wurden junge Leute

ſonſt und werden ſie jetzt noch Geiſtliche, roh und unverträglich bleiben ſie als ſolche. Als ich zu Oſtern meine Beichte ablegte, war die erſte Frage des Prieſters: ob ich Maurer ſei, weil er mir in dieſem Falle die Losſprechung verweigern müßte. Beobachtung der Faſtengebote iſt hier noch immer wichtiger, als die Bändigung der Leidenſchaften, auſſer der Kirche *kein Heil* und zur Erreichung der Zwecke ſelten ein Mittel zu unheilig. Eine junge Dame, der es denn doch ſchwer wurde, ihre reformirten Freundinnen geradezu zu verdammen, und die aus dem Labyrinthe ihres Katechismus keinen Ausweg fand, erklärte mir endlich, ſie ſei überzeugt, daß bei guten Reformirten auf dem Todbette noch *eine Art von Bekehrung* vorginge und daß ſie dann in dem wahren Glauben ſelig ſtürben. Glücklich preiſe ich die, welche ihrer Sache ſo gewiß ſind oder bleiben; was iſt aber das Loos derjenigen, welche durch die Welt oder die Verhältniſſe einmal aus dieſer Beſchränktheit der Begriffe herausgeriſſen worden ſind? Eine reformirte Dame, die ich ſelber kenne, verheirathete ſich mit einem Katholiken. Nach deſſen frühem Tode im Begriff, ſich mit einem Verwandten deſſelben zu vermählen, wurde ſie *katholiſch*. Die Heirath zerſchlug ſich und ſie kehrte unter ihre reformirten Verwandten zurück. Leichtſinnig und wankelmüthig wurde ſie nun wieder *reformirt*. Bald darauf verfiel ſie in eine tödtliche Krankheit. Mit dem Tode ringend warf ſie ſich in die Arme eines katholiſchen Verwandten und rief in ihrer Selbſtvernichtung: Ach, wie unglücklich, unglücklich bin ich! Und der Verwandte entgegnete kalt und herzlos: Sie wiſſen, was ſie zu thun haben, um glücklich zu werden! — In der That, ich halte ſie und alle Menſchen der Art für ſehr unglücklich.

Deutſchland wurde mir geradezu als ketzeriſch erklärt und deutſche Philoſophie als die Quelle alles Unglaubens. In den hochherzigen Aufopferungen edler Menſchen, in den geheimnißvollen Mythen der Griechen und der Indier, in den großen Schickſalen der Völker religiöſe Ahnungen, religiöſen Aufſchwung zu ſuchen und zu finden, eitle Ketzerei; jedes Zugeſtehen anderer Anſichten verderblicher Indifferentismus geſcholten. Zerfällt man mit dem Pfarrer, iſt man mit der Gemeinde, mit der Kirche zerfallen. So ein Freund von mir. Nachdem ihn der Tod von einer katholiſchen Xantippe befreit hatte, vermählte er ſich mit einer liebenswürdigen Proteſtantin; der Pfarrer traute ſie zwar nicht, aber die Geſetze geſtatteten die Ehe. Er war Arzt; die Praxis nahm ab. Er beſaß Rechte auf eine Kirche, die man für widerrechtlich angemaßt erklärte; er ſollte ſie herausgeben; man drohte, man kündigte ihm den kleinen Bann an. Er durfte nicht mehr an den Sakramenten Antheil nehmen; da ihm aber die ſchriftliche Eröffnung des Bannes verweigert worden war, ſo ward ſein Wegbleiben aus der Kirche für Lauigkeit, für Abfall erklärt; die Geiſtlichen erlaubten nicht mehr, daß er zu den Kranken gerufen wurde; ſein bürgerliches Glück war zertrümmert; Unterwerfung und Gehorſam war die einzige noch mögliche Rettung. So groß iſt die Gewalt, ſo groß der Despotismus einiger Geiſtlichen in Holland! Größer noch, als in den Gegenden, die ich kennen gelernt habe, ſoll die Gewalt der Geiſtlichen im katholiſchen *Nordbrabant* ſein. Die ſchönſten Kirchengüter werden dort, ſo erzählte man mir, vergebens zum Kauf ausgeboten;

Niemand wagt, ſie an ſich zu bringen. Des Käufers Eigenthum würde vor Beſchädigung, er ſelber ſeines Lebens kaum ſicher ſein.

Mit etwas ſchlechtem Latein ausgerüſtet, das ſie von Landpfarrern erlernen, werden junge Leute nach dem Prieſterſeminarium geſchickt, deren vier in Holland ſind, nämlich ins Heernberg, Warmond, Belſen und Kuilenburg. Hier, auf einem einſamen, alten Schloſſe eingekerkert, erlernen ſie ihre Theologie. Hier wird Bibelſtudium ohne Kenntniß der griechiſchen und hebräiſchen Sprachen getrieben, für welche nicht einmal Lehrer da ſind, ohne hiſtoriſche Kenntniß, und gelernt, Menſchen in allen Nöthen Rath und Troſt zu ſein, ohne Menſchen zu ſehen. So ausgebildet, erhalten ſie die Weihen und werden Prieſter und Volkslehrer. Sie ſind dann auſſer Stand, mit gebildeten Menſchen umzugehen.

Ich habe das Bild gezeichnet, wie ich es gefunden; iſt es unerquicklich, ſo iſt es nicht meine Schuld; wer es aber gut und wohlgethan findet, wie es iſt, mit dem will ich nicht darüber rechten. Ich glaubte mich vor allen Andern berufen und berechtigt, ſo zu ſchreiben, weil ich die katholiſche Kirche hingebend und mit Aufopferung vertheidigt habe; ich brauche daher nicht zu verſichern, daß ich dieſe Schattenſeite nicht zeichne, weil ich Wohlgefallen daran habe, ſondern daß ich Mißbrauch nur rüge, damit das Beſſere rein und unentweiht hervorſtrahle aus den Nebeln haßſüchtigen Tadels.

Und welchen Einfluß dieſer Zuſtand der religiöſen Ueberzeugungen auf das ganze Leben des Volks, auf die Regierung habe? Ludwig Buonaparte hatte es, da er katholiſch war, mit der reformirten Bevölkerung zu thun; Wilhelm I, da er reformirt iſt, mit der katholiſchen. Iſt man dem Fürſten auch nicht abgeneigt, ſo mißtraut man ihm doch und ſeinen Umgebungen. Die Glaubensform kommt mit ins Spiel, wo nur die Religion etwas zu thun hat; man gibt ſich nicht gern gegenſeitig etwas zu, um ſich nichts zu vergeben; Brabant wird keinen reformirten Abgeordneten in die zweite Kammer ſenden, Holland keinen Katholiken, ſo zahlreich dieſelben auch ſind. Der König und die Miniſter werden bei Beſetzung der Stellen die Glaubensform nicht berückſichtigen, diejenigen aber, welche vorſchlagen, thun es nur zu oft; man ſcheut die Annäherung und aus der Entfernung keimt Mißtrauen; weil man Abſichten hat, legt man auch dem Unabſichtlichen ſie unter, und dann ſelten die beſten. Dieſes Mißtrauen geht ſo weit, daß man für die ärmlich beſtehenden katholiſchen Prieſterſeminarien die Beiſteuer des Staats anzunehmen ſich weigert, damit die Regierung ja keine Anſprüche erlange, ſich in die Verwaltung und Leitung dieſer Inſtitute zu miſchen.

Ich könnte noch mehr, noch Ueberraſchenderes in Bezug auf die Verhältniſſe der beiden Haupt-Glaubensbekenntniſſe in Holland ſagen, allein ich behalte mir es für andere Zeiten vor, weil ich es nicht ſelber erfahren und erprüft habe und weil ich über dieſen Punkt lieber zu wenig, aber Zuverläſſiges, als viel und vielleicht Irriges ſagen möchte.

Die großen hiſtoriſchen Erinnerungen des holländiſchen Volks ſind mit Glaubensſtreitigkeiten eng verknüpft, und ſo leben dieſe in den Gemüthern deſto friſcher fort.

Ueberall mahnen noch Bilder und Denkmäler, Feſte und Feierlichkeiten an dieſe Zeiten, ihre Meinungen, die Leiden und Siege der Holländer. Ich erinnere mich, in einem *Kaffeehauſe* der Muſenſtadt *Leyden* ein Bild geſehen zu haben, wo die holländiſchen Provinzen gekettet und gefeſſelt vor Alba liegen, und dieſem der Kardinal Granvella die Mordanſchläge gibt, die ihm die Teufel einblaſen. Im Hintergrunde des Bildes ſieht man alle Gräuelthaten, welche die Spanier oder papiſtiſchen Henker, was gleichbedeutend iſt, ausgeübt haben. Unter dem Bilde ſtanden viele Verſe, von denen mir aber nur folgende noch gegenwärtig ſind:

Hier stet ghy Nederland den dwingheland geseten
In wredheyt meer vergryst als door den tyt gesleten;
Hier sit hy in syn troon mit bloedig tugch verciert,
Van alle man gevreest, van alle man geviert.
Granvella bloest hem wreck en mordlust in de ooren etc.

Und der Verfaſſer der „vertrauten Briefe“ ſagt, indem er von der Eroberung der Stadt *Oudewater* redet: „Und wie gehäſſig war es, wie empörend und vernunftwidrig iſt es, daß dies traurige Ereigniß geradezu unter dem Namen: der *Oudewaterſche Mord* jährlich gefeiert ward und — horribile dictu! — noch bis auf den heutigen Tag, wo keine herrſchende Religion mehr ſtatt findet, gefeiert, ja öffentlich von der Kanzel der Dordrechter Synodiſten als ein papiſtiſcher Gräuel verflucht wird. Während katholiſche Geiſtliche für den proteſtantiſchen Landesfürſten zu beten ſich weigern, rufen proteſtantiſche Prediger Begebenheiten in das Gedächtniß zurück, die jeder vernünftige Katholik ſelber verabſcheut und gern vergeſſen machen möchte. In frühern Zeiten, wo die Exiſtenz der Republik noch mehr oder minder an ſolche Erinnerungen geknüpft war, mochte eine ſolche Feier allenfalls noch hingehen, ob es gleich immer abſcheulich war, eine bloß religiöſe daraus zu machen; aber jetzt, da keine Republik mehr beſteht, iſt ſie auch in politiſcher Rückſicht zweckwidrig und zeugt nur zu ſehr von der gehäſſigen Hauptabſicht ihrer Einführung.“

5.

Wiſſenſchaftlicher Zuſtand.

So wenig man läugnen kann und wird, daß *Holland* mitunter *große Gelehrte* hervorgebracht hat, ſo wenig kann man zugeben oder behaupten, daß es einen *entſchiedenen Einfluß auf die Wiſſenſchaften* ausgeübt oder im Ganzen einen hohen wiſſenſchaftlichen Standpunkt erreicht hat. Die Namen der *Boerhave*, *Hemſterhuis*, *Spinoza*, *Erasmus*, *Camper*, *Leewenhoek*, *Muſchenbroeck* u. ſ. w. werden unvergänglich ſein, ſo wie die der Fremden, die in Holland ſich niedergelaſſen, wie z. B. *Scaliger*, *Voſſius*, *Gronov* u. ſ. w. In unſern Tagen dagegen iſt Holland weit hinter ſeinen Nachbarn zurückgeblieben. Theologen, Mediziner, Juriſten, Philoſophen, Dichter, Alles nährt ſich an den herrlichen Früchten, welche der *Deutſchen* Geiſt und Gemüth erzeugt und hervortreibt;

ſelbſt in den Wettkämpfen, welche die Aufgaben der zahlreichen holländiſchen gelehrten Geſellſchaften veranlaſſen, tragen die Deutſchen nicht ſelten den Sieg davon, ſo wenig auch die ausgezeichnetern Köpfe ſich auf die Beantwortung ſolcher Preisfragen einlaſſen können und mögen. Die deutſchen Zeitſchriften werden in Holland faſt ſo häufig geleſen, wie daheim; denn von den wiſſenſchaftlich Gebildeten haben faſt Alle die deutſche Sprache ſo weit inne, daß ſie deutſch geſchriebene Werke leſen können. Die Ueberſetzungen von deutſchen Unterhaltungsſchriften, Reiſebeſchreibungen, Kinderbuchern u. dgl. erſcheinen ſo häufig und ſchnell, daß es billig in Erſtaunen ſetzt.

Um von dem Zuſtande der wiſſenſchaftlichen Bildung in Holland einen ſchnellen Ueberblick zu bekommen, nehme man Coup-d'oeil sur l'état des lumières et de l'instruction publique en Hollande, depuis les temps les plus anciens jusqu'à nos jours, ein Werk, deſſen ich leider nicht habhaft werden konnte, zur Hand. Der Name des geiſtreichen Verfaſſers, des Staatsraths Cuvier, der im J. 1811 den Auftrag erhalten hat, mit ſeinem Kollegen Noel Holland und den Nordweſten von Deutſchland zu bereiſen und den Zuſtand der Bildung und des Unterrichts zu unterſuchen, ſo wie die Verhältniſſe, unter denen dieſe Schrift entſtanden iſt, bürgen für die Gründlichkeit, Reichhaltigkeit und Vortrefflichkeit derſelben.

Das Königreich der Niederlande zählt gegenwärtig ſechs Univerſitäten, von denen drei in den nördlichen, drei in den ſüdlichen Provinzen liegen. Ihre Zahl iſt unſtreitig zu groß, allein Verhältniſſe und Umſtände erlauben nicht, mehrere derſelben aufzuheben; es iſt etwas anderes, neue gründen, und etwas anderes, das Beſtehende verändern. In den nördlichen Provinzen finden wir Leyden mit 315 Studenten, Utrecht mit 205 und Gröningen endlich mit 215; in den ſüdlichen Löwen mit 251, Lüttich mit 381 und Gent mit 201. Nach den Univerſitäten der Südprovinzen ſind mehrere deutſche Gelehrte, beſonders aus Franken, berufen worden, wie z. B. Denzinger, Birnbaum, Haus u. ſ. w. Es haben dieſe Inſtitute in der letzten Zeit eine neue, mitunter ſehr verbeſſerte Einrichtung bekommen; man hat den wiſſenſchaftlichen Eifer der Studierenden durch jährlich ausgeſetzte Preisaufgaben zu wecken geſucht; man hat den Profeſſoren ſehr anſehnliche Gehalte zugeſichert; deſſen ungeachtet gewahrt man auf keiner jene heitere literariſche Wirkſamkeit, wodurch ſich mehrere deutſche Univerſitäten ſo würdig auszeichnen. Die Koſten, welche der theure Aufenthalt in Leyden und Utrecht und die bedeutenden Kollegiengelder den jungen Leuten verurſachen, ſind ſehr beträchtlich; nur für junge Theologen iſt durch ſehr beträchtliche Stipendien, von denen einige ſechshundert, achthundert bis tauſend Gulden abwerfen, wohlwollend geſorgt. Ueberdies klagt man über den langen, fünfjährigen Kurſus und die unverhältnißmäßig vielen Ferien. Unter den jungen Leuten gewahrt man wenig von den Eigenthümlichkeiten, welche den deutſchen Studenten kenntlich machen. Sie leben größtentheils im Umgang mit Familien, frei von den Zerſtreuungen der deutſchen Univerſitäten, wie von den unvergeßlichen Genüſſen

derſelben; ihre Zeit nicht bei Saufgelagen, ſondern in Geſellſchaften verſchwendend; zwar nie von Korporationsvorurtheilen angeſteckt, aber auch nie vom praktiſchen Treiben loskommend. — Leyden behauptet, wenn nicht den alten Ruhm, doch den Vorzug unter ihren Mitſchweſtern; reiche wiſſenſchaftliche Inſtitute, eine reiche Bibliothek, geachtete Lehrer ſichern ihr dieſen Vorrang noch immer. Durch des berühmten Brugmans Tod hat ſie indeſſen einen bedeutenden Verluſt erlitten. Er war ein Frieſe von Geburt, Franecker ſeine Vaterſtadt. Er machte ſeine erſten Studien zu Gröningen, wo ſein Vater Profeſſor der Mathematik und Phyſik war, und vollendete ſie in Leyden. Anfangs zum Dienſte im Geniekorps beſtimmt, trieb er Mathematik und die damit verwandten Wiſſenſchaften, wendete ſich aber ſpäter zur Medizin und mit vorzüglicher Liebe zu den Naturwiſſenſchaften. Schon als achtzehnjähriger Jüngling trug er zu Dijon mit der Beantwortung der Frage: Welches ſind die ſchädlichen und giftigen Pflanzen, welche die Wieſen oft verderben, und wie kann dem Uebel abgeholfen werden? den Preis davon, und im nächſten Jahre zu Bordeaux durch die Abhandlung: Gibt es bemerkbare Zeichen, woran auch ein ungeübtes Auge wahrnehmen kann, wenn Bäume zu wachſen aufhören? und zwei Jahre ſpäter zu Berlin. Drei Akademien, und zwar fremdländiſche, krönten den in Gröningen ſtudierenden Jüngling! Solcher Ruhm mußte ihm früh einen Namen machen. Er widmete ſich jetzt der Medizin, erhielt im Jahr 1785 die höchſten Würden und nahm noch in demſelben Jahr van Swindens Lehrſtuhl der Phyſik und Philoſophie in Franecker ein. Aber kaum hatte er einige Monate hier gelehrt, ſo wurde er als Profeſſor der Botanik nach Leyden berufen. Seit dieſer Zeit war ihm die Aufſicht über den botaniſchen Garten zu Leyden, welcher einer der reichſten und berühmteſten in Europa iſt, anvertraut. Das Kabinet für die vergleichende Anatomie, das er geſammelt, iſt unſtreitig eines der vollſtändigſten, das ein Privatmann beſeſſen; es iſt jetzt den akademiſchen Sammlungen einverleibt. Im Herbſt 1815 brachte er auf Befehl des Königs das berühmte Naturalienkabinet von Paris zurück, das die Franzoſen im J. 1795 aus dem Haag entführt hatten, und gewann es für die Univerſität. Der Verfaſſer der „vertrauten Briefe" entwirft ein ſehr gehäſſiges Bild von Brugmans als Staatsmann, allein in dieſer Beziehung habe ich hier nicht von ihm zu reden. — Die theologiſche Fakultät hat an van Voorſt, Borger, Suringar, und beſonders an Clariſſe geachtete Männer; die juriſtiſche an Tydemann und Kemper. Der letztere hat zur Zeit der Rückkehr der Oraniſchen Familie eine wichtige Rolle geſpielt und iſt als Abgeordneter in der zweiten Kammer noch immer politiſch thätig. Er iſt unſtreitig ein Mann von nicht gewöhnlichen Talenten; aber der Geiſt der Eitelkeit und Selbſtgefälligkeit ſpricht ſich ſchon auf dem kühnſchauenden, feinlächelnden Geſichte aus. An die Namen Wyttenbach, van der Palm und Siegenbeck knüpft ſich bei jedem gleich die Erinnerung an rühmliche Verdienſte. Wenn auch Siegenbeck nicht auf den Ruhm eines ſo tiefen und gründlichen Sprachforſchers, wie z. B. unſer Radlof es iſt, Anſpruch machen darf, ſo hat er doch große Verdienſte um den Unter-

richt der holländiſchen Sprache ſich erworben. — Die Univerſität Utrecht hatte in unſern Tagen ebenfalls zwei ausgezeichnete Männer, den berühmten Sebaldus Rau (einen aus Herborn gebürtigen Deutſchen) und den Arzt van Geuns verloren. Der letztere ſtand im Rufe, einer der größten praktiſchen Aerzte von Europa zu ſein. Er war ſeiner Seltſamkeiten wegen ſehr ſchwierig zu behandeln, und man erzählt ſich eine Menge Anekdoten, die ſeine eigenthümliche Perſönlichkeit karakteriſiren.*) Unter den hieſigen Profeſſoren werden Bleulam, Profeſſor der Medizin, de Rhoer, Profeſſor der Jurisprudenz, van Heusde, der Philolog, und Huisman beſonders gerühmt. Profeſſor Schröder, der Mathematik lehrt, iſt ein Deutſcher. — Die Univerſität Gröningen hat an Lulofs einen ſehr talentvollen und thätigen jungen Gelehrten, der auch als Dichter einen würdigen Platz unter den jetztlebenden holländiſchen Dichtern einnimmt.

An die Univerſitäten ſchlieſſen ſich die Athenäen oder akademiſchen Gymnaſien zu Amſterdam, wo der während meines dortigen Aufenthalts verſtorbene Cras lehrte, und van Swinden, Vrolik, Bonn, van Lennep, Herm. Boſſcha, Reinwart, van Capelle u. ſ. w. lehren, zu Harderwyk, Franecker und Deventer; Inſtitute, welche größtentheils ſehr verdienſtlich wirken. Die ſüdlichen Provinzen haben in neunundzwanzig Städten Lyceën und Kollegien, in denen ſich im Jahr 1813 2750, im Jahr 1819 dagegen 3800 Zöglinge befanden. In den Kollegien und lateiniſchen Schulen der nördlichen Provinzen zählte man im J. 1817 nur 100, im J. 1819 dagegen 1200 Schüler. Dieſes Anwachſen der Zahl der Schüler rührt theils von der vermehrten Luſt, ſich den Wiſſenſchaften zu widmen, her, theils auch von der allmälig beſſern Organiſirung dieſer bisher höchſt verwahrloſeten Schulen. Selbſt in den größern Städten, wie z. B. in Arnheim, beſteht das Gymnaſium nur aus einem Rektor und ein paar Lehrern; in den kleinern Städten hält man für vier- bis fünfhundert Gulden einen ſogenannten Rektor, deſſen Kenntniſſe und Unterrichtstalente dann auch ſolcher Bezahlung angemeſſen ſind. Ich habe einer Prüfung einer ſolchen, aus vier Schülern beſtehenden Rektorſchule beigewohnt, als zwei der Schüler auf die Univerſität abgingen. Mit einer höchſt nothdürftigen, todtgebornen Kenntniß der lateiniſchen Sprache verbanden ſie

*) Einer meiner Bekannten erzählte mir, daß er eines Tages einen mit vier Pferden beſpannten Wagen nach ihm geſchickt habe, um ihn zu ſeiner gefährlich kranken Gemahlin aufs Land holen zu laſſen. Van Geuns, ſchon im Begriff, in den Wagen zu ſteigen, fragt den Kutſcher, ob der Weg gut ſei. Dieſer entgegnet, der Weg ſei ſchlecht; van Geuns ſpringt wieder aus dem Wagen, befiehlt ihm, nur heim zu fahren und zu ſagen, er käme nicht. — Pikanter iſt folgende, freilich ſchon bekannte Anekdote: Van Geuns wurde wegen der Krankheit des jungen, nachher auch mit Tod abgegangenen Prinzen an Ludwig Buonaparte's Hof gerufen, erſchien aber, als Mennonit, ohne Degen, was durchaus gegen die Hofetikette war. Die Hofdienerſchaft wollte ihn abweiſen; van Geuns erklärte, er ſei gerufen; man bemerkte ihm, daß er ohne Degen nicht vorgelaſſen werden könne; der alte Mann entgegnete aber nach ſeiner trocknen Weiſe: „Ich komme nicht um todt zu ſchlagen, ſondern vom Tode zu retten!“

die Kenntniß der Anfangsgründe (wenn ſolche Anfänge Gründe genannt werden dürfen) der griechiſchen und hebräiſchen Sprache, und waren nun vollkommen befähigt zur Univerſität.

Die Bürgerſchulen ſind ungefähr auf demſelben Fuße eingerichtet, wie in Deutſchland und, wie dort, von ſehr ungleichem Wirken und Werthe. — Dazu kommen noch viele Spezialſchulen, wie z. B. die Militärſchule in Delft, das vom Admiral Kingsbergen gegründete Kollegium, die Schiffahrtſchule in Amſterdam, das Taubſtummen-Inſtitut in Gröningen u. ſ. w. — Für die Mädchen iſt durch ſogenannte Penſionen und die Kloſterſchulen (des écoles chrétiennes) in Brüſſel, Gent und Oudenarde geſorgt.

Das Königreich der Niederlande hat ſein königliches Inſtitut (königl. Geſellſchaft der Phyſik und Naturgeſchichte; königl. holländiſche Geſellſchaft; königl. Geſellſchaft der Geſchichte und Alterthumskunde; königl. Geſellſchaft der ſchönen Künſte), eine königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Brüſſel, die aber mit allen ihren Mitgliedern, Ehren- und korreſpondirenden Mitgliedern, wie auch anderswo wenig ins Leben der Wiſſenſchaften eingreifende Thätigkeit entwickeln. Von großer Wirkſamkeit dagegen ſind die zahlreichen literariſchen Geſellſchaften zu Utrecht, Harlem, Amſterdam, Leyden, Gröningen, Rotterdam, Middelburg u. ſ. w., wiewohl viele darunter ohne allen wirkſamen Einfluß, ohne zweckmäßige Thätigkeit ſind; wieder andere, wie die Geſellſchaften der freien Künſte, oft nichts weiter als gewöhnliche Zeichnungsſchulen ſind.

6.

Handel.

Es wäre eine tadelnswerthe Anmaßung, wenn ich über Hollands Handel und Handelsſyſtem, über das Aufblühen und den Verfall deſſelben nach eigenen Anſichten reden wollte; ich habe weder über den Handel überhaupt ſo reiflich gedacht, noch den von Holland ſo ins Detail ſtudiert, daß ich mir erlauben dürfte, ein der Berückſichtigung würdiges Urtheil darüber fällen zu können. Was ich über dieſen wichtigen Punkt hier einſchalte, ſind Andeutungen, entlehnt aus Unterredungen mit Männern, welche über dieſe Umſtände zu urtheilen wohl berufen wären.

Holland iſt noch immer reich zu nennen; ob und wie lange ihm dieſer Reichthum noch bleiben werde, das iſt eine andere Frage, wichtig genug, unſer Nachdenken zu beſchäftigen. Holland dankt ſeinen Reichthum, ſeine Macht und ſein Daſein, möchte ich ſagen, dem Handel; mit dem Sinken des Handels ſinken auch dieſe. Wenn das Bewußtſein der Tugend und Schuldloſigkeit im Unglücke Troſt gewähren kann, ſo darf Holland Troſt darin finden, ſein Unglück nicht durch Verirrungen und Laſterthaten herbeigeführt zu haben, wenn wir es auch von Irrthümern nicht ganz freizuſprechen vermögen. Holland an ſich iſt noch, was es in den Tagen ſeiner ſtolzeſten Blüthe geweſen iſt; Liebe zur Arbeit, Häuslichkeit, der Geiſt der Ordnung und Erhaltung iſt noch heimiſch; Holland leidet nicht, weil es freventlichen Veränderungen ſich hingegeben, ſondern weil Alles rund um daſſelbe ſich geändert hat.

Hollands Macht und Reichthum iſt ausgegangen 1) von dem Häring- und Stockfiſch-fang, 2) ſeinem Zwiſchenhandel und 3) ſeinen Kolonien in Oſt- und Weſt-Indien und dem faſt ausſchlieſſenden Handel mit Gewürzen und Kolonialwaaren.

Karl V bewies, wie richtig er den Einfluß der Häringsfangs auf Hollands Wohlfahrt zu würdigen wußte, indem er Beukelz ein Denkmal errichten ließ, das die Dankbarkeit der ganzen Nation ausſprach. Der Häringsfang brachte Jahrhunderte lang nicht nur bedeutende Summen ins Land, ſondern war für die holländiſchen Matroſen die trefflichſte Schule; ohne dieſe Schule hätten die Ruyter und Tromp ihre Siege nicht erfochten, Holland ſeine See-macht nicht ſo furchtbar machen können. Der Häringsfang, ſagt der kluge und große Raths-penſionär Jan de Witt, hat uns hundert und fünfzigtauſend Matroſen gebildet, beſchäftigt und erhalten. Die Generalſtaaten nannten die Häringsfiſcherei in ihren Verordnungen oft Hollands Peru, und das mit vollem Recht; ſeit dem Jahr 1770 aber fing dies Peru an ſich zu erſchöpfen. Während zu Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts in drei Tagen fünfzehnhundert Schiffe auf den Häringsfang ausſegelten, während damals dreimalhunderttauſend Tonnen Häringe verkauft wurden, hat man jetzt kaum ſchwache Anfänge von einem Häringshandel. Daſſelbe gilt vom Kabeljau. — Auf den Stockfiſchfang, der allein die kühnſten Matroſen bildet, ſegelten noch im Jahr 1771 über hundert und fünfzig Fahrzeuge aus; zehn Jahre ſpäter etwa ſechszig, und ſeit einigen Jahren ſind Belohnungen kaum im Stande, ein paar Fahrzeuge zu dieſem Endzwecke ausſegeln zu machen. Dieſe Angaben allein können zureichen, die ungeheuern Verluſte zu rechnen, welche Holland erlitten hat.

Man hat die Holländer oft die Handelsfaktore von Europa genannt. In der That waren ſie es auch Jahrhunderte hindurch. Die Portugieſen, welche alle Meere von Oſtindien beherrſchten, die Spanier, die Herren der neuen Welt waren, hatten keinen Handel; ſie waren ſeefahrende Eroberer, aber nicht Kaufleute. Die Flaggen der Holländer bedeckten die Meere, die Erzeugniſſe der mitternächtlichen Länder nach dem Süden, die der mittäglichen nach dem Norden zu verführen. Jetzt war ihnen der Norden und Süden tributbar; der Ertrag alles Handels floß in ihre Kaſſen. Die Holländer haben von dieſem Handel weniger geſprochen, als von ihrem Häringsfang; unſtreitig nur aus kluger Vorſicht; denn machten ſie die Welt auf ihren Gewinn aufmerkſam, ſo mußten ſie ihn verlieren. — Indeß wurden es die Nationen doch gewahr, wie ſie alle an Holland tributbar waren; Cromwell gab durch ſeine Schiffahrtsakte den Stoß, die Nationen wachten auf und Hollands ungeſtörter Handel war dahin.

Indeß haben die Holländer doch noch immer einen Theil dieſes Handels ſich erhalten, Hollands Lage ſichert ihnen noch lange den Kommiſſionshandel, wenn nicht ein ſchlecht-berechnetes Zollſyſtem *) auch dieſen letzten Schatten von Welthandel ihm noch entzieht.

*) Das neue von Wichers aufgedeckte Mauthſyſtem legt dem Handel ungeheure Hinderniſſe. Ich rede hier nicht von dem Perſönlichen, von der Rohheit der Mauthſoldaten, der Verſchrobenheit der höhern

Den höchſten Punkt von Macht und Reichthum erreichte Holland, als es in Oſt- und Weſt-Indien Niederlaſſungen anlegte. Jener König von Perſien, der, als man ihm erzählte, daß Ludwig XIV Holland erobert habe, verwundernd ausrief: „Wie konnte Ludwig XIV Holland erobern? In meinem Hafen von Ormus ſehe ich dreißig holländiſche Schiffe, wenn ich von ihm eines ſehe!“ hatte ſo unrecht nicht. Die Holländer vertrieben die Spanier und Portugieſen aus allen Meeren und dem Feſtlande von Aſien und durchſchwärmten den indiſchen Archipel, die Häfen von Arabien, Indien, China und Japan mit ihren Schiffen. Das kleine Völkchen war durch Thätigkeit und klugen Fleiß, ſo zu ſagen, weltherrſchend geworden. Da ſie mit ihren Waaren nicht auch herrſch- und bekehrungsſüchtige Miſſionäre einführten, um nichts als den Handel ſich kümmerten, ſo waren und blieben ſie auch im Orient wohlgelittene Kaufleute. Holland allein pflanzte und führte jene köſtlichen Gewürze herbei, die, näherten ſie ſich dem Texel, ſich in Gold verwandelten. — Das alles iſt, wo nicht gänzlich, doch hauptſächlich ſeit Jahren dahin. Großbritannien hat in Oſtindien ein großes Reich gegründet, und Holland keine andern Kolonien dort, als die ihm England großmüthig zurückgab, das Vorgebirg der guten Hoffnung iſt in Englands Händen, England beſchifft alle Meere und ſchreibt auf demſelben das Geſetz vor.

Hollands jetziger Handel geht von deſſen günſtiger Lage zwiſchen den nördlichen und ſüdlichen Meeren und dem Ausfluſſe des deutſchen Rheins aus. Dieſe Lage ſichert ihm den *Mittel-*

Beamten, die nicht ſelten, ein Auswurf anderer Stände, hier Aufnahme gefunden und perſönliche Verachtung, in der ſie geſtanden, auf Amt und Stand übergetragen; nicht von empörenden Vorfällen, von denen ſo manche mir während eines längern Aufenthalts unweit der Zolllinie bekannt geworden ſind, ſondern von dem *Syſteme*. Eine Linie, deren Unterhaltung ungeheure Summen koſtet, liegt wie eine Kette um das ganze Land, den innern Gebrauch und den Durchgangshandel beſteuernd und durch die läſtigſten Formen verſcheuchend. Ich wohnte längere Zeit an der *Hauptſtraße*, die aus *Deutſchland nach Amſterdam* führt, einer Straße, die ſonſt mit Laſtwagen bedeckt war, auf der jetzt aber kaum alle vier bis fünf Tage ein Karren ſichtbar wird. Geſetze, welche die öffentliche Meinung, die Geſinnung ſelbſt der Beſſern gegen ſich haben, ſind die verderblichſte Krankheit eines Staates, ein Peſtſtoff, der verzehrend um ſich greift; die ſtrenge Handhabung derſelben, wie das Ueberſehen der Vergehen, Beides ſchadet; und ein Drittes iſt unmöglich. So der *Schleichhandel*. Niemand ſieht ihn als Verbrechen an, Niemanden entehrt er, Niemand fördert die Handhabung der Geſetze; darum er entweder offen und mit Gewalt oder geheim und nicht minder ergiebig getrieben wird. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß man jedes Erzeugniß des Auslandes um die Hälfte der Eingangskoſten ins Haus geſchmuggelt erhalten konnte; welcher Kaufmann widerſteht ſolcher Verſuchung? Wer ſoll für Tücher zwölf Prozent Eingangszoll bezahlen, der um vier Prozent ſie vor die Thür geſchmuggelt erhalten kann? So verfehlen dieſe ſtrengen Auflagen ſelber den Zweck, innere Fabrikation zu heben; die tiranniſchen Förmlichkeiten, der Schaden, den die Waaren nicht ſelten durch die Unterſuchung erleiden, verſcheucht den Durchgangshandel; nur weil dem Deutſchen faſt kein Meer erreichbar iſt, muß er noch dieſen Weg beibehalten.

handel, ſo lange es ihn beſitzen will, und den Zwiſchenhandel mit Deutſchland. Leider hat man bei den letzten Friedensunterhandlungen, wo ſo Vieles zerriſſen und neugeſtaltet worden, die geiſtreiche Idee des Hrn. Profeſſor Lips über die Flußgebiete nicht beachtet (wann kann denn auch ein Stubengelehrter Beachtenswerthes ſagen?), und verband Holland, das an der Mündung des größten deutſchen Stromgebietes liegt, dem deutſchen Stammlande auf keine Weiſe.

7.
Armenweſen.

Die Beſitzthümer ſind, wie ſchon erwähnt worden, hier höchſt ungleich vertheilt. Das Königreich der Niederlande iſt reich, nicht weil Alle etwas, ſondern weil Viele gar nichts haben, alſo Einige deſtomehr haben können. Fabriken, Handel und großes Grundeigenthum beſtehen neben der bitterſten Armuth und begünſtigen dieſelbe. Der Fabrikant iſt reich, weil ihm Tauſende ſeiner Arbeiter ihren kleinen Gewinn überlaſſen müſſen; der Handel, unzuverläſſig, kann bei neuen Konjekturen Tauſende von arbeitſamen Händen auſſer Nahrung ſetzen; nur die ewige Mutter Erde theilt Allen gleichmäßig ihre Gaben aus, wo ſich Alle brüderlich darein getheilt haben; hier aber iſt großer Grundbeſitz, darum auch wieder große Armuth. Nie iſt mir auch die Noth in ſcheußlicherer Geſtalt begegnet, als im reichen Utrecht; nie habe ich zahlreichere Bettlerhaufen geſehen, als Freitags in einigen niedlichen holländiſchen Landſtädtchen. — Man betrachte den reichen brabantiſchen Fabrikanten, den reichen holländiſchen Kaufmann, den reichen geldriſchen Grundeigenthümer, ja den Bauer, deren es hie und da einige gibt, die mehrere Tonnen Goldes im Vermögen haben, und dann folgendes, auf offizielle Angaben gegründetes Gemälde des Armenweſens:

Nord-Brabant zählt unter 294,000 Einwohnern 21,431 Hausarme, Süd-Brabant unter 441,000 Einw. 95,310, Limburg unter 292,000 Einw. 33,679, Geldern unter 249,000 Einw. 18,192, Lüttich unter 354,000 Einw. 48,758, Oſt-Flandern unter 600,000 Einw. 69,181, Weſt-Flandern unter 519,000 Einw. 78,947, Hennegau unter 430,000 Einw. 11,992, Holland unter 747,000 Einw. 104,951, Seeland unter 111,000 Einw. 7847, Namur unter 119,000 Einw. 19,747, Antwerpen unter 287,000 Einw. 19,001, Utrecht unter 107,000 Einw. 7853, Friesland unter 176,000 Einw. 15,356, Overyſſel unter 147,000 Einw. 6637, Gröningen unter 135,000 Einw. 6141, Drenthe unter [illegible],000 Einw. [illegible], und Luxemburg unter 214,000 Einw. 5367, die Unglücklichen, welche die öffentliche Wohlthätigkeit nicht in Anſpruch nehmen, ungerechnet. Zur Unterſtützung dieſer Armen ſind Dotationen zu dem Ertrage von 2,451,878 fl. da, deren Ausfall durch Kollekten, Unterzeichnungen der Gemeinden und die Beiträge von Staatswegen gedeckt

wird.*) Die Adminiſtration der Armenfonds koſtet nicht weniger als die ungeheure Summe von 395,069 fl.

Auſſer dieſen Hausarmen wird noch ein großer Theil von Armen in den Armenhäuſern (Godshuizen) unterhalten. Die Zahl dieſer Stiftungen beläuft ſich auf 710, wovon auf die Provinz Holland allein 250 kommen, auf Luxemburg dagegen nur 2. Dieſe 710 Stiftungen ſind zu dem Ertrag von 2,199,322 fl. dotirt, nämlich die 250 in Holland haben 300,000 fl. Einnahme, 4 in Drenthe 1100 fl., 2 in Luxemburg 9859 fl., 4 in Namur 72,577 fl., 25 in Utrecht 49,952 fl., 14 in Seeland 29,034 fl., 38 in Süd-Brabant 351,153 fl., 51 in Geldern 226,905 fl. u. ſ. f. Die Kollekten zu dieſem Behufe haben aufgebracht 217,458 fl., nämlich in Holland 115,362 fl., in Drenthe 1000 fl., in Luxemburg 230 fl., in Namur nichts, in Utrecht 1627 fl., in Seeland 3511 fl., in Süd-Brabant nichts, in Geldern 22[illegible]6 fl. u. ſ. w. Die Gemeinden zahlten an Unterſtützung dazu 1,531,767 fl., nämlich in Holland 1,180,952 fl., in Drenthe 2200 fl., in Luxemburg 321 fl., in Namur 5603 fl., in Utrecht 6293 fl., in Seeland 67,438 fl., in Süd-Brabant 53,865 fl., in Geldern 4250 fl.; der Staat dagegen 3785 fl., nämlich 1890 fl. für Lüttich, und 1895 fl. für Holland. Der Totalertrag war 3,952,832 fl. Nach Abzug der Laſten und Verwaltungskoſten, die 678,308 fl. betrugen (nämlich in Holland von 1,599,198 fl. — 266,513, in Drenthe von 4300 fl. — 780, in Süd-Brabant von 407,018 fl. — 104,562 fl. u. ſ. w.) wurden davon in Holland 16,556 Menſchen, in Drenthe 226, in Luxem-

*) Zur beſſern Ueberſicht der Unterſtützungen für die hausgeſeſſenen Armen mag folgende Tabelle dienen.

Provinzen.	Adminiſtrationen.	Dotationen.	Kollekten.	Subſidien der Gemeinden.	Zuſchüſſe des Staats.
Nord-Brabant	208	141,700 fl.	30,514 fl.	31,890	1125 fl.
Süd-Brabant.	336	403,500	74	—	
Limburg	311	141,813	3,233	244	
Geldern	255	85,524	92,552	21,350	
Lüttich	360	103,239	3,584	34,707	
Oſt-Flandern	255	321,307	54,745	96,568	
Weſt-Flandern	219	224,541	38,933	179,098	568
Hennegau	417	319,845	4,076	11,078	
Holland	706	266,835	358,083	581,450	2160
Seeland	121	59,931	63,038	28,014	
Namur	246	36,470	305	2,117	
Antwerpen	143	121,036	21,753	83,841	
Utrecht	137	53,551	81,868	38,497	603
Friesland	86	113,271	157,180	196,382	
Overyſſel	113	34,067	57,968	18,870	
Gröningen	103	24,971	124,483	13,971	98
Drenthe	41	4,308	29,233	266	
Luxemburg	17	10,932	4,116	945	
	4234	2,451,578 fl.	1,125,148 fl.	1,338,613 fl.	4554 fl.

burg 262, in Namur 620, in Utrecht 559, in Seeland 986, in Süd-Brabant 2556, in Geldern 1646 unterhalten, ſo daß in Holland die Perſon 80 fl., in Drenthe nur 15 fl., in Luxemburg 33, in Namur 96 und in Süd-Brabant 120 fl. koſtete. — Der Staat läßt dieſen Stiftungen nur Unterſtützung zuſließen, weil die Gemeinden für den Augenblick auſſer Stande ſind, dieſen Stiftungen zu Hilfe zu kommen. — Unter den Laſten und Adminiſtrationskoſten, deren Betrag der Größe wegen überraſchen dürfte, ſind auch die Unterſtützungen begriffen, die einige Stiftungen an Schulen und Arbeitshäuſer zu leiſten haben.

Endlich muß ich noch der Findelhäuſer (Gestichten voor Vondelingen en verlaten Kinderen) erwähnen. Es haben zehn Provinzen neunzehn ſolche Häuſer; Weſt-Flandern hat deren allein vier. In dieſen Häuſern wurden 13,556 Kinder aufgenommen, nämlich in das zu Amſterdam 4419, in die in Weſt-Flandern 412, in Süd-Brabant 2470, in Antwerpen 2300 u. ſ. w. Die Einnahmen dieſer Häuſer ruhen theils auf liegenden Gründen und Renten (18,455 fl.), theils rühren ſie von Subſkriptionen der Gemeinden her, wie z. B. in Amſterdam 290,277 fl. ſubſkribirt waren; 400,000 fl. gibt der Staat dazu. In Amſterdam koſtete ein Kind 95 fl., in Weſt-Flandern 48 fl., in Antwerpen 31 und in Lüttich nur 26 fl.

Armenſchulen zählte das Königreich 197, welche mit 66,531 fl. dotirt ſind, wovon auf Oſt-Flandern allein 30,000 fl., auf Weſt-Flandern 20,000 fl. kommen. Uebrigens unterhalten ſich dieſe Schulen aus Beiträgen der Gemeinden, Armenſteuern u. ſ. w. Man zählte darin 28,630 Lehrlinge, nämlich in Holland in 31 Schulen 14,018, in Oſt-Flandern in 9 Schulen 487, in Weſt-Flandern in 6 Schulen 465. Die Unterrichtskoſten in den 197 Schulen betrugen 182,594 fl.

Das Verhältniß der Armen zur ganzen Bevölkerung iſt im Allgemeinen wie 1 zu 9, in einigen Provinzen wie 1 zu 45, in andern dagegen wie 1 zu 5. Man darf aber zuverläſſig annehmen, daß wenigſtens der achte Menſch ein Armer iſt, der auf der Andern Koſten erhalten werden muß. Und dies widernatürliche, traurige Verhältniß nimmt in einem ſchaudererregenden Maaſe zu. Die Bevölkerung hat ſeit einigen Jahren, wie ich mich in Bezug auf die Provinz Geldern durch offizielle Tabellen überzeugt habe, auffallend zugenommen, ohne daß die Erwerbszweige ſich vervielfaltigt hätten, wie ein wohlunterrichteter Mann mir gründlich nachwies. Man hegt für den nächſten Winter ſchon wieder große Beſorgniſſe, weil der Arbeitslohn unverhältnißmäßig herabgeſunken iſt, der Taglöhner alſo auſſer Stande war, den Sommer über zu verdienen, daß er im Winter mit ſeiner Familie leben könnte.

Dr. Pfeilſchifter.

Iſt es wahr, daß die hohen ſchweizeriſchen Alpen ſeit einer Reihe von Jahren rauher und kälter geworden ſind?

(Schluß.)

Die geringe Höhe und Zahl der Wälder oder Sandecken, die die Mündungen der Gletſcher in die Querthäler umgeben, iſt als Beweis angeführt worden, daß ſeit der Bildung der Gebirge der Erde kein ſo langer Zeitraum verfloſſen, als gewöhnliche Vermuthungen und Ueberlieferungen angenommen. Wer aber zählt, wie lange die Gletſchermaſſen in den höhern Eisthälern eingeſchränkt blieben, ehe ſie durch die Querthäler ſich Bahn gebrochen? und wer zählt, wie lange und wie hoch die Gletſcher ſich aufthürmten, ehe ihr Stoß und ihre Reibung die Felſenabſtürze nach den tiefſten Thälern verflächt hatte? Sandecken entſtehen wohl nur da, wo der Druck zuſammenhängender, vorrückender Gletſchermaſſen die Felstrümmer an ihrem Fuße anhäuft, nicht wo die Gletſcher die Höhe der Felskämme, die von tiefern Thälern trennen, erreichen und über dieſe als Eislawinen abſtürzen.

Wenn hier vorausgeſetzt worden, daß die Wirkung der Lawinen und der Stoß der Gletſcher nach und nach in weit entfernter Folge der Zeiten dahin wirken müſſe, größere Maſſen des Eiſes der höhern Thäler den tiefern zuzuführen; wenn die Wahrſcheinlichkeit am Tage liegt, daß in kommenden Jahrhunderten die Zahl mit Eis überführter Thalgründe und Alpweiden ſich vermehren werde, ſo wird eben dieſe Wirkung der Lawinen dieſes langſame, aber unabläſſige Wirken der Eislaſten in noch ſpätern Zeiten die Urſache allgemeinern Rückzuges der Gletſcher aus den tiefern Thälern werden, wenn die Koloſſe, die jetzt noch mehrere tauſend Fuß hoch ſich aus den Gletſchern erheben, zertrümmert ſind und nicht mehr durch Lawinen die höhern Eisthäler erfüllen.

Ein franzöſiſcher Naturforſcher, Beobachter der Pyrenäen, vermuthet, daß ein Jahrhundert hinreiche, die nackten Gipfel der höchſten Felſen um einen Fuß zu erniedrigen.

Doch nicht von Zertrümmerung im Laufe von Jahrtauſenden gebührt uns zu ſprechen im Angeſicht dieſer Koloſſe, die aufrecht blieben, als wiederholt die Grundfeſten der Erde erbebten und in dem einbrechenden Ozean die Schöpfungen belebter Weſen untergingen; — vor dieſen Koloſſen, die vielleicht auch dereinſt das Menſchengeſchlecht verſchwinden ſehen, das umſonſt ſich anſtrengt, das Räthſel des Weltenbaues zu löſen.

Beinahe in allen Alpenthälern melden alte Sagen von Blümlisalpen, die vormals grüne Weiden geweſen und nun von Gletſchern bedeckt ſind.

Die Gleichheit der Benennung für ſo verſchiedene, entfernt von einander liegende Thalgründe und für mehrere Gebirge, die hoch über der gegenwärtigen Grenze des Pflanzenlebens ſtehen, beweiſet das Alterthum der Sagen, und der allgemeine Volksglaube die Wahrheit der Thatſache, daß die Gletſcher ſich ausdehnen, wenn gleich dieſer allgemeine Glaube vielleicht oft

die einzelnen Sagen ſelbſt erzeugt, dieſe Sagen alſo mehr im unbeſtimmten Glauben, als in treuen Ueberlieferungen den Urſprung genommen. Es liegt auch in der Natur des Menſchen, der ſo leicht das Uebel, das vorübergegangen, vergißt, auf den die Gegenwart drückt und dem die Zukunft das Beſſere nicht verſpricht, im Rückblick der Geſchichte oder des eigenen Lebens, getäuſcht durch ſeine Sehnſucht, auch da beblümte Flächen zu ſehen, wo immer auf lebloſem Geſtein die Eisdecke gelegen. Aber wenn je vor dem letzten Rückzug der Meere die Blümlisalpen des Stählibergs, des Kienthals, des Lauteraars und ſo viele andere, von denen die Sagen ſprechen, grünende Weiden geweſen ſind, ſo liegt die Zeit ihrer Verwandlung wohl hinter allen menſchlichen Ueberlieferungen zurück.

Mehr als die alten Sagen von Alpen, die jetzt mit Gletſchern bedeckt, aber wohl immer über der Grenze der Vegetation oder unter Lawinenzügen gelegen ſind, beweiſen die Verbindungswege, die ehemals zwiſchen den Eisthälern offen und nun mit Eis bedeckt ſind. Würde die Ausbreitung der Gletſcher und ihr abwechſelnder Rückzug nur von den Schneelaſten einiger Winter und der Hitze darauf folgender Jahre abhängen, die durch jene geſchloſſene Verbindung hätte ſich mit dieſer wieder geöffnet, ſo wie von den entfernteſten Gandecken die Gletſcher ſich bisher immer wieder zurückgezogen. Aber jene Straßen ſind und bleiben ſeit zwei Jahrhunderten geſchloſſen, nicht durch Anhäufung der Eismaſſen überhaupt, ſondern durch Zertrümmern und Zerklüften der höchſten Eisbecken, die, je mehr und je tiefer ihre Ränder ausgekerbt werden, je höher die tiefern Eisthäler ſich füllen, je gewaltiger auch hier der Stoß der Gletſcher gegen die Felswände erfolgen muß, längs denen die Verbindungsſtraßen zogen.

Die Maſſe der Gletſcher im Mittel auf einander folgender Jahrhunderte, wenn die Vergleichung möglich wäre, könnte der Maasſtab ſteigender oder fallender Temperatur auf den hohen Alpen ſein, nie aber, wie ſchon bemerkt, die Verbreitung dieſer Gletſchermaſſe. Daß die Päſſe gegen Wallis und Italien ſeit Jahrhunderten, zum Theil ſeit Jahrtauſenden offen ſtehen, beweiſet nicht nothwendig, daß hier eben ſo lange die Temperatur ſich gleich geblieben, ſo wie, wenn aus den angrenzenden Eisthälern die Gletſcher ſich in die Alpenpäſſe gezogen und ſie verſchloſſen hätten, nicht die Erniedrigung der Temperatur ſich aus dieſer Ausbreitung der Gletſcher folgern lieſſe. Die größten Verbindungsſtraßen zwiſchen der Schweiz und Italien laufen durch vertiefte Einſchnitte der Längenthäler, deren Felſenhänge (wie meiſtens in Querthälern) zu ſteil ſind, um vielen und großen Lawinen Halt zu geben und die Entſtehung großer Gletſcher hier zu begünſtigen.

Aus den oben über die Ausbreitung der Gletſcher in die tiefern Thäler angeführten Thatſachen erhellet, daß, ungeachtet der ſo auſſerordentlich ſchneereichen Winter von 1816 und 1817 und der darauf gefolgten ſo heiſſen Jahre von 1818 und 1819, dennoch mehrere Gletſcher nicht ihre älteſten und entfernteſten Gandecken erreicht haben. Wenn nun in dieſem Verſuch angenommen worden, daß die Ausbreitung der Gletſcher vorzüglich dem Zertrümmern ihrer Scheidewände zwiſchen den höchſten und den tiefern Eisthälern und dem Verflächen ihrer felſichten

Unterlagen zuzuſchreiben ſei, ſo ſcheint dieſe Erklärung mit jener Thatſache im Widerſpruch zu ſtehen, da ſeit dem Zeitpunkte, wo die Gletſcher ſich von ihren entfernteſten Sandecken zurückgezogen, das Zertrümmern dieſer Scheidewände gewiß vorwärts gegangen, die Ausbreitung der Eismaſſen mithin auch in Progreſſion erfolgt und die Gletſcher die entfernteſten Sandecken in jenen ſo ſchneereichen Jahren überſchritten haben müßten.

Ohne Zweifel iſt aber in den verfloſſenen Jahrhunderten die Menge des gefallenen Schnees überhaupt größer, als in den letztvergangenen Zeiten geweſen, da in waldreichen Ländern die Menge des Regens und des Schnees immer größer iſt, als unter gleichen Umſtänden in Ländern, die von Wäldern entblößt worden. Wie ſehr nun auf unſerm Hochgebirg die alten Wälder ſich vermindert, iſt eben ſo aus den Thatſachen klar, die oben dargeſtellt worden ſind. Der trockner gewordene Luftkreis, die Folge der Waldentblößung, wirkt auf den Alpen der Ausbreitung der Gletſcher, jedoch in geringerm Maaſe, entgegen, als hingegen das Zertrümmern der Felſenufer der Gletſcher dieſe Ausbreitung begünſtigt.

Oben iſt bemerkt worden, daß ein Mühlenzins auf einer Alp gehaftet; öfter auch werden noch Mühlenſteine auf dem Gebirg auf Höhen gefunden, wo nun kein Korn mehr gebaut wird. Bekannt iſt auch, daß der Vogt von Landenberg dem Melchthaler ſeine Ochſen vom Pflug nehmen ließ, in einem Thale, wo nun ſich kein Pflug, oder doch kein Kornbau von Bedeutung mehr findet. Dieſe Thatſachen aber beweiſen nicht, daß durch Erkältung unſer Gebirg zum Kornbau unfähig geworden; es ſind die veränderten landwirthſchaftlichen und merkantiliſchen Verhältniſſe des Hochgebirgs, die hier den Kornbau weniger vortheilhaft und alſo unbedeutender gemacht haben.

Die flüchtige Betrachtung unſrer Gebirgshänge zeigt, daß die mehrſten aus Schutthalden der Vorzeit beſtehen, die faſt überall, wo ſie nicht mit Wäldern bewachſen, mit Raſen bekleidet ſind. Auch jetzt noch überwachſen häufig Schutthalden, die unter unſern Augen entſtanden, allmälig mit Raſen, ſobald der Schutt zum Stillſtand gekommen, beſonders in der Region der Wälder, oder an Halden, wo durch herablaufende Felsvorſprünge größerer Schutz vor Winden, und die Gräſer, ſicher vor dem weidenden Vieh, leichter ihre Samen reifen, und dieſe Samen durch Windſtöße leichter auf die entblößten Schutzhalden getragen werden können. Auf hohen Bergrücken aber und an Halden, die über der Waldregion ſchutzlos gegen die Stürme ſtehen, iſt die Wiederbeſamung ſchwieriger, und der Raſen ſtellt ſich, unter Umſtänden, die oben bezeichnet ſind, gar nicht oder nur nach langen Zeiträumen wieder her.

Das Verſchwinden des Graswuchſes und die Verbreitung der Lichenen an deſſen Statt, welches faſt allgemein auf den höchſten Alpweiden beobachtet wird, müßte vorzüglich auf den Schafalpen auffallend werden, die höher, als die Kühweiden, ſich über die Grenze des Holzwuchſes, und öfters höher als die Eisfelder ſich erheben; allein obgleich allgemein von den Schafhirten geklagt wird, daß der Graswuchs ſich verſchlimmere, ſo iſt doch vielleicht dieſe Abnahme des Pflanzenwachsthums auf den Schafalpen nicht im Verhältniß derjenigen, die auf

den höchſten Kuhalpen beobachtet wird. Die hohen Käſe- und Heu-Preiſe haben überhaupt der Vermehrung der Schafzucht in den Alpenthälern, die dem Verfaſſer nahe liegen, entgegengewirkt, und in dem Verhältniß, als die Zerſtückelung des Landes in den Thalgründen vor ſich geht, muß auch die Schafzucht abnehmen. Es werden daher ſeit langer Zeit die mehrſten Schafalpen mit einer weit geringern Anzahl von Schafen betrieben, als die Seyung und ihre Ausdehnung es geſtatten würde. Dieſer Umſtand hat für die Erhaltung der Vegetation einen günſtigen Einfluß, und hebt den Nachtheil zum Theil auf, den die Weide der Schafe überhaupt für den Kräuterwuchs auf jenen unwirthbaren Höhen mit ſich bringt, da die Art dieſer Thiere, das Gras dicht auf der Wurzel zu faſſen und abzuweiden, nicht nur die Stärke des Wuchſes einzelner Pflanzen ſchwacht, ſondern öfter zur Folge hat, daß Kräuter mit den Wurzeln aus der Erde geriſſen werden, und ſo der Raſen auf Bergrücken, wo er ohnedies ſchon dünn aufliegt, vollends zerſtört wird.

Wo die Schafalpen niederwärts an die Kuhalpen grenzen und mit dieſen den nämlichen Beſitzern gehören, weiden die Schafe noch eine Zeit lang auf den Kuhalpen, ſobald hier die Sennen abgefahren ſind, und tragen zur Schwächung des Graswuchſes von dieſen bei.

Die Schwächung des Graswuchſes auf den Kuhalpen dann iſt aus dem Grunde noch nicht ſo fühlbar geworden, weil auf den tiefern Bergrücken, wo noch jetzt der Waldwuchs reicher iſt, die Rothtannen ausgerottet wurden, wo nur irgend Hoffnung war, dadurch die Weiden zu vergrößern, ohne die Alp ganz von Holz zu entblößen, und dieſe theilweiſen Umwandlungen der Waldgründe in Weiden ſind auf vielen Alpen Urſache geweſen, daß, ungeachtet der geſchwächten Vegetation in den höhern Regionen, die Seyung noch nicht tiefer geſetzt werden mußte.

Wenn überhaupt nach den angeführten Thatſachen die Degradation der höhern Alpen, und beſonders die Schwächung ihrer Vegetation, nicht bezweifelt werden kann, ſo fragt es ſich, ob dieſe Schwächung in ſteter Progreſſion nun vorſchreite, oder ob ſie vielleicht in Folge kosmiſcher, auf eine Reihe von Jahren wirkender, dann aber vorübergehender Einflüſſe ſtatt finde.

Daß die Zertrümmerung der hohen Felſen der Alpen, wie jedes andern Hochgebirgs, vorſchreitend und in Folge von Urſachen geſchehe, die unter unſern Augen wirken, und daß der Einfluß dieſer Zertrümmerungen auf das Pflanzenleben nicht vorübergehend ſein könne, das liegt am Tage. Aber wird auch das Pflanzenleben auf jenen Höhen ſich wieder herſtellen, das, wo weder Gletſcher, noch Lawinen, noch Steinfälle hinreichen, doch ſo ſichtbar von den Alpen ſchwindet? Werden Jahre, wie die von 1818 und 1819, wenn ſie ſich noch öfter in dem begonnenen Jahrhundert wiederholen, wenn nie hingegen die Jahre von 1816 und 1817 wiederkehren; werden ſo günſtige Einflüſſe nicht die geſchwächte Lebenskraft der Pflanzen wieder herzuſtellen vermögen?

Ein verdienter Schriftſteller, dem wir die genauere Kenntniß der nordiſchen Natur verdanken, ſpricht von Erſcheinungen veränderten Klima's in Norwegen, ähnlich derjenigen, die

wir oben geſchildert haben. Bei Drontheim, in Helgeland, in Senjen iſt die Säezeit in der alten Leute Jugend gewöhnlich von der jetzigen um acht Tage, ja bis vierzehn Tage verſchieden. Bei Drontheim wurden ſonſt Früchte gewonnen; jetzt (1809) ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr. In Hardanger zeigt man an einigen Bergen des hohen Folgefonden kleine, anfangende Gletſcher, von denen vor mehrern Jahren keine Spur war, und jetzt vergrößern ſie ſich ſichtlich. Die Bergſpitzen am Tieleſund waren ſonſt alle Jahre ſchneeleer; nun ſeit vielen Jahren verlieren ſie den Schnee niemals mehr u. ſ. w.

Aber ſchon vor Jahrhunderten hatten ähnliche Erſcheinungen ſtatt, ohne daß die Erkältung des Klima angehalten. Unter Harald Graafelds Regierung im Jahr 960 lag der Schnee über das ganze Land Norwegen bis tief in den Sommer hinein, und in ganz Helgeland war an keine Aernte zu denken. Der Dichter Evind Skaldaſpiller ergoß ſich in Klagen über die veränderte Natur, da er in Mitte des Sommers aus ſeinem Hauſe den tiefen Schnee betrat. Doch es kehrten die guten Jahre zurück und die Aernten reiften wieder wie gewöhnlich u. ſ. w.

Auch in unſern Alpenthälern werden wieder Reihen milder Jahre auf die rauhen folgen, die nun vielleicht vorübergegangen ſind. Oft werden noch die Gletſcher ſich zurückziehen und hier und dort auf rauhen Gebirgsrücken wird der Raſen ſich wieder herſtellen, der unter ungewöhnlichen Schneelaſten verdarb; auch Bäume mögen auf tiefern Halden oder in geſchützten Thalgründen wieder üppiger wachſen, die nun ſeit langer Zeit nicht mehr gediehen. Aber wo nach Zerſtörung der ſchützenden Wälder die kältenden Winde oder der heftige Südwind herrſchen, wo die fruchtbare Erde von abſtürzenden Gewäſſern oder von Orkanen fortgeführt worden; wo kein Baumblatt und kein Pflanzenkörper mehr, in Fäulniß übergehend, die Pflanzenerde herſtellt, kein Same mehr reift, oder immer durch Windeswehen nach den Tiefen getragen wird; wo kein Baum mehr gedeihen will zum Schutze der geſchwächten Lebenskraft; wo immer häufiger die Schneelawinen niederſtürzen, mögen Jahrtauſende vorbeifließen, ehe auf dem alternden Gebirg der alte Frühling wiederkehrt.

Doch es iſt Zeit, die Schlüſſe, die ſich aus den angeführten Thatſachen und Betrachtungen zu ergeben ſcheinen, noch auszuheben und zu ordnen, ehe wir noch zum Schluſſe dieſer Darſtellung die Hilfsmittel berühren, die menſchlichen Kräften ſich noch darbieten mögen, um dieſen Zerſtörungen unſerer hohen Alpen Grenzen zu ſetzen.

1. Es iſt wenig Uebereinſtimmung in dem Vorrücken und dem Rückzug der einzelnen Gletſchermündungen in die tiefern Thäler.

2. Die Gletſcher wachſen nicht nur in Folge ſchneereicher Jahre und darauf folgender heißer Sommer; ſie wachſen auch in Folge der allmäligen Zertrümmerung ihrer Becken, und dieſe theilweiſen Zertrümmerungen ſind, nebſt der Unregelmäßigkeit der Schneeanhäufungen durch Lawinen, die Urſache der unregelmäßigen Gletſcherbewegungen.

3. Es iſt kein Beweis da, daß überhaupt die Gletſchermaſſen ſeit Jahrtauſenden auf den hohen Alpen ſich vermehrt haben; aber es iſt Thatſache, daß dieſe Gletſchermaſſen ſich tiefer

und weiter ausgebreitet haben. Dieſe Ausbreitung der Gletſcher aber beweiſet nichts für die Abnahme der Temperatur.

4. Es läßt ſich nicht beweiſen, daß die Schneelinie überhaupt an den hohen Alpen tiefer ziehe, als vor Jahrhunderten. Die Schneelinie kann in einem oder in wenigen Jahren an einzelnen Berghängen oder Gebirgszügen ſteigen, und zugleich kann hier die Vegetationsgrenze fallen. Die Schneelinie läßt ſich nicht allgemein beſtimmen; ſie ſteigt oder fällt durch Lokal-Einflüſſe.

5. Die Schneelawinen entſtehen nie auf Berghalden, die mit Wald bewachſen ſind; ſie ſind in den Regionen der Baumvegetation, im Verhältniß größerer Zerſtorung der Alpenwälder, häufiger und verderblicher geworden, beweiſen hier aber nichts für die Abnahme der Temperatur. Daß über der Vegetationsgrenze unſerer Pinusarten die Schneelawinen häufiger oder an Maſſe größer geworden, hat keine Wahrſcheinlichkeit für ſich.

6. Die Schwächung des Graswuchſes auf den hohen Alpen iſt Thatſache; der Raſen verſchwindet und nach ihm die fruchtbare Erde, ſelbſt da, wo weder Gletſcher, noch Lawinen oder Felstrümmer dieſe Schwächung verurſachen können. Sie iſt vorzüglich auf den Alpen eingetreten, die hoch über der Waldregion liegen.

7. Der Raſen verſchwindet vorzüglich da, wo nach ſchneereichen Wintern der Schnee im darauf folgenden Sommer nicht fortſchmelzt; aber er verſchwindet auch da, wo kältende Windſtrömungen oder auch das Wehen des Südwindes häufiger und heftiger wird.

8. Die Waldungen haben ſich vorzeiten überhaupt beträchtlich höher, als jetzt, am Alpengebirg hinaufgezogen, und ſelbſt im höchſten Saum der gegenwärtigen Waldgrenzen iſt die Abnahme der Vegetationskraft ſichtbar. Die Bäume werden hier nicht ſo groß, als ſie vormals geworden; aber es iſt kein Beweis da, daß die ehemalige höchſte Grenze der Wälder höher geſtanden, als jetzt noch ihre mögliche Grenze ſteht, wo Lokalumſtände das Fortkommen der Bäume begünſtigen.

9. Die Windſtrömungen ſind da heftiger, wo die Waldungen geſchwächt oder verſchwunden ſind, und dieſe Windſtrömungen und Windſtöße entführen die fruchtbare Erde, die von Raſen entblößt worden.

10. Es kann nicht bewieſen werden, daß die Temperatur der hohen Alpen niedriger, als vormals ſtehe, ſelbſt da nicht, wo die Vegetationskraft ſichtbar ſchwächer geworden. Es iſt eher anzunehmen, daß die häufigern und heftigern Winde auf den hohen Alpen nicht allein durch Erkältung nachtheilig auf die Pflanzen wirken, ſondern mehr noch durch Verflüchtigung des Humus und Entführung der Elemente der Pflanzennahrung, die in den unterſten Schichten des Luftkreiſes der Gebirge je weniger ſich anhäufen, je entblößter von Baumwuchs ſie ſich finden.

Die Hilfsmittel, der Verwilderung des Alpengebirgs und ſeiner lokalen Erkaltung entgegen zu wirken, beſchränken ſich auf Erhaltung und Herſtellung des Raſens der höchſten Alpenweiden und auf Erhaltung und Herſtellung der Alpenwälder. Ueber Beides iſt anderswo ſchon

ausführlicher geſprochen worden, und es wird hier nur ſo viel über dieſen Gegenſtand nachzutragen ſein, als der Zuſammenhang und die Ueberſicht der Darſtellung erfordert.

Die Wichtigkeit der Erhaltung des vorhandenen und die ſchnelle Herſtellung des zerſtörten Raſens auf den höchſten Alpen iſt deswegen von der höchſten Wichtigkeit, weil auf hohen Bergrücken und auf ſteilen Halden das Verſchwinden der Dammerde und aller fruchtbaren Erdſchichten, die Entſtehung mehrerer Lawinen und Erdbrüche, die Vermehrung der Steinfälle und gefährlicher Ueberſchwemmungen in den Thälern, ſo wie das Verſchwinden und die Abnahme der Alpenwälder häufig die unmittelbare oder entferntere Folge der Zerſtörung des Raſens iſt.

Würden die Samen derjenigen Alpenpflanzen, die in den höchſten Regionen ausdauern, in hinreichender Menge geſammelt und ohne Zeitverluſt da ausgeſäet, wo unter dem Schnee der Raſen verdorben, ſo würde in den mehrſten Fällen, wo die Abhänge nicht zu ſteil, dieſer hergeſtellt werden können. Wo der Raſen nicht durch den Schnee, ſondern durch rauhe Lüfte und Mangel an nährenden Beſtandtheilen der Luft und des Bodens, dünner wird und durch Lichenen verdrängt zu werden beginnt, da wird der Raſen durch Begießen mit Miſtjauche, oder durch Dünger, wo es ſein kann, leicht wieder belebt. Wenn nach verdorbenem Raſen auch die lockere, darunterliegende Erdſchicht verſchwunden, und nun nur zerbröckeltes, halbverwittertes Geſtein die Felſen bedeckt, ſo wachſen auf dieſem leicht die beiden köſtlichſten Alpenkräuter, das Adelgras und die Mutteren, auf den rauheſten und wildeſten Halden, unweit der Schneeregion, genügſam, wenn der magere Grund nicht zu dürr bleibt und durch ſinterndes Quell- oder Schneewaſſer befeuchtet wird. Aber ſowohl die Saaten der Alpenkräuter, als das Düngen des ausſterbenden Raſens ſetzt Fortſchritte in der Kultur der Alpen voraus, die einſtweilen noch zu den frommen Wünſchen gehoren. Wo im Taglohn die Samen der Alpenkräuter zu jenem Zweck geſammelt werden müßten, würden freilich die Verbeſſerungen zu koſtbar; aber wie leicht ernährt der Senn nicht ſeine Kinder auf den Alpen; wie leicht könnten nicht die Samen durch dieſe Kinder eingeſammelt werden! in unſern Gebirgsgegenden um ſo eher, wo der Mangel zweckgemäßer Gegenſtände der Induſtrie ſehr oft für Entſchuldigung der Trägheit dient. Das Düngen der höchſten Alpregionen, wo der Raſen zu verderben beginnt, hat größere Schwierigkeiten in der Abweſenheit oder in der Entfernung der Stallungen.

Der Emir Fakr-el-din pflanzte jenſeits Barut in Syrien einen Pignolenwald, in der Abſicht, das Klima dieſer Stadt zu verbeſſern.

Wir ſind, ſcheint es, im vaterländiſchen Gebirg von der Kenntniß des höhern Zieles der Forſtwirthſchaft noch weiter zurück, als dieſer Türke war; denn zu ähnlichem Zweck iſt auf den hohen Alpen ſeit Jahrhunderten noch kein Wald gepflanzt, aber Hunderte von Wäldern, die zur Verbeſſerung des Klima unſrer Alpweiden dienten, ſind zerſtört worden. Ueberhaupt ſcheint von dieſer Seite die Waldkultur in der Schweiz noch zu wenig beachtet worden zu ſein. Keine Alp und kein Thal unſers Hochgebirgs, und ſelbſt kein größerer Bauernhof in den tiefern

Thälern iſt, deſſen Kultur und Erzeugniſſe nicht gewinnen müßten, wenn auf der Seite und auf dem Standort Wälder oder Bäume angezogen würden, die den der Vegetation ungünſtigſten Winden entgegenſtehen. In Gebirgsländern, wo gewöhnlich die niedrigen Holzpreiſe keinen Waldbau lohnen, wäre es beſonders von Wichtigkeit, wenn die Betriebſamkeit des Landmanns für jene ſo wichtige Beſtimmung erregt werden könnte; für ein Land, deſſen ökonomiſches Beſtehen auf der Viehzucht beruht, wird auch der Waldbau, ſelbſt ohne die großen Zwecke der Klimatiſirung und der Erzeugung des Brenn- und Baumaterials, von größerer Wichtigkeit, weil, wo mit Auswahl Bäume gepflanzt werden, der vermehrte Futter- und Streuertrag durch den Gewinn der Blätter den Vortheil elender Weiden aufwiegt, und Baumpflanzungen in gewiſſem Maaſe auf Berghalden, die den rauhen Lüften oder zu großer Sonnenhitze ausgeſetzt ſind, die Weide oft verbeſſern. Für unſern Brenn- und Bauholzbedarf haben wir überhaupt noch Bäume genug im Alpengebirg, wenn die Kunſt des Holzſparens hier allgemeiner ausgeübt wird; aber ſie ſtehen nicht da, wo ſie ſtehen ſollten, und unſre Alpenwälder beſtehen nicht aus denjenigen Baumarten, die uns den größten Vortheil bringen würden. Freilich wird die Pflege und Herſtellung des Raſens auf den hohen Alpen, und die Pflege und Herſtellung der Alpenwälder ſehr durch die Schwierigkeit beſchränkt, den Raſen von Zeit zu Zeit, die jungen Wälder ſo lange vor der Weide ſicher zu ſtellen, bis ſie dem Zahn der Heerden entwachſen ſind; und die Nothwendigkeit der Einfriſtungen fällt mit ihrer Schwierigkeit zugleich in die Augen. Allein auf den höchſten Alpen ſind nur Schafe dem Raſen gefährlich, und nur da, wo Mangel an Weide iſt oder dieſe Thiere in Uebermaas auf die Weiden getrieben werden. Dies aber iſt auf unſern Schafalpen ſelten der Fall, und ohnehin wird, wo die Schafalpen hoch über der Waldregion liegen und nicht etwa trockne Mauern zum Schutz einzelner Weidebezirke errichtet werden können, das Nachdenken über die Einfriſtungen überflüſſig.

Was von der Nothwendigkeit der Erhaltung des Raſens geſagt iſt, ſteht nicht im Widerſpruch mit der Darſtellung der Vortheile des Aufbruchs. Auf ſteilen Halden ſoll der Raſen nie aufgebrochen werden, auf weniger ſteilen oder auf abgerundeten Gebirgsrücken, oder Verflächungen iſt aber oft der Aufbruch des übriggebliebenen Raſens das Beding ſeiner Herſtellung, wenn ſogleich nach dem Aufbruch gedüngt und Gräſer- und Kräuterſamen auf die entblößte Erde geſtreut werden können.

Der Mangel dieſer Samen, die auf offenen Weiden immer vor der Reife abgeweidet werden, iſt vorzüglich mitwirkende Urſache der Verſchlimmerung vieler rauhen Alpen und der Folgen geweſen, die gewöhnlich aus der Zerſtörung des Raſens entſtehen.

Wichtiger werden die Einfriſtungen für die Erhaltung und Herſtellung der Alpenwälder. Auf der Möglichkeit dieſer Einfriſtungen auf den Alpen beruht überhaupt nicht nur jene Erhaltung; es beruht auf ihr die Möglichkeit der Verbeſſerung der Alpenwirthſchaft, des ökonomiſchen und alſo auch des ſittlichen Beſtehens der Alpenbewohner, und ſie iſt das erſte Beding, ohne welches nie der Verwilderung und Erkältung der Alpen da, wo ſie wirklich ſtatt findet, einige

Grenzen geſetzt werden können. Die Vermehrung von todten Zäunungen auf den Alpen aber würde die alten Wälder zerſtören, um junge mit vermehrten Schwierigkeiten zu erziehen; alle Verſuche, die zum Ziel haben, für Errichtung der Lebhäge auf dem Hochgebirg die paſſendſten Holzarten aufzufinden, ſind demnach von der höchſten Gemeinnützigkeit.

Wo die Alpweiden mit Bruchſtücken der Felſen bedeckt ſind, werden trockene Mauern oft andere Einfriſtungen entbehrlich machen und, wie dieſe, den Luftzug brechen, der nachtheilig auf den Graswuchs wirkt.

Die weſentlichſten und einfachſten Regeln der Forſtwiſſenſchaft, die in unſerm Gebirg noch überall auſſer Acht gelaſſen ſind, und deren Anwendbarkeit und Nutzen dem ſchlichteſten Hirten begreiflich gemacht werden könnte, würden in folgenden beſtehen:

1. Die oberſten Säume aller Alpenwälder und alle über den Waldgrenzen ſtehenden vereinzelten alten Bäume mit dem Hau zu verſchonen.

2. Wenn von Alter abgeſtorbene, ſchadhafte oder noch geſunde Bäume in den höhern Regionen oder auf ſteilen Halden tieferer Alpen für Bauten gefällt werden müſſen, die Stämme ſo hoch zu hauen, daß der bleibende Stock noch einige Fuß Höhe behalte, damit unter deſſen Schutz wieder Bäume geſäet oder gepflanzt werden können und der Schnee auf ſteilen Halden durch dieſe Stöcke Halt gewinne, bis die jungen Bäume wieder herangewachſen ſind.

3. Unter dem Schutz der höchſten, vereinzelt ſtehenden Schirmtannen, oder Arven, junge Arven da zu pflanzen oder zu ſäen, wo ſie von dem alten Stamme gegen die heftigſten Winde geſichert ſind, die kleinen Pflanzungen oder Saaten aber durch kurze, in den Boden geſchlagene Pfähle von ſtarken Tannenzweigen vor dem Zertreten des Viehes zu ſichern.

4. Die Vermehrung der Arven möglichſt zu befördern, da dieſer Baum den Windſtürmen am beſten widerſteht, die Windzüge am beſten bricht, höher am Gebirge, als jeder andere Baum, wächſt, und nie oder ſelten von dem Vieh benagt wird.

5. Auf ſteilen Halden der höchſten Bergregionen, wo ohne Gefahr die Kühe nicht weiden und Schneelawinen losgleiten könnten, die Alpenerle und den Girmſch auf Schattenſeiten, den Alpenwachholder auf Sonnſeiten durch Saaten zu vermehren, und dann, wenn dieſe Halden nicht über ſechstauſend Fuß hoch ſind, unter dem Schutze dieſer Geſträuche auf Schattenſeiten die Arve, auf Sonnſeiten die Lerchtanne durch Saat oder Pflanzung anzuziehen.

6. Durch Pflanzung der Arven, Lerchen- und Rothtannen in doppelten Reihen und durch Vervielfältigung der Lebhäge oder trocknen Mauern hohen Alpen einen künſtlichen Schutz gegen die Winde, beſonders gegen die Nord- und Weſtſeiten, zu verſchaffen.

7. Keinen Alpenwald kahl abzuhauen, vor Allem aus immer die Säume ſtehen zu laſſen, und im Innern des Waldes, wenn derſelbe auf Halden liegt, allen Holzwuchs auf Felsvorſprüngen und Felsgräten, die die Fläche herabziehend unterbrechen, mit dem Hau zu verſchonen.

8. Auf jeder Alp Saatſchulen für die paſſendſten Holzarten zur Erziehung von Pflänzlingen anzulegen.

Die Lebhäge und die Baumpflanzungen, die nicht eingefriſtet werden können, werden in den erſten Jahren der Anlage immer dem Zahn des Viehes ausgeſetzt ſein und leicht dadurch verderben. Am ſicherſten ſchützt ſie dann das fleißige Beſpritzen mit gegohrner Jauche, die aus den Stallungen gefloſſen. Nach den erſten Jahren werden die Setzſtangen der Lebhäge und die Pflänzlinge hinreichend Wurzeln getrieben haben, um ſpäter ohne Lebensgefahr Beſchädigungen von dem weidenden Vieh auszudauern.

Es iſt offenbar, daß alle Vorkehrungen, die vorgeſchlagen wurden, der Verwilderung der hohen Alpen Grenzen zu ſetzen, nur von langſamer Wirkſamkeit ſein werden; daß ſie in der Gemeinweidigkeit vieler Alpen große Hinderniſſe finden müſſen; daß ſie von keinen Behörden durch zwingende Maasregeln durchgeſetzt werden können, und daß, da ſie gegen Trägheit und Vorurtheile verſtoßen und dem Eigennutz ſelten in kurzen Zeiträumen zuſagen, nur erſt dann allgemein anwendbar ſein werden, wenn d e r Sinn im Gebirg herrſchend wird, der in der Liebe für das Geſammtwohl die Kraft und Luſt für eigene kleine Entbehrungen findet. Die Waldungen beſonders werden immerfort noch von den Hirten aus Unverſtand und in fühlloſer Selbſtſucht da zerſtört werden, wo ihre Erhaltung auch nur die kleinſte Beſchränkung der Weide fordert, die heute Genuß gibt, während jede Verordnung und jede Aufforderung für die Walderhaltung, für den Waldbau und für die Baumkultur, die erſt in entfernterer Zeit Vortheil verſprechen, dem Alpenbewohner läſtig ſcheint.

Hier möge am Schluſſe der Abhandlung über die Gebirgsverwilderung billig ein Wort über den Mangel des gemeinnützigen Sinnes und über die Induſtrieloſigkeit einiger Hirtenvölker Platz finden, da dieſe Mängel in vielen Punkten zu der Verwilderung des Gebirgs im Verhältniß der Urſache zu der Wirkung ſtehen. Thatſachen werden auch hier am ſchicklichſten zur Einleitung dienen.

Unweit dem B r i e n z e r ſ e e, auf einer Schutthalde von einem Bergfall der Vorzeit her, hatte vor etwa zwanzig Jahren einer der ſchönſten Buchwälder geſtanden, deſſen Eigenthum dem Staat, das Benutzungsrecht der Gemeinde am Fuß des Berghangs gehörte. Der Wald wurde in der Beſorgniß, ihn für den Staatsbedarf fällen zu ſehen, von der Gemeinde kahl niedergehauen und nach und nach der entblößte ſteile Abhang zur Schaf- und Ziegenweide beſtimmt. Der erſte Verſuch von Waldkulturen, der je in dieſem Gebirg gemacht worden, wurde nun hier von dem Forſtamt vorgenommen und den Gemeindsgenoſſen in freundlichen Vorſtellungen der Zweck der Anlage und ihre künftigen Vortheile auseinandergeſetzt. Unten an dem Berghange wurden Kaſtanien, höher Eſchen und Ahornen, noch höher Lerchtannen, und in den oberſten Bezirken Arven ausgeſäet. Kaum war die Saat vollendet, der Aufſeher und die Arbeiter fern, ſo zog die Dorfjugend den Saaten zu und holte ſich jubelnd, nicht ohne Beifalllächeln der Erwachſenen, die Kaſtanien- und Arvenſamen zur Speiſe aus der Erde . . . . Die Ahornen gingen grünend wie ein Kleefeld auf und dienten bald den Ziegen- und Schafheerden der Gemeinde zur Fütterung. Von vielen tauſend Stämmchen iſt keines übrig geblieben. Die

Eſchen hatten das nämliche Schickſal; nur die Lerchtannen haben das Nagen überſtanden und wachſen nun endlich, da ſie dem Zahn der Ziegen entronnen, zum Erſtaunen der alten und jungen Gemeindsbewohner, üppig in die Höhe.

Im Wangwald, der über Brienz das große Dorf vor Lawinen ſchützt, und ſeit Jahrhunderten den Bewohnern heilig, aber durch Alter, Windſtürme und Beweidung gänzlich in Abgang gerathen iſt, wurden Saaten von Lerchtannen auf den Blößen unternommen, die ſich im Walde befinden. Da, der geheiligten Beſtimmung des Waldes ungeachtet, die Dorfbewohner immer ihre Ziegen dahin zur Weide trieben, ſo wurde die Ausſaat ſorgfältig eingezäunt und der Wald, zu noch größerer Vorſorge, mit dem Weidbann belegt. Die Lerchtannen gingen hoffnungsvoll auf; aber das im Einſchlag nun bald üppiger wachſende Gras war zu große Lockung. Die Zäunung wurde jedes Jahr wieder niedergeriſſen, ſo oft ſie hergeſtellt war; der Wald, wie zuvor, mit Ziegen betrieben, die Lerchtannen verdorben. Nie iſt ein Weidfrevel dem Richter angezeigt worden.

Der nutzbarſte Baum des Alpengebirgs, der wichtigſte, abgeſehen auch von Holz und Früchten, iſt ohne Zweifel die Arve. Ueberall ſind Spuren, daß dieſer Baum auf dem Gebirg zwiſchen Bern und Wallis in vorigen Zeiten häufig geweſen und große Wälder gebildet habe. Noch jetzt ſtehen auf den Oberhasliſchen und Grindelwaldiſchen Gebirgen in Höhen von ſechstauſend Fuß Arven, die vier Fuß im Durchmeſſer halten und vielleicht tauſend Jahre zählen. Kein Hirte des Hochgebirgs iſt, bei dem dieſer ſo ſeltene und zugleich ſo nützliche Baum nicht in hoher Achtung ſtünde, und doch iſt dem Verfaſſer, ungeachtet beſtändigen Nachforſchens, kein Beiſpiel bekannt geworden, daß jemals ein Landmann des Hochgebirgs dieſen Baum durch Saat zu vermehren geſucht hätte.

Was das Schickſal der erſten im Gebirg unternommenen Arvenſaat geweſen, iſt oben erzählt worden. Auf dem Grindelwaldiſchen Gebirg wurde der zweite Saatverſuch gemacht, in mehrerer Hoffnung des Gedeihens, da jeder Hirt hier dieſen Baum ſchätzt und Sorgfalt für die Saat erwartet wurde. Eine Blöße in Mitte der Zrammen-Alpenwaldungen wurde mit Arven und Lerchtannen, unter Aufſicht der obrigkeitlichen Bannwarte, angeſäet und ſorgfältig eingezäunt. Die obrigkeitlichen Förſter oder Bannwarte hatten ungläubig bei der Saat den Kopf geſchüttelt und mit einiger Zuverſicht behauptet, daß die Arve nicht durch Samen fortgepflanzt werden könne. Ein Jahr hernach wurde dem Beamten, der die Saat befohlen, triumphirend angezeigt, daß kein einziges Korn, weder von Arven, noch von Lerchtannen, aufgegangen ſei. Demungeachtet wurde die Erhaltung der Einfriſtung befohlen, in dem unangenehmen Gefühl vereitelter Hoffnung aber und in der Beſorgniß, der Unwiſſenheit gegenüber verſpottet zu ſtehen, etwas kleinmüthig die Beſichtigung der mißglückten Saat verabſäumt. Zwei Jahre hernach wurde, als eine Reiſe ins Gebirg zufällig dahin geführt hatte, der Saatplatz unterſucht. Die Einfriſtung fand ſich zerriſſen auf der Erde zerſtreut, eine Menge Lerchtannen, die aufgegangen waren, verkrüppelt durch den Zahn des Viehes, und die jungen Arven von den Klauen der Kühe in

den Boden geſtampft; das Mehrſte verdorben. — Zum dritten Mal wurde die Arvenſaat verſucht, aber zu dieſem Zweck ein Stück einer Voralp von dem Eigenthümer gepachtet, und das Verſprechen gegeben, bei ſorgfältiger Hut der Arvenſaat und fleißigem Unterhalt der Zäunung jährlich dem Eigenthümer und ſeinen Kindern Belohnungen zu geben. Die Arven ſind gut aufgegangen, werden ſorgfältig gepflegt und nach einigen Jahren den Landleuten zum Verpflanzen ausgetheilt werden.

Von der Lerchtanne, die auf einigen hohen Alpen noch höher, als auf andern die Arve vorkommt, und durch Ausdauer gegen Stürme und Lawinen und durch große Nutzbarkeit des Holzes und der Rinde ſich empfiehlt, iſt Aehnliches wie von der Arve zu bemerken. Die Eſche und die Ulme (Fraxinus excelsior und Ulmus campestris), ſo wichtig durch die Blätterbenutzung für die Fütterung des Viehes, ſind eben ſo wenig jemals, als die Arve, weder durch Saat, noch durch Pflanzung auf den hohen Alpen, von denen hier die Rede iſt, vermehrt worden.

Nach einſtimmigem Zeugniß der Hirten übertrifft kein Futterkraut der Alpen die Mutteren, das Adelgras, die Romeyen und den Thaumantel (Phellandrium mutellina, Plantago alpina, Poa alpina vivipara, Alchemilla vulgaris) an Nutzbarkeit auf hohen Alpenweiden. Dieſe Kräuter, beſonders die Mutteren und das Adelgras, haben, wie oben bemerkt, den großen Vortheil, auf Bergrücken, von denen nach Zerſtörung des Raſens die beſſere Erdſchicht verſchwunden, in lauter Steingerieſel, das der Sonne nicht zu ſehr ausgeſetzt iſt, zu wachſen. Nie aber hat auf den hohen Alpen, von denen hier die Rede iſt, ein Landmann oder Hirt verſucht, dieſe oder andere koſtbare Weidepflanzen künſtlich zu vermehren.

Es wird unnöthig ſein, die Zahl dieſer Thatſachen durch mehrere Beiſpiele zu vermehren, und die Folgerungen, die ſich daraus ergeben, umſtändlicher auseinander zu ſetzen.

Die Ueberzeugung geht vorzüglich aus jenen Thatſachen und aus der Betrachtung der Kultur unſers Hochgebirgs und der Bildungsſtufe ſeiner Bewohner hervor: daß Verordnungen der Regierungen nicht hinreichen können, bei dieſen Hirtenvölkern den Geiſt der Gemeinnützigkeit zu ſchaffen, der nur von früher Jugend her durch Beiſpiel und Erziehung wieder geweckt werden kann. Dieſer Geiſt, deſſen Verluſt wir beklagen, hat in frühern Zeiten die Gebirgsvölker beſeelt; denn die Liebe des Vaterlandes iſt eins mit ihm, da ſie auf der Kraft des Entbehrens zum Vortheil des gemeinen Wohls beruht und jener Geiſt und dieſe Liebe gleich im Eigennutze untergeht.

Die Geſchichte dieſer Völker iſt in ihrem Beginnen ſeinen Katarakten ähnlich geweſen. Die Begeiſterung für die Freiheit hat ſie erhoben, als rings um ſeine Felſen die Nachbarvölker in Knechtſchaft erniedrigt lagen. Bedürfniſſe hatten ſie wenig; die Berge gaben mehr als jetzt und mehr als ſie bedurften; geringer war die Bevölkerung, die Länderei weniger zerſtückelt; die fremde Sitte, der fremde Dienſt, die fremden Gelder, die Sklaverei des Luxus, die zuerſt die Hauptſtädte erniedrigt, waren noch nicht in dieſe Thäler gedrungen. Aber der Strom der glänzenden Geſchichte ging bald in ſtillen Fluthen, und bald in regungsloſem, ſtockendem Gewäſſer

unter, auf dem im ſchweren Gang von zwei Jahrhunderten nur Wellen ſchlugen, wenn der Nachbar Goldklumpen hineinwarf oder von Rom her der Sirokko darüber wehte. Begeiſterung für gemeines Wohl wurde nach und nach gefährlich; die Selbſtſucht herrſchend; einheimiſch die Trägheit.

Wie ſehr haben nun ſeither mit der Bevölkerung und mit den neuen Sitten die Bedürfniſſe ſich vermehrt, wie ſehr durch Handelsdruck und durch die Zerſtückelung der Ländereien die Hilfsmittel ſich vermindert! Keine Begeiſterung hebt mehr, wie in jenen Zeiten, und erweitert des Volkes Leben und Thätigkeit und in der wachſenden Armuth verderben die edeln Triebe. Die Bewegungen der Völker rings um unſere Felſeninſel haben uns kaum berührt; ihre Kämpfe haben ihnen Uebung, neue Lebenskraft und Selbſtgefühl, uns vielleicht den alten Schlummer wiedergebracht, der bei äuſſerm Frieden nur die größere Regſamkeit des innern Lebens in Kunſt und Wiſſenſchaft und in dem Anbau unſers Landes mit ſeinen böſen Folgen zu entfernen vermag.

Wie oft iſt der Mangel an Induſtrie und Thätigkeit im vaterländiſchen Gebirg beklagt worden! Was aber iſt Induſtrie, als Bildung durch Kenntniſſe, Künſte und Fertigkeiten in Thätigkeit auf Mittel des Erwerbs gerichtet? Wie können wir Induſtrie bei Völkerſchaften zu erwecken hoffen, wo jene Bildung nicht vorhergegangen? wo dieſer beklagenswerthe, der Schweiz unwürdige Zuſtand der Volksſchulen ſeit Jahrhunderten unverbeſſert fortbeſteht?

Kein heller, für das Gute reger Sinn des Regenten erſetzt den Mangel jener Bildung bei dem Volke. Jede, auch die weiſeſte Verwaltung ſteht ſchwankend auf die Spitze geſtellt und ſchwach gegen den Andrang der Zeiten, wo ſie nicht auf der Bildung und auf der Liebe zum gemeinen Wohl als breiter Unterlage ruht; und wenn auch ein Volk an den Gehorſam gewöhnt werden könnte, der aus der Furcht, nicht aus der Einſicht, hervorgeht, an die Ruhe, die nicht Gleichgewicht, ſondern Abweſenheit der Kräfte iſt: es würde dieſes Volk die Empfänglichkeit für das Gute und die Fähigkeit der Begeiſterung verlieren, ohne die es früher oder ſpäter ruhm- und achtungslos zu Grunde geht.

Jede Zeit hat ihren guten Geiſt, der in ſtufenweiſen Entwickelungen das menſchliche Geſchlecht dem fernen Ziele näher führt. Auch wir wollen den Geiſt unſrer Zeit ſegnen, der durch den Druck vergangener Jahre den Wunſch geſetzmäßiger Freiheit und das Licht der Wiſſenſchaften uns gebracht, die, indem ſie der Selbſtſucht entgegenwirken, die Liebe des Vaterlandes zeugen und ernähren, die über Alles uns Bedürfniß iſt, die allein dieſes zertrümmerte Gebirg unter dieſen Gletſchern und Lawinen uns theuer und heilig machen kann.

Unſere Geſchichtſchreiber haben geſprochen; Peſtalozzi hat unter uns gelebt; die Armenſchule in Hofwyl ſteht unter unſern Augen gegründet ......

Mit ſtillen Wünſchen ſchließt der Verfaſſer.

Inhaltsverzeichniß
vom dritten Jahrgang
der Ueberlieferungen zur Geſchichte unſrer Zeit.

I. Zur Geſchichte Europa's.

1. Im Allgemeinen.

Seite

Bibliographiſche Anekdoten. 47 56 143 240

Europa's Handelsſtellung gegen England und die andern Welttheile. — Deutſchland, deſſen Handelsverein — Webers Andeutungen. — Verarmen der Schweiz. 137

Amtliches Referat über ein neu aufzuſtellendes Geſetz gegen die Preßvergehen. 153

Die Verkäuflichkeit und Erblichkeit der Staatsämter vormals, beſonders in Frankreich, mit Rückblicken auf unſere Zeiten. 498

2. Im Beſondern.

Deutſchland.

Von und über Görres Schrift: Deutſchland und die Revolution. 10

Die Bürgerſchaft von Bremen über Preßfreiheit. 334

Die Hinrichtung Sands. 339

Das Fürſtenthum Liechtenſtein ſtatiſtiſch beſchrieben. 383

Anſchaffung der von Sieber aus Aegypten mitgebrachten Mumien und Sarkophage. — Die Hieroglyphen-Vögel. 386

Schreiben des Hrn. L. van Eß an den Hrn. Biſchof von Chur. 430

Frankreich.

Die Irrenanſtalten. — Die Lehrbücher der Jeſuiten. — Die Prozeſſion am Himmelfahrtstage in Paris. — Der Abbé de la Mennais. — Die griechiſche Kolonie in Korſika. — Ueberſicht des franzöſiſchen Weinbaues. — Minderbekannte Züge aus dem Leben des Abbé de l'Epée. — Konſumtion der Kartoffeln in Paris. 27

Napoleon Buonaparte, nach ſeiner Wiederkehr von Elba, als Menſch und im häuslichen Leben dargeſtellt. 241

Entwickelung und gegenſeitiges Verhältniß der miniſteriellen und der Oppoſitions-Partei. — Erinnerungen an den National-Konvent. — Aufſchlüſſe über den achtzehnten Fructidor. 364

Der franzöſiſche Klerus; Verhältniſſe mit Rom; Proviſorium; Jeſuiten und Miſſionarien 421

Der Herzog von Berry. 451

Stand der Parteien im Sommer 1820. Die Sitzungen der geſetzgebenden Kammern ſeit 1814. — Was hätte geſchehen ſollen. — Die Sicherheit und die Gefahren der Dynaſtie. 458

Großbritannien.

Schreiben des Hrn. Joſeph Wolf zur Rechtfertigung ſeines Uebertritts von der katholiſchen zur evangeliſchen Kirche. — Schreiben des Hrn. Kardinal Litta an denſelben. 69

Das Schickſal der Armenſtiftungen in England. 130

Von den Urſachen und Wirkungen der Volksbewegungen in England. 193

Die ſtaatsthümlichen Verhältniſſe des britiſchen Kriegsheeres. 485

Holland.

Bemerkungen über Holland. 539

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Italien.

Allgemeine Bemerkungen. — Die Orazione ritrovata nel S. Sepolcro di nostro Signor. 91

Die neue Sternwarte zu Marlia, im Herzogth. Lucca. Geſchichte u. Schickſale der Sternkunde. 118

Ueber den neuen Homer, gefunden in der Ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand und herausgegeben von Angelo Maio. 145

Die Schickſale des Malers Salathe unter den Räuberbanden in den Apenninen, von ihm ſelbſt erzählt. 176

Ueber Größe und Untergang des Freiſtaats Venedig. 293 341

Rußland.

Bruchſtück eines Privatſchreibens aus St. Petersburg vom 5 Februar 1820. 387

Schweiz.

Beiträge zur Geſchichte des großen Bernhardsberges, der allgemeinen ſchweizeriſchen Geſellſchaft der Naturforſcher mitgetheilt vom Prior des Hoſpitiums auf dem genannten Berge, dem Pater Biſela. 17

Landwirthſchaftliche Armenſchule im Kanton Zürich 215

Iſt es wahr, daß die hohen ſchweizeriſchen Alpen ſeit einer Reihe von Jahren rauher und kälter geworden ſind? 505

Denkſchrift über die Verhaftung der jungen Schweizer zu Wien im Jahre 1819. 533

Spanien.

Eines deutſchen Wanderers Blätter von den Südoſtküſten Spaniens, geſchrieben im Spätjahr 1819. 49

Zuſtand der Religion und der Wiſſenſchaften im Jahr 1819. 223 326

Bruchſtücke aus Briefen über Spanien und die große Staatsveränderung dieſes Landes, geſchrieben im Sommer 1820. 369

Türkei.

Parga und ſeine Bewohner, von Deboſſet, britt. Kommandanten von Parga. 97 477

II. Zur Geſchichte Aſiens.

Der gelehrte Bramine Rammohon-Roe in Calcutta, der Stifter einer neuen Religionsſekte unter den Hindoos. 3

Bruchſtücke aus einem Privatſchreiben vom 20 Sept. 1819 aus Java. — Deutſche in Java. — Unruhiger Geiſt der zinsbaren Nationen. — Anekdoten vom Kaiſer in Java. 189

Die Stadt Theheran und ihre Umgebungen. 233

III. Zur Geſchichte Amerika's.

Schauderhaftes Schickſal mehrerer nach Amerika ausgewanderter Deutſchen. 44

Schreiben eines Amerika-Wanderers. 439

IV. Zur Geſchichte Afrika's.

Das Tagebuch der Reiſe des britiſchen Oberſtlieutenants Fitz Clarence durch Indien und Aegypten in den Jahren 1816 und 1817. 75 111

Digitized by Google

Inhalt.

Denkſchrift über die Verhaftung der jungen Schweizer zu Wien im Jahre 1819. S. 533
Bemerkungen über Holland. — 539
Iſt es wahr, daß die hohen ſchweizeriſchen Alpen ſeit einer Reihe von Jahren rauher und kälter geworden ſind? (Schluß.) — 574

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint monatlich ein Heft, jedesmal ſechs bis ſieben Bogen ſtark, nebſt einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang beſteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht beſonders erlaſſen werden, ſondern das Abonnement iſt für einen ganzen Jahrgang feſtgeſetzt; dafür iſt der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheiniſch, und in Norddeutſchland franko Leipzig 7 Rthlr. ſächſiſch. — Jede gute Buchhandlung in Deutſchland und in der Schweiz, ſo wie alle Poſtämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Beſtellungen darauf an; die Verſendungen der Hefte geſchehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und literariſche Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinſte Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreiſes dieſer Zeitſchrift. Beiträge für dieſelbe können unter der Adreſſe des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Poſt eingeſandt werden; in weiterer Entfernung können ſolche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an Herrn David Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Chriſtian Wilhelm Vogel mit einem beſondern Couvert verſehen und mit der Bemerkung: zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen, abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Verſendungen an mich abgehen, wo ſolche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Bei H. R. Sauerländer in Aarau erſcheinen auch im Jahr 1821 folgende Journale und Zeitſchriften:

Erheiterungen. Herausgegeben von H. Zſchokke. Eilfter Jahrgang. 8. 8 fl. 15 kr. oder 4 Thlr. 20 gr.

Ueberlieferungen zur Geſchichte unſerer Zeit; geſammelt von H. Zſchokke. Fünfter Jahrg. gr. 4. 12 fl. oder 7 Thlr.

Schweizerbote, der aufrichtige und wohlerfahrne. Achtzehnter Jahrg. 1820. 4. 2 fl. 45 kr. oder 1 Thlr. 16 gr.

Aarauer Zeitung. Achter Jahrgang. gr. 4. 8 fl. 15 kr. oder 4 Thlr. 20 gr.

Digitized by Google

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z170672401
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google